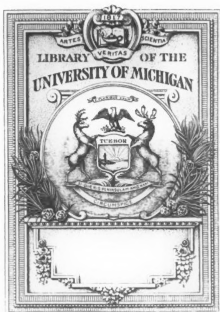
Die Zukunft


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Siebenundfünfzigster Band.

Berlin.

Verlag der Zukunft.

1906.

Inhalt.

Berlin, den 6. Oktober 1906.

Moritz und Rina.

Kressin, Jom Hakippurim 1906.

Moritzleben!

Wie wärs, wenn wir Juden würden und das Königreich wieder aufs Tapet brächten? Deine Nummer. Damit bin ich aufgewachsen und grau geworden. Hasts zehntausendmal citirt (obwohl sonst Carlo Moor Deine Leibrolle) und nie den Zusatz vergessen, daß es gleich danach hundsgemein werde. Avis à la lectrice oder Schlänglein im Grase? Mit der Möglichkeit, hienieden könnten Frauen wandeln, die von Natur anständig sind, rechnen gewisse Leute ja nicht; selbst wenn leibhaftige Beispiele vor Augen. Schließlich Lottens Sache; mir ist Ehrgeiz gründlich abgewöhnt. Aber wie denken Euer Liebden jetzt über das Spiegelbergprogramm? Zeitgemäß, scheint mir. Dir wohl schon lange. Hast Dich vom wilden Antisemiten, dessen rabbia (der arme Moische!) die Schwester zügeln mußte, so sacht ja zum Judenpatronatsherrn entwickelt. „Mit den Jahren wird man klüger, mein Engel!" Natürlich. Jedenfalls schlauer. Römer 12, 11: Schicket Euch in die Zeit! Kannst Dich, comme l'autre, auf die Schrift berufen. Und hältst in jedem Tempo Schritt. Rasch genug gehts. Vor 'nem Jahr bekam die Ozeanleuchte in Israel die Brillanten zur Zweiten Klasse, vor 'nem halben wurden zwei Auserwählte geadelt; und jetzt haben wir die jüdische Excellenz. Söhnchen aus Dessau war Baron? Stimmt. Blieb aber Hofjude, Kammerknecht, wurde nie seriös genommen (und ahnte sicher nicht, bis zu welcher Höhe seine Millionen es bringen würden). Heute ists anders. Retter aus allen Nöthen. Unsereins versteht nichts; ist altmodisch, unbrauchbares Gerümpel. Licht und Heil aus dem Orient. Die schwarzen Herren müssen uns zeigen, wie man regirt. Und kein Junker wagt, den Schnabel zu wetzen. Seit ichs las, muß

ich immer denken, wie mir zu Muth wäre, wenn ich den Jungen nicht damals von der Idee abgebracht hätte, sich für Südwest zu melden. Im besten Fall hätte ers drüben sechs Monate ausgehalten; und säße jetzt vielleicht in Eurer muffigen Wilhelmstraße, müßte vor dem Kind Israels die Hacken zusammennehmen und ihm „ganz gehorsamst" rapportiren. „Warum denn nicht? Einem Pfiffikus, der was gelernt und geleistet hat, mache ich lieber Honneur als Einem, der nur manierlich und bei der Ahnenparade Flügelmann ist." Witterst wohl, daß Dein hochmoderner Schwager das Wort hat. Dem behagts. Wasser auf seine Mühle. So mußte es kommen. Immer vorausgesagt. Wechselnder Mond. Neue Bedürfnisse nicht mit alten Mitteln zu befriedigen. Meinst, ich antworte? Fehlte noch. Ja: wenn er heftig würde. Hütet sich aber. Markirt das Lämmlein. Zergeht auf der Zunge. Kein Angriffspunkt. Sogar beim Abendfläschchen beinahe mäßig. Der kalte Regen, den wir, viel zu früh, Wochen lang hatten, konnte einen Fridolin in Rage bringen. Ihn nicht. Konservirt uns das Grün, säuselte er. Zeigt mir jetzt mit innigem Blick jede späte Rose. Steht gerührt vor den Georginen. Birscht nach Raupen. Trällert mit den Mätzen. Gemüthvoll. Draußen und drin. Die Greisin erhält Unterricht. Väterlichen. Alles wird ihr hübsch erklärt. Wie einem Guckindiewelt. Selbst das Alte Testament muß herhalten. Einzige Frage der schlohweißen Schülerin: Wie wärs, wenn wir Juden würden? Mildes Lächeln als Antwort. Nicht aus der Abgeklärtheit zu jagen. Und mit diesem Individuum hause ich nun allein auf der Klitsche.

Allein. Du ahnst es nicht. Hasts mal geahnt; drei Viertelstunden lang. Als der fremde Herr mit ihr, die nun seine Frau hieß, aus dem Saal gelaufen war. In Eurem Reisekleid sah sie so blutjung und mädchenhaft aus. Bis dahin (nicht wahr?) hatte mich tapfer gehalten. Ruhe im Glied; auch als der Pastor die Thränendrüse ein Bischen forsch drückte. Römerin, sagtest Du; und Lotte begriff die Pommerngewächse wiedermal nicht. Keiner fragte, was mich das Römische koste. Nach dem Abschiedskuß kam die Bescherung. Geheult wie ein Schloßhund. Du warst an meiner Seite, nahmst mich ins Kaffeezimmer und sprachst wie ein Bruder. Will die Worte nicht wiederholen. Haben Manches aus Deinem Schuldbuch radirt und werden niemals vergessen. Dasselbe Blut: erst in solchen Stunden fühlt man, was es ist. Hätte keinen Anderen auch nur angehört. Gewirkt hats ja nicht gleich. Klang Alles kalt und verständnißlos; männlich, ums crûment zu sagen. Ist mir aber geblieben; und war gut. Was hilfts? Gegen solchen Schmerz ist kein Kraut gewachsen. In den schlimmsten Nächten stellt man sichs so nicht vor. Als wir nach Haus fuhren, seit Jahren zum ersten Mal ohne das Kind von einem Fest (Fest!), wußte ich:

Das heilt nie. Briefe? Jeden Tag kommt einer, geht einer. Das gute Kind giebt sich alle Mühe, Interesse zu zeigen, unser Leben auch aus der Ferne mitzuleben, und unterstreicht die Sehnsucht so dick, daß es klexig aussieht. Das Malheur ist, daß man Augen im Kopf hat. Hinter jedem Wort den Herrlichsten von Allen erkennt; merkt, wo die Feder es eilig hatte, und die Kleine bedauert, die einer millionenmal lieberen Beschäftigung die Zeit zum Schreiben abstiehlt. Besuche? Danke einstweilen. Wäre den jungen Leuten lästig; und für mich nicht wie einst im Mai. Bin für Entwöhnung. Weder für geflickte Stiefel noch für plombirte Gefühle. Und verliebtes Volk muß unter vier Augen sein, bis es sich langweilt; muß sich zusammenraufen, sagt der blauweiße Bundesbruder. Sonst hälts nicht. Da der Dritte sein: gesegnete Mahlzeit! Von Pflicht ist nachher noch genug die Rede. Daß so ein Sorgenpüppchen es fertig kriegt, Alles, was ihm von Kind auf die Welt war, plötzlich vergißt, weil ein blonder Schnurrbart und eine schmale Patsche (mit Sommersprossen) ihms angethan haben: cruelle énigme. Soll und muß ja aber so sein. Kannst nix machen, Königliche Hoheit. „Und sie werden sein ein Fleisch". (Auch solche jüdische Sache.) Ich habe ihr Zimmer. Da hat sie, seit sie Acht wurde, gewohnt; wollte bis zuletzt keine größere Stube. Ihr Kinderspind steht noch drin, Mutters Damastsofa und die Kommode, auf der Tute das Würmchen gewickelt hat. Da riechts noch nach ihr. „Und die Mutter blicket stumm auf dem ganzen Tisch herum". Weidet sich, wie der später vom Teufel geholte Doktor, im Dunstkreis der Fernen satt und plärrt, daß es den ruppigsten Dorfköter jammern könnte. Na, Schluß .. Kannsts doch nicht nachfühlen; beim besten Willen nicht. „Nur wer selbst eine einzige Tochter hat das Haus verlassen sehen", schrieb Bismarck, als seine Marie weg war, an den König.

Einfach fabelhaft Adolfens Virement. Ganz Hingebung. Weich und süß; Schlagsahne ohne Pumpernickel. Sprach schon von dem Elementarunterricht, den, als Ersatz-Mieze, gratis erhalte. Auch wenn nicht Stunde ist, zärtlich wie ein Wellensittich. Immer zu Haus und am Schürzenzipfel. Läßt Bücher und Noten kommen, schlägt Kutschfahrten (wohin denn?) vor, fragt, ob den langen Winter nicht lieber in Berlin verbrächte; thut, sérieusement, als müsse ers morgen in alle Rinden einschneiden. Alles, um mirs „zu erleichtern"; um „eine noch engere Gemeinschaft herzustellen". (Delirium clemens? Bei Onkel Poltes Mamsell nanntest Du es so; und daran erinnerts mich manchmal.) Mühe giebt er sich ja. Beißt, wenn ihn das Zipperlein packt, die Zähne zusammen und läßt keinen Ton heraus. Dann thut er mir leid und ich bin viel netter, als ers verdient. Nur über der Zeitung stöhnt und winselt er fast

jeden Tag. Politik? Der! Piepvergnügt, wenn Alles drunter und drüber geht. Nein: die niederträchtigen Papierchen verknittern ihm die Stirn. Das theure Geld habe, wie ein Hagelschlag die Ernte, alle Geschäfte verdorben. Verstehe natürlich keine Silbe davon, muß die Litanei eines Entarteten aus guter Kinderstube aber Tag vor Tag anhören und darf nicht mal sagen, wie gern ihm jeden Nackenschlag aus der Windrichtung gönne. Sonst Musterknabe in reiferen Jahren. Das Mädel fehlt ihm auf Schritt und Tritt; er wills aber nicht wahr haben und stellt sich, als habe Philemon immer nur für Baucis gelebt. Zu spät; Du rettest den Freund nicht mehr. Demokrat: war schon schlimm genug. Spekulant: geht nicht. Kommt schließlich noch so weit, daß Kopf und Kragen verjuxt und der Junge Königs Rock ausziehen muß, weil Papa Landwehrmajor nicht länger zuschustern kann. Und Das bildet sich im Ernst ein, für Unsereins sei höchste Seligkeit, von früh bis spät neben ihm auf der Stange zu sitzen.

Der Kleine stahl sich nach dem Manöver ein paar Stunden für uns ab; konnte aber nicht mal über Nacht bleiben. Etwas marode, doch in besserer Stimmung. Ueber Theaterspiel und Lebende Bilder dürfe diesmal kein Ehrlicher klagen. Richtigem Kriegszustand so ähnlich wie irgend denkbar. Glorious summer für Moltke, der nach unten unerbittlich gegen alles Dekorative gewesen sei. Auch S. M. nicht sanft gegen einen (im Auto herangeholten) Regimentskommandeur, der seine Leute allzu bildschön entwickelt hatte. „Wir arbeiten nicht für den Photographen.“ Endlich! Gesammtwirkung, namentlich auf die Fremden, 1a. Die Kerls frisch noch beim Abmarsch; trotzdem vorher kein Pappenstiel. Nur werde die Geschichte, mit Automobil, Luftballon, Telephon und ähnlichem Zauber, nachgerade höllisch komplizirt und der Hellste könne heute nicht wissen, wie der Hase laufen werde, wenns wirklich Blei regne. Nach der Leistung in Südwest und nach diesem Kaisermanöver sei die Scheu, mit uns anzubinden, aber gewachsen. Zu gutes Material und zu stramme Arbeit, als daß man draußen auf ein Jena rechnen könnte. Denkst Dir, wie michs freute. Wieder mal Sonne. Der beste Forster kam auf den Tisch.

Wann denn sonst? Auch wenn der Junge im Haus wäre: viel Erfreuliches ist, weiß Gott, nicht zu sehen; und die Silberhaarige hat diesmal kaum den Muth, den unbrüderlich schweigsamen Erbherrn hart anzufassen. Giebt ja nichts zu berichten. Mit dem Herrn Kanzler, der sich immer seine Kerngesundheit bescheinigen läßt und immer beurlaubt ist, bin für den Rest irdischer Tage fertig, seit so gräulich gegen Pod benommen. Der aber auch zum crève-coeur geworden ist. War immer für ihn; weil seine Sache versteht und beinahe schon der Einzige, der vor dem Mob nicht knixt. Jetzt aber leise degoutirt. Frau als

Theilhaberin in Armeelieferantengeschäft (doch so ziemlich das Wildeste), Gütertrennung etc. pp.: plus fort que moi. Trotzdem die Uebertreibungen Einen fast auf seine Seite zwingen. Noch nicht dagewesen, daß ein preußischer Minister so gehetzt und geschimpft wurde und der Oberkollege davor keinen Finger rührte. Und trotzdem im eigenen Haus erlebe, wie schnell diese ekelhaften Geldgeschichten einen Edelmann in die Binsen bringen. Aber ein Minister Seiner Majestät! Kann nicht mit; und wenns hundertmal genehmigt war. Konnte sich doch denken, wie, bei seiner Stellung, uns Allen die Sache schaden würde. Natürlich sagt die Bande jetzt laut, er habe auch die Viehpreise nur so hoch gehalten, um seine Schweine und Ochsen besser zu verwerthen. Das läppert und eitert Monate lang hin (unter Bismarck, so oder so, unmöglich) und Keiner wagt, zuzufassen. Dito bei den anderen Skandalen. Jeder londoner Commis und pariser Marronibengel rümpft die Nase und brüllt: Panama! Als ob nicht aus dem saubersten Hühnerstall mal ein schlechtes Ei kommen könne. Unsere Schuld. Andere sind nicht so dumm, die Nachbarschaft neben den löblichen Haufen zum Kränzchen zu laden. Jetzt wirds ja werden. Kein Tag ohne Reklame für den neuen Herrn aus Jakobs Stamm. Judenblätter wie Jubals Harfe. Einer von ihren Leuten mußte kommen, um uns zu zeigen, was eine Harke ist. „Der Junker hat auch im Staatsdienst abgewirthschaftet.“ Mir dreht sich der Magen um, wenn ich solche Frechheit lese.

Ringsum kein Grund zur Fröhlichkeit. S. M. nach Amerika? Than J will also get a ticket to see him. Fehlte noch. Deutscher Jesuitengeneral (von Deinem Schwager grober Fehler des Herrn Papstes genannt, weil Abfall der Franzosen beschleunigen, anderen Romanenbrei verbittern müsse) ließ mich eisig, weil mit Muttermilch eingesogen, daß diese Brüderschaft immer gegen uns wühlt. Ueber den cronberger Besuch des King mögen die Cumberländer sich freuen (für die er sich fast in Feuer geredet haben soll); nichts für uns. Sehe nur, daß die berühmte „Lage“ so unbequem geblieben ist, wie sie im Jahr Deines Triumphes war. Die italienischen Mausfallenhändler haben allen Respekt verlernt. Jeden Monat mindestens eine Verbrüderung mit Frankreich und England. In den Blättern (die Hochzeitreisenden schickten das Zeug angestrichen; sonst wüßte ich nichts) Gift und Galle gegen die Deutschen. Die dabei immer noch, wie über die ernsthafteste Sache, über den seligen Dreibund reden. Und Franz Joseph, der von der alten anständigen Manier nicht loskam, scheint nun auch Matthäi am Letzten. Der Schlag (auch Albrecht, dem der Rock der schwedter Dragoner so gut stand, gehörte ein Bischen dazu) stirbt nun wohl allmählich aus. Und wie lange es dann noch ein Oesterreich geben

wird, das für uns mitzählt, wissen nicht mal die Götter in der Großen Bude am Königsplatz. Dazu das Gerede von einem englisch-russischen Vertrag (poor Nikolaus!) und einer französisch-englischen Militärkonvention. Das Geschimpf der Sippschaft in Mannheim (selbst der avancirte Sozialist, der an meiner grünen Seite röthlich schimmert, fand es diesmal allerdings zum Einschlafen langweilig). Die Verpolakirung unseres Adlerlandes (deutsche Arbeiter kaum noch zu erschwingen). Nicht heiter. Merkwürdig, daß S. M. trotz Alledem gerade jetzt gegen Schwarzseher loszog. Haben von der Sorte doch wirklich nicht allzu viel. Und „dulde ich nicht" sogar der Royalistin gegen den Strich. Herr und Gebieter ersparte, in Apfelmußstimmung, den sonst üblichen Epilog; hob nur das feuchte Trinkerauge gen Himmel (wo er doch rein gar nichts zu suchen hat). Die stets Verhöhnte aber dachte still bei sich: Mußt nicht eigentlich mit, wenn den Schwarzsehern die Thür gewiesen wird? So weit sind wir. Herrliche Tage. Und der Junge steht dicht vor dem lange ersehnten Karmesinstreifen.

Herbst, Moritz der Weise. Hier übrigens jetzt beste Qualität, wie die noch nicht excellenzlichen Söhne Jakobs sagen. Die große Kastanie vor dem Schlafzimmer hat zwar dicke gelbe Ränder, aber noch alle Blätter; ihre Früchte aus dem Stachelkleid zu pellen, war noch als Braut Miezens Michaelisvergnügen. Alles vorbei. Doch wirklich schön seit vorgestern. Geranien, Fuchsien, drei richtige Rosen. Das Lorberne nachts noch draußen; und der Rasen vorn eine Pracht. Grün, gelb, roth. Sonnenschleier von einer Couleur, die selbst bei Bister nicht zu haben. Vollmond im Kalender und alle Förster um Drei auf den Beinen. Wie wärs? Könntest dem Kandirten vielleicht endlich wieder eine Büchse in die Hand schmeicheln. Zwischen zwei Schlückchen zuflüstern, daß sinnlos, immer hier zu hocken, Thränen zu trocknen, die ihm nicht fleußen, und die liebe Eitelkeit mit dem Glauben zu füttern, die (hélas!) Miteingespannte sei selig, wenn der früh Geliebte, nicht mehr Getrübte zurückkehrt. Auch der Deinen thut Ruhe und Mast gut. Bist aus dem Moabitischen aber wohl nicht mehr loszueisen. Zeitgemäß. Am Ende lerne ichs auch noch. Siehst ja, daß mich bemühe. Herausgebracht wie ein Christenmensch Euer Versöhnungfest (nächstens Nationalfeiertag?) schreibt, und dem Stummen in sein Serail (leugne nicht!) gerade heute deshalb die Hand zu neuem Bund hingestreckt. Küsse Lotten. Die verschachert sicher nicht um Silberlinge den Heiland. Du aber passest in diese Welt. Viel besser als die einsame Rina.

Berlin, Kummers Tag 1906.

Giuditta! Zierde Bethuliens!

Würde Deine Hochgestalt nicht übel kleiden. Zu der bedenklichen Angelegenheit mit dem wilden Mann aus Assyrien zwar wohl wenig Lust; sonst

aber ganz Dein Fall. „Lieben Brüder, höret mich! Lasset uns singen ein neues Lied dem Herrn, unserem Gott. Weh den Heiden, die mein Volk verfolgen!" Auch: „Und sie ward sehr alt und blieb in ihres Mannes Haus, bis sie hundertundfünf Jahre zählte." Nur traue Adolfo nicht die Dummheit zu, während der Gerstenernte das Zeitliche zu segnen, wie Manasse selig that. (Da aus den „Büchern, welche der Heiligen Schrift nicht gleich gehalten, doch nützlich und gut zu lesen sind", darf der Name das gläubige Borussenherz nicht ärgern.) Siehst also primo, daß der Reinette meiner armen Seele eine dankbarere Rolle zugedacht als Euer Hochwohlgeboren mir; Spiegelberg doch kaum mehr de mon emploi. Und secundo, daß hier auch noch achtbare Bibelfestigkeit; und nicht etwa nur im Erzväter- und Erzgauner-Theil. Löblich, daß 3 Mose 16 und 4 Mose 29 wieder gelesen und läuternde Bekanntschaft mit dem Asasel erneut. Aber den Uebertritt in den Alten Bund wollen lieber lassen. Unbequeme und in reiferen Jahren doch recht lästige Ceremonie. Agrarische Einfalt (Bismarcks Wort, hohe Frau!) überschätzt den berliner Kurs Sems wohl auch beträchtlich. Warum wimmert Ihr denn? Was an dem neuen Mann so shocking scheint, ist eigentlich doch verjährt. Familie seit ungefähr 40 getauft, urchristliche Mutter und Frau, Onkel seit 66 im Herrenhaus, Typus beinahe derbkattisch. Und der Einzige, auf den in omnibus schwörst, hat die Kolonien, ohne daß es Euch Reine schauderte, dem prononcirt jüdischen Herrn Paul Kayser anvertraut; der zwar keinen Papa bei Mosse (nur fürs Feuilleton übrigens, nicht mal mehr als Redakteur, sondern als nationalliberaler Plauderer und dort Renommirchrist), aber ein feines Brüderlein bei Bebel hatte. War freilich secundum ordinem (Dein Unvergleichlicher spricht die totesten Sprachen wie vorpommersches Platt) die Leiter hinaufgekrochen und als Jurist bei uns Mädchen für Alles. Fritz aber, Borussin, Dein ältester Fritz hat schon geschrieben: „Wie schickt sich denn ein Justizmann zu dem Fach? Davon versteht er ja nichts. Und soll auch Keiner Dergleichen wieder dabei gesetzet werden." Endlich sind sie dahinter gekommen. Der richtige Mann? Abwarten; setzt er die Reise nach Afrika, wo allerdings viel Schwarz zu sehen, nicht schnell durch, ist das halbe Spiel schon verloren. Die richtige Gegend sicher. Verstehe die Fraktion Nina wieder mal nicht. Gings so denn weiter? Mit Erni Schwachmatikus, Hellwig, Rose, Jacobs (kapstädter Angedenkens) und den Anderen ejusdem farinae? Eine Schwalbe macht ja keinen Sommer. Und über die Verachtung des „Koofmich" sind wir nachgerade doch weg. Alles, was Beine hat, heran. Weshalb nicht Einer aus der großen Bankwelt? Gar nicht mehr zu entbehren. Verehrlicher Bundesrath wird zum ersten Mal hören, wann und wie man

Anleihen macht, ihren Kurs nicht ins Skandalöse sinken läßt, die Börse schröpft, ohne sie thöricht zu schwächen, den Abfluß des Geldes eindämmt; wo draußen die wichtigen Nachrichten zu holen sind (der kindische Einfall, mit Bankengeld fremde Zeitungen zu bestechen, ist ja nicht zu Stuhl gekommen); welche Zollpositionen für unsere Industrie wesentlich, welche gleichgiltig sind; wie man nach moderner Erfahrung organisirt; mit Briten und Yankees profitlich umzugehen hat; um was es sich heutzutage überhaupt handelt. Weiß da oben ja Keiner. „Excellenz" war ein Bischen viel; für den Tshin aber wohl nöthig. Und Geschrei beweist nur, daß selbst die keckften Protzen noch kein rechtes Selbstbewußtsein haben, vom Titel sich imponiren lassen und, weil Einer von ihnen es vielleicht morgen eben so weit bringt wie irgend ein Buchka, Hammerstein oder Richthofen, sich anstellen, als sei der Maschiach in Sicht. Zeichen ihrer Schwäche und unserer Stärke, ma mie. Optik des Dir Ergebensten einen Happen ketzerischer. Industrie und Bank macht die Sache. Löblichen Behörden haben nur für Sicherheit und Ruhe, Ordnung und Freiheit (siehe Egmont) zu sorgen. Höherer Schutzmannsdienst; meinetwegen höchster. Aber verdammt wenig Produktives. Jedenfalls nicht steiler Aufstieg von Bank- zur Kolonialdirektion.

Junker natürlich weder abgewirthschaftet noch Gerümpel. Blech. Nöthig wie das liebe Brot. Können aber kein Monopol verlangen; und sitzen doch überall noch ziemlich fidel um die Quellen der Macht. Auch einmal eine Probe von dem Gegentheil, meinte Don Philipp, der selbst für Pommerland wohl konservativ genug wäre. Und Rassenkreuzung, Bismarcks Rezept, auch für Bureaukratie nicht schlecht. Die ältesten Stammbäume tragen selten Genießbares. Wir sind an politischen Talenten nicht reich und müssen nehmen, was die Kelle bietet. Ist von Euch einer gerissen und auf die Groschen erpicht, dann paßts den werthen Standesgenossen auch wieder nicht in den Kram. Womit ich auf den Pod komme. Werde nicht lange drauf bleiben. Chose wächst Einem zum Halse hinaus. Also nur: Gegen die Kleiderordnung, aber mit höchster und allerhöchster Genehmigung; und Gravirendes bisher nicht erwiesen. Für den Reichskanzler, über dessen Verhalten d'accord, bis auf Weiteres die sichtbarste Schlappe. Der Mann, den er wie einen ertappten Hausdieb behandeln ließ, heimst eine Huld nach der anderen ein. Sahst im „Tag" Bild mit Kronprinzen? Jetzt zum Dreimännerskat nach Rominten geladen. „Mein Bernhard fürchtet für seine Stellung": verbürgtes Wort. Ist aber nicht empfindlich und schluckt Alles. Zur Psychologie des Angeschuldigten wäre zu sagen: Wenn aus dieser Schicht Einer ins Geldverdienen kommt, kennt er bald keine Skrupel mehr und übermauschelt den schwärzesten Jobber. Daher der Name Fränkel von Donners-

marck. Daher das ewige Gedräng nach Aufsichtrathstellen, wo die p. t. Granden im Grunde doch nur Geschäftsvermittler und Kundenremorqueurs. Kanntest den dicken Victor ja als rathenower Husaren. Nicht gerade üppig. Als Landwirth nachher eklig gearbeitet und aus der Kiste geholt, was zu holen war. Milchernes und Schweinernes. Aber nichts gegen die Einnahmen der Leute, an denen er sich als Politikus reiben mußte; und die Jungen wuchsen rasch heran. Plötzlich kam der Segen von oben: aus dem Rauchfang, in den er die (patriotische; wer hatte denn donnemals „Meinung" dafür?) Tippelskirchenanlage geschrieben hatte. Nicht wie bei armen Landleuten: hundert Prozent; und mehr. Gleich wieder raus aus den Kartoffeln? Kein Bein. Man macht sich seinen Vers. Einer nimmt dem lieben Vaterlande doch die blanken Markstücke ab; bin ichs nicht, ists ein Anderer. Um Begünstigung bettle ich nicht; wird sie, weil ich dabei bin, gewährt, ists nicht meine Schuld, sondern Stuebels und seiner Konsorten. Stimmt. Und der angeborenen propreté ist man so sicher, daß niemals, wie sogar bei Raubbauern und Börsenschwänzeregisseuren, gefragt wird: Wie wirkts von draußen? Man fühlt sich gefeit. Vorschiebung der besseren Hälfte thöricht, aber mildernd naiv; ließ sich, entre cousins et entre cousines, doch so deichseln, daß Keiner herankonnte. Seid friedlich, sagen die berliner Demoiselles; der Eine holts aus Südwest, dem Anderen massirt der Leibmedikus eine Millionenerbschaft aus einem Patienten heraus, „damit dieser bedeutende und den Interessen der Hansestädte so nah stehende Staatsmann nicht länger auf das Bischen Gehalt angewiesen ist". Die Jacke paßt mir noch weniger als die Hose. Wie lange der Pod nun noch zu Wasser geht? Keinen Schimmer. Hier erzählen sie, Schorlemer stehe schon vor der Thür und Conrad solle den Handel erben, wenn sein Freund Delbrück, statt des für die Nachfolge Posadowskys ausersehenen Bethmann-Hollweg, ins Innere kommt. (Auch ein Exemplum. Warum schriet Ihr nicht Zeter, als der danziger Oberpräsident, der von Gewerbe und Handel so viel wußte wie Dein Bruder von Hieroglyphen, berufen wurde?) Alles aber ganz ungewiß. S. M. wechselt nicht gern mehr. Und Podbielski packt eben seinen Musterkoffer mit den neusten Anekdoten saftiger Sorte aus. Die lancirten Nachfolgernamen verrathen heutzutage nur, wer unmöglich gemacht werden soll. Das ist längst schon des Landes der Brauch. Für mich das Betrübendste, daß im Staatsministerium nicht Einer gegen die offiziösen Niederträchtigkeiten vom Leder gezogen und den Herrn Präsidenten gebeten hat, für Nachtbirschgänge sich gütigst anderswo Gesellschaft zu suchen.

Von breslauer Rede ziemlich spät gehört; weil diese Sachen jetzt grundsätzlich überschlage. Kein Verhältniß zu so „impulsiver" Auffassung von Ge-

schichte und Politik. Fritz und Otto hätten auch keins. Dann stolperte man ja in jedem Leitartikel und Witzblatt darüber. Schlimm. Natürlich bist Du una poenitentium (Adolf weiß Alles), einst Kathrinchen genannt, und mitaufgefordert, das Bündel zu schnüren. Tröste Dich, letzte Preußin: wegen Wagenmangels können wir Alle fürs Erste nicht mit. Gerade die neue Auflage der Staubschüttelrede hat bewiesen, wie viel sich in den letzten Jahren geändert hat und wie wenig die Lügen gefruchtet haben, die officiosissime, oft nun auch vom Ausland her, verbreitet werden. S. M. könnte leicht die Probe machen: wenn die Kommandirenden, Oberen Hofchargen, Adjutanten, Hauptquartier auf Diensteid und Ehrenwort fragt, kommt noch kein Halbdutzend coeurs légers zusammen. Wettet Spielrätzchen? Die abhängigen Pessimisten mag er dann wegjagen. Wir aber „haben diesen Boden uns geschaffen durch unsrer Hände Fleiß"; sind auf Duldsamkeit nicht angewiesen und bleiben, solange es uns beliebt. Demokratisch? Nee, Döchting; nur männlich und deutsch. Sonderbare Wendung übrigens auch nach außen wieder schädlich; weil zeigt, wie es bei uns aussieht. Anlaß zu der Schlußpointe unklar. Diplomaten behaupten, englisch-russische Abmachung sei gerade bekannt und aus Paris gemeldet worden, der britische General French habe mit französischen Kameraden die Mobilmachungpläne ausgetauscht; der Vetter, den wir Rhinozerosse in Rathhäusern und Zoologischen Gärten feiern, soll sich fest verpflichtet haben, in fünf französischen Häfen seine besten Tommies, Reiter und Hochschotten zu landen; für Heer und Flotte die gemeinsame Strategie fix und fertig. So weit ging Albion noch nie. Kein Kinderspiel, holde Kriegerin; als Markstein wohl aber nur kohlschwarz zu tünchen. Pariser Bureaux sind selten ganz pilzdicht. Und als der Courier gekommen war, wurde in Breslau Fritzens Leistung gegen den Dreibund illuminirt und, vielleicht in der Erwartung, daß die Nachricht den Optimismus zwischen Maas und Memel nicht fördern werde, wie im Mailied des vossischen Mädchens gerufen: Seht den Himmel, wie heiter!

Kanns nicht finden. Auch nicht, daß an Stoff zu Berichten fehlt. Sogar embarras de richesse. Ob Sir Edward Grey auf der lansdownischen Basis mit den Russen schon ganz einig ist, weiß nicht. Dafür spricht, daß die russischen Anleihen (der von den vereinigten Hanswürsten für diesen Herbst vorausgesagte Bankerot muß sich beeilen) von der londoner Hochfinanz gehalten werden. Geschieht es heute nicht, so geschieht es morgen, spricht der Dänenprinz. Eduards größte Kanone. Als fiche de consolation bekamen wir die Visite in Friedrichshof (nicht bei S. M., nota bene, sondern bei Margreten, die den Bruder eingeladen hatte). Verständigung über Persien, Tibet

und andere schöne Gegenden; insbesondere auch Solidarität in der Behandlung des Islams, der schwierig zu werden anfängt; und Mitwirkung beim nächsten Pumpwerk. Alles schon im April prophezeit. Daß der Ring bald geschlossen sein werde. Es ist erreicht. Bismarcks böseſter Traum war die Erneuerung der kaunitzischen Koalition: Frankreich, Rußland, Oesterreich. Heute siehts anders aus. Franko-russischer Vertrag (der den Zaren verpflichtet, eine bestimmte Truppenzahl in Europa zu halten). Franko-britische entente und Militärkonvention. Anglo-russisches Abkommen. Und zu diesem schon recht ansehnlichen Grüppchen gehört im Osten Japan, das (ein verwünscht gescheiter Gedanke) je nach der Konjunktur gegen Rußland ausgespielt oder mit Rußland geschreckt werden kann; gehören im nächsten Westen Italien (des Herrn Bernhard-Polonius bitterste Blamage), Spanien und Portugal. Bescheidenen Ansprüchen genügts; Dem namentlich, der bedenkt, wie wir noch zehn Jahre nach dem Berliner Kongreß dastanden. Englands Ziel ist, uns so einzukesseln, daß wir, weil nirgends Rückhalt, uns mit ihm abfinden und auf rasche Expansion verzichten müssen. Leider schon recht hübsche Erfolge. Wir tappen in jede Falle. In Südwestafrika mußten, ob der Reichstag Hüh oder Hott sagte, die Südbahnen längst, weil strategisch unentbehrlich, gebaut sein und die fünfzehntausend Mann, die Britanien wie eben so viele Albe auf der Brust lagen, bis in die Pechhütte bleiben. Wenns auch sechs Dreier mehr kostete (nicht so viel übrigens wie die sträfliche Vertrödelung des Bahnbaues). Die Sache wollte es; die nationale Sache, Durchlauchtigster, die wichtiger ist als die Vermeidung einer Parlamentsguerilla. Aus Rücksicht auf England, auf das doch nur Rücksichtlosigkeit wirkt, ist von den Marineforderungen schon Nöthiges gestrichen worden. Kommen aus dem Haag oder über den Kanal etwa noch ärgere Zumuthungen, dann wäscht kein Regen dem Leitenden die Schande ab.

Vier Trümpfe, zirpen die Rosaseher, sind uns sicher: Oesterreich und Rom, die Türkei und Amerika. Weißt ja, daß immer gern mit Menschlichstem rechne. Also: Franz Joseph und Pius, Abd ul Hamid und Roosevelt. Vier halb oder ganz Aufgegebene. Die klugen wiener Priester setzen dem alten Kaiser nur noch eine kurze Frist. Das letzte Unwohlsein hat ihn mehr mitgenommen als je eins und er, der sein schweres Leben lang heiter war und mit unbewölkter Stirn am Sarg des Sohnes und der Frau stand, ist zum ersten Mal trübsinnig und nicht amusable. Die Schwarzgelben wissen, daß sie mit einem nahen Regirungwechsel rechnen dürfen, die Alldeutschen haben ihr Programm revidirt und Alles aufs Ganze gesetzt (engsten Anschluß ans Hohenzollernreich) und in den Redaktionen wird leise für die Trauernummern vorgearbeitet. Pius

wird durch bösartige Gichtanfälle gehindert, auch nur das Nöthigste zu arbeiten. Der Sultan hat den Krebs; alle Botschafter und deutsche, französische und italienische Professoren wissen, daß ein kleines Wunder geschehen muß, damit er noch länger als drei Monate leben kann. Und ob Herrn Roosevelt der starke Tabak aus Kuba rettet, ist mindestens zweifelhaft. Sehr niedlich, wie er zuerst die europäische Situation benutzt hat, um in Brasilien (gehört auch zu unseren Schiffbrüchen) Onkel Sams Stellung zu stärken; dann auf dem Panamerikanischen Kongreß und in Roots Wanderreden die Südstaaten beschwichtigen ließ: „Wir thun Euch nichts; wir achten jede Selbständigkeit"; und vor den Wahlen nun seinen Kochtopf an das nachts geschürte kubanische Feuerchen rückt. Einen Präsidenten, der Kuba, natürlich nur, weil die Insel sonst der Anarchie anheimfiele, in den Yankeeconcern bringt und ihm den Makel willkürlicher Annexion erspart, eine solche Perle muß Jeder wiederwählen. Vorher waren die Motten in Theddys Prestige; zu laut den emperor gemimt und von Wirthschaftsachen keinen Dunst. Jetzt raucht er wieder; Havanna sei Dank. Vielleicht gehts noch einmal. Wahrscheinlich einstweilen aber, daß sich das Riesenbaby, dem alle Dinge zum Guten gedeihen müssen, zur Abwechselung mal auf die andere Seite legt und den Demokraten ins Weiße Haus einlogirt.

Das sind die Personalia. Auf Franz Joseph folgt Franz Ferdinand, auf Sarto dann wohl, schon Frankreichs wegen und nach Wegfall angeblich österreichischen Protestes, Rampolla. Faden und Nummer grundverschieden. Konstantinopel und Washington wären dubiose Posten. Aber der Sohn Deiner Mutter kann auf Wunsch auch sachlich sein. Drei Fragen hinter Oesterreichs Thür. Kann ein Habsburg-Lothringer, mit seinen Magyaren und Czechen, einen Krieg für germanische Weltmacht führen? Gegen eine (wenn auch nur latente) Koalition kämpfen, der außer den größten Westmächten Rußland und Italien angehören? Wird er, mit seinen schon jetzt kaum noch zu haltenden Deutschen, dem Hohenzollern, dem Balkankonkurrenten, Machtzuwachs oder Verlegenheit wünschen? Danke. Was in den Kanzleien gesponnen wird, kommt erst später ans Licht. Vielleicht entpanzert Italien nächstens auch die venezianisch-udinische Flanke, wie jetzt die an Frankreich grenzende. Jedenfalls hat es nach der unseligen Mensurdepesche eine große Portion Zuckerzeug und Sachertorte aus Wien bekommen, der alte Herr hat sich die ungewohnte Mühe persönlicher Telegramme gemacht und Botschafter Lützow, der im Quirinal alle Thüren öffnet, wird vermuthlich den edlen Goluchowski ablösen. Womit dem berliner Adressaten dann gesagt wäre: „Fahrn' mer, Euer Gnaden; aber nie ohne meinen Spezi aus Rom." Verweile noch zwei Sekunden am

Tiber, mein Herz. Dann ists ein Aufwaschen. Zu den Ereignissen, die unbeachtet geblieben sind, zählt auch dieses: das Papstthum hat aufgehört, eine politische Großmacht zu sein. Voltaires Schuld, könnte Jean Jacques wieder sagen. Einer von Peccis feinem Kaliber gewönne persönlichen Nimbus; die Kurie als solche aber hat im internationalen Handel nicht viel mehr zu bieten. Uns? Artigkeiten; so lange die Protestanten auf den Protest verzichten und sich nur noch durch eine Schattirung ins Graue vom alten Katholumuster unterscheiden. Auch bis zum Protektorat über die Orientchristen ists noch eine ganze Ecke. Diese Trumpfkarte macht den Skat nicht fett. Der Sultan wäre schon eher Etwas. Wer den Islam hat, kann den Briten auf vielen Herden die Suppe versalzen. Erstens aber haben wir die Absicht so schlecht verborgen, daß ein Blinder sie mit dem Krückstock fühlen konnte. Deshalb die Kraftprobe am Sinai und die neuen Maschen im Netz. Gegen die vereinte Macht der Engländer, Russen, Franzosen, Italiener und, nicht zu vergessen, Japaner (die mit den asiatischen Mohammedanern ein ernstes Wort sprechen könnten) ließe kein Großherr die Gläubigen marschiren. Zweitens wirkt die Suggestion des blonden Kaisers nicht mehr, seit in Marokko so furchtbar hereingeschlittert sind und Hoffnung auf Hilfe gegen englische Uebergriffe nicht erfüllt haben. Könnte mit hundert Beispielen belegen, daß der Köder nicht mehr zieht. War ja der Zweck der Sinaiübung, zu zeigen: Seht Ihr, was bei Denen zwischen Versprechen und Halten liegt? Drittens war der Kalkul auf die Viertelmilliarde unter Mohammeds Fahne überhaupt falsch. Arm in Arm mit dem Sultan kann heute Keiner mehr sein Jahrhundert in die Schranken fordern; auch nicht, wenn er sich weniger christlich aufdonnerte als wir. Bismarck hat diesen Plan, der noch aus Waldersees Schwarzküche kam, nie für diskutabel gehalten; trotzdem er, geräuschlos, für die Organisirung des Türkenheeres stets das Mögliche gethan und, als er die Stadt der Halbmondsüchtigen vor dem Einzug der Russen bewahrte, sich da unten einen dicken Stein ins Brett gebracht hatte. Und eben so falsch scheint mir die mit derselben unvorsichtigen Offenheit Jedem vor die Nase gehaltene Rechnung auf Nordamerika. Familienzank mit John Bull; im entscheidenden Augenblick aber nie gegen England zu haben. Für den nächsten Industriekonkurrenten, der Britanien schon überholt hat, als Helfer? Pas si bête. Außerdem noch Japan bei den Philippinen als Spatzenscheuche... Wenn mit den Vieren ein Grand zu machen ist, will ich Kieselack heißen. Glaubens ja auch nicht. Thun nur, als fechte ihren Gleichmuth nichts an; als sei jede Verständigung der Anderen unser Gewinn. Begrinsen freundlich jede entente. Das Lächeln aber nur, was hinter den Alpen das Angstkommando: Faccia feroce!

Mußt deshalb nicht etwa glauben, daß es im Wurstkessel schon siedet und wallt. Der Deutsche verkauft, wenns drauf und dran kommt, seine Haut theuer. Und uns trägts noch. Ganz fühlbar werden die Folgen dieser Jahre vielleicht erst dem nächsten Geschlecht. Aber die Welt wird verbaut; und jeden Tag kann uns ein Ziegelstein auf den Kopf fallen. Sind schon zum Prügelknaben designirt. Persische Putsche, deutscher Jesuitengeneral, panislamische Bewegung, Meneliks Weigerung, den westmächtigen Kartellvertrag zu unterschreiben: Alles wird in den preußischen Kommißstiefel geschoben. Fürchte nicht Krieg, aber unwürdige Zumuthungen (Anblick des apenninischen Cancan ist schon eine) und Vexationen. Seit in Algesiras, statt noch zwei Wochen still auf dem (pardon) Allerwerthesten zu sitzen, vor sämmtlichen Operngucken zurückgewichen, ist der letzte Respekt zum Teufel und im Maschinenhaus riechts nach Olmütz. Oben zwei auf ihre Art brillante Naturen; aber kein Augenmaß, kein eigentliches Politikertalent. Bin sehr dafür, Fritzen zu feiern. Wenn nur die charitable patience, der er seine Ode sang, die vertu bienfaisante et constante, bei Eß- und Schreibtisch nicht immer vergessen würde! Wir haben einen Schulfall der Rhetorenherrschaft, vor deren Gefahr Bismarck so oft gewarnt hat.

Schade. Das Land leistet, was nie zu erträumen war. Der Schlot raucht, Alles verdient grob: darum mag Keiner sich lange mit Politik ärgern und die Zornbäche versickern selbst nach der größten Dummheit schnell. Regiren ist heute bequem. Für die Zufriedenheit der Quiriten sorgen die Männer am Pflug, in den Hütten, Fabriken, Kontoren. Zwei dunkle Punkte. Einen hat Adolfus, der göttliche Dulder, Dir schon gezeigt. Dieser Mehrer seines (und, scheint mir, Deines; oder auch Gütertrennung?) Reiches hat, wie immer, so Recht: das theure Geld verdirbt die Geschäfte. Eigentlich müßte der Aktionär sichs heute in Scheffeln zumessen; denn alle Hauptgewerbe sind in floribus und das Gerede von den Brot raubenden, die Exportindustrie erdrosselnden Handelsverträgen hat sich im ersten Semester als Quark erwiesen. Aber das Geld wird unerschwinglich: und davor zittert der Produzent, der Bankmann und die Börse. Die Industrie hat für neue Anlagen, Erweiterungen, technische Reformen in diesen Jahren Unsummen verbraucht; und Unsummen sind übers Weltmeer gegangen. Richtung New York. Hier kann ich dem agrarischen Herzen endlich mal Freude bereiten. Die wahnwitzige Spekulation in Amerikanerpapieren wird zur nationalen Gefahr. Die Leute denken nicht dran, wie plötzlich es drüben jedesmal anders kommt; noch weniger, ob es anständig und klug ist, die Heimath zu entblößen, dem deutschen Gewerbe den Lebenssaft abzuzapfen. Sehen, was an Kanada, Baltimore (und wie das Zeug sonst heißt) verdient worden ist, und tragen hin, was sie

haben und mit ihrem Bankkredit erreichen können. Wenn durch dieses Loch nicht so viel abgeflossen wäre, hätten wir Pharaos fettstes Jahr. Ganz richtig von Euren Hähnen, daß gegen die Einschleppung dieser Papierpest krähen. Zur politischen Erziehung gehört auch das Gebot: Du sollst den Pfennig, der zu Haus hecken kann, nicht Deinem Konkurrenten leihen, weil er Dir Wucherzins verspricht! Das andere Uebel ist noch viel ernster und mit bewärter Latwerge überhaupt nicht zu heilen. Du klagst, Ihr Alle klagt über Arbeitermangel. Erst der Anfang, Goldreinette. Der Anfang von einem Ende. Ahnst nicht, daß unsere letzte Arbeiterreserve auch in Stadtgebiet fast aufgebraucht ist. Thatsache, die deutlicher als jede Umsatzziffer für das beispiellose Wachsthum unserer Industrie spricht und Euch Hartköpfe über das wahre Kräfteverhältniß belehren könnte. Der Unternehmer sucht mit der Laterne nach „Händen". Eine Etape. Früher gabs für einen Faulen oder Störrigen zwanzig fügsam Schanzende. Der Arbeitgeber konnte sich Herrn im Haus fühlen. Jetzt haben Forderungen und Strikes ganz andere Aussichten; denn an Ersatz ist nicht zu denken. Die koalirten Arbeiter werden zu Herren des Betriebes. Zweiter Grund, der Unternehmungluft dämpft. Zu wählen zwischen Wirthschaftstillstand und Menschenimport. Slaven oder (politisch und national nicht so gefährliche) Kulis: wird das Thema der nächsten Jahre. Müßte natürlich längst Thema aller Themata für die Rothensein. Die ihren Marasmus aber nur noch zu Schimpfereien und Taktikerfintchen aufpeitschen können. So viele helle Köpfe und Alle zusammen Null ouvert (hast mich mit Deinem Pod heute wirklich ganz in den Bierskat gebracht). Reden, wie anno Marx, noch von Hungerpeitsche und Reservearmee, die den Lohn drücke. Wissen gar nicht, was vorgeht. Leben, wie die älteren Juden, in und von ihrer Bibel. Mannheim der Erwähnung nur werth, weil Partei endgiltig von Gewerkschaften besiegt. Die sind nicht auf den Logos gedrillt, haben fünfmal mehr Menschen als die Bebelorganisation, stehen im Leben und werden das Rennen wesentlich rascher machen. Wieder ein Schritt ins Englische, Mylady. Deutsche Trade Unions als unantastbare Herrscher in Werkstatt und Fabrik.

... Ins Bodenlose verschwatzt und statt des Familienbriefes ledernsten Geschäftsbericht geliefert. Altersschwatzsucht, blühend Ohnegleiche. Hast mit der Behauptung, daß Stoff mangle, herausgefordert. Stoff giebts immer; vermissen nur Trompetenpolitiker, die, wenn kein Tusch zu blasen, mit ihrem Blech nichts anzufangen wissen, und Dutzendschreiber, die sich nur von Konserven nähren, bei Nacht nichts wachsen sehen und an stillen Tagen gleich auf die Menschenrechte, die Friedensschalmei und den Zusammenschluß sämmtlicher ent- und geschiedener Liberalismen kommen. Mußt es eben leiden; oder als Tapete

für Aepfelkörbe verwenden. Intimes heute nicht mehr möglich. Schreibkrampf. Und Lottchen, das wieder mal Appetit auf Carmens Toreador hat, klingelt sich die Seele aus dem Leib und könnte, wenn nicht pünktlich zur Abfahrt gestiefelt, recht unsanft werden. Wozu auch? Wie behaglich Ihr Zwei auf dem Stänglein sitzt, hast ja wunderschön geschildert. War meine Prognose nicht richtig? Zweiter Honigmond; ohne die hart angreifende Hitze des ersten. Enfin seuls! Dachte, wie Du, daß der Dritte dabei vom Uebel. Schwieg und wartete. Locke auch heute noch nicht her; trotzdem allerlei Leckeres zu sehen, zu hören, zu schmecken. So gegen Weihnachten, hoffen wir; da wirds etwas kühl um die Herzgrube, weil im Haus Keinem mehr aufzubauen und zu bescheren. Wenn alle Stricke reißen, bettle ich mir den Jungen für die selige Nacht vom Obersten los: dann bist mir sicher und bekommst, nach häuslichem Unterricht, hier Deine Feiertagsprämie. Daß Mariechens Abmarsch ins Gelobte Land Dir barbarisch nahgegangen ist, weiß ich. Glaubst mirs ja aber nicht. Stöhnst, wenn nur in die Gefühlsgegend komme, wie der weniger angenehme Herr Macduff: He has no children! Stimmt ja so ziemlich. Dieses höchste Glück kaum kennen gelernt. Deshalb aber noch kein roher Skythe. So weit langt das Endchen Phantasie. Ein Riesenloch, das nicht bis nächsten Donnerstag heilt. Haut und Haar transplantiren: nützt noch am Meisten. Dein Musterexemplar von Mann bietet Dir ja den erforderlichen Fetzen und Etliches drüber hinaus. „In jener Stunde wirst Du erkennen, welch treues Herz Du Dein konntest nennen“: in Eurem Schloß (bitte: Schloß!) dürfte der milde Sever es Normachen vorkoloriren. Hasts auch erkannt. Steht in Milchschrift zwischen den Zeilen. Und wie ihn, den von eifersüchtiger Mutterliebe manchmal angeschwärzten Idealpapa, als Gefährten, so findest eines Tages die Tochter als Freundin wieder. Betest mit ihren Kindern, hast ihre Sorgen unter dem Kopfkissen, bist in ihren Geheimnissen; tiefer als der Herr Kapitän oder dann Viceadmiral... Herbst? Gar nicht so schlecht für ältere Leute. Im Frühling möchte Unsereins noch einmal die sève ascendante spüren: spürt nichts und seufzt. Im Sommer spränge, schwömme und kletterte man gern: geht nicht mehr. Im Herbst fühlt man sich ganz zu Haus. Paletot, Regenschirm, Gummischuhe. Und noch immer Sonne. Immer noch Wärme. Und Buntes vor dem Auge. Bei Euch Glücklichen sogar Rosen. Alles, was ein wohltemperirtes Herz braucht. Lotte hats bei mir nicht so gut gehabt. Mit der Zeit sich aber ihr Eckchen gepolstert und den stacheligen Knubben hübsch vertragen gelernt. Nun ists auch im Kreis Schlahwe so weit. Fast evangelisch. Wie wärs, wenn wir Christen würden? Nein: erst die Schwester; dann

Moritz.

Elektrochemie.*)

Alessandro Volta, der geniale Physiker, der Galvanis Froschschenkelversuch zu einer glänzend durchgeführten Theorie der Elektrizitäterregung durch den Kontakt entwickelt hatte, hat sich merkwürdiger Weise den chemischen Erscheinungen, auf die er bei seinen Versuchen beständig stieß, ganz und gar verschlossen. Er betrachtete die Oxydation seiner Zinkplatten höchstens als eine lästige Begleiterscheinung seiner Versuche, die ihn nöthigte, die Platten immer wieder zu reinigen, nicht aber als einen wesentlichen Bestandtheil der Vorgänge. So war es denn einem anderen Forscher vorbehalten, die fundamentale Erkenntniß zu gewinnen, daß die von Volta mit so großem Scharfsinn aufgestellte und experimentell begründete Spannungreihe der Metalle nicht verschieden ist von deren Oxydationreihe: am positiven Ende stehen die Metalle, die sich am Leichtesten oxydiren lassen, am negativen die edlen; und zwischen beiden sind die Metalle genau in der Reihenfolge geordnet, wie sie sich gegenseitig aus ihren Lösungen fällen. Der Mann, dem wir diese fundamentale Entdeckung verdanken, heißt Johann Wilhelm Ritter (1776 bis 1810). Sein Name ist wenig bekannt, obwohl er unter den ersten in der Elektrochemie genannt zu werden verdient. Denn er hat außer dieser Entdeckung noch eine Reihe anderer gemacht, die gleichfalls für die Elektrochemie von grundlegender Bedeutung geworden sind ... Weder die unerwartete Beziehung, die Ritter aufgedeckt, noch die interessanten Experimente, durch die er sie erläutert hatte, erregten indessen die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt. Dies geschah erst, als Volta seine Säule erfand und damit ein Mittel gab, die Spannung einer Kette auf jeden beliebigen Werth zu erhöhen. Es ist sehr spaßhaft, die Worte zu lesen, mit denen Volta die Beschreibung seiner großen Erfindung einleitet. Er betont dabei, daß es sich eigentlich um etwas sehr Ueberflüssiges handle. Er habe die ganze Theorie der galvanischen Erscheinungen entwickelt und durch Messungen gestützt. Es seien allerdings nur kleine Kräfte, die zur Messung gelangten, und es gebe Menschen, die damit nicht zufrieden seien, daß die Strohhalme seines Elektrometers sich um einige Linien auseinander bewegten; sie wollten, daß sie gleich an die Glaswände anschlügen. Und eben so seien sie nicht zufrieden, einen kleinen elektrischen Funken zu sehen; er müsse auch tüchtig knallen. Um nun solchen Ungläubigen Thomasen die Einzelheiten seiner Theorie in großem Maßstabe vorführen zu können, gebe er das Verfahren der Verstärkung der elektrischen Wirkung durch die Zusammen-

*) Fragmente aus einem Abschnitt der „Leitlinien der Chemie“, die Geheimrath Ostwald in diesen Tagen in der Akademischen Verlagsgesellschaft erscheinen läßt. Ein paar Früchte aus einem Gebiet also, das der Laie noch jetzt mit schauderndem Gefühl betritt; und auf dem er sich doch zurechttasten muß. Dazu kann ihm das interessante, die Mühe des Wanderers reichlich belohnende Werk helfen, von dem der berühmte Verfasser mit Recht gesagt hat: „Ich hoffe, durch die zur Geltung gebrachte Auffassung- und Darstellungweise, bei der die allmähliche Ausgestaltung und Reinigung der allgemeinen Begriffe viel mehr in den Vordergrund tritt als die Erforschung einzelner Thatsachen und ihre praktischen Anwendungen, nicht nur einen Beitrag zur Geschichte der Chemie, sondern auch einen solchen zur allgemeinen Wissenschaftgeschichte zu liefern.“

setzung der einzelnen Glieder zu einer Säule an. Und dann beschreibt er seine große Erfindung in ihren Hauptformen, der Säule und der Gefäßbatterie.

Zu einem wirksamen Werkzeug der Elektrochemie wurde Voltas Säule erst, nachdem sie in andere Hände gekommen war; und zwar sofort. Volta hatte seine Erfindung in einem Brief beschrieben, den er an Banks, den Präsidenten der Royal Society in London, zur Veröffentlichung in den Philosophical Transactions dieser Gesellschaft gerichtet hatte. Banks ließ den Brief, bevor er ihn abdruckte, längere Zeit bei seinen Freunden cirkuliren, die sich beeilten, die von Volta beschriebenen merkwürdigen Versuche zu wiederholen. Bei dieser Gelegenheit bemerkten zwei von ihnen, die sich sonst nicht durch wissenschaftliche Entdeckungen ausgezeichnet hatten oder künftig weiter auszeichneten, Nicholson und Carlisle, daß, wenn die Leitungdrähte von den Enden der Voltaschen Säule ohne unmittelbare Berührung sich in einer Wassermasse befanden, eine Gasentwickelung an beiden Enden eintrat. Unter den entwickelten Gasen wurde Wasserstoff alsbald mit Sicherheit erkannt; das andere erwies sich als Sauerstoff. Eben so konnte die Ausscheidung verschiedener Metalle aus den Lösungen ihrer Salze beobachtet werden, die regelmäßig an dem Draht auftraten, der mit dem negativen Ende der Säule verbunden war. Diese Versuche waren die Einleitung zu einer Unzahl anderer Experimente, die nach den verschiedensten Richtungen ausgeführt wurden und die schnelle Entstehung einer eigenen Wissenschaft, der Elektrochemie, bewirkten. Die Wechselwirkung zwischen dieser und der allgemeinen Chemie war sehr verschiedenartig; zu Zeiten hat die Tochter ihre Mutter vollkommen beherrscht, zu anderen Zeiten war sie fast verschwunden. Erst in neuster Zeit scheint sich ein dauerndes Verhältniß eingestellt zu haben, indem die Elektrochemie in dem ihr zukommenden Gebiete (dem der Elektrolyte) festen Fuß gefaßt hat und, unter Verzicht auf überraschende hypothetische Beutezüge in die Nachbarländer, in ruhiger Arbeit untersucht, wie weit sie etwa ihren Einfluß noch mit legitimen Mitteln ausdehnen kann.

Drei Richtungen lassen sich vorwiegend unterscheiden, in denen die Elektrochemie sich entwickelt hat. Erstens ist die Voltasche Säule ein mächtiges Mittel zur Hervorbringung chemischer Reaktionen. In solcher Weise hat es eine präparative Elektrochemie nicht nur am Anfang der hier zu schildernden Periode gegeben, sondern bis auf den heutigen Tag werden mit Hilfe des elektrischen Stromes wissenschaftlich und technisch neue Stoffe und neue Darstellungweisen entdeckt. Zweitens hat die Untersuchung der elektrischen Stromleitung in den Elektrolyten zu sehr weitgehenden und tiefgreifenden Aufschlüssen geführt. Die hier liegenden Probleme sind stufenweise während einer sehr langen Periode bearbeitet worden, deren Schwerpunkt mehr nach unseren Tagen hin verschoben erscheint. Endlich ist die Frage nach der Quelle der elektrischen Erregung in der Kette ein Problem gewesen, das, bereits von Volta aufgeworfen und scheinbar gelöst, immer wieder neue Arbeit erfordert hat und dessen vollständige Lösung auch heute noch nicht ganz erreicht ist.

Von all den verschiedenen Forschern, die sich zunächst mit der Feststellung und Aufklärung der chemischen Wirkungen der Voltaschen Säule beschäftigten, erreichte keiner glänzendere Erfolge als Humphry Davy (1778 bis 1829), ein junger Physikochemiker, der vor Kurzem zum Professor an der Royal Institution ernannt worden war. Durch seine Thätigkeit und die seines unmittelbaren Nachfolgers Faraday ist der Fortschritt der Elektrochemie während längerer Zeit in engen Zu-

sammenhang mit dem schlichten Laboratorium dieser Gesellschaft gebracht worden. Davys Arbeiten nahmen einen sehr bescheidenen Anfang. Es war sehr bald beobachtet worden, daß die Umgebung des negativen Poldrahtes, nachdem der Strom einige Zeit durchgegangen war, alkalisch reagirte, während die des positiven saure Reaktion aufwies. Dies schien auch einzutreten, wenn man nicht Salzlösungen, sondern reines Wasser nahm, und von phantasiereichen Leuten waren darauf abenteuerliche Theorien gegründet worden. Davy stellte sich zunächst die Aufgabe, das Thatsächliche hierbei klarzustellen, und erhielt anfangs in der That Ergebnisse, die auf die Entstehung solcher Stoffe aus Wasser hinzudeuten schienen; denn auch sein reinstes Wasser zeigte die Erscheinung, wenn auch ziemlich schwach. Der letzte Umstand bestärkte ihn in der Ueberzeugung, daß es sich nur um eine Verunreinigung handeln konnte; denn je reiner das Wasser war, um so weniger Säure und Basis trat auf. Da aber bereits ganz unglaublich geringe Verunreinigungen ausreichen, um die Reaktion zu zeigen — Glasgefäße gaben hierfür schon genug lösliche Stoffe an Wasser ab —, so waren besondere Vorsichtmaßregeln erforderlich, um diese Störungen auszuschließen. Durch Arbeiten in goldenen Gefäßen (Platingeräth war damals noch unbekannt) gelangte Davy schließlich dahin, daß keine Säure oder Alkali mehr beim Stromdurchgang auftrat: und so war jenes Problem gelöst.

Wir können Davy nicht über alle weiteren Stufen seiner Arbeiten folgen. Er erkannte bald, welchen kräftig zerlegenden Einfluß der elektrische Strom auf chemische Verbindungen aller Arten ausübt, und unterwarf einen Stoff nach dem anderen diesem neuen Agens. Schließlich benutzte er es, um eine alte Frage zu beantworten. Die Alkalien waren bis dahin nicht in einfachere Bestandtheile zerlegt worden, obwohl sie sich in vielen Beziehungen den Metalloxyden ähnlich verhalten. Davy unterwarf sie dem Strom und konnte in der That eine Zerlegung nachweisen: an der einen Seite erschien Sauerstoff, wie erwartet, an der anderen Seite aber ein Metall von völlig unerwarteten, ja, unerhörten Eigenschaften. Es war nicht nur äußerst leicht, sondern entzündete sich an der Luft, insbesondere wenn es auf Wasser geworfen wurde. Es war daher recht schwer, eine zur Untersuchung ausreichende Menge dieses wunderbaren Stoffes zu sammeln; doch erhielt Davy genug, um die wichtigsten Eigenschaften des Kaliums und des Natriums festzustellen. Diese Versuche erregten ungeheures Aufsehen und machten ihren Entdecker alsbald zu einer europäischen Berühmtheit. Sie wurden überall wiederholt und bestätigt und bildeten damals eben so einen Mittelpunkt des allgemeinen Interesses wie in unseren Tagen die X-Strahlen und das Radium.

Die spätere Entwickelung dieser Seite der Elektrochemie hat weitere große Ueberraschungen oder theoretisch einflußreiche Entdeckungen nicht gebracht. Etwa ein halbes Jahrhundert später zeigte Bunsen, daß man eine Anzahl schwer zugänglicher Metalle durch Elektrolyse der geschmolzenen Halogenverbindungen gewinnen kann; und seit im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts die schnelle Entfaltung der Elektrotechnik auch dem Chemiker diese lenksame Energie in reichlicher Menge wohlfeil zur Verfügung stellte, hat sich eine umfangreiche und wichtige technische Elektrochemie ausgebildet. Aber neue leitende Gedanken sind im Zusammenhang mit diesen Fortschritten nicht zu Tage getreten, vielmehr wird, zum Beispiel, jetzt wieder Natrium in der selben Weise fabrizirt, wie Davy es zum ersten Mal erhalten hatte.

— —

Die glänzenden Experimentaluntersuchungen von Davy waren nicht im Stande, eine zusammenhängende Periode elektrochemischer Forschung hervorzurufen. Die Chemie ging andere Wege und die Stoffe, die hier das Interesse mehr und mehr fesselten, die organischen Verbindungen, zeigten keine deutlichen Beziehungen zu elektrischen Fragen. Auch entwickelte sich die Elektrik zunächst wesentlich unter dem Einfluß der Anschauungen Voltas, dessen Theorie von der Entstehung der Elektrizität in seiner Kette durch die Berührung der verschiedenen Leiter wegen ihrer formalen Zulänglichkeit nicht nur bei den Physikern zu unbedingter Herrschaft gelangte, sondern auch die wenigen Chemiker, die sich noch mit den hergehörigen Fragen beschäftigten, in ihren Bann zog. So bedurfte es neuer wesentlicher Entdeckungen, um den Anstoß zu erneuern. Erst vor zwei Dezennien war die Zeit so weit gediehen, daß der immer wieder bearbeitete Boden zu regelmäßiger Ernte bereitet war, nachdem eine ganze Anzahl führender Männer vergeblich das Ihre gethan hatte, um dies Ziel zu erreichen.

Schon Volta hatte Leiter erster und zweiter Klasse unterschieden. In die erste Klasse gehören die Metalle, die den Strom leiten, ohne eine Veränderung irgendwelcher Art zu erfahren, während Leiter zweiter Klasse solche sind, die gleichzeitig chemisch zersetzt werden. In diese Klasse gehören vorwiegend wässerige Lösungen von Salzen, Säuren und Basen.

Die ersten Untersuchungen von Nicholson und Carlisle ergaben bereits, daß die Thatsache der chemischen Zersetzung durch den elektrischen Strom nicht die einzige Merkwürdigkeit hierbei war. An den Stellen, wo die zuführenden und abführenden metallischen Leiter in die wässerige Flüssigkeit tauchten, entwickelten sich die Gase; an der einen Seite reiner Sauerstoff, an der anderen reiner Wasserstoff. Dies erwies sich als unabhängig davon, wie lang der Weg in der Flüssigkeit zwischen den beiden Stellen war; und alsbald entstand das Problem: wenn an der einen Seite der Sauerstoff des zerlegten Wassers sich entwickelt, wie kommt der zugehörige Wasserstoff dazu, augenblicklich an der anderen Seite zu erscheinen? Daß er auf irgendeine Weise durch die ganze Länge der Flüssigkeit schlüpft, war kaum denkbar; auch erwies sich, daß man beliebige andere Leiter zweiter Klasse dazwischen schalten kann, selbst solche, die mit Wasserstoff oder Sauerstoff reagiren, ohne daß die Gase am Erscheinen verhindert werden.

Der erste Versuch, dies Räthsel zu lösen, wurde von Theodor von Grotthus (1785 bis 1822) gemacht, der die Theorie, die seinen Namen in der Geschichte der Elektrochemie erhalten hat, als zwanzigjähriger Jüngling veröffentlichte. Sie kam darauf hinaus, daß sich die Atome in Ketten anordnen sollten, die abwechselnd aus Sauerstoff und Wasserstoff bestehen und auf die die elektrische Ladung der metallischen Leiter dann induzirend wirkt. Durch ein abwechselndes Spiel von Verbindungen und Zersetzungen, das nach dem Schema der „grande chaîne“ in der Polonaise vor sich geht, ergab sich anschaulich, daß die Elemente nur an den metallischen Leitern ausgeschieden werden, während den innerhalb der Flüssigkeit gleichzeitig vor sich gehenden Zersetzungen immer wieder Verbindungen folgen, so daß dort schließlich die unveränderte Flüssigkeit wiedergefunden wird.

Diese Theorie stand sehr lange in gutem Ansehen und sie enthält in der That neben vergänglichen Bestandtheilen einige gesunde und dauerhafte. Vor allen Dingen den Gedanken: wenn man die Bestandtheile des zersetzbaren Leiters gegen

einander sich verschieben läßt, so daß die einen im Sinn des positiven Stromes, die anderen im entgegengesetzten wandern, so werden die mittleren Gebiete des Leiters diese Bestandtheile hernach im unveränderten Verhältniß enthalten und Veränderungen oder Zersetzungen können nur an den Enden, wo der Strom aus und ein tritt, sichtbar werden. Allerdings waren durch diesen Gedanken nur Möglichkeiten einer Erklärung angedeutet; zur Gewinnung einer wirklichen Einsicht waren noch genauere thatsächliche Kenntnisse erforderlich.

Bald wurde denn auch das Problem auf experimentellem Wege weiter bearbeitet, und zwar war es Davys Nachfolger an der Royal Institution, Michael Faraday (1791 bis 1867), dem wir den nächsten großen Fortschritt verdankten. Faraday hatte sich bereits durch seine Entdeckung der elektrischen und elektromagnetischen Induktion einen hoch angesehenen Namen gemacht, als er im Zusammenhang mit allgemeinen Aufgaben sich der Erforschung der voltaschen Elektrizität zuwandte. Es handelte sich zunächst um die Frage, ob außer dem wohlbekannten Unterschiede der positiven und negativen Elektrizität noch andere, von der Herkunft abhängige Unterschiede an der Elektrizität vorhanden seien, etwa wie beim Licht außer den Intensitätunterschieden noch Unterschiede der Farbe, der Schwingungzahl beobachtet werden können. Zu diesem Zweck war es nöthig, die verschiedenen Wirkungen der Elektrizität zu messen und sich zu überzeugen, ob diese einander proportional blieben, wenn die Herkunft der Elektrizität gewechselt wird. Hierzu dienten erstens die bekannten physikalischen Wirkungen, wie die Ablenkung der Magnetnadel, die Wärmeentwickelung u. s. w.; und zweitens sollte die chemische Wirkung benutzt werden. Bei dieser war indessen nur die allgemeine Thatsache der chemischen Zersetzung durch den Strom bekannt, dagegen nicht, von welchen Faktoren deren Betrag abhängt. Die Untersuchung dieser Frage führte alsbald zu den beiden sehr merkwürdigen Gesetzen, die Faradays Namen tragen und die Folgendes aussagen. Erstens ist in jedem Fall der Betrag der Zersetzung proportional der durchgehenden Elektrizitätmenge, welcher Stoff auch der Zersetzung unterworfen werden mag. Zweitens verhalten sich beim Durchgang der gleichen Elektrizitätmenge die aus verschiedenen Verbindungen ausgeschiedenen Stoffmengen wie die Verbindungsgewichte dieser Stoffe oder wie einfache Bruchtheile der Verbindungsgewichte. Die durch die gleiche Elektrizitätmenge ausgeschiedenen Stoffmengen sind nämlich den Aequivalentgewichten dieser Stoffe proportional; sie heißen daher die elektrochemischen Aequivalente.

— —

In einer wichtigen Beziehung that Faraday seinem eigenen Gesetz Unrecht: in Bezug auf dessen Ausschließlichkeit und Genauigkeit. Er hielt für möglich (und glaubte auch, Beispiele dafür zu haben), daß neben der mit chemischer Zersetzung verbundenen oder elektrolytischen Leitung auch noch eine ohne Zersetzung erfolgende oder metallische Leitung in den Elektrolyten stattfinde. Dann würde die zersetzte Stoffmenge der durchgegangenen Elektrizität nicht genau proportional sein. Die späteren genauen Forschungen haben die strenge Giltigkeit des Faradayschen Gesetzes bis zu sehr weiten Grenzen ergeben. Aus dem Umstande, daß in Leitern zweiter Klasse die chemischen Vorgänge nur dort stattfinden, wo der Strom in den Leiter eintritt oder ihn verläßt, schloß Faraday weiter, daß die Elektrizität innerhalb dieser Leiter der Elektrolyte, durch deren elektrisch geladene Theilstücke,

befördert wird und daß an den Ein- und Austrittsstellen des Stromes, an den Elektroden, die Elektrizität sich allein weiterbewegt, während ihr chemischer Träger zurückbleibt und durch seine Ausscheidung im unelektrischen Zustande den chemischen Vorgang bewirkt. Diese Theilstücke der Elektrolyte, die mit dem Strom oder gegen ihn wandern, nannte er Jonen oder Wanderer, und zwar Kation den Wanderer im Sinne des positiven, Anion den im Sinn des negativen Stromes. Welche Theilstücke als die Jonen zu betrachten sind, hat Faraday nicht ganz konsequent und eindeutig entschieden; er sah als solche die Metalle und die Halogene an (in geschmolzenem Chlorsilber, das ein Lieblingobjekt seiner Experimente war, kann man ja außer Silber und Chlor keine anderen einfachen Jonen annehmen), aber bei den Alkalisalzen war er auch bereit, Säure und Base als Jonen anzusehen; eben so in den Ammoniaksalzen das Ammoniak, NH_3. Um dieses Problem der Elektrizitätleitung in den Elektrolyten hat sich von nun ab ein sehr wichtiger Theil der Entwickelung der Elektrochemie konzentrirt, und zwar in konsequentem Ausbau von Faradays Grundanschauungen und unter Verbesserung der von ihm begangenen sekundären Mißgriffe.

Zunächst wurde der Begriff des Jons einheitlich festgestellt durch die Arbeiten von John Frederic Daniell (1790 bis 1845). Dieser englische Chemiker ist der Nachwelt hauptsächlich durch die von ihm konstruirte Kupferzinkkette im Gedächtniß geblieben; und der kleine Apparat hat in der That eine sehr erhebliche Rolle in der späteren Entwickelung der Wissenschaft gespielt. Es war die erste konstante Kette und hat als solche nicht nur als Grundlage für die genauere Messung elektromotorischer Kräfte gedient, sondern nicht weniger als Typus des idealen elektrochemischen Apparates. Man darf es aussprechen: erst seit man gelernt hat, an Stelle des voltaschen Fundamentalversuches die daniellsche Kette zum Ausgangspunkt der Lehre von der Berührungelektrizität zu machen, ist eine konsequente wissenschaftliche Behandlung dieses Kapitals möglich geworden.

Nicht minder erheblich war die begriffliche Klärung, die Daniell durch seine Analyse des elektrolytischen Leitungvorganges bewirkt hat. Im Fall binär zusammengesetzter Salze kann die Frage nach den Jonen dieser Salze eindeutig beantwortet werden. Daniell griff nun, entgegen der damals üblichen Unterscheidung zwischen Halogensalzen und Sauerstoffsalzen, auf die bereits von Davy vertretene Anschauung zurück, daß auch in den sogenannten Sauerstoffsalzen das Metall das eine Jon bildet und die übrigen vorhandenen Elemente zusammen das andere Jon ... Es ist sehr bemerkenswerth, daß ungefähr um die selbe Zeit durch rein chemische Betrachtungen auch die Sauerstoffsäurentheorie von Berzelius durch die Wasserstoffsäurentheorie von Davy ersetzt wurde. Liebig wies überzeugend nach, daß nur durch Davys Auffassung die verwickelten Verhältnisse der mehrbasischen Säuren eine einfache Darstellung erfahren können. Doch bewirkte der Umstand, daß diese reformatorische Arbeit wesentlich im Interesse der Organischen Chemie ausgeführt wurde, ein verhältnißmäßig langsames Eindringen dieser Idee in die Kreise der Anorganiker und Elektrochemiker, die an den Anschauungen von Berzelius noch lange festhielten.

Daniell entwickelte seine verbesserte Auffassung des Jonenbegriffes in einer Reihe von Arbeiten, die einer besonderen Thatsache gewidmet waren, nämlich der auffälligen Ansammlung und Verarmung bestimmter gelöster Elektrolyte an den

Elektroden oder Zersetzungstellen. Es gelang ihm nicht, zu vollständiger Klarheit hierüber zu kommen. Das war erst den Forschungen von Wilhelm Hittorf (geboren 1824) vorbehalten, der nicht nur die eben berührten Fragen aufklärte, sondern weitere Schritte in der sachgemäßen Auffassung der elektrolytischen Leiter that.

Geht man nämlich von Faradays Grundanschauung aus, daß die Elektrizität mit den Jonen sich durch den Elektrolyt bewegt, so kann man nach den Geschwindigkeiten fragen, mit welchen diese Bewegungen stattfinden. Diese Geschwindigkeiten müssen sich gerade in den Erscheinungen zum Ausdruck bringen, die Daniell untersucht hatte. Sei K das Kation und A das Anion eines Elektrolyts, so können wir folgende Betrachtung anstellen. Im Fall das Kation allein wandert, das Anion dagegen in Ruhe bleibt, muß nach einem bestimmten Stromdurchgang die Konzentration des Anions überall die frühere geblieben sein, während vom Kation an der Anode eine Menge fortgegangen ist, die dem Faradayschen Gesetz entspricht und die sich an der Anode als gleich großer Ueberschuß vorfinden muß. Natürlich muß, da die Jonen nach Abgabe der elektrischen Ladung meist nicht bestehen können, dafür gesorgt sein, daß an den Elektroden passende chemische Vorgänge mit den Theilstücken des Elektrolyts eintreten können, welche die Bestimmung der fraglichen Mengen ermöglichen. Wandert umgekehrt allein das Anion, so muß die Konzentration des Kations überall unverändert bleiben und die des Anions die entsprechende Aenderung an den Elektroden erfahren. Wandern endlich beide Jonen, so wird an der Anode ein bestimmtes Minus des Kations, an der Kathode ein entsprechendes Minus des Anions beobachtet werden; und diese Verluste stehen in dem Verhältniß der Geschwindigkeiten, mit denen diese beiden Jonen wandern. Dies ist der einfache und durchschlagende Grundgedanke Hittorfs. Man kann durch die Analyse der Lösungen, welche die Elektroden umgeben, zu einer Bestimmung des Verhältnisses der Geschwindigkeiten gelangen, mit denen sich die Jonen durch den Elektrolyten bewegen.

Hittorf bestimmte in einer Reihe von klassischen Arbeiten diese Geschwindigkeitverhältnisse für eine große Anzahl von Elektrolyten, wobei vielerlei Aufklärung über damals strittige chemische Fragen verbreitet wurde. Man hätte denken sollen, daß die große Vereinfachung, welche sich aus diesen Betrachtungen für das ganze Problem ergab, alsbald zu einer allgemeinen Annahme dieser Gesichtspunkte hätte führen sollen. Das war aber durchaus nicht der Fall. Hittorf war ein junger, unbekannter Mann; und an dem vorliegenden Problem hatten damals eben einige führende Gelehrte ihre Kräfte vergeblich versucht. In Folge einer zwar nicht hübschen, aber sehr menschlichen (Das heißt: allgemein verbreiteten) psychischen Reaktion trat nicht die Freude am erlangten intellektuellen Fortschritt, sondern die Eifersucht auf die bessere Leistung des Unbekannten in den Vordergrund und durch ein stillschweigendes Abkommen der Betheiligten, welche die Oeffentliche Meinung in der Wissenschaft, wenigstens zeitweilig, beherrschten, blieben Hittorfs Resultate zunächst ganz unbeachtet.

Dies wurde erst anders, als Kohlrausch ein Verfahren zur leichten und genauen Messung der Leitfähigkeit der Elektrolyte ausgearbeitet hatte und mit dessen Hilfe eine große Anzahl von Untersuchungen anstellte. Hierbei fand er Folgendes. Nennt man die Leitfähigkeit, die sich zwischen zwei um ein Centimeter entfernten Elektroden zeigt, wenn ein Mol (ein Molekulargewicht in Grammen) des betreffenden Elektrolyten nebst seinem Lösungmittel sich in diesem Raum be-

findet, die molekulare Leitfähigkeit, so gilt für diese, daß sie sich bei den verschiedenen Salzen additiv aus zwei Konstanten zusammensetzt, die durch die beiden Jonen des Salzes bestimmt werden. Faßt man diese Konstanten als die Wanderungsgeschwindigkeiten dieser Jonen auf, so kann man auch sagen, daß die Geschwindigkeit jeder Art Jonen unabhängig ist von den anderen Jonen, mit denen es Salze bildet. Kohlrausch bezeichnete daher sein Gesetz als das Gesetz von der unabhängigen Wanderungsgeschwindigkeit der Jonen.

— —

Die Thatsache, daß ein bestimmtes Jon gleich schnell wandert, welche auch die anderen Jonen seien, mit denen es zu Salzen „verbunden" ist, beweist, daß der Umstand dieser „Verbindung" auf die Beweglichkeit der Jonen gar keinen Einfluß ausübt. Dies ist ganz unverständlich, wenn man sich in der damals üblichen Weise vorstellt, daß die Jonen mit einander durch eine chemische Verwandtschaft verbunden sind, die von Fall zu Fall sehr verschieden groß angenommen wurde. So wandert, zum Beispiel, Kaliumion eben so schnell wie Ammoniumion in allen entsprechenden Salzen, während man doch die Kaliumsalze als durch die stärksten, die Ammoniumsalze dagegen als durch sehr schwache Affinitäten gebunden ansah. Schon Hittorf hatte auf solche Widersprüche gegen die üblichen Anschauungen hingewiesen. Kaliumsalze leiten von allen Salzen am Besten, werden also anscheinend am Leichtesten in ihre Jonen gespalten, während Quecksilbersalze sehr schlecht leiten, also einen starken Zusammenhang ihrer Jonen erkennen lassen. Dies ist gerade das Gegentheil der üblichen Auffassung von den entsprechenden chemischen Verwandtschaften.

Ferner war bekannt, daß, so lange die Polarisation an den Elektroden nicht in Betracht kommt, das Verhalten der elektrischen Leitung in den Elektrolyten von dem in den Metallen nicht verschieden ist: die allergeringste elektromotorische Kraft bewirkt einen entsprechenden Strom, der nur noch von der Leitfähigkeit abhängt. Müßten erst die Salze des Elektrolyts durch die Wirkung des Stromes in die Jonen getrennt werden, so würde hierzu eine gewisse elektromotorische Kraft erforderlich sein und erst, nachdem diese erreicht ist, könnte die Stromleitung beginnen. Da Das der Erfahrung widerspricht, hatte Clausius bereits 1857 auf Grund der Molekularhypothese angenommen, daß einzelne Salzmolekeln schon durch ihr gegenseitiges Zusammentreffen in ihre Jonen gespalten würden und daß diese die Stromleitung besorgen. Doch würde aus dieser Annahme folgen, daß die molekulare Leitfähigkeit um so geringer werden müßte, je verdünnter man die Lösung macht, weil das Zusammentreffen und die davon abhängige Spaltung um so weniger erfolgen müßte, je entfernter die Molekeln in Folge der zunehmenden Verdünnung von einander sich bewegen. Nun zeigt die Erfahrung aber gerade das Gegentheil: die molekulare Leitfähigkeit nimmt bei steigender Verdünnung zu und nähert sich dabei einem Maximum, das für viele Salze bereits bei meßbaren Verdünnungen praktisch erreicht wird. Man müßte also im Sinn dieser Hypothese vielmehr annehmen, daß die Jonen in der verdünnten Lösung von einander ganz getrennt sind und sich um so mehr verbinden, je häufiger sie sich in konzentrirteren Lösungen begegnen. Clausius konnte diesen Schluß noch nicht ziehen, da er die zuletzt erwähnte Thatsache nicht kannte. Dagegen ist er von Svante Arrhenius (geboren 1859) im Jahr 1887 gezogen worden; und mit ihm hat die neue Periode der Elektrochemie begonnen.

Zunächst kann man diese Annahme von ihren hypothetischen Bestandtheilen befreien, indem man sich auf das Gesetz der chemischen Massenwirkung stützt. Betrachtet man die Jonen als Stoffe, die unter gewissen Bedingungen selbständig bestehen können, so folgt aus dem erwähnten Gesetz unmittelbar, daß mit steigender Konzentration eine zunehmende Verbindung, mit steigender Verdünnung eine zunehmende Spaltung eintreten muß. Ja, das Gesetz läßt sogar den Zusammenhang des gespaltenen Antheils mit der Verdünnung voraussehen und die Erfahrung hat die Voraussicht in einer sehr großen Anzahl von Fällen exakt quantitativ bestätigt.

Eben so hat sich in Uebereinstimmung mit der Theorie ergeben, daß Kohlrauschs Gesetz von der unabhängigen Wanderung der Jonen eine genaue Geltung erst bei sehr großer Verdünnung erreicht, wo die Jonenspaltung oder elektrolytische Dissoziation praktisch vollständig ist. Bei geringeren Verdünnungen gilt es annähernd, wenn man solche Elektrolyte mit einander vergleicht, deren Dissoziation annähernd übereinstimmt.

Aber die glänzendste Bestätigung erfuhr die Theorie von Arrhenius im Zusammenhang mit Van 't Hoffs Theorie des osmotischen Druckes. Während nämlich diese Theorie von den Verhältnissen der organischen Verbindungen völlig befriedigende Rechenschaft gab, versagte sie scheinbar hoffnunglos in dem überaus wichtigen Fall der wässerigen Salzlösungen. Die osmotischen Drucke, Erniedrigungen des Gefrierpunktes und Erhöhungen des Siedepunktes, die man bei solchen Lösungen beobachtete, erwiesen sich als viel zu groß. Sie waren bei Salzen vom Typus des Chlorkaliums fast doppelt so groß, wie sie sein sollten, und stiegen beim Kaliumsulfat und bei ähnlichen Salzen bis in die Nähe des dreifachen theoretischen Werthes. Bei Salzen von übereinstimmendem Typus waren die Abweichungen von gleicher Größe und Beschaffenheit.

Die Annahme einer Polymerisation des gelösten Stoffes war unzulässig, denn sie hätte gerade das Gegentheil — zu kleine Werthe des osmotischen Druckes und der davon abhängigen Größen — ergeben. Die Annahme einer Dissoziation schien ausgeschlossen, da es sich bereits um die einfachsten Formeln handelte, die man schreiben konnte. Da die Konstante des Gesetzes von Van 't Hoff mit der Gaskonstante übereinkam, war auch die Möglichkeit ausgeschlossen, etwa bei den als Typen benutzten organischen Verbindungen Polymerisation anzunehmen, um für die Salze richtige Werthe zu erhalten; außerdem ergaben die verschiedenen Salztypen verschiedenartige Abweichungen und verhinderten so eine einheitliche Rechnung in solchem Sinn. Kurz, die Widersprüche waren so groß, daß Van 't Hoff sie ungelöst lassen mußte, indem er als Ausdruck für das irrationale Verhalten dieser Stoffe einen Irrationalkoeffizienten i einführte und für sie die Gleichung des osmotischen Druckes in der Gestalt $pv = iRT$ schrieb. Hier nun zeigte Arrhenius, daß der ominöse Koeffizient i stets und nur bei solchen Lösungen auftritt, die den elektrischen Strom leiten und also Elektrolyte sind. Nimmt man an, daß in solchen Lösungen nicht die Salze als solche bestehen, sondern daß sie mit steigender Verdünnung zunehmend in ihre Jonen zerfallen, so erklären sich alle die Widersprüche auf einmal. In einer Lösung, die ein Mol oder 74,5 g Chlorkalium enthält, ist nicht ein Mol gelöster Substanz vorhanden, sondern es sind bei großer Verdünnung, wo das ganze Salz in die Jonen Chlor und Kalium zerfallen ist, zwei Mole da. Daher ist auch der osmotische Druck doppelt so groß,

wie man ihn unter der Annahme des unzerlegten Bestehens des Chlorkaliums berechnet, und eben so die von ihm abhängigen Aenderungen des Gefrier- und Siedepunktes. Bei weniger verdünnten Lösungen ist der Zerfall unvollständig und sind die Abweichungen entsprechend kleiner. Alle scheinbaren Widersprüche gegen die Theorie des osmotischen Druckes verschwinden durch die Annahme der elektrolytischen Dissoziation und verwandeln sich in eben so viele Bestätigungen dieser Theorie und der Theorie der elektrolytischen Dissoziation.

Endlich erklärt diese Theorie altbekannte, aber niemals verstandene chemische Thatsachen. Die analytische Chemie der salzartigen Verbindungen ist dadurch gekennzeichnet, daß die verschiedenen Reagentien niemals das einzelne Salz anzeigen, sondern nur die übereinstimmenden Bestandtheile oder Jonen beliebiger Salze erkennen lassen. So werden alle salzartigen Chloride durch Silbersalze gefällt, unabhängig von dem Metall oder Radikal, mit dem das Chlor verbunden ist (oder vielmehr war). Und als Reagens auf solche Chlorverbindungen braucht man nicht etwa gerade das übliche Silbernitrat zu nehmen: jedes beliebige Silbersalz thut es, wenn es nur im Wasser löslich ist. Wieso diese einfache Beziehung besteht, konnte früher nie begriffen werden und man hatte nur deshalb aufgehört, sich darüber zu wundern, weil man es alle Tage erlebte. Jetzt war plötzlich Alles klar geworden: die analytischen Reaktionen erfolgen zwischen Jonen, und damit sie eintreten, müssen eben nur die betreffenden Jonen vorhanden sein. Silberion ist ein Reagens auf Chlorion, und wenn diese Beiden innerhalb einer Lösung zusammentreffen, so entsteht der Chlorsilberniederschlag, unabhängig davon, welche andere Jonen zugegen sein mögen. Denn diese haben keinen Einfluß, weil sie frei neben den genannten Jonen bestehen.

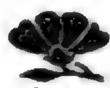
— —

Zum Schluß dieser Betrachtungen sind noch einige Worte über die Natur der Jonen zu sagen. Im Sinn der Atomhypothese hat man sie als elektrisch geladene Körperchen betrachtet, die vermöge einer besonderen Eigenthümlichkeit nur ganz bestimmte Elektrizitätmengen oder einfache Multiple dieser Menge enthalten können. Und zwar haben die physikalischen Forschungen der neusten Zeit über die Elektrizitätleitung in Gasen zu der Ansicht geführt, daß diese Elektrizitätmengen Elementarquanten der „Elektrizität" seien, die sich nicht weiter theilen lassen, sondern, ähnlich den ponderabeln Atomen, die letzte Grenze der möglichen Verkleinerung der Elektrizitätmengen darstellen. Wir können diese Betrachtungen hier auf sich beruhen lassen; so interessante Ergebnisse sie auf dem Gebiete der Gasleitung geliefert haben: für die Leitung in Elektrolyten haben sie keine neuen Gesichtspunkte von Belang ergeben. Von unserem allgemeinen Standpunkt aus werden wir nur sagen können, daß der Durchtritt von Elektrizitätmengen durch die Grenzflächen von Elektrolyten nach aller Erfahrung mit dem Freiwerden entsprechender Stoffmengen verbunden ist. Darüber, wie innerhalb der Elektrolyten die Beziehung zwischen diesen Stoffen und der elektrischen Energie aufzufassen ist, giebt die Erfahrung keinen Anhaltspunkt, ausgenommen den, daß ein stromdurchflossener elektrolytischer Leiter sich in jeder Beziehung nach außen genau eben so verhält wie ein stromdurchflossener Leiter erster Klasse von gleicher Gestalt und Leitfähigkeit. Man bedarf daher auch keiner besonderen Annahme hierüber.

Die chemische Auffassung der Jonen ist durchaus die, daß sie spezifische

Stoffe mit spezifischen Eigenschaften sind. Es hat in der ersten Zeit der Jonentheorie viel Erörterung darüber gegeben, daß die elementaren Jonen von den betreffenden Elementen so ganz verschieden seien. Die voraussetzungloseste Auffassung ist, Beide als allotrop anzusehen, etwa wie Sauerstoff und Ozon oder rothen und weißen Phosphor. Denn die einzige hypothesenfreie Definition der Allotropie besteht darin, daß es sich um Stoffe von gleicher Zusammensetzung, aber verschiedenem Energieinhalt handelt. Diese Definition trifft auch für die Verschiedenheit zwischen Chlorgas und Chlorion zu; doch ist sie nicht erschöpfend. Alle Jonen haben außerdem die Eigenschaft, daß sie nur gleichzeitig mit äquivalenten Mengen entgegengesetzter Jonen vorkommen. Von welcher chemischen Beschaffenheit diese anderen Jonen sind, ist ganz gleichgiltig; wesentlich ist nur, daß stets gleichzeitig äquivalente Mengen von Kation und Anion in einer Flüssigkeit anwesend sein müssen. Nur wenn diese Flüssigkeit elektrische Ladungen als Ganzes trägt, darf und muß man die Anwesenheit eines Ueberschusses entsprechender Jonen annehmen, die gleichzeitig mit der Ladung an der Oberfläche des Leiters angeordnet sind. Doch sind diese Mengen unter allen Umständen äußerst klein, da geringen Stoffmengen sehr große Mengen Elektrizität entsprechen. Man gelangt somit zu einer zusammenfassenden Vorstellung von der Beschaffung der Jonen, wenn man sie als Stoffe ansieht, die mit bestimmten, sehr großen Elekrizitätmengen verbunden sind und deshalb andere Energieverhältnisse und auch andere physikalisch-chemische Eigenschaften besitzen als die gleich zusammengesetzten nicht ionisirten Stoffe. Aehnlich wie der Gaszustand durch die Behaftung mit großen Volumen gekennzeichnet ist, so ist es der Jonenzustand durch die Behaftung mit großen Elektrizitätmengen; und in beiden Fällen bedingt das Vorwalten der bestimmten Energieart (Volumenenergie und elektrische Energie) bestimmte, einfache und allgemeine Eigenschaften.

Groß-Bothen. Professor Dr. Wilhelm Ostwald.



Ostasien.

Als in Portsmouth zwischen Rußland und Japan der Friede geschlossen war, sprachen Begeisterte vom Anbruch einer neuen Aera, die den Handelsverkehr mit Ostasien schnell erweitern müsse. Ob diese Prophezeiung für Deutschlands Handel und Industrie schon zur Wahrheit geworden ist? Kenner Ostasiens mahnen täglich, man solle die Gelegenheiten nicht ungenützt vorübergehen lassen, sondern sich die Geschäftschancen sichern, ehe es zu spät wird. Diese stets wiederholte Ermahnung läßt befürchten, daß die Morgenröthe der neuen Handelsära noch ziemlich blaß ist. Praktische Politik haben auf diesem Gebiet bisher eigentlich nur die deutschen Schiffahrtgesellschaften getrieben, die ja schon seit zwanzig Jahren den Verkehr mit Ostasien aufgenommen haben. Die Hamburg-Amerika-Linie hat in ihrem letzten Geschäftsbericht wieder betont, daß der deutschen Exportindustrie in Ostasien sich ein weites, noch zu wenig bebautes Feld biete. Auch wurde auf eine den selben Gegenstand behandelnde Brochure des Herrn von Brandt, der früher

Deutschlands Gesandter in Peking war, hingewiesen (die, wie behauptet wird, von der Hamburg-Amerika-Linie angeregt worden sein soll). Nicht zu leugnen ist jedenfalls, daß unsere Großrhedereien für den Verkehr mit Ostasien am Meisten gethan haben. Deshalb horchte man auf, als neulich die Nachricht kam, die londoner Firma Harris & Dixon Ltd. wolle durch Vermittlung der hamburger Schiffsmakler F. L. Sloman & Co. eine neue Konkurrenzlinie für den Frachtdampferverkehr nach Ostasien von Hamburg und Antwerpen aus einrichten. Die Meldung fand bei uns zunächst wenig Glauben, weil der genannten englischen Rhederei nur dreizehn Trampdampfer zur Verfügung stehen; damit kann man Ballin keine gefährliche Konkurrenz machen. Die Herren Harris & Dixon beeilten sich denn auch, zu erklären, daß sie „dem Unternehmen fern stehen"; es sei nicht von ihnen geplant, sondern von einer französischen Spekulantengruppe, die sich in die Schiffahrtgeschäfte zwischen Europa und Asien zu drängen versuche. Dieses „Dementi" ermöglichte Vermuthungen der verschiedensten Art, behauptete aber wenigstens nicht, daß der Konkurrenzplan den Engländern ganz unbekannt sei. Die klugen Briten finden es wohl richtiger, zunächst das französische Kapital, das jetzt ein bemerkenswerthes Interesse für deutsche Unternehmungen zeigt, und die hamburger Maklerfirma F. L. Sloman vorzuschieben. Diese Firma hat sich mehr als einmal schon mit Projekten beschäftigt, die den großen Gesellschaften Konkurrenz schaffen sollten, bis jetzt aber noch keinen Erfolg zu verzeichnen gehabt. Der Versuch, in den ostasiatischen Verkehr gleich von drei Häfen (Hamburg, Antwerpen, Dünkirchen) aus einzudringen, wäre der Rede werth. Die Hamburg-Amerika-Linie, die zuerst an Abwehrmaßregeln dachte, hat nun aber erklärt, solche Maßregeln schienen ihr nicht nöthig, weil das Projekt ohne ernstliche Bedeutung sei. Minima non curat Hapag. Die Gesellschaft ist heute ja stark genug, um so sprechen zu dürfen. Doch da, direkt oder indirekt, englische Unternehmer an dem Eroberungversuch betheiligt und die Engländer nun einmal die schärfsten Konkurrenten der deutschen Rhedereien sind, sollte selbst ein scheinbar wahnwitziges Unterfangen nicht mit einem verächtlichen Lächeln abgethan werden. Der Frachtverkehr nach Ostasien ist ein lohnendes Geschäft geworden und sehr geeignet, die Unternehmunglust auch anderswo anzuregen; denn die jetzt für diesen Dienst verfügbaren Dampfer sind bald belegt und oft fehlt es den Gesellschaften schon an Tonnenraum.

Die Packetfahrt (H-A-L) hat auf diesem Gebiet schon einmal nicht ganz richtig disponirt: als sie dem Norddeutschen Lloyd, unter Verzicht auf die Reichssubvention, den Postdampferdienst nach dem „Fernen Osten" überließ. Nach der Beendigung des russisch-japanischen Krieges stand sie dann vor der Nothwendigkeit, neue Dampfer in den ostasiatischen Dienst zu stellen. Dagegen wehrte sich der Lloyd, nannte es einen Vertragsbruch und der Streit mußte durch einen Schiedsspruch geschlichtet werden. Daran sollte man jetzt denken und sich vor jeder Verbreiterung der Reibungflächen hüten. Jede fremde Konkurrenz, auch die winzigste, könnte unbequem werden, wenn im eigenen Lager Zwiespalt entstünde. Im Allgemeinen haben die beiden Gesellschaften sich über das ostasiatische Geschäft stets friedlich verständigt und sind gut dabei gefahren. Ballins neuster Plan, die Einrichtung einer die Erde umspannenden Linie, die durch das Abkommen mit den Eisenbahngesellschaften Goulds und Stillwells in Mexiko möglich wird, habe ich hier schon erwähnt; dazu gehört, als Bindeglied, auch die Herstellung einer neuen Dampferlinie von der amerikanischen Pacificküste nach Ostasien. Einstweilen bringen unsere Dampfer mehr fremde

als deutsche Waaren in den Erdosten. Deutschland ist an der Gesammteinfuhr nach China, die etwa 1100 Millionen Mark beträgt, mit nur 6 Prozent betheiligt; Amerikas Antheil hat sich in den letzten zehn Jahren versechsfacht, der Japans verfünffacht. Solcher Ziffern kann unsere Industrie sich nicht freuen. Die Japaner haben es freilich näher, sind aber industriell lange nicht so leistungfähig wie wir und werden in China anderen Fremden durchaus nicht vorgezogen. Japan selbst kommt als Absatzgebiet heute kaum in Betracht; wir haben für die Helden von Nippon, wie einst für die Buren, geschwärmt, haben, mit einem heiteren, einem nassen Auge, zwei japanische Anleihen ins Land gelassen, deren eine sehr dünne Garantien bietet, und trotzdem nicht viele Aufträge für die Industrie erschnappt. Einstweilen schöpfen England und Amerika die Sahne von der Milch; uns blieb der schwache Trost, von englischen und amerikanischen Fachleuten, die unsere Industriebezirke besucht hatten, wieder zu hören, daß England sich wohl noch das älteste, doch nicht mehr das erste Industrieland der Welt nennen dürfe. Das wissen wir nun nachgerade. Leider aber auch, daß England nicht nur im verbündeten Japan, sondern auch in China den Löwentheil von der Beute nimmt. Seit fast siebenzig Jahren beherrscht es das größte Absatzgebiet für Baumwollwaaren. Jetzt machen ihm die Vereinigten Staaten und Japan Konkurrenz; Deutschland ist weit zurückgeblieben und müßte doch gerade in China mit aller Kraft vorwärtszukommen suchen. Der Import von Baumwollfabrikaten nach China bewerthet sich auf ungefähr 400 Millionen Mark. Davon entfallen auf England 180, auf Indien 120, auf Japan 50, auf Amerika 50 und auf Deutschland nur 2 Millionen. Das ist ein für unsere Industrie trauriges Zahlenverhältniß; und dabei sind die Einfuhrbedingungen für Amerika und England nicht etwa günstiger als für Deutschland. England zahlt für das amerikanische Rohmaterial nicht weniger als die deutschen Fabrikanten; und die Fracht von Manchester oder Liverpool nach Shanghai sollte nicht höher sein als die von Hamburg oder Bremen nach einem chinesischen Hafen. Die Engländer haben sichs Etwas kosten lassen, den Transport zu verbilligen: sie haben von Manchester nach Liverpool einen Kanal gebaut, damit die Baumwollfabrikate gleich in Manchester aufs Schiff geladen werden können. Amerika hat eigene Rohbaumwolle, aber so hohe Arbeitlöhne und Eisenbahnspesen, daß es auch nicht billiger importiren kann als Deutschland. Nur Japan ist besser dran, liefert aber nur die billigsten Fabrikate und kann in Baumwollstoffen mit den deutschen Erzeugnissen nicht konkurriren. Da der chinesische Baumwollverbrauch von Jahr zu Jahr steigt, ist aus diesem Land noch viel Geld zu holen. Engländer und Amerikaner sind, trotz hohen Preisen, mit Aufträgen überhäuft und mußten schon vor Monaten viele Bestellungen ablehnen. Da sollten Handel, Industrie, Schiffahrt und Regirung bei uns alles Erdenkliche thun, um auf diesem Riesenmarkt dem deutschen Export breiteren Raum zu erobern.

Eine Mahnung an die deutsche Industrie, sich um die Erweiterung ihres Absatzgebietes in China ernstlich zu kümmern, bringt auch das neue Edikt der chinesischen Regirung, das befiehlt, innerhalb eines Zeitraumes von zehn Jahren den Gebrauch von Opium abzuschaffen. Dieser Erlaß bedroht England mit einer beträchtlichen Schmälerung seines Handelsgewinnes. Britisch-Indien, das die größte Opiumproduktion hat, exportirte im Jahr 1904/05 Opium im Werth von 150 Millionen Mark; und da die Opiumerzeugung zu einem beträchtlichen Theil Staatsmonopol ist, flossen von diesem Betrag etwa 85 Millionen Mark in die Staatskasse. Davon

sind mindestens drei Viertel verloren, wenn der Opiumhandel in China aufhört. England hat sich die Einfuhr von Opium nach China mühsam erkämpft. Die Ostindische Compagnie hatte dem Import die Wege bereitet; 1820 aber verbot die chinesische Regirung die Opiumeinfuhr. So entstand der „Opiumkrieg". Die Chinesen verloren Hongkong und mußten sich in den Verträgen von Tientsin und Tschifu zu einer endgiltigen Regelung der Opiumeinfuhr verstehen. Durch das neue Edikt würden diese Vereinbarungen umgestoßen (wenn es in Kraft tritt und nicht nur auf dem Papier stehen bleibt). Zu einem Krieg wirds dieser Frage wegen jetzt nicht mehr kommen; die Engländer müssen mit dem Selbstbewußtsein und mit der wirthschaftlichen Bedeutung Chinas rechnen und die anderen Exportstaaten würden eine Brutalisirung des Reiches der Mitte nicht dulden. Wahrscheinlich werden die Briten versuchen, an Baumwolle zu gewinnen, was sie an Opium verlieren. England führt für 180, Indien für 120 Millionen Mark Baumwolle ein. Bombay importirt außer Opium auch Garne. Vermuthlich wird also die Baumwolleinfuhr forcirt werden; und zwar so bald wie möglich, ehe Englands Vormachtstellung in Ostasien bedroht ist. Wenn die deutsche Industrie nicht auf dem Posten ist, bleibt ihr da nicht mehr viel zu hoffen.

Ein anderes Warnungsignal: die Förderung der chinesischen Münzreform begünstigt die Amerikaner, die ja auch besonders eifrig für die Schaffung einer Goldbasis in China vorgearbeitet haben. Im Jahr 1903 sandten sie ein Mitglied der Commission on International Exchange hinüber, um die Möglichkeit der Goldwährung prüfen zu lassen. Das Ergebniß dieser Studienreise war, daß die chinesische Regirung erklärte, sie werde eine Währungreform nur mit amerikanischer Unterstützung versuchen. Eine Weile mags wohl noch dauern; kommts aber dazu, dann ist den Amerikanern der Haupteinfluß auf das chinesische Finanzwesen gesichert. Das wäre keine Kleinigkeit. Daß die Umwandlung des Münzsystems nöthig ist, hat auch der kluge chinesische Kaufmann längst erkannt; so der Präsident der Bankiergilde in Shanghai, der Präsident der chinesischen Handelskammer in Hongkong und viele andere angesehene Geschäftsleute. Ausländern geben die Chinesen heute nicht gern mehr wichtige Aemter; und ohne ausländische Hilfe wären geregelte Münzverhältnisse doch kaum zu erreichen. Die Amerikaner sind nun die Nächsten dazu. Der Widerstand der Vicekönige, die ihr Münzrecht bewahren möchten, wird zu überwinden sein. Wirksam würde die Währungreform aber nur, wenn eine chinesische Nationalbank gegründet würde, an deren Spitze auch ein Ausländer stehen müßte. Wird China sich dazu entschließen? Der Wunsch, die Fremden aus der Verwaltung des Landes zu drängen, wird immer lauter. Die Verwaltung der Seezölle, der wichtigsten Einnahmen des Reiches, wird seit vielen Jahren vom Sir Robert Hart kontrolirt. Dieser bewährte Mann bürgte dem Ausland für die pünktliche Zahlung der Anleihezinsen. Jetzt hat China eigene Kontrolbeamte für die Seezölle ernannt. Werden sie unthätig bleiben oder mit Sir Robert Hart in Konflikt kommen? Und werden die Besitzer chinesischer Anleihe ihre Papiere behalten, wenn sie nicht mehr wissen, welchem diebischen Mandarin die Ueberwachung der Zölle morgen anvertraut sein wird? Wir denken zu wenig an China. Noch ist es Zeit; nicht lange mehr. Die ostasiatischen Handels- und Finanzfragen fordern eine schleunige Antwort. Wird sie vertagt, dann findet Deutschland an diesem reichen Tisch vielleicht die Plätze besetzt. Ladon.

Braunschweig-Lüneburg.

„Ich habe ein volles Verständniß für die Anhänglichkeit der heutigen welfischen Partei an die alte Dynastie und ich weiß nicht, ob ich ihr, wenn ich als Alt-Hannoveraner geboren wäre, nicht angehörte. Aber ich würde auch in dem Fall immer der Wirkung des nationalen deutschen Gefühles mich nicht entziehen können und mich nicht wundern, wenn die vis major der Gesammtnationaltät meine dynastische Mannestreue und persönliche Vorliebe schonunglos vernichtete. Die Aufgabe, mit Anstand zu Grunde zu gehen, fällt in der Politik, und nicht blos in der deutschen, auch anderen und stärker berechtigten Gemüthsregungen zu; und die Unfähigkeit, sie zu erfüllen, vermindert einigermaßen die Sympathie, welche die kurbraunschweigische Vasallentreue mir einflößt. Ich sehe in dem deutschen Nationalgefühl immer die stärkere Kraft überall, wo sie mit dem Partikularismus in Kampf geräth, weil der letztere, auch der preußische, selbst doch nur entstanden ist in Auflehnung gegen das gesammtdeutsche Gemeinwesen, gegen Kaiser und Reich, im Abfall von Beiden, gestützt auf päpstlichen, später französischen, in der Gesammtheit welschen Beistand, die alle dem deutschen Gemeinwesen gleich schädlich und gefährlich waren. Für die welfischen Bestrebungen ist für alle Zeit ihr erster Merkstein in der Geschichte, der Abfall Heinrichs des Löwen vor der Schlacht bei Legnano, entscheidend, die Desertion von Kaiser und Reich im Augenblick des schwersten und gefährlichsten Kampfes, aus persönlichem und dynastischem Interesse." (Bismarck: „Gedanken und Erinnerungen"; erster Band, dreizehntes Kapitel: „Dynastien und Stämme".)

(Ueber den Abfall Heinrichs des Löwen sagt Kaemmel: „Als Friedrich der Erste [im Kampf gegen die Lombarden] seine deutschen Vasallen herbeirief, kam ihm die Nachricht, daß der mächtigste, Heinrich der Löwe, auf dessen Unterstützung die ganze staufische Politik seit Friedrichs Regirungantritt wesentlich beruhte, die Heeresfolge weigere. Die Sache war so wichtig, daß der Kaiser sich zu einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Herzog entschloß. In dem richtigen Gefühl, daß an diesem verhängnißvollen Tag über die Lombardei wie über das ganze Schicksal des welfischen Hauses die Würfel gefallen sind, hat die Volkssage jene Begegnung so bunt ausgeschmückt, daß die eigentlichen Vorgänge im Einzelnen sich nicht mehr erkennen lassen. Jedenfalls weigerte sich der Herzog entschieden, seine Heerespflicht persönlich zu leisten, da er auf früheren italienischen und anderen Feldzügen ‚zum Greis herabgekommen' sei [er zählte damals siebenundvierzig Jahre und ist sechsundsechzig Jahre alt geworden]; nur mit Geld und anderen Mitteln wollte er den Kaiser unterstützen. Der Fußfall des Kaisers vor dem Herzog ist nach mittelalterlichen Vorgängen nicht unmöglich, doch auch nicht sicher bezeugt. Genug: Friedrich kehrte ohne welfische Unterstützung nach der Lombardei zurück." In der „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Hohenstaufen" von Jastrow und Winter steht: „Die Kreise, von denen der Kaiser umgeben war, lebten in der Anschauung, daß an der schlimmen Wendung, die einst das Kriegsglück des Kaisers genommen habe, eben die Politik schuld war, die dem mächtigsten deutschen Fürsten ermöglichte, seine Streitkräfte dem kaiserlichen Heer zu entziehen. Spätere Erzählungen haben ausführlich berichtet, wie der Kaiser vor der Schlacht bei Legnano den Herzog in einer persönlichen Zusammenkunft in Chiavenna flehentlich um Hilfe gebeten habe und von ihm schnöde abgewiesen worden sei." Und Lamprecht sagt: „Friedrich sah für das Jahr 1176 den entscheidenden Feldzug vor sich; mit aller Kraft zog er deutsche Kontingente heran. Mit Eifer folgten die Kirchenfürsten seinem Ruf; aber ihre Macht genügte nicht. Vor Allem galt es, auch die laienfürstlichen

Streitkräfte zu nützen. Hier aber erlebte Friedrich gegenüber dem ersten aller Laienfürsten, gegenüber Heinrich dem Löwen, eine furchtbare Enttäuschung. Vergebens forderte er, erbat er in einer persönlichen Zusammenkunft von dem stolzen Welfen kriegerische Hilfe; sie ward ihm versagt. Die Beweggründe Heinrichs für diesen Schritt, der die Vernichtung Friedrichs bedeuten konnte, sind dunkel." Als Heinrich, im November 1181, sich auf einem erfurter Fürstentag unterworfen hatte und von deutscher Erde verbannt worden war, blieb sein Geschlecht im Besitz der braunschweigischen und lüneburgischen Lande.)

Ein Sprung über Jahrhunderte; mitten hinein in den Streit der beiden Welfenlinien. „An Talent und Heldensinn war die ältere Linie den englischen Welfen weit überlegen. Sie verschwägerte sich mit den Hohenzollern und schloß sich eng an Preußen; mehrere ihrer Prinzen starben den Heldentod unter Preußens Fahnen. Das Verhältniß begann sich zu ändern, nachdem auch Herzog Karl Wilhelm Ferdinand seine preußische Treue mit dem Leben bezahlt hatte. Sein Nachfolger Friedrich Wilhelm, der Held der Schwarzen Schaar, konnte als Fürst ohne Land und Todfeind Napoleons zunächst nur bei England Hilfe suchen. Durch Englands Fürsprache erhielt er dann im Befreiungskrieg seine Erblande zurück. Als er bei Quatrebras fiel, hinterließ er ein Testament, das die Regentschaft und die Vormundschaft über seine beiden minderjährigen Söhne dem Prinzregenten von Großbritanien übertrug ... So gewissenhaft der braunschweigische Geheime Rath die politischen Geschäfte der Regentschaft besorgte, eben so gleichgiltig vernachlässigte König Georg die persönlichen Pflichten seiner Vormundschaft. Der frühe Tod der Mutter und das abenteuerliche Schicksal des Vaters hatten den beiden Prinzen längst allen Frieden der Kindheit verkümmert; auf unsteten Wanderfahrten in Deutschland, Schweden, England waren sie nirgends recht heimisch geworden. Herzog Friedrich Wilhelm mochte Dies fühlen; in seinem Testament bestimmte er, daß seine Söhne in Zukunft unter der Aufsicht ihrer Großmutter, der ehrwürdigen Markgräfin Amalie von Baden, erzogen werden sollten. Der Vormund aber mißachtete diese Vorschrift; vermuthlich, weil er die jungen Welfen ganz in welfischen Händen behalten wollte. Nicht eigentlich durch böse Absicht, wohl aber durch die frivole Trägheit des lieblosen Vormundes wurde die Erziehung des jungen Herzogs arg vernachlässigt, — wenn anders dieser unglückliche Charakter zu erziehen war ... Im Oktober 1823 hielt der Neunzehnjährige seinen Einzug als regirender Fürst, jauchzend begrüßt von seinem Völkchen, das die tapferen Welfen abgöttisch verehrte. Er vermied, die neue Landschaftordnung zu beschwören, ließ zunächst die Dinge gehen, verbrachte die nächsten drei Jahre meist auf Reisen, um nach dem langen Zwang die Freuden des Lebens von Grund aus zu genießen. Später behauptete er freilich, wenig glaubhaft, er habe dem Fürsten Metternich versprechen müssen, während dieser ersten Zeit nichts in der Regirung zu ändern. Als er endlich heimkehrte, hatte er nichts gelernt, aber im Strudel wüster Ausschweifungen die letzte Scham verloren und zudem durch die Lehren Metternichs, der diesen Welfen zärtlich liebte und mit Schmeicheleien überhäufte, eine überspannte, fast wahnwitzige Vorstellung von der Schrankenlosigkeit seiner souverainen Fürstengewalt gewonnen. Sofort begann nun ein System gehässiger Verfolgung, das selbst der Geduld der ergebenen Braunschweiger zu arg ward; aus jedem Wort und jeder That des Herzogs sprach die Frechheit eines zuchtlosen Knaben ... Er ließ eine Reihe unsauberer Libelle anfertigen, die den König Georg von England und alle Räthe der Regentschaft mit Schmähungen überschütteten und dem Vormund namentlich vorwarfen, er sei darauf ausgegangen, durch seine Erziehung die Willenskraft des jungen Herzogs zu ertöten. Der hochmüthige englische Hof wurde durch die Angriffe des Braunschweigers

aufs Aeußerste gereizt. Die politischen Beschwerden des Herzogs ließen sich leicht widerlegen, aber der Vorwurf der verfehlten Erziehung war nicht grundlos, wie seltsam er sich auch im Munde des Erzogenen selber ausnahm. Weil König Georg Dies empfand, verlor er alle Haltung. In seinem Auftrag schrieb Münster eine ‚Widerlegung der ehrenrührigen Beschuldigungen des Herzogs von Braunschweig‘, ein Libell, dessen maßlose Sprache den braunschweigischen Brandschriften nichts nachgab. Der Graf scheute sich nicht, dem jungen Welfen mit der Revolution zu drohen. Auch mit der Kriegsmacht des großbritanischen Königs drohte er hochfahrend, wenn der Deutsche Bund nicht im Stande sei, Genugthuung zu schaffen, und wiederholt versicherte er seinen ‚Ekel über die schwärzeste Undankbarkeit‘ des Braunschweigers. Welch ein Schauspiel! Was mußte die radikale Jugend, die schon längst an der monarchischen Ordnung zu zweifeln begann, jetzt empfinden, wenn diese beiden Fürsten, neben dem Kurfürsten von Hessen zur Zeit die verächtlichsten Mitglieder des deutschen Hohen Adels, also vor aller Welt ihre schwarze Wäsche wuschen und der hochkonservative welfische Staatsmann von einem Welfenfürsten öffentlich in einem Ton sprach, den sich die Redner des Burschenhauses kaum erlaubten?

Der entschiedenste Gegner des Herzogs war die Krone Preußen, die neuerdings mit England-Hannover sehr freundlich stand. Der junge Fürst hatte am berliner Hof allgemein mißfallen. Stein fand ihn unsittlich, dünkelvoll, frech und leer; die Generale verziehen ihm nicht, daß er sich, gegen die alten Ueberlieferungen seines Hauses, ganz an Oesterreich anschloß und, unzweifelhaft auf Metternichs Rath, nicht um eine Stelle im preußischen Heer nachsuchte. König Friedrich Wilhelm empfand den Abscheu des ernsten Mannes gegen ein kindisches Treiben, das zugleich den Frieden im Deutschen Bund und das Verfassungrecht in Braunschweig gefährdete. In einem väterlichen Brief ermahnte er den Herzog (Dezember 1827), seine ‚unverdienten Vorwürfe‘ zurückzunehmen. Umsonst. Auch andere Vermittelungversuche, die Bernstorff im Verein mit Metternich unternahm, scheiterten an dem Starrsinn des Herzogs und der Unzuverlässigkeit Oesterreichs.“ Fast drei Jahre lang hat der Herzog dann noch regirt. „Jeder Monat brachte neue Willkürhandlungen. Dem gesammten Beamtenthum wurde durch förmliche Verordnung der Umgang mit dem abgesetzten Kammerherrn von Cramm untersagt. Als ob er seinen nahen Sturz ahnte, befahl der Herzog eigenmächtig Verkäufe aus dem Kammergut, die selbst der gefügige Kammerdirektor von Bülow widerrechtlich fand, und sammelte den baren Erlös an. Eine fieberische Unruhe verzehrte ihn; eins seiner Siegel aus späterer Zeit zeigt ein von den Wellen umtostes Schiff ohne Segel und Steuer, dazu die Inschrift: Voilà mon sort! In einem Schwarzen Buch hatte er sich einige ‚Strafvorschriften‘ aufgezeichnet: wie man gefährliche Menschen durch Verbot des Theaterbesuches, Wartenlassen, Polizeiliche Aufsicht, Wechselarest, Prozesse quälen oder durch einen Dritten auf Pistolen fordern lassen könne. Auch eine dreifache Form für seine Unterschrift hatte er sich ersonnen; die eine: ‚giltig‘, die zweite: ‚gilt nicht‘, die dritte: ‚gilt gerade das Gegentheil‘. (Dies Schwarze Buch, dessen Echtheit nicht bestritten werden kann, wurde beim Brande des braunschweiger Schlosses 1830 aufgefunden und von dem Bevollmächtigten der Stände, Freiherrn von Veltheim, nach Berlin gebracht). Nach der alten Gewohnheit der Despoten kühlte er seinen Muth zunächst an dem Adel und den höheren Ständen; die Masse des Volkes wurde nicht gedrückt, die Steuerlast nicht verstärkt. Jedoch die abstoßende Persönlichkeit des Herzogs, der niemals durch einen Zug der Großmuth für seine Narrheit entschädigte, und das freche Gesindel im Schloß erbitterten auch den geringen Mann.“ (Treitschke: Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert; dritter Band.)

Im Juli 1830 war der Herzog in Paris, verhandelte mit Rothschild über Börsengeschäfte und floh, als die Revolution ausbrach. „Unterwegs sah er in Brüssel noch die Vorstellung der ‚Stummen von Portici‘, die den belgischen Aufruhr einleitete. Zweimal warnte ihn das Schicksal; doch in diese glatte Stirn grub die ernste Zeit keine Furchen. Mit seinem Völkchen daheim dachte der Welfe schon fertig zu werden.“ Am sechsten Septemberabend kams in Braunschweig zum ersten Krawall. Am achten Septembermorgen war das Schloß ein Trümmerhaufe, Herzog Karl auf dem Weg nach England. Am neunten September forderte der Große Ausschuß der Landstände in einer von vielen Bürgern mitunterzeichneten Adresse den Bruder Karls, als den letzten Sprossen des Fürstenhauses, auf, die Regirung zu übernehmen. „Herzog Wilhelm von Braunschweig-Oels stand in Berlin bei den Garde-Ulanen und galt bei den Kameraden für einen Lebemann, der sein großes Vermögen gründlich zu genießen verstehe; Talent hatte man an dem vierundzwanzigjährigen Prinzen bisher noch nicht bemerkt. Nichts lag ihm ferner als ehrgeizige Anschläge auf die Krone seines Bruders. Hart genug kam es ihm an, daß er die fröhlichen Gelage der berliner Garde mit den Sorgen der Regirung und der Langeweile der kleinen Hauptstadt vertauschen mußte; auch blieb er sein Leben lang den strengen legitimistischen Grundsätzen seines Hauses ergeben und konnte den stillen Aerger über die Meuterei seiner Braunschweiger nie ganz verwinden“. König Friedrich Wilhelm von Preußen hatte ihm dringend gerathen, sofort nach Braunschweig zu gehen und Ordnung zu schaffen. Doch nur als Statthalter seines Bruders wollte Wilhelm regiren. Erst die Warnungen der Minister, Landstände, Stadträthe und die Kundgebungen des Volkes zeigten ihm, daß Karls Sache unwiederbringlich verloren sei. Der Bruder hatte ihm (aus London, auf den Rath der englischen Minister) eine Vollmacht geschickt, die ihn als Generalgouverneur einsetzte, aber verpflichtete, nur provisorische Ernennungen vorzunehmen und an den organischen Gesetzen des Landes nichts zu ändern. Wilhelm verschwieg diese Vollmacht; erwähnte sie nicht in dem Patent, das anzeigte, er habe „die Regirung bis auf Weiteres übernommen“; und sagte den Landständen, er werde versuchen, seinen Bruder zur Abdankung zu bewegen. Das versuchten auch die Könige von England und von Preußen und erreichten schließlich, daß Karl seine Bedingungen nannte. „Er war bereit, den Bruder zum Generalgouverneur auf Lebenszeit zu ernennen, verlangte aber für sich, außer dem Hofstaat und den Ehrenrechten eines Souverains, eine jährliche Rente von dreihunderttausend Thalern, ohne Abzug, lediglich für seine persönlichen Ausgaben; von einem Ländchen, dessen gesammte Staatseinnahmen wenig mehr als eine Million betrugen. Tief empört schrieb Bernstorff aus Berlin nach Wien: ‚Daß Herzog Karl sich sträubt, ist nicht zu verwundern; ‚daß er aber einen so hohen Preis in Geld dafür fordert, einen Preis, welchen das Land kaum erschwingen kann, giebt einen abermaligen Beweis von der Härte und dem grenzenlosen Egoismus seines Charakters.‘ Nach London schrieb Bernstorff (gemeint ist immer Christian Günther, damals noch Preußens Minister für Auswärtige Angelegenheiten): Scheitern die Verhandlungen mit Herzog Karl, dann dürfen sie nicht von Neuem aufgenommen werden, sondern die Agnaten müssen den Vertriebenen für regirungunfähig erklären und diesen Beschluß durch den Bundestag gutheißen lassen.“ Am sechzehnten November 1830 nahm Karl, der mit gefüllter Tasche den englischen Ministern entlaufen und in die frankfurter Gegend gekommen war, die Vollmacht förmlich zurück und forderte den Bruder auf, sich zu einer Unterredung in Fulda zu stellen. Wilhelm schwankte und erbat von Berlin Rath. Auch nach dem Erlöschen der Vollmacht, lautete die Antwort, müsse er auf seinem Posten ausharren. In Braun-

schweig beschlossen die Männer der Bürgerwehr, beschlossen sogar die Offiziere, nur dem Herzog Wilhelm zu gehorchen. Vom Südharz aus versuchte Karl einen Handstreich, der kläglich endete, und floh dann nach Frankreich. Jetzt hatte er den ganzen Bundestag gegen sich. Der Deutsche Bund ersuchte den Herzog Wilhelm, „die Regirung bis auf Weiteres zu führen." Selbst den starrsten Legitimisten, den Kaisern Franz und Nikolai, schien die endgiltige Beseitigung Karls nun nöthig; selbst sie fanden diesen Herzog unmöglich.

Wie aber sollte die braunschweigische Erbfolge geregelt werden? Preußen und Hannover einigten sich auf den Antrag, die Regirung sei dem Herzog Wilhelm, als dem nächsten Agnaten, definitiv zu übertragen. Metternich widersprach; gab zwar zu, daß Karl das Regentenrecht verwirkt habe, wollte aber Wilhelm nur als Statthalter des legitimen Fürsten gelten lassen (des Herzogs also, der diese Statthalterschaft offiziell aufgehoben hatte). Und hinter dem Staatskanzler stand der Kaiser. Da griff Preußen ein. Von Berlin aus wurde Wilhelm ermuntert, den Thron zu besteigen und den unthätigen, uneinigen Deutschen Bund einfach vor die vollendete Thatsache zu stellen. Wilhelm sagte in einem Dankbrief: „Ohne den kräftigen Beistand, den der königliche Hof dieser für mich und das Land so hochwichtigen Angelegenheit hat angedeihen lassen, wäre sie wohl nie zu dem erwünschten Ziel gelangt." Am zwanzigsten April veröffentlichte er das (vom preußischen Ministerialdirektor Eichhorn verfaßte) Patent, das seinen Regirungantritt verkündete, und fünf Tage danach leisteten die braunschweiger Bürger ihm den Huldigungeid. Erst am zwölften Juli 1832 aber, als die österreichischen Zettelungen sich als unwirksam erwiesen hatten, wurde der Herzog von Braunschweig als stimmführendes Bundesglied feierlich anerkannt. Karl, der „Diamantenherzog", hat noch vier Jahrzehnte lang dem deutschen Namen im Ausland Schande gemacht. „In London lernte er einen anderen Prätendenten kennen, von reicherem Kopf und ärmerem Beutel: den Prinzen Ludwig Napoleon. Die Beiden fanden sich zusammen und verpflichteten sich durch einen förmlichen Vertrag, einander durch Geld und Waffen zu ihren Rechten zu verhelfen; Karl versprach außerdem, ‚womöglich aus dem ganzen Deutschland eine einige Nation zu machen und ihm eine dem Fortschritt des Zeitalters angemessene Verfassung zu geben.' Als aber sein Bundesgenosse den Staatsstreich des zweiten Dezembers wagte, floh der Welfe wieder vor dem Donner der Kanonen; zurückgekehrt, fand er bei dem neuen Kaiser nur laue Unterstützung, weil er ihm selber von seinem Reichthum wenig abgegeben hatte. Und als nachher die Heere des geeinten Deutschlands gegen Paris zogen, da flüchtete er sich nochmals vor seinen Landsleuten und eilte nach Genf. Dieser Stadt vermachte er sein ganzes Vermögen; denn seinem Vaterland gönnte er nichts." (All diese Citate sind Treitschkes viertem Band entnommen.) Preußen hatte gesiegt, sich dadurch aber neuen Haß vom Hause Oesterreich zugezogen; und auf dem braunschweigischen Thron saß ein Fürst, der seine Krone nicht der Legitimität, sondern revolutionärer Nothwehr verdankte.

Wilhelm von Braunschweig hat bis 1884 regirt. Da die Thronfolge nicht gesichert war und keine großmächtig regirende Familie die Nachkommenschaft ihrer Tochter einer ungewissen Zukunft aussetzen wollte, fand der Welfe keine seinem stolzen Anspruch genügende Gattin. Nach dem Familienvertrag vom Jahr 1832 sollte Braunschweig, falls der Herzog kinderlos stürbe, an die jüngere (hannoversche) Welfenlinie fallen. Diese Bestimmung fand Preußen nach den Ereignissen von 1866 unerträglich. Braunschweig hatte sich im Juli 1866 den Preußen verbündet; seit der Entthronung der jüngeren Linie war der Herzog aber dem berliner Hof grollend fern geblieben. Trotz der Dankbarkeit, die er diesem Hof schuldete, war er auch nicht zu einer Militärkonvention mit Preußen zu bewegen.

Als er am achtzehnten Oktober 1884 gestorben war (er hatte sein Privatvermögen dem Herzog Ernst August von Cumberland, seine schlesischen Allodialgüter dem König Albert von Sachsen vermacht), ergriff, in einem vom selben Tag datirten Patent, der Herzog von Cumberland, als Haupt der hannoverschen Linie, von dem Land Besitz; in der Anzeige, die er den deutschen Fürsten zugehen ließ, erklärte er, die Verfassung des Deutschen Reiches anerkennen zu wollen. Dieses Versprechen half nicht. Das Patent wurde nicht beachtet, in Braunschweig ein Regentschaftrath eingesetzt und, auf den Antrag Preußens (das auch gegen den legalen Erbrechtsanspruch des Herzogs von Cumberland Bedenken hatte), am zweiten Juli 1885 im Bundesrath beschlossen, daß mit dem inneren Frieden und der Sicherheit des Deutschen Reiches die Regirung des Herzogs von Cumberland in Braunschweig nicht verträglich sei. Noch bevor der Tod Wilhelms in Braunschweig bekannt geworden war, hatte der Generalmajor von Hilgers eine Proklamation anschlagen lassen, deren Absicht war, einem Welfenkrawall vorzubeugen, die aber, weil sie die Sprache des Eroberers redete, im Lande nur böses Blut machte und sogar den preußenfreundlichen Regentschaftrath zu einem Protest zwang. Dieses militärische Vorgehen war unnöthig und unklug; eine welfische Partei gab es damals in Hannover noch gar nicht und Herzog Wilhelm hatte durch sein Testament, das der Stadt Braunschweig, wider alles Hoffen, nichts vermachte, die Begeisterung für das Welfenhaus nicht gesteigert. Am einundzwanzigsten Oktober 1885 wählte die braunschweigische Landesversammlung, wie der Regentschaftrath ihr vorschlug, den Prinzen Albrecht von Preußen zum Regenten.

„Wir hätten die Annexionen für Preußen entbehren und Ersatz dafür in der Bundesverfassung suchen können. Seine Majestät aber hatte an praktische Effekte von Verfassungparagraphen keinen besseren Glauben als an den alten Bundestag und bestand auf der territorialen Vergrößerung Preußens, um die Kluft zwischen den Ost- und den Westprovinzen auszufüllen und Preußen ein haltbar abgerundetes Gebiet auch für den Fall des früheren oder späteren Mißlingens der nationalen Neubildung zu schaffen. Die Schwierigkeiten der Zollverbindung zwischen unseren beiden Gebietstheilen und die Haltung Hannovers im letzten Krieg hatten das Bedürfniß eines unbeschränkt in einer Hand befindlichen territorialen Zusammenhanges im Norden von Neuem anschaulich gemacht. Wir durften der Möglichkeit, bei künftigen österreichischen oder anderen Kriegen ein oder zwei feindlichen Corps von guten Truppen im Rücken zu haben, nicht von Neuem ausgesetzt werden. Die Besorgniß, daß die Dinge sich einmal so gestalten könnten, wurde verschärft durch die überschwängliche Auffassung, die der König Georg der Fünfte von seiner und seiner Dynastie Mission hatte. Man ist nicht jeden Tag in der Lage, einer gefährlichen Situation der Art abzuhelfen, und der Staatsmann, den die Ereignisse in den Stand setzen, Letzteres zu thun, und der sie nicht benutzt, nimmt eine große Verantwortlichkeit auf sich, da die völkerrechtliche Politik und das Recht der deutschen Nation, ungetheilt als solche zu leben und zu athmen, nicht nach privatrechtlichen Grundsätzen beurtheilt werden kann. Der König von Hannover schickte durch einen Adjutanten nach Nikolsburg an den König einen Brief, den ich Seine Majestät nicht anzunehmen bat, weil wir nicht gemüthliche, sondern politische Gesichtspunkte im Auge zu halten hätten und weil die Selbständigkeit Hannovers mit der völkerrechtlichen Befugniß, seine Truppen nach dem jedesmaligen Ermessen des Souverains gegen oder für Preußen ins Feld führen zu können, mit der Durchführung deutscher Einheit unvereinbar war. Die Haltbarkeit der Verträge allein, ohne die Bürgschaft einer hinreichenden Hausmacht des leitenden Fürsten, hat niemals hingereicht, der deutschen Nation Frieden und Einheit im Reich zu

sichern... Ich habe stets den Eindruck des Unnatürlichen von der Thatsache gehabt, daß die Grenze, welche den niedersächsischen Altmärker bei Salzwedel von dem kurbraunschweigischen Niedersachsen bei Lüchow, in Moor und Haide dem Auge unverkennbar, trennt, doch den zu beiden Seiten plattdeutsch redenden Niedersachsen an zwei verschiedene, einander unter Umständen feindliche völkerrechtliche Gebilde verweisen will, deren eins von Berlin und das andere früher von London, später von Hannover regirt wurde, und daß friedliche und gleichartige, im Konnubium verkehrende Bauern dieser Gegend, der eine für welfisch-habsburgische, der andere für hohenzollernsche Interessen, auf einander schießen sollten. Daß Dies überhaupt möglich war, beweist die Tiefe und Gewalt des Einflusses dynastischer Anhänglichkeit auf den Deutschen." (Bismarck: „Gedanken und Erinnerungen".) Ungefähr eben so hatte er schon ein Vierteljahrhundert vorher gesprochen.

„Wenn man heutzutage das Verhalten Preußens zu Hannover schildern hört, sollte man glauben, Preußen sei 1866 über seine Nachbarn hergefallen wie der Wolf über eine Lämmerherde; aber wie war die Situation vor dem Krieg? Die hannoversche Regirung hat 1866 viel früher gerüstet als die preußische; sie war die erste, die auf die erste Aufforderung Oesterreichs gleichzeitig mit Sachsen zu rüsten begann, und auf unsere Frage, wozu die Rüstungen dienen sollten, während wir noch keinen Mann rührten, wurde uns die mehr scherzhafte als politische Antwort gegeben: wegen der voraussichtlich schlechten Ernte beabsichtige man, das übliche Herbmanöver im Frühjahr abzuhalten. Ungeachtet dieses Hohnes haben wir uns nicht abhalten lassen, die sorgfältigsten Verhandlungen mit dem König von Hannover zu führen; wir haben seine zweideutigen Rüstungen sich entwickeln sehen und ihm die volle Neutralität mit Garantie der vollen Unabhängigkeit geboten. Ich danke jetzt Gott, daß unsere Gegner verblendet ablehnten; ein Norddeutscher Bund in der heutigen Gestalt wäre ja kaum möglich geblieben, wenn der König von Hannover damals eingewilligt hätte, sich die völlige Unahängigkeit durch Staatsvertrag verbürgen zu lassen, nur unter der Bedingung, daß er neutral bleibe... Wären wir besiegt worden, was damals die ganze Welt außer uns selbst für gewiß hielt, so glaube ich nicht, daß Schlesien das einzige Opfer gewesen wäre, mit dem wir uns hätten lösen müssen; ich glaube vielmehr, daß das ‚Welfenreich', die Herstellung des Reiches Heinrich des Löwen in der vollen Ausdehnung des niedersächsischen Stammes, wenigstens auf der linken Seite der Elbe, den damaligen hannoverschen Berechnungen nicht so ganz fremd war. Man glaubte, der Moment sei gekommen, um das Netz über unserem Kopf zusammenzuziehen. Wenn wir gegen unserer Feinde Erwartung der uns angedrohten Gefahr der Vernichtung entgingen und als Sieger das Recht in der Hand hatten, die Verhältnisse zu reguliren, so kann man es wohl nicht eine ungerechte Eroberung nennen, die wir, nachdem man uns das Schwert in die Hand gezwungen, schließlich machten, indem wir lediglich an unsere eigene Sicherheit für die Zukunft dachten." (Bismarck am dreizehnten Februar 1869 im preußischen Abgeordnetenhaus.)

„In authentischen Briefen vom König Georg, die mir vorgelegen haben, ist ausdrücklich geschrieben, daß er hoffte, durch Kaiser Napoleon in sein Reich wieder eingesetzt zu werden. Die Wiederherstellung des Königreiches Hannover wäre doch das Wahrscheinlichste und Nächstliegende, was die Franzosen thun würden, um das Deutsche Reich in seinem Zusammenhang und Preußen als Hauptglied des Reiches zu schwächen... Herr Windthorst hat die Neigung des hannoveranischen Hauses, sich durch Frankreich wieder in den Besitz setzen zu lassen, damit entschuldigt, daß wir die Verhandlungen mit dem König Georg in Nikolsburg und hier in Berlin ‚schnöde' abgewiesen hätten. Wir haben sie

abgewiesen: Das ist richtig; aber noch viel (ich will nicht sagen: schnöder) schärfer sind unsere Bestrebungen abgewiesen worden, im Frühjahr 1866 mit Hannover zu verhandeln. Man hat dort die Neigung gehabt, über uns herzufallen, und, vielleicht in der Absicht (die Zeugen, die ich dafür habe, kann ich nicht nennen, deshalb will ich es nicht sicher behaupten), eine territoriale Vergrößerung im Fall des Unterliegens Preußens zu gewinnen, sich schließlich auf die österreichische Seite gestellt. Wenn man in der geographischen Lage des Königreiches Hannover war, mußte man Preußen nicht in diese Versuchung führen." (Bismarck am zwölften Januar 1887 im Reichstag.)

„Die hannoverschen Welfen sind noch im Stande des Krieges gegen die Krone Preußens. Wagt der Welfenkönig oder sein Welfensproß, nach dem Tode des Herzogs Wilhelm in Braunschweig zu erscheinen, so ist Preußen nach Völkerrecht unzweifelhaft befugt, durch unsere braven Siebenundsechziger, die dort in Garnison liegen, den Eindringling ergreifen und, wie einst den Kurfürsten von Hessen, als Kriegsgefangenen auf eine Festung abführen zu lassen. Sollte aber das Land diesen Prätendenten als seinen Herzog anerkennen, so wird der Staat Braunschweig kriegführende Macht gegen Preußen und wir könnten das aberwitzige Ereigniß eines vermuthlich unblutigen Eroberungskrieges mitten im Frieden des Reiches erleben. Der ungeheuerliche Wirrwar würde aber um nichts gebessert, wenn etwa die Krone Preußen in einem Anfall thörichter Schwäche sich herbeiließe, mit den Welfen Frieden zu schließen und ihnen für die Anerkennung der Eroberungen von 1866 den braunschweigischen Thron einzuräumen. Vor dem Jahr 1870, so lange die Welfen noch auf das gute Schwert ihres französischen Freundes hofften, hätten sie diese Anerkennung sicherlich niemals ausgesprochen. Seitdem ist die Macht der Thatsachen, wie es scheint, selbst an dem verstockten Sinn dieses Hofes nicht ganz spurlos vorübergegangen. Man braucht sich das widrige Bild nur auszumalen, wie der Welfensproß mit der ganzen Verblendung unbelehrbarer Prätendentengesinnung sein Regiment beginnt, wie der welfische Adel aus dem Hannoverschen hinübereilt zu dem neuen Hof, wie der Friede der Provinz mit unsauberen Ränken untergraben und das Werk des Jahres 1866 durch einen Flankenangriff bedroht wird. Einen solchen Herd der Verschwörung dicht vor den Thoren Hannovers kann Preußen nicht dulden. Wir fürchten wenig für die Ruhe in Hannover. Aber hochbedenklich wäre die Demüthigung der jungen kaiserlichen Krone, die Beleidigung des nationalen Stolzes durch die Rückkehr der Welfen. Die Gräber der Helden von Metz und Sedan wären geschändet, wenn ein solches Geschlecht jemals wieder über Deutsche herrschte... Diesen politischen Bedenken lassen sich mit einiger Dreistigkeit auch rechtliche Zweifel hinzufügen. War denn, so fragt man wohl, der alte Erbvertrag zwischen den welfischen Linien nicht ein gegenseitiger? Und kann er heute noch gelten, da doch die hannoversche Linie nicht mehr in der Lage ist, den Vertrag zu erfüllen? Wie darf man überhaupt in Braunschweig von legitimem Recht reden? Warum soll dieser durch eine Revolution erworbene Thron nicht auch auf revolutionärem Weg vererbt werden? Es liegt ein Konflikt vor zwischen dynastischen Rechtsansprüchen und der Sicherheit und Ehre des Reiches. Das deutsche Privatfürstenrecht fordert die Thronbesteigung eines Feindes der Krone Preußen, es fordert eine Thronfolge, die, wo nicht in der Form, so doch in der Sache, dem Landesverrath gegen das Reich gleichkäme... Bei der unausrodbaren Vorliebe der Deutschen für möglichst verzwickte und verschrobene Staatsbildungen scheint es nicht unmöglich, daß nach dem Tode des Herzogs das unglückselige Reichsland Elsaß-Lothringen noch einen Zwillingbruder erhält. Heilsamer für die braunschweigischen Gebiete wäre unzweifelhaft die Vereinigung mit den Provinzen Sachsen und Hannover, deren bescheidene Enklaven sie bilden. Die Gerechtigkeit

Friedrich Wilhelms des Dritten hat sich selten so schön bewährt wie damals, da der streng legitimistische Fürst offen für den gewaltsamen Thronwechsel in Braunschweig eintrat. Er war es, der die neue, erträglichere Ordnung in dem kleinen Lande entschlossen gegen die Mißgunst der wiener Hofburg vertheidigte; er fühlte, daß es eine Grenze giebt für das legitime Fürstenrecht. Mögen seine Nachkommen des Ahnen gedenken und, wenn dereinst aus dem verwaisten Welfenlande der Hilferuf ertönt, allen Stammbäumen und Erbvergleichen zum Trotz den vor Gott und Menschen gerechten Grundsatz behaupten: Ein Feind des Reiches darf nicht regiren auf deutschem Boden!" (Treitschke in dem Aufsatz „Die letzte Scholle welfischer Erde". Später hat Treitschke sich gegen die auch jetzt noch wiederholte Behauptung, er habe die Giltigkeit des welfischen Erbvertrages bestritten, verwahrt und geschrieben: „Ich habe alle Rechtsbedenken gegen das Erbrecht des Hauses als unhaltbare Sophistereien zurückgewiesen; nicht das Land Hannover oder sein Beherrscher, sondern das durchlauchtige Haupt der jüngeren Welfenlinie ist der Erbe von Braunschweig, ex jure sanguinis." Die Sorge für die Sicherheit und die Ehre des Deutschen Reiches müsse dynastischen Rechtsansprüchen aber in jedem Fall vorgehen.)

... Ich habe diese Sätze zusammengestellt, um an die Thatsachen der kritischen Jahre 1830, 66, 84 zu erinnern und zu zeigen, wie die besten Deutschen die braunschweigische Frage beantwortet haben. Jetzt ist Prinz Albrecht von Preußen gestorben. Er war kein schlechter Regent. Ein echter Hohenzollern (aus der guten alten Zeit, da noch nicht koburgisches Blut in dieses Haus geflossen war). Fromm, einfach, gewissenhaft, von schwer beweglichem Geist, sparsam (wie die meisten Preußen aus dem Anfang und der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts). Was die Civilliste ihm gab, verzehrte er stets im Herzogthum; doch keinen Pfennig von seinem großen Privatvermögen. Bei dem festlichen Empfang, der ihm in Braunschweig bereitet ward, hatte er gesagt: „Ich stehe hier im Auftrag des Kaisers". Das sollte heißen: Des Oheims Befehl, nicht mein Wunsch, hat mich hergeführt. Und dabei bliebs. Der Regent hielt sich zurück; wollte lieber unpopulär sein als in den Verdacht gerathen, Popularität zu suchen, am Ende gar seiner Familie eine dynastische Zukunft sichern zu wollen. War einundzwanzig Jahre lang jeden Augenblick bereit, dem legitimen Herrn des Landes den Platz zu räumen. Das Herzogthum gedieh unter der Regentschaft; aber der Regent wurde nicht geliebt. Die preußische Militärbehörde ging nicht immer behutsam und taktvoll genug vor, die Eisenbahnbehörde führte unkluge Prozesse und lehnte schließlich alle Mitglieder eines Oberlandesgerichtssenates als befangen ab, die an die preußische Eisenbahnhoheit geknüpften Hoffnungen wurden arg enttäuscht: das Werden und Wachsen zweier Welfenparteien bewies, daß die Braunschweiger nicht zufrieden waren. Die erste Reichstagswahl nach dem Tode des Herzogs Wilhelm brachte den Welfen nur zwölfhundert Stimmen; elf Jahre danach warens zehntausend. Moralische Eroberungen hat Preußens Bureaukratie also in Braunschweig nicht gemacht. Ein Anderes kam später hinzu: das sehr sichtbare Streben Wilhelms des Zweiten, den Welfenherzog zu versöhnen. Der berüchtigte Fonds wurde zurückgegeben, beim Begräbniß des Erzherzogs Albrecht reichte Wilhelm in Wien Ernst August die Hand; und daß solche Begegnungen sich nicht oft wiederholten, war offenbar nicht des Kaisers Schuld. Schon hieß es, Ernst August werde sich mit Lüneburg, dem Fürstenthum Heinrichs des Stolzen, begnügen; hieß es auch, sein Einzug in Braunschweig stehe bevor. Kein Wunder, daß die Brunonen und die Männer der Landesrechtspartei Hoffnung schöpften und Anhang fanden; ihre Agitation, die Jahre lang aussichtlos schien, konnte jetzt ja die Entwickelung beschleunigen und den „angestammten Herzog" zurückführen. Die Dynastien, hat Bismarck gesagt, „bildeten überall den Punkt, um den der deutsche Trieb nach Sonderung in engeren Ver-

bänden seine Kristalle ansetzte". Das Provisorium behagt den Braunschweigern nicht mehr; hat ihnen schon viel zu lange gedauert. Die Hauptstadt will einen Hof, der ihr Geld zu verdienen giebt, das Land einen Herzog, der im Reich eine Stimme hat, die Sonderinteressen seines Staates wahrnimmt und sich nicht jedem berliner Wink zu fügen braucht.

Wer soll dieser Herzog sein? Wenn die jüngere Welfenlinie nicht in Betracht käme, könnte man an die ältere braunschweigische Linie denken; an den König von Württemberg, der von dem heldischen Führer der Schwarzen Schaar, und den Großherzog von Sachsen-Weimar, der von Goethes Freundin Anna Amalia von Braunschweig-Wolfenbüttel abstammt; allenfalls an den jungen Herzog Karl Borwin von Mecklenburg-Strelitz, einen Großneffen des in Hannover geborenen Prinzen Georg von Großbritanien, Herzogs von Cambridge. Ex jure sanguinis hat nur der Herzog von Cumberland Anspruch auf den braunschweigischen Thron. Kann er ihn besteigen? Als sein Vater, Georg der Fünfte, gestorben war, schrieb er an den König von Preußen (so, nicht als Deutschen Kaiser, sprach er ihn an; nannte ihn aber seinen „freundlich lieben Bruder und Vetter"): „Alle Rechte, Prärogative und Titel, welche dem König, meinem Vater, überhaupt und insbesondere in Beziehung auf das Königreich Hannover zustanden, sind kraft der in meinem Haus bestehenden Erbfolgeordnung auf mich übergegangen. Alle diese Rechte, Prärogative und Titel halte ich voll aufrecht. Da jedoch deren Ausübung in Beziehung auf das Königreich Hannover thatsächliche, für mich selbstverständlich nicht rechtsverbindliche Hindernisse entgegenstehen, so habe ich beschlossen, für die Dauer dieser Hindernisse den Titel Herzog von Cumberland, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg mit dem Prädikat Königliche Hoheit zu führen." Die Unterschrift wie eines souverainen Fürsten: Ernst August. Im selben Jahr 1878 holte er sich aus Dänemark die Frau; und in Kopenhagen kams zu einer dänisch-welfischen Demonstration gegen das Deutsche Reich. Der Kronprinz von Dänemark stellte der (immer zum Minenkrieg gegen die bismärckische Politik bereiten) Kaiserin Augusta später die Sache falsch dar; und Bismarck schrieb an den König: „Ob die Eheschließung (Ernst Augusts mit der Prinzessin Thyra) überhaupt einen antideutschen politischen Hintergrund hatte, kann unerörtert bleiben; daß aber dabei eine Deputation von malcontenten und konspirirenden Unterthanen Eurer Majestät zu den Feierlichkeiten am dänischen Hof amtlich zugezogen wurde, widersprach den Traditionen benachbarter und mit einander in friedlichen Beziehungen lebender Souveraine. Weit darüber hinaus aber geht die Thatsache, daß die Mitglieder dieser welfischen Deputation mit dänischen Orden ausgezeichnet wurden, als ob sie amtlich das Gefolge des Herzogs von Cumberland bildeten ... Wenn in dieser Sachlage Seine dänische Majestät selbst Eurer Majestät gegenüber einen direkten begütigenden Schritt thäte, um jene bedauerliche Demonstration ungeschehen zu machen, so würde es sich meines ehrfurchtvollen Dafürhaltens empfehlen, ihn freundlich entgegenzunehmen. Aber einer mündlichen Aeußerung des Kronprinzen bei zufälliger Begegnung mit Ihrer Majestät der Kaiserin eine von Allerhöchstderselben in Eurer Majestät Auftrag verfaßte schriftliche Auslassung folgen zu lassen, würde ich für zu viel halten. Es würde außerdem ein so weitgehendes Entgegenkommen von unseren weder ehrlichen noch diskreten Gegnern benutzt werden können, um die Situation so darzustellen, als ob Eure Majestät Allerhöchstsich im Gewissen gedrängt fühlten, irgend Etwas in dieser Sache wieder gut zu machen, während ein solches Gefühl doch nur auf dänischer Seite vorhanden sein kann." (Vielleicht ists nicht unnützlich, heute, wo man dem Deutschen einreden möchte, der Däne liebe ihn zärtlich, daran zu erinnern, wie früher bei uns solche Sachen behandelt und erledigt wurden.) Ernst August blieb standhaft. Auf das Patent, in dem er am achtzehnten Oktober 1884 ver-

kündete, er habe im Herzogthum Braunschweig-Lüneburg die Regirung angetreten, ließ Bismarck offiziös antworten: „Seine landeshoheitlichen Rechte würde der Herzog von Cumberland benutzen, um seinen Hof für welfische Umtriebe herzugeben. Programm und Haltung der Welfenpartei machen es dem Reich unmöglich, diesen Bestrebungen einen archimedischen Punkt zu gewähren, wie ihn die Residenz eines souverainen Parteimitgliedes in Braunschweig ergeben würde". Als fürstliche Freunde und einzelne Anhänger ihn drängten, durch den Verzicht auf Hannover den braunschweigischen Thron zu erkaufen, sagte Ernst August: „Ich bin der Sohn meines Vaters und werde entweder König von Hannover und Herzog von Braunschweig werden oder Herzog von Cumberland bleiben." Am zweiten Juni 1885 beschloß dann der Bundesrath: „Die Ueberzeugung der Verbündeten Regirungen auszusprechen, daß die Regirung des Herzogs von Cumberland in Braunschweig, da er sich in einem dem durch die Reichsverfassung gewährleisteten Frieden unter Bundesmitgliedern widerstreitenden Verhältniß zu dem Bundesstaat Preußen befindet, und im Hinblick auf die von ihm geltend gemachten Ansprüche auf Gebietstheile dieses Bundesstaates mit den Grundprinzipien der Bündnißverträge und der Reichsverfassung nicht vereinbar sei". Ernst Augusts Ruf nach „bundesfreundlicher Gesinnung" verhallte.

Nur Narren können diesen Herzog höhnen und schelten. Er ist höchster Achtung würdig. Er könnte längst regiren, wenn er bereit gewesen wäre, Das zu opfern, was ihn Recht dünkt (und nach seiner Erziehung dünken muß). Er ist Prinz von Großbritanien und Irland, Mitglied des englischen Oberhauses, Inhaber eines österreichischen Regimentes, dem Britenkönig, der Kaiserin Maria Feodorowna, dem dänischen und dem griechischen Hofe verschwägert. Nach seiner ganzen Vergangenheit für den Thron eines deutschen Bundesstaates nicht geeignet; auch wohl nicht geneigt, im zweiundsechzigsten Lebensjahr die Ueberlieferung zu verleugnen, für die er vier Dezennien hindurch gekämpft hat. Seit 1898 aber ist sein ältester Sohn, Prinz Georg, großjährig; und er, gegen den der Bundesrathsbeschluß vom zweiten Juli 1885 sich nicht richtet, wäre nach agnatischem Recht der nächste Thronanwärter, wenn sein Vater auf den Erbanspruch verzichtet hätte. Wird Ernst August sich zu solchem Verzicht entschließen? Und müßte Preußen dann im Bundesrath einen neuen Beschluß beantragen, um auch Georg von der Thronfolge im Herzogthum Braunschweig auszuschließen? Muß es jedem Welfen den Weg zum Herzogssitz sperren, wie Treitschke, der Borusse aus Sachsen, verlangt hat? Ich glaube: Nein.

Der Versuch, die Gens Guelphica für immer aus dem Dynastenbuch zu streichen, wäre fruchtlos und thöricht. Das Haus Heinrichs des Löwen hat nicht schlimmer gesündigt als manche Fürstenfamilie, die der Enkel heute bei überschäumendem Pokal als eine Zierde der Menschheit preist. Wer ist denn ein Welfe? Sybel schrieb einmal: „Keinem Hannoveraner kann die Thatsache unbekannt sein, daß Georg der Fünfte gar kein Welfe, sondern der Nachkomme eines italienischen Fürsten, des Markgrafen Azzo von Este, war und daß dessen Geschlecht erst im zwölften Jahrhundert herrschende Macht in Niedersachsen gewonnen hatte." Bestritt also auch dem Sohn Georgs das Recht, sich einen Welfen zu nennen. Einerlei. Der Deutsche Kaiser hat, als Vickys Sohn, wahrscheinlich mindestens eben so viel Welfenblut in den Adern wie Ernst August. Auf Untersuchungen des besonderen Saftes wollen wir uns lieber nicht einlassen. Was wäre zu fürchten, wenn Ernst August auf den braunschweigischen Thron, Georg, bevor er das Erbe antritt, auf Hannover verzichtete? Daß der neue Herzog von Braunschweig, sobald Preußen und das Reich gefährdet wären, versuchen würde, Hannover aus den Fängen des schwarzen Adlers zu reißen? Danach würde er auch als Prinz oder Herzog von Cumberland trachten; und, scheint mir, mit mehr Aussicht auf Erfolg. Bismarck hat gesagt: „Selbst ein

persönlicher Verzicht des Herzogs von Cumberland auf die von ihm erhobenen Ansprüche auf Hannover würden der Königlichen Regirung keine Bürgschaft für das Aufhören der auf die Losreißung Hannovers gerichteten Bestrebungen der Welfenpartei gewähren." Das war einmal richtig; und ists in gewissem Sinn heute noch. Jeder Verzicht bindet ja nur Den, der ihn mit seinem Namen deckt (deshalb könnte von Rechtes wegen nie das ganze Welfenhaus, sondern immer nur eins seiner Mitglieder von der braunschweigischen Thronfolge ausgeschlossen werden: schon der Sohn des Ausgeschlossenen kann zu dem geforderten Verzicht ja bereit sein); und bindet auch ihn nur, bis er glaubt, das Band ohne Gefahr lösen zu können. Zeigt sich die Möglichkeit, Hannover wieder von Preußen zu trennen, dann wird jeder Enkel des blinden Königs sie nutzen; mag er im gmundener Exil oder auf dem braunschweigischen Thron sitzen. Doch tempora mutantur. Noch 1884 konnte ein Schlauer zu den Bundesfürsten sprechen: Ich verzichte; und zu den Anhängern: Bis unsere Zeit gekommen ist; bleibt also wachsam! Heute wäre die Fortdauer welfischer Agitation unmöglich, wenn der Herzog zu Braunschweig und Lüneburg feierlich erklärt hätte, daß er den 1866 geschaffenen Rechtszustand anerkenne und Hannover nicht mehr für sein Haus fordere Wäre nicht mehr als ein Chiliastentraum, als die Hoffnung auf ein besseres Jenseits. Kein Verlust also zu fürchten; und beträchtlicher Gewinn zu erwarten. Die Braunschweiger hätten auf ihrem Thron den Welfensprossen, den sie jedem anderen Fürsten vorziehen würden. Preußen verlöre die lästige Welfenpartei; verlöre auch den Makel, dem ältesten deutschen Fürstengeschlecht den vom Blut und vom Recht ihm gewiesenen Weg zur Herrschaft gesperrt zu haben. Und das Reich wäre eines Feindes ledig; eines, dem nicht nur in London, Petersburg, Kopenhagen, sondern auch an deutschen Höfen willfährige Vettern und Basen wohnen. Denn daß ein Cumberland, der mit dem Reich seinen Frieden gemacht, daß ein Herzog zu Braunschweig, der auf Hannover verzichtet hätte, in normalen Zeiten gegen den Reichsbestand draußen Bundesgenossen werben könne: dieser Wahn gedeiht nur auf der Hintertreppe. Ganz nutzlos ist das Säkulum seit den Tagen des Rheinbundes doch nicht verstrichen. Und schon im März 1892 hat Ernst August an den Deutschen Kaiser geschrieben: „Als deutscher Fürst liebe ich mein deutsches Vaterland treu und aufrichtig; und jedes den Frieden des Deutschen Reiches und der ihm angehörenden Staaten störende oder bedrohende Unternehmen liegt meinen Absichten fern".

Die Welfen erinnern jetzt an die Thatsache, daß ihr König Ernst August 1848 dem aus Berlin entflohenen Prinzen Wilhelm von Preußen im Schloß Herrenhausen Obdach gewährt hat; dem selben Wilhelm, der dann den Sohn dieses Königs vom Thron stieß. Soll in Berlin nun vielleicht aufgezählt werden, was Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig in der Zeit zwischen Valmy und Jena an Preußen gesündigt hat? Sentimentale Mahnungen sind in so ernster Stunde nutzlos. Das braunschweigische Volk hat unzweideutig gezeigt, daß es einen Herzog aus dem Welfenhaus haben will. Dieser Wunsch muß erfüllt werden, wenn der Herzog oder Prinz, dem der Thron von Rechtes wegen gebührt, den 1866 durchs preußische Schwert geschaffenen Zustand öffentlich anerkennt, öffentlich seinen Anhängern einschärft, die Wiederherstellung des Königreiches Hannover dürfe fortan nicht mehr das Ziel sichtbaren oder heimlichen Strebens sein. Von den Welfenparteien selbst Erklärungen und Gelöbnisse zu fordern, wäre unklug (nicht nur weil man papierne Gelübde nicht ohne Nothzwang häufen soll). Noch unklüger und obendrein gefährlich der Versuch, den Landtag sacht zu ködern und die Kandidatur eines Hohenzollern oder des einst dem Fürstenthum Lippe zugemutheten Schaumburgers durchzusetzen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Berlin, den 13. Oktober 1906.

Chlodwigs Tagebuch.

Am dreizehnten Oktobertag des Jahres 1806 lief durch die Straßen Berlins das Gerücht, Bernadotte sei mit achtzehnhundert Mann eingeschlossen, Murat mit sieben Regimentern zur Kapitulation gezwungen worden. Wo? Niemand gab eine klare Antwort. An manchem Kneiptisch, dessen Stimmung die Kunde vom Tode des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen für ein paar Stunden verdüstert hatte, fand das Gerücht dennoch Glauben. Fritzens Heer, Kinder! Das wird dem frechen Korsen schon die Flötentöne beibringen. Die so sprachen, schienen Recht zu behalten. Auf einem an die Hausthür des Gouverneurs Grafen Schulenburg geklebten Zettel war am vierzehnten Oktober morgens zu lesen, Fürst Hohenlohe habe die Armee Soults völlig vernichtet. Erst am Siebenzehnten, als Major Dorville aus dem französischen Hauptquartier mit Briefen an Schulenburg eingetroffen war, sickerte die traurige Wahrheit allmählich durch. Graf François Gabriel de Bray, Bayerns Vertreter am preußischen Hof, schreibt an diesem Tag in sein Notizbuch: „Die berliner Bürger sprechen davon, sich vertheidigen zu wollen. Einige Kanonen sind auf die nach Magdeburg und Leipzig führenden Straßen gefahren worden, um die Stadt gegen eine Ueberraschung durch Streifcorps zu sichern. Die Schuld der an diesem Unglückstag begangenen Fehler wird auf den Herzog von Braunschweig geworfen.“ Am Achtzehnten: „Nach Berlin ist noch kein ausführlicher und schriftlicher Bericht gelangt. Das einzige Bulletin, das der Gouverneur veröffentlicht hat, lautet folgendermaßen: ‚Der König hat eine Bataille verloren. Ruhe ist jetzt die erste Bürgerpflicht. Der König und die Prinzen sind am Leben.‘ Bulletins solcher Art sind eher zur Beunruhigung als zur Beruhigung geeignet. Ist Das die Art, wie man ein Publikum behandelt, das sich für

philosophisch und patriotisch hält? Man weiß nichts, man erfährt nichts. Auf die Kunst, die Oeffentliche Meinung zu leiten, hat man sich hier in der That verstanden. Dem Volk wie der Armee hat man eine übertriebene Vorstellung von den vorhandenen Machtmitteln beigebracht und Verachtung der französischen Armee eingeflößt. Kein Lieutenant, der sich nicht gerühmt hätte, die Franzosen tüchtig schlagen zu können, und der den Namen Roßbach nicht mit lächerlicher Affektation wiederholt hätte. Die patriotischen öffentlichen Blätter sind schlecht redigirt und von schlechtem Ton; sie entbehren der Logik und bilden schmutzige Kanäle für die Plattheiten, von denen die Bürger sich in der Kneipe nähren. Die offizielle Zeitung hat bisher überhaupt nichts gesagt. Man weiß nicht, wo sich das Centrum der Autorität befindet und wer die politische und die militärische Leitung hat. Jeder wird es so gut wie möglich zu machen versuchen; ein Zusammenhang besteht aber nicht." Und am Zwanzigsten: „Im Staat wie in der Armee herrscht eine Verwirrung, deren Einzelheiten allen Glauben übersteigen. Berlin ist preisgegeben und erhält weder vom König noch von der Armee Anweisungen; die Stadt bildet eine Art Republik und sorgt selbst für ihre Sicherheit. Der Staatsrath hat heute seine letzte Sitzung gehalten und ist auseinandergegangen, da er nicht wußte, worüber er verhandeln sollte." Hier und da hoffte noch Einer. Der vierzehnte Oktober war in Preußens Geschichte schon einmal ein Unheilstag gewesen: 1758, als Daun bei Hochkirch Fritzens Heer überrumpelte. Bald danach wars doch anders gekommen. Diesmal mußten die Preußen länger warten. Sieben Jahre hatte das Ringen um Schlesien gewährt. Sieben Jahre nach dem Tag, der bei Jena und Auerstedt den Verfall preußischer Macht erkennen lehrte, am Morgen von Liebertwolkwitz erst, als ein Reitergefecht das leipziger Treffen einleitete, entwölkte sich über dem Staate der Hohenzollern endlich wieder der Himmel.

Seitdem sind den Historiographen, die den Regirenden zuverlässig schienen, die Staatsarchive geöffnet, sind viele dicke Memoirenbände und unzählige Studien über die Regirung, das Heer, den Volksgeist des Preußenreiches von 1806 veröffentlicht worden. Ist die Ursache der Niederlage nun unzweideutig aufgeklärt, des Uebels Wurzel jedem prüfenden Blick leicht erreichbar? Nein. Wir wissen nicht viel mehr, als De Bray wenige Stunden nach der dies irae wußte. Wissen nur, daß im Adlerland so ziemlich Alles angefault war. Der König schwach, schwankend, selbstherrisch, undankbar; ohne die wichtigste Monarchenkunst: treu zu sein und bescheiden zu bleiben. Die Königin klug, ehrgeizig, ihres Frauenreizes bewußt und ganz von dem Wunsch erfüllt, ihr weißes Händchen im politischen Spiel zu haben; eine feine, das Auge fesselnde Gestalt, die im Leid die königlichste Grimasse fand, doch durchaus nicht der holde

Engel der Luisenlegende. Minister vom Schlag Haugwitzens. Generale vom Kaliber Köckeritzens, zu dem die Oberhofmeisterin Gräfin Voß, als er im Hauptquartier beim Thee sich neben sie setzte, sagte: „Nun werden die Leute erzählen, zwei alte Weiber hätten neben einander gesessen.“ Ein im Paradedrill ermüdetes Heer. Ein nach dem Wink eines blitzenden Herrenauges künstlich zusammengefügter Staat, der weder den Dicken Wilhelm mit seinem irrlichtelirenden Amusirbedürfniß noch die Anfänge Friedrich Wilhelms des Dritten ertragen konnte. Ein Volk, dem dieser Krieg keine nationale Sache war und das in dem korsischen Sohn der Revolution den Befreier aus Fronzwang ahnte. Der König, schrieb Bonaparte später im Exil, „ist ein unglaublicher Schwachkopf. Wenn er zu mir kam, um über Staatsgeschäfte zu reden, fand er seinen Wünschen nie den richtigen Ausdruck. Ich lenkte die Unterhaltung dann jedesmal auf Tschakos, Knöpfe, Tornister und tausend andere Dummheiten; und verstand von all diesem Kleinkram doch nicht das Geringste. Daß die Preußen mir den Krieg erklärten, war höchst thöricht. Sie hatten nur armsälige Truppen und ihr Herzog von Braunschweig war ein trauriger General. Ich hatte geglaubt, er sei Einer. Das war ein Irthum. Dieser Herzog ist in meinen Augen einfach ein Dummkopf.“ Sind diese Urtheile richtig oder sinds die der Männer, die Friedrich Wilhelm von Preußen und Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig vertheidigt haben? Wir wissens nicht. Auch nicht, ob der heute hier veröffentlichte Bericht, nach dem bei Auerstedt die preußische der französischen Truppenzahl beträchtlich überlegen war, Irrthum oder Wahrheit meldet. Und der (namentlich von Colmar von der Goltz mit so schönem Eifer versuchte) Beweis, daß in Preußens Heer tapfere Offiziere fochten, hilft uns nicht weiter. Helden gab es sogar in Rußlands mandschurischer Armee; nur wußte sie nicht, wo sie focht, nicht, wofür, nicht, wer ihr gegenüberstand. Wars nicht ungefähr so auch bei Jena und Auerstedt? Wer in Boyens Erinnerungen liest, wie der Braunschweiger an einem der kritischen Oktobertage herumlief, um die zur Paroleausgabe nach dem Dienstreglement nöthige Mannschaft (einen Unteroffizier und vier Leute) heranzuholen, und wie dieser Generalissimus, ein souverainer deutscher Fürst, vor Friedrich Wilhelm zitterte, wird schon eher begreifen, daß unter solcher Führung das Heer nicht zu siegen vermochte. Nirgends aber treten wir auf festen Boden; fast nirgends. Noch immer kann jeder neue Tag neue Thatsachen ans Licht bringen, die eine heute für unwiderleglich geltende Auffassung als unhaltbar erweisen. Und der Demokrat, der dem Adel, der Junkerschaft die ganze Sündenschuld aufbürdet, war mit dem Urtheil nur so schnell fertig, weil er sichs vom Haß diktiren, von Parteiwuth die Schriftzüge färben ließ.

Oft habe ich in dieser Woche daran gedacht. Nicht nur, weil der Säku-

Jartag naht; auch eine andere Wahrnehmung rief in diesen Gedankengang. Hundert Jahre nach Jena und Auerstedt hören wir noch den Streit über den Verlauf der Schlachten und die Ursache des Zusammenbruches. Wann wird der Zank über Bismarcks Entlassung, die Motive und den Hergang, verstummen? Das mit Darstellungen dieses Ereignisses bedruckte Papier könnte das Reichsterritorium bedecken. Und noch immer vernehmen wir von der linken Seite den Ruf: Wilhelms muthigste That! Von der rechten den Seufzer: Wilhelms schlimmste Verirrung! Heißt es hüben, der Kaiser, drüben, der Kanzler trage die Schuld. Wird es nach abermals hundert Jahren nicht noch eben so sein? Hatten Fontenelle und Voltaire nicht Recht, als sie schrieben, alles aus der Vergangenheit als „Geschichte“ Ueberlieferte sei nur fable convenue, nach stiller Uebereinkunft hingenommene Mär? Giebt es hienieden historische Wahrheit?

Seit einigen Monaten werden Kapitel aus den „Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst“ veröffentlicht. Bisher war nicht allzu viel Denkwürdiges darin zu finden. Memoiren mittlerer Durchschnittssorte. Freilich von Einem, der manchmal in die Wochenstube der Ereignisse zugelassen wurde, manchmal durchs Schlüsselloch gucken durfte; dessen Gesichtsfeld aber stets eng blieb. Chlodwig Postumus dünkt uns nicht größer als der lebende Ministerpräsident, Statthalter, Reichskanzler. „Man muß immer einen guten schwarzen Rock anhaben und immer den Mund halten“: Das war seine Lebenslosung. Ein redlicher Patriot, dem, nach Preußens Sieg über Habsburg, die Reichsgründung nothwendig schien, der, als dem internationalen Hochadel Angehöriger, aber Etwas vom sujet mixte behielt. Klein, fein, nett, höflich, vorsichtig, kultivirt, in hellen Stunden sogar geistreich, mit einer in der besten pariser Raisonneurschule angewöhnten Neigung zu ironischer Auffassung allen Geschehens; nie stark und nie drum ein gewissenlos (im goethischen Sinn) Handelnder noch auch nur der Vater kräftiger Gedanken. Nicht Staatsmann; sein Leben lang nur Diplomat. Ein behutsam behender Agent, der zwischen zwei Staatsmännern vermitteln und Zwirnsfäden knüpfen kann. Einer, der in Anekdoten denkt und der versagen muß, wo eine Schöpferleistung von ihm gefordert wird. Ganz so zeigt ihn sein Tagebuch. Und dieser zierliche Herr, der jedes laute Wort scheute und den Eroten selbst auf leisen Sohlen nachschlich, ist nun schuld an einem Lärm, von dem die deutsche Welt noch lange widerhallen wird. Aus seinem Tagebuch ist das Kapitel über Bismarcks Entlassung ans Licht gekommen. Der Kaiser zürnt; giebt, in einer ungemein heftigen Depesche, die an den Chef des schillingsfürstlichen Hauses Hohenlohe gerichtet ist, seiner „Entrüstung“ lauten Ausdruck und nennt die Veröffentlichung „intimster Privatgespräche im höchsten Grade

taktlos, indiskret und völlig inopportun". Das ist eine Privatangelegenheit der Familien Hohenzollern und Hohenlohe; eine, die vielleicht nicht so einfach ist, wie sie dem ersten Blick scheint. Doch auch minder Interessirte thun, als enthülle das Tagebuch eine Fülle neuer, glaubwürdig verbürgter Thatsachen. Sehen wirs uns einmal an. Vorher rasch noch ein paar Worte über Chlodwigs Verhältniß zu Bismarck. Prinz Hohenlohe hatte es im preußischen Staatsdienst bis zum Assessor gebracht, als ihm (dessen älterer Bruder Herzog von Ratibor wurde) die mittelfränkische Herrschaft Schillingsfürst zufiel. Seitdem saß er im Reichsrath der Krone Bayern; war eine Weile Gesandter in London und wurde am letzten Tag des Jahres 1866 zum bayerischen Ministerpräsidenten ernannt. Als Louis Napoleon den Krieg gegen Preußen plante, ließ er in München fragen, wie die Regirung sich im Fall solches Konfliktes stellen würde. Chlodwig antwortete: „Wir werden neutral bleiben." Das genügte dem Gesandten Frankreichs nicht. Der hatte wohl auf eine Erneuerung der Rheinbundverträge gehofft; und fragte weiter: „Und wenn diese Neutralität sich als unmöglich erweist?" Lange Pause. Dann hob Chlodwig das Köpfchen, richtete das blaue Auge fest auf den Franzen und sprach: „Dann wird Bayern, ohne nach Ursprung und Ziel des Kampfes zu forschen, mit Preußen gehen." Der Gesandte schreibts nach Paris; wenn man in den Tuilerien an dem Kriegsplan festhalte, müsse man zunächst also diesen Ministerpräsidenten beseitigen. Der ging, als ihm, in den ersten Wochen des Jahres 1870, Reichsrath und Landtag in derben Worten ihr Mißtrauen ausgesprochen hatten. Der Bericht des Französischen Gesandten wurde vom Sieger dann in Paris gefunden und kam in die Hände des Herrn von Holstein, der ihn Bismarck vorlegte. „Den Mann könnten wir brauchen." Das war auch Bismarcks Meinung. Einen süddeutschen Fürsten, der gegen Frankreich für Preußen optirt und, als Katholik, Europa gegen vatikanische Anmaßung aufgerufen hatte, fand er nicht alle Tage. Er bot ihm (der inzwischen Vicepräsident des ersten Deutschen Reichstages gewesen war) den Eintritt in den Reichsdienst an. Machte ihn 1874 zu Arnims, 1885 zu Manteuffels Nachfolger. Stellte ihn dahin, wo Etwas auszugleichen, zu glätten war. Und hielt ihn für so zuverlässig, daß er ihn manchmal benutzte, um auf den alten Kaiser einzuwirken. Hohenlohe hat den Kanzler bewundert; wie ein fremdartiges Wesen, ein herrliches Ungeheuer, vor dem man sich hüten muß, wie ein listiger Zwerg einen Riesen, dessen tätschelnde Hand noch zermalmen kann. Hat er ihn geliebt? In den Jahren der Ungnade hat er den Einsamen nie besucht; später dann, als er selbst Kanzler geworden und das Sachsenwaldhaus wieder von imperatorischer Gunst bestrahlt war, sich, so laut er konnte, seinen Freund genannt. Nach Neujahr 1890 war er nicht besonders gut auf ihn zu

sprechen. Er wußte, daß Bismarck nicht mehr recht zufrieden mit ihm war, ihn alt und morsch fand, dem Reichsland einen strammeren Statthalter wünschte und einen Journalisten hingeschickt hatte, um zu erkunden, wie man im Elsaß über das Regime Hohenlohe denke. In dieser Stimmung kam Chlodwig nach Berlin.

Am einundzwanzigsten März 1890. Morgens hört er, daß Bismarck entlassen ist. Er hat sechzehn Jahre lang, auch auf dem Berliner Kongreß und im Auswärtigen Amt, unter ihm gearbeitet, hat ihm zu danken, daß er Botschafter und Statthalter geworden ist; sucht den Gestürzten aber nicht auf; schreibt kein Wörtchen, das Theilnahme oder Bedauern verräth. „Ein wirklicher Bruch ist die Ursache des Rücktrittes. Die Art, wie Bismarck den Kaiser behandelt, die abfälligen Urtheile, die er über den Kaiser in Konversationen mit Diplomaten fällte, andererseits die unfreundliche Art, wie Beide mit einander verkehrten, machten den Bruch unvermeidlich. Da nun der Kaiser schon vor Wochen mit Caprivi über die eventuelle Ernennung zum Kanzler verhandelt hat und Bismarck Dies erfuhr, so konnte die Sache nicht länger dauern.“ Ueber die Art, wie Bismarck den Kaiser behandelte, wird später, wenn die Hauptzeugen gehört sind, zu reden sein. Abfällige Urtheile über den Kaiser im Gespräch mit Diplomaten? Deutschen oder fremden? Zu den kühl Korrekten war Bismarck nie zu zählen; immer zum horazischen genus irritabile vatum. Er hat die Schritte niemals nach der bedächtigen Hofkadenz gemustert und im Aerger oft auch über den alten Herrn unsänftiglich gesprochen. Wilhelms Briefe an Roon beweisen, daß ers ahnte und solche Gewitter als die natürlichen Entladungen eines Temperamentes hinnahm, das den Preußenkönig auf steiler Höhe geschirmt und ihm die Kaiserkrone geschmiedet hatte. Der Fünfundsiebenzigjährige, der plötzlich dem Wink eines noch Unerfahrenen gehorchen sollte, hat seinem Unmuth gewiß manchmal Luft gemacht. Vor Landsleuten; Fremden den Groll zu zeigen, wäre taktlos und thöricht gewesen. Bismarck hat die Anschuldigung noch vernommen; und drauf erwidert: „Ich hätte mir ja selbst das Geschäft erschwert, wenn ich den Kaiser vor den Botschaftern herabgesetzt hätte. Die Eigenschaften eines wohlerzogenen Menschen müßte mir doch auch mein Feind lassen. Möglich, daß ich in Gesprächen mit Schuwalow oder Crispi jugendliche Illusionen und eine über ihr Ziel noch nicht klare Bethätigungsucht als Ursachen auffälliger Vorgänge angeführt und, als con sordino der Bewegungdrang und die Freude an Feierlichkeit erwähnt wurden, zur Erklärung gesagt habe, manche junge Leute möchten jeden Tag Geburtstag feiern. Das geschah in Wahrnehmung meiner berechtigten Interessen (so heißts ja wohl im Strafgesetzbuch) als des für die Politik (auch die persönliche des Monarchen) und die Reichswohlfahrt verantwortlichen Kanzlers; und Aergeres wäre sicher

nicht zu inkriminiren. Nicht aus Gesprächen mit Fremden wenigstens. Aber der Verräther saß wohl im Haus; oder in naher Nachbarschaft. Das Einfachste wäre gewesen, mich zur Rede zu stellen, zu koramiren, wie ichs in solchen Fällen immer that. Das wurde nicht beliebt. Ich glaube, es war der Knabe Karl, der die Geschichtenträger den Mördern verglich". Mit Caprivi hatte der Kaiser nicht erst „vor Wochen" verhandelt, sondern schon früher; Bismarck hatte es aber nicht erfahren. Hat von der Kandidatur Caprivis nichts gehört, bis Windthorst ihm am vierzehnten März davon sprach. Auch Der nannte den in Hannover Kommandirenden nicht als den vom Kaiser zum Kanzler Ausersehenen, sondern sagte, wenn der Fürst von dem ungemein bedauerlichen Entschluß, aus seinen Aemtern zu scheiden, nicht abzubringen sei, könne er vielleicht den General von Caprivi als Nachfolger empfehlen. Chlodwig wurde am ersten Tag in Berlin also ungenau informirt. Falsch ist auch die Angabe: „Die Fürstin soll nicht zur Versöhnung mitgewirkt, sondern gehetzt haben". Die Möglichkeit, eine Versöhnung herbeizuführen, hatte Frau Johanna gar nicht. Gehetzt? Als sie ihr Ottochen schlecht behandelt fand und um den von Weinkrämpfen Geschüttelten zittern mußte, zähmte sie ihre Zunge freilich nicht mehr; und Wilhelm hat ihr Herz nie zurückgewonnen. In politische Händel hatte sie sich nie eingemischt, thats auch jetzt nicht und kannte keinen höheren Wunsch als den, daß ihr Mann, da ers leider ja nun einmal wollte, bei seinem Werk bleiben könne. Frau und Kinder haben in den Tagen der Krisis gefürchtet, der Fürst werde ohne die politische Arbeit, die große Leidenschaft seines Lebens, nicht lange mehr aufrecht bleiben; und schon deshalb sicher Alles vermieden, was einen anständigen Friedensschluß hindern konnte. Wenn der Kaiser (der, nach Bismarcks Wort, immer im Damenrecht ist) eine Versöhnung wünschte, konnte er sie täglich haben und brauchte auf Johannens Mitwirkung nicht zu warten.

(Als die Fürstin, der er zutraute, sie habe ihren Mann gegen den Kaiser aufgehetzt, gestorben war, bat Hohenlohe, der Trauerfeier beiwohnen zu dürfen. Und als ich über den Wunsch, in solcher Stunde sich in die Intimität eines Jahre lang gemiedenen Hauses zu drängen, hier einige bittere Worte gesagt und angedeutet hatte, der erstrebte Zuwachs an Prestige lasse sich wohl auch an helleren Tagen erreichen, fragte er telegraphisch in Friedrichsruh an, ob diese Auffassung dort getheilt werde. Das gewünschte Pflaster kam aber nicht.)

Am Abend des einundzwanzigsten Märztages war Diner im Weißen Saal. Prinz Georg von Großbritanien sollte in den Hohen Orden vom Schwarzen Adler aufgenommen werden. Sein Vater, den wir familiär jetzt Onkel Eduard nennen, hatte ihn nach Berlin begleitet. Chlodwig, auch ein Onkel, saß neben Moltke, der „sehr gesprächig gewesen wäre" (Das war er

fast immer; ganz und gar nicht der Schweiger, als der er in der Volkssage lebt), „aber durch die unaufhörliche Musik gestört wurde und darüber sehr ärgerlich war. Man hatte nämlich zwei Musikcorps einander gegenüber aufgestellt, und wenn eins aufhörte, fing das andere zu trompeten an. Es war kaum zum Aushalten". Das notirt er. Der Gedanke, daß dieses Fest in den Ernst der Stunde, die den Reichsschöpfer scheiden sieht, vielleicht nicht so recht passe, kommt ihm nicht. Der Kaiser trägt den Rock des englischen Admirals, preist in enthusiastischer Rede Englands Königin und den Prinzen von Wales, spricht von Waterloo und der britisch-deutschen Waffenbrüderschaft, die den Weltfrieden sichere. Moltke citirt Goethes Brander: „Ein politisch Lied ein leidig Lied" („garstig" schreibt Hohenlohe; und der philologische Herausgeber verbesserts nicht); und hofft, „daß diese Rede nicht in den Zeitungen erscheinen werde." Zum ersten Mal zeigt der vom „Hausmeier" befreite Herr sich den Blicken: und der greise Generalstabschef schüttelt bedenklich den Kopf. Am nächsten Morgen kommt Caprivi zu Hohenlohe. Der Paßzwang soll im Spätsommer gemildert, die Jagdkartenverordnung ganz aufgehoben werden. „Im Allgemeinen haben wir uns sehr gut verständigt und ich wünsche mir Glück, daß er zum Reichskanzler ernannt worden ist." Natürlich. Der wird keinen anderen Statthalter suchen. Und das Reich? Hält ihn wohl aus. Ists nicht allerliebst? Bismarck, der „große Freund", der „Werkmeister am Bau der deutschen Einheit", ist vorgestern weggeschickt worden und Chlodwig gratulirt sich schriftlich zur Ernennung des Nachfolgers. Kein Fünkchen eines Gefühles; diesem Hirn dämmert die Bedeutung des Ereignisses noch nicht. Das hat uns regirt ... Ueber den zweiten Kanzler hat er später wohl anders denken gelernt. Sonst hätte er in Straßburg den Freunden nicht so gern aus der „Zukunft" vorgelesen.

Dreiundzwanzigster März. Ordensfest. Beim Diner Stoschs Nachbar. Der „erzählte viel von seinem Zerwürfniß mit Bismarck und war froh wie ein Schneekönig, daß er jetzt offen reden konnte und daß der große Mann nicht mehr zu fürchten ist. Dies behagliche Gefühl ist hier vorherrschend". Hier: am Hof. Das ist nicht neu. In der Revue des Deux Mondes stand am ersten April 1890 schon der Satz: Le lion est mort et les roquets sont en fête. Und der andere, nicht minder wahre: L'Allemagne est restée froide jusque dans le fond du coeur, „kühl bis ans Herz hinan". Ueber Chlodwigs Tischnachbar hat Bismarck in den „Gedanken und Erinnerungen" gesagt: „Beim Kaiser fand der Gesammtangriff gegen mich einen thätigen Bundesgenossen in dem General von Stosch". Daß dieser Patriot sich über den Sturz des Mannes, den er doch nicht für ganz unnützlich halten konnte, wie ein Schneekönig freute, ist lehrreich zu hören; Einem, der als dem ersten Kanzler ergeben galt,

hätte er sein Innerstes aber wohl nicht lachend entschleiert. Chlodwig fühlt sich von so unbändiger Freude auch nicht verletzt. Er schreibt: „Es ist auch hier wieder wahr, daß nur die Sanftmüthigen das Erdreich besitzen". Nicht nur das Himmelreich also, wie im Evangelium; auch das irdische, wo der Streit herrscht und nur die Stärke siegt. Wäre Bismarck sanftmüthig gewesen, dann hätte er sich 1861 nicht ins Getümmel gewagt, nicht die Reorganisation des Heeres, die Auseinandersetzung mit Oesterreich, die eiserne Einung der deutschen Stämme erreicht. Aber auch die Stoschs nicht gegen sich gewaffnet. Und das Erdreich besessen. Toujours des mots. Große Menschen sind den Kleinen stets unbequem? Nein, spricht Chlodwig; nicht, wenn sie sanftmüthig sind. Dann aber bekriecht doch Sorge sein welkes Herz. Vielleicht fällt ihm ein, daß die zur Arbeiterschutzkonferenz höflich nach Berlin geladenen Franzosen von der Erinnerung an die Schlacht bei Waterloo nicht entzückt sein werden und gewiß nicht froh aufgehorcht haben, als der Kaiser vom heiteren Himmel die Hoffnung holte, in künftigen Kämpfen das deutsche Heer wieder der Britenflotte verbündet zu sehen. Und was werden die Russen dazu sagen? Hohenlohe liebt sein Vaterland; und die Güter seiner Frau liegen im Reich des Zaren. Wenn die berliner Stimmung ins Antimoskowitische umzuschlagen droht, wird er jedesmal unruhig. Schreibt auch am Dreiundzwanzigsten ins Tagebuch: „Wenn nur in der auswärtigen Politik jetzt vorsichtig auf Bismarcks Wegen weitergegangen wird!"

Als Fürst, Statthalter im Grenzland und Verwandter könnte ers dem Kaiser sagen; sagts aber weislich nicht. Er ist unabhängig, alt, saturirt und braucht nicht zu zittern; zittert aber. „Bei Tisch trank mir der Kaiser zu, wo ich mich dann ehrfurchtvoll verneigte und aus Ehrfurcht beinahe den Champagner verschüttet hätte." Er möchte sich selbst ironisiren und verräth doch, daß ihm unter Jovis Blick das Herz in die Hose gefallen ist. Ein Kaiser, der den Kürassier ins alte Eisen geworfen hat und Einem die Hand drücken kann, „daß die Finger krachen": wer sollte da nicht schlottern? Bei den hohen Damen fühlt er sich wohler. Die Kaiserin Friedrich scheint ihm „mit der Art, in der Bismarck entlassen worden ist, nicht einverstanden". Richtig. Bei dem Abschiedsbesuch, den Bismarck ihr mit seiner Frau machte, hat die Kaiserin darüber keinen Zweifel gelassen; und ihren ältesten Sohn härter beurtheilt als der nun Entlassene je in der Zeit amtlicher Verpflichtung. (Sie bezog sich dabei auf einen Brief, den der kranke Kaiser Friedrich über den Kronprinzen an den Kanzler geschrieben hatte.) Zu Hohenlohe sagte sie artig, „er hätte Bismarcks Nachfolger werden sollen". Zu alt, erwiderte Chlodwig; und nahm fast fünf Jahre später dann doch die Bürde auf sich. „In den Fragen der Sozialpolitik ist sie ganz meiner Ansicht und sagt, daß Kaiser Friedrich die bis-

marckische Gesetzgebung stets bekämpft habe". Welche? Das Sozialistengesetz gehört doch kaum zur Sozialpolitik; und dieses „Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie" wurde beschlossen und verkündet, während Friedrich den von Nobiling verwundeten Vater in den Regirungsgeschäften vertrat. Vielleicht sind die Klebegesetze gemeint. Einerlei. Wir wissen nun, daß Kronprinz Friedrich einen wichtigen Theil der kaiserlichen Politik stets bekämpft hat und daß Hohenlohe ihm zustimmte, aber im Dienst dieser Politik blieb. (Daß er als Kanzler für die Umsturzvorlage und den Strikebrecherschutz eintrat, darf hier nicht vergessen werden.) Von der Kaiserin-Witwe gehts zur Großherzogin von Baden. „Sie wünschte mir Glück, daß ich nun in Elsaß-Lothringen freier schalten und walten könne". In dieser Hoffnung hatte er sich schon selbst gratulirt. Wer soll im Auswärtigen Amt Staatssekretär werden? „Münster kommt den Leuten zu alt und taperig vor. Ich plaidire (wo?) für Hatzfeldt. Von Radowitz ist nicht die Rede und sonst ist in der Diplomatie Niemand". Die Unkenntniß des Personals, die später so oft Heiterkeit erregte, zeigt sich auch hier schon. Hatzfeldt war Holsteins Mann, konnte, mit heftigster Anglophilie, aber nicht Hohenlohes Mann sein. Und warum plaidirte er nicht für Radowitz? Herr von Holstein wirds wissen.

Der Statthalter ist nun seit sechs Tagen in Berlin und hat den Entlassenen noch nicht aufgesucht. Fürchtet er das Aergerniß? Ziehts den Freund nicht zum Freunde? Der Großherzog von Baden sagt ihm, „die Ursache des Bruches sei eine Machtfrage". Der Kaiser forderte die Aufhebung der Kabinetsordre vom Jahr 1852. Der Kanzler widersprach, weil er den Ministern die Möglichkeit nehmen wollte, dem Kaiser Vortrag zu halten. Als er die Verhandlung mit Windhorst rechtfertigen sollte, wurde er so heftig, „daß der Kaiser nachher erzählte: ‚Daß er mir nicht das Tintenfaß an den Kopf geworfen hat, war Alles.'" Er wollte den Dreibund aufgeben und sich mit Rußland verständigen. Das waren die Hauptgründe des Zwistes. Fast genau so hat Wilhelm sie im April 1890 dem Statthalter in Straßburg dargestellt. Bismarck sei „in maßloser Weise" gegen ihn aufgetreten. Habe bei den Diplomaten gegen ihn gearbeitet. Heimlich versucht, den Plan der Internationalen Arbeiterschutzkonferenz zu vereiteln. Uebel genommen, daß der Kaiser persönlich mit den Ministern verkehrte. Wollte Oesterreich im Stich lassen. Stand im dringenden Verdacht, nach Petersburg die Nachricht befördert zu haben, der Kaiser wolle antirussische Politik treiben. Habe ihm, auch wenn dieser Verdacht nicht erweislich sei, jedenfalls „Vieles vorenthalten, was er that." „Es war eine hanebüchene Zeit und es handelte sich darum, ob die Dynastie Hohenzollern oder die Dynastie Bismarck regiren solle." Das ist kein kleines Sün-

denregister. Eigensinnig, roh, herrschsüchtig, treulos, hinterlistig, skrupellos bis zum Landesverrath: schwärzer sieht Bismarck auch auf den von seinen Todfeinden gemalten Bildern nicht aus. Dieser Mann mußte nicht nur aus dem Amt gejagt, mußte, trotz seinen Verdiensten, vor Gericht gestellt werden. Das Alles kam aus des Kaisers Mund? ... Doch zur Prüfung des Thatbestandes gehört die Kenntniß der Akten. Die wichtigsten scheinen vergessen.

Berlin, am achtzehnten März 1890.

Bei meinem ehrfurchtvollen Vortrage vom Fünfzehnten dieses Monats haben Eure Majestät mir befohlen, den Ordre-Entwurf vorzulegen, durch welchen die Allerhöchste Ordre vom achten September 1852, welche die Stellung eines Ministerpräsidenten seinen Kollegen gegenüber seither regelte, außer Geltung gesetzt werden soll. Ich gestatte mir über die Genesis und Bedeutung dieser Ordre nachstehende alleruntertertänigste Darlegung.

Für die Stellung eines „Präsidenten des Staatsministeriums" war zur Zeit des absoluten Königthumes kein Bedürfniß vorhanden und es wurde zuerst auf dem Vereinigten Landtage von 1847 durch die damaligen liberalen Abgeordneten (Mevissen) auf das Bedürfniß hingewiesen, verfassungmäßige Zustände durch Ernennung eines „Premier-Ministers" anzubahnen, dessen Aufgabe es sein würde, die Einheitlichkeit der Politik des verantwortlichen Gesammtministeriums zu übernehmen. Mit dem Jahre 1848 trat diese konstitutionelle Gepflogenheit bei uns ins Leben und wurden „Präsidenten des Staatsministeriums" ernannt in Graf Arnim, Camphausen, Graf Brandenburg, Freiherr von Manteuffel, Fürst von Hohenzollern, nicht für ein Ressort, sondern für die Gesammtpolitik des Kabinets, also der Gesammtheit der Ressorts. Die meisten dieser Herren hatten kein eigenes Ressort, sondern nur das Präsidium, so zuletzt vor meinem Eintritt der Fürst von Hohenzollern, der Minister von Auerswald, der Prinz von Hohenlohe. Aber es lag ihm ob, in dem Staatsministerium und dessen Beziehungen zum Monarchen diejenige Einigkeit und Stetigkeit zu erhalten, ohne welche eine ministerielle Verantwortlichkeit, wie sie das Wesen des Verfassunglebens bildet, nicht durchführbar ist. Das Verhältniß des Staatsministeriums und seiner einzelnen Mitglieder zu der neuen Institution des Ministerpräsidenten bedurfte sehr bald einer näheren, der Verfassung entsprechenden Regelung, wie sie im Einverständniß mit dem damaligen Staatsministerium durch die Ordre vom achten September 1852 erfolgt ist. Diese Ordre ist seitdem entscheidend für die Stellung des Ministerpräsidenten zum Staatsministerium geblieben und sie allein gab dem Ministerpräsidenten die Autorität, welche es ihm ermöglicht, dasjenige Maß von Verantwortlichkeit für die Gesammtpolitik des Kabinets zu

übernehmen, welches ihm im Landtag und in der Oeffentlichen Meinung zugemuthet wird. Wenn jeder einzelne Minister Allerhöchste Anordnungen extrahiren kann, ohne vorherige Verständigung mit seinen Kollegen, so ist eine einheitliche Politik, für welche Jemand verantwortlich sein kann, nicht möglich. Keinem Minister, und namentlich nicht dem Ministerpräsidenten, bleibt die Möglichkeit, für die Gesammtpolitik des Kabinets die verfassungmäßige Verantwortlichkeit zu tragen. In der absoluten Monarchie war eine Bestimmung, wie sie die Ordre von 1852 enthält, entbehrlich und würde es noch heute sein, wenn wir zum Absolutismus, ohne ministerielle Verantwortlichkeit, zurückkehrten. Nach den zu Recht bestehenden verfassungmäßigen Einrichtungen aber ist eine präsidiale Leitung des Ministerkollegiums auf der Basis der Ordre von 1852 unentbehrlich. Hierüber sind, wie in der gestrigen Staatsministerialsitzung festgestellt wurde, meine sämmtlichen Kollegen mit mir einverstanden; und auch darüber, daß auch jeder meiner Nachfolger im Ministerpräsidium die Verantwortlichkeit nicht würde tragen können, wenn ihm die Autorität, welche die Ordre von 1852 verleiht, mangelte. Bei jedem meiner Nachfolger wird dieses Bedürfniß noch stärker hervortreten als bei mir, weil ihm nicht sofort die Autorität zur Seite stehen wird, die mir ein langjähriges Präsidium und das Vertrauen der beiden hochseligen Kaiser bisher verliehen hat. Ich habe bisher niemals das Bedürfniß gehabt, mich einem Kollegen gegenüber auf die Ordre von 1852 ausdrücklich zu beziehen. Die Existenz derselben und die Gewißheit, daß ich das Vertrauen der beiden hochseligen Kaiser Wilhelm und Friedrich besaß, genügten, um meine Autorität im Kollegium sicher zu stellen. Diese Gewißheit ist heute aber weder für meine Kollegen noch für mich selbst vorhanden. Ich habe daher auf die Ordre vom Jahre 1852 zurückgreifen müssen, um die nöthige Einheit im Dienst Eurer Majestät sicher zu stellen.

Aus vorstehenden Gründen bin ich außer Stande, Eurer Majestät Befehl auszuführen, laut dessen ich die Aufhebung der vor Kurzem von mir in Erinnerung gebrachten Ordre von 1852 selbst herbeiführen und kontrasigniren, trotzdem aber das Präsidium des Staatsministeriums weiterführen soll.

Nach den Mittheilungen, welche mir der General von Hahnke und der Geheime Kabinetsrath Lucanus gestern gemacht haben, kann ich nicht im Zweifel sein, daß Eure Majestät wissen und glauben, daß es für mich nicht möglich ist, die Ordre aufzuheben und doch Minister zu bleiben. Dennoch haben Eure Majestät den mir am Fünfzehnten ertheilten Befehl aufrecht erhalten und in Aussicht gestellt, mein dadurch nothwendig werdendes Abschiedsgesuch zu genehmigen. Nach früheren Besprechungen, die ich mit Eurer Majestät

über die Frage hatte, ob Allerhöchstdenselben mein Verbleiben im Dienst unerwünscht sein würde, durfte ich annehmen, daß es Allerhöchstdenselben genehm sein würde, wenn ich auf meine Stellungen in Allerhöchstdero preußischen Diensten verzichtete, im Reichsdienst aber bliebe. Ich habe mir bei näherer Prüfung dieser Frage erlaubt, auf einige bedenkliche Konsequenzen dieser Theilung meiner Aemter, namentlich hinsichtlich des kräftigen Auftretens des Kanzlers im Reichstage, in Ehrfurcht aufmerksam zu machen, und enthalte mich, alle Folgen, welche eine solche Scheidung zwischen Preußen und dem Reichskanzler haben würde, hier zu wiederholen. Eure Majestät geruhten darauf, zu genehmigen, daß einstweilen Alles beim Alten bliebe. Wie ich aber die Ehre hatte, auseinanderzusetzen, ist es für mich nicht möglich, die Stellung eines Ministerpräsidenten beizubehalten, nachdem Eure Majestät für sie die capitis diminutio wiederholt befohlen haben, welche in der Aufhebung der Ordre von 1852 liegt. Eure Majestät geruhten außerdem, bei meinem ehrfurchtvollen Vortrag vom Fünfzehnten dieses Monats mir bezüglich der Ausdehnung meiner dienstlichen Berechtigung Grenzen zu ziehen, welche mir nicht das Maß der Betheiligung an den Staatsgeschäften, der Uebersicht über letztere und der freien Bewegung in meinen ministeriellen Entschließungen und in meinem Verkehr mit dem Reichstage und seinen Mitgliedern lassen, deren ich zur Uebernahme der verfassungmäßigen Verantwortlichkeit für meine amtliche Thätigkeit bedarf. Aber auch, wenn es thunlich wäre, unsere auswärtige Politik unabhängig von der inneren und die äußere Reichspolitik so unabhängig von der preußischen zu betreiben, wie es der Fall sein würde, wenn der Reichskanzler der preußischen Politik eben so unbetheiligt gegenüberstände wie der bayerischen oder sächsischen und an der Herstellung des preußischen Votums im Bundesrathe dem Reichstage gegenüber keinen Theil hätte, so würde ich doch nach den jüngsten Entscheidungen Eurer Majestät über die Richtung unserer auswärtigen Politik, wie sie in dem Allerhöchsten Handschreiben zusammengefaßt sind, mit dem Eure Majestät die Berichte des Konsuls in Kiew gestern begleiteten, in der Unmöglichkeit sein, die Ausführung der darin vorgeschriebenen Anordnungen bezüglich der auswärtigen Politik zu übernehmen. Ich würde damit alle für das Deutsche Reich wichtigen Erfolge in Frage stellen, welche unsere auswärtige Politik seit Jahrzehnten im Sinne der beiden hochseligen Vorgänger Eurer Majestät in unseren Beziehungen zu Rußland unter ungünstigen Verhältnissen erlangt hat und deren über Erwarten große Bedeutung mir Graf Schuwalow nach seiner Rückkehr aus Petersburg bestätigt hat.

Es ist mir bei meiner Anhänglichkeit an den Dienst des Königlichen Hauses und an Eure Majestät und bei der langjährigen Einlebung in Ver-

hältnisse, welche ich bisher für dauernd gehalten hatte, sehr schmerzlich, aus der gewohnten Beziehung zu Allerhöchstdenselben und zu der Gesammtpolitik des Reiches und Preußens auszuscheiden; aber nach gewissenhafter Erwägung der Allerhöchsten Intentionen, zu deren Ausführung ich bereit sein müßte, wenn ich im Dienst bliebe, kann ich nicht anders, als Eure Majestät allerunterthänigst bitten, mich aus dem Amte des Reichskanzlers, des Ministerpräsidenten und des preußischen Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten in Gnade und mit der gesetzlichen Pension entlassen zu wollen. Nach meinen Eindrücken in den letzten Wochen und nach den Eröffnungen, die ich gestern den Mittheilungen aus Eurer Majestät Civil- und Militärkabinet entnommen habe, darf ich in Ehrfurcht annehmen, daß ich mit diesem meinem Entlassungsgesuch den Wünschen Eurer Majestät entgegenkomme und also auf eine huldreiche Bewilligung mit Sicherheit rechnen darf. Ich würde die Bitte um Entlassung aus meinen Aemtern schon vor Jahr und Tag Eurer Majestät unterbreitet haben, wenn ich nicht den Eindruck gehabt hätte, daß es Eurer Majestät erwünscht wäre, die Erfahrungen und die Fähigkeiten eines treuen Dieners Ihrer Vorfahren zu benutzen. Nachdem ich sicher bin, daß Eure Majestät derselben nicht bedürfen, darf ich aus dem politischen Leben zurücktreten, ohne zu befürchten, daß mein Entschluß von der Oeffentlichen Meinung als unzeitig verurtheilt wird. von Bismarck.

Als Antwort auf dieses „Entlassungsgesuch" erhielt der Fürst das folgende Handschreiben des Kaisers:

Mein lieber Fürst!

Mit tiefer Bewegung habe Ich aus Ihrem Gesuche vom Achtzehnten dieses Monats ersehen, daß Sie entschlossen sind, von den Aemtern zurückzutreten, welche Sie seit langen Jahren mit unvergleichlichem Erfolge geführt haben. Ich hatte gehofft, dem Gedanken, Mich von Ihnen zu trennen, bei unseren Lebzeiten nicht näher treten zu müssen; wenn Ich gleichwohl im vollen Bewußtsein der folgenschweren Tragweite Ihres Rücktrittes jetzt genöthigt bin, Mich mit diesem Gedanken vertraut zu machen, so thue ich Dies zwar betrübten Herzens, aber in der festen Zuversicht, daß die Gewährung Ihres Gesuches dazu beitragen werde, Ihr für das Vaterland unersetzliches Leben und Ihre Kräfte so lange wie möglich zu schonen und zu erhalten. Die von Ihnen für Ihren Entschluß angeführten Gründe überzeugen Mich, daß weitere Versuche, Sie zur Zurücknahme Ihres Antrages zu bestimmen, keine Aussicht auf Erfolg haben. Ich entspreche daher Ihrem Wunsche, indem Ich Ihnen hierneben den erbetenen Abschied aus Ihren Aemtern als Reichskanzler, Präsident Meines Staatsministeriums und Minister der Auswärtigen Angelegenheiten in Gnaden und in der Zu-

versicht ertheile, daß Ihr Rath und Ihre Thatkraft, Ihre Treue und Hingebung auch in Zukunft Mir und dem Vaterlande nicht fehlen werde. Ich habe es als eine der gnädigsten Fügungen in Meinem Leben betrachtet, daß Ich Sie bei meinem Regirungantritt als Meinen ersten Berather zur Seite hatte. Was Sie für Preußen und Deutschland gewirkt und erreicht haben, was Sie Meinem Hause, Meinen Vorfahren und Mir gewesen sind, wird Mir und dem deutschen Volke in dankbarer, unvergänglicher Erinnerung bleiben. Aber auch im Auslande wird Ihrer weisen und thatkräftigen Friedenspolitik, die Ich auch künftig aus voller Ueberzeugung zur Richtschnur Meines Handelns zu machen entschlossen bin, allezeit mit ruhmvoller Anerkennung gedacht werden.

Ihre Verdienste vollwerthig zu belohnen, steht nicht in Meiner Macht. Ich muß Mir daran genügen lassen, Sie Meines und des Vaterlandes unauslöschlichen Dankes zu versichern. Als ein Zeichen dieses Dankes verleihe Ich Ihnen die Würde eines Herzogs von Lauenburg. Auch werde Ich Ihnen Mein lebensgroßes Bildniß zugehen lassen. Gott segne Sie, Mein lieber Fürst, und schenke Ihnen noch viele Jahre eines ungetrübten und durch das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht verklärten Alters. In diesen Gesinnungen bleibe Ich Ihr Ihnen auch in Zukunft treu verbundener, dankbarer Kaiser und König

Berlin, den zwanzigsten März 1890.

Wilhelm I. R.

Zwei Tage später telegraphirte der Kaiser an den Großherzog von Weimar: „Mir ist so weh ums Herz, als hätte Ich Meinen Großvater noch einmal verloren! Es ist Mir aber von Gott einmal bestimmt; also habe Ich es zu tragen, wenn Ich auch darüber zu Grunde gehen sollte. Das Amt des wachthabenden Offiziers auf dem Staatsschiff ist Mir zugefallen. Der Kurs bleibt der alte; und nun: ‚Volldampf voraus!‘“

Das Handschreiben des Kaisers ist am zwanzigsten März 1890, das Entlassungsgesuch, auf das es so seltsame Antwort gab, am ersten August 1898 bekannt geworden. Rede und Gegenrede wollten nicht zu einander passen. Bismarck wußte nichts von Versuchen, ihn im Amt zu halten; wußte nur, daß er zweimal an einem Tag zur Beschleunigung seines Rücktrittes gedrängt worden war. Und Hohenlohe schreibt: „Schon im Anfang Februar hatte Bismarck dem Kaiser gesagt, er werde sich zurückziehen. Nachher erklärte er aber, er habe sich anders besonnen und werde bleiben, was dem Kaiser unangenehm war, wogegen er aber nicht remonstrirte, bis dann die Geschichte mit der Kabinetsordre dazukam.“ Diese Mittheilung macht das Handschreiben vom zwanzigsten März 1890 nicht verständlicher. Sprach die Staatsraison mit so umflorter Stimme? Der Fürst hat immer wieder bedauert, daß die Pflicht, Staatsgeheimnisse zu wahren, ihn hinderte, sein Abschiedsgesuch zu veröffentlichen.

Am siebenundzwanzigsten März ist Hohenlohe, kurz vor seiner Abreise, dann endlich zu Bismarck gegangen. Er, den die Gegner des Kanzlers doch ins Vertrauen zogen, sagte, das Ereigniß sei ihm „sehr unerwartet gekommen". Antwort: „Mir auch; noch vor drei Wochen hätte ich nicht gedacht, daß es so enden werde. Uebrigens mußte ichs erwarten, denn der Kaiser will nun einmal allein regiren". Chlodwig tröstet. Vielleicht ruft der junge Herr den alten Diener bald zurück. Nein, Durchlaucht, diese drei Wochen möchte ich nicht noch einmal durchmachen. (Einer Dame, die nach der Suppe mit dem selben Trost kam, hat er in Friedrichsruh erwidert: „Ich habe nicht die Gewohnheit, in Häuser zurückzukehren, aus denen ich einmal herausgeworfen worden bin".) Der Statthalter solle dafür sorgen, daß der Kaiser sich nicht zu viel um Elsaß-Lothringen bekümmere, und ihm aus dem Gesicht bleiben. („Das ist leichter gesagt als gethan", stöhnt das Männchen.) In Varzin oder im Sachsenwald werde er willkommen sein. Chlodwig kam nicht. Wollte nicht „unmöglich" werden. Kam erst als Kanzler; erst, als die Sonne wieder schien. Trug einen guten schwarzen Rock und wußte noch immer den Mund zu halten.

Vor der Abreise von Berlin hatte der Statthalter noch notirt: „Holstein und Berchem haben Herrn von Marschall in Vorschlag gebracht, nachdem Alvensleben abgelehnt hat." (Bismarck glaubte, der Vorschlag sei vom Großherzog von Baden gekommen und von Holstein sacht unterstützt worden.) „Es scheint, daß Marschall annimmt. Er ist jedenfalls besser als alle Diplomaten im Ausland und kennt die hiesigen Verhältnisse." Das ist die Hauptsache: die hiesigen Verhältnisse. Die internationale Politik hat er als Staatsanwalt in Mannheim mit heißem Bemühen studirt; und ist nun, „jedenfalls besser" als Radowitz, Hatzfeldt und Alles, was draußen noch lebt. Dieser Zug durfte dem Bild nicht fehlen. Chlodwig ist in so rosiger Stimmung, daß ihm jeder Kömmling gefällt. Er gratulirt sich zu Caprivis Ernennung und sieht in Marschall den besten Gehilfen, den der politisch unerfahrene General finden kann. Was liegt dran? Der Palast in der wunderschönen Stadt ist gerettet.

... Diese Wanderung durchs Gestrüpp war nicht kurzweilig? Sicher nicht. Doch unvermeidlich. Mit leerer Rede ist in so ernster Sache nichts gethan. Das Material des Anklägers mußte nüchtern geprüft werden, Punkt vor Punkt; und die besondere Art seines Wesens durfte nicht im Dunkel bleiben. Jetzt lichtet sichs vor unserem Blick; aus dumpfer Niederung führt der Pfad auf die Höhe. Vielleicht erkennen wir dort, warum Bismarck gehen mußte; was seine Schuld, was Anderer Fehl war. Dann wäre die Mühsal nicht vergebens gewesen. Dann fänden wir vielleicht auch den Ursprungsort der Krankheit, deren Symptom vor hundert Jahren der im Angstschweiß erwachenden Volkheit sichtbar ward.

❧

Zeitliche und zeitlose Geister.

Wenn ich definiren soll: unter zeitlichen Geistern verstehe ich solche, die in ihrem Zeitalter, von welchem Gesichtspunkte man sie auch betrachte, restlos aufgehen; unter zeitlosen solche, die zu und von keiner Zeit als erschöpft gelten dürfen.

Kaum einer Schriftstellerpersönlichkeit des neunzehnten Jahrhunderts ist bei Lebzeiten mehr Verehrung gezollt worden als George Sand. Heute liest sie kaum Jemand mehr. Aber was man heute endlich einzusehen beginnt, ist: daß die spätere Literatur George Sand Unendliches verdankt. Die großen Russen wie die großen Skandinaven wären ohne George Sand schwer denkbar. Einst gefeiert, bald vergessen oder doch nur in dem schemenhaften Sinn fortlebend, wie es die Ahnen thun, deren Namen der späte Enkel in verständnißloser Ehrfurcht auf dem Grabstein entziffert, deren wahres Sein nur noch dem Historiker bekannt ist: Das war das Schicksal nur zu Vieler. Wieland, sogar Herder (um die größten und bekanntesten zu nennen) ist es so ergangen. Sie sind in ihrer Wirkung verglüht. Von Modernen (freilich auf ungleich niedrigerem Niveau) wird es wahrscheinlich Paul Bourget ähnlich ergehen. Man wird ihn vergessen, vielleicht verachten, nachdem man ihn eine Weile überschwänglich geschätzt hat, und spät erst ermessen, wie viel Dank ihm der psychologische Roman schuldig ist. Heute werden diesen zeitlich Großen die Wenigsten gerecht. Man konstatirt die Kurzathmigkeit ihres Ruhmes, die Vergänglichkeit ihres Lebenswerthes. Man folgert daraus ein Mißverständniß oder einen Urtheilsfehler der Zeitgenossen; man betrachtet sie gern als quantités négligeables. Originale, die nur Wenigen Etwas zu sagen haben, gelten in jeder Hinsicht für größer als die Sonnen vergangener Zeitenhimmel, als die Abgötter verblichener Geschlechter. Man will nur das „Zeitlose" gelten lassen. Ist dieser Standpunkt berechtigt?

Ich will den größten „Zeitlichen", von dem wir wissen, ins Auge fassen: Voltaire. Wie, Voltaire kein zeitloser Geist? Sein absoluter Werth, wie er uns heute erscheint, steht jedenfalls in keinem Verhältniß zu der Wirkung, die er auf sein Jahrhundert übte. Wer ihn nach Dem werthet, was er für unser Bewußtsein bedeutet, wird ihm in keiner Hinsicht gerecht; nur aus seiner Zeit heraus kann Voltaire wahrhaft begriffen und gewürdigt werden; insofern war er ein eminent zeitlicher Geist. Voltaires ganz einzige Größe bestand darin, daß er all die Schlüsse zog, deren Prämissen seine Epoche enthielt, und daß er sie so zog, wie diese Epoche sie aufzunehmen und zu verarbeiten fähig war. Nie hat er über die Möglichkeiten seiner Zeit hinausgeblickt, nie, Zwischenglieder überspringend, Einsichten ausgesprochen, die erst nach dem Hinwelken einer Generation verstanden werden konnten. Voltaire war oberflächlich, ge-

wiß; doch sagt dieser Einwand nichts gegen seine großen positiven Eigenschaften aus. Daß Einer mißverstanden wird, ist an sich noch kein Beweis seiner Tiefe. Wie jeder große Geist, ist auch Voltaire seiner Zeit vorangeeilt; nur ließ er sie nicht im Stich: sie vermochte dem Führer freudig zu folgen. Darum vergötterte sie ihn. Was er sagte, nahm sie auf, spann sie weiter; jede seiner Anregungen wirkte fruchtbar; nichts ging verloren. Eben deshalb aber konnte die Nachwelt nie mehr die richtige Distanz zu Voltaire gewinnen: sie verstand nur noch Theile seines schillernden Wesens, den Witz, die Sprache, nie mehr den ganzen Menschen. Denn was er wirklich gewesen war, hatte die Nachwelt längst verarbeitet; kein Rest blieb. Auch war sehr bald das Bewußtsein der historischen Thatsache geschwunden, daß alles Spätere doch von ihm herstamme, daß fast aller Kulturfortschritt, den wir mit „Aufklärung“ bezeichnen, seinen primus movens oder wenigstens seinen mächtigsten Förderer in Voltaire besessen hat. Voltaires Wirkung ist geradezu unübersehbar. Und doch: gerade diese Art von Verdienst sichert am Wenigsten die persönliche Unsterblichkeit. Geister von so unmittelbarer, aufs Nächste gerichteter Wirkung werden nur zu bald zu Elementen der Nachwelt; und an Elemente erinnert man sich nicht.

Auch Fichte, der Turnvater Jahn der Philosophie, und Herder, der chaotische Geistestitan, waren im Wesentlichen durchaus zeitliche Geister. Was Herder anregte, ist zum größten Theil schon in Erfüllung gegangen; er war nicht von Denen, die allen Zeitaltern ein verführerisches Räthsel, ein produktives Staunen bleiben. Er ist in der Nachwelt schon aufgegangen. Aber war er darum geringer als etwa Lichtenberg, der heute noch Anregung auf Anregung ausstrahlt? Gewiß nicht; er war nur ein Geist anderer Art.

Ich denke, wir nähern uns einem richtigeren Verständniß des Verhältnisses von zeitlichen und zeitlosen Geistern, als es heute im allgemeinen Bewußtsein lebt. Wir kranken am Vorurtheil der Unsterblichkeit; und das fälscht uns die Perspektive. Wenn uns die Legion voltairischer Schriften heute nicht mehr das Selbe sagt wie dem achtzehnten Jahrhundert, so beweist Das nichts gegen ihren Autor. Wir sind im Unrecht, wenn wir George Sand und hundert Andere niedriger einschätzen als so manchen engeren, aber „originelleren“ Geist, nur weil sie uns heute nicht mehr viel zu sagen haben: George Sand war in den meisten Dingen wahrscheinlich größer als ihre noch heute lebendigen Zeitgenossen. Und wenn Novalis' fieberschwüler Genius ein paar Lieder geschaffen, die wirklich zu den Kleinodien der deutschen Literatur gehören, so beweist Das noch lange nicht, daß dieser Genius mehr vermochte als die Geistesenergie der Schlegel, deren Tragweite erst heute richtig gewürdigt zu werden beginnt. Unsere Werthungen hängen ja viel mehr noch, als die Besonnensten sich zugeben, von konventionellen Momenten ab (Zeitströmungen, Geschmacksrichtungen) und sehr viele Geister verdanken ihre zeitlos durchschlagende Wirkung

gerade, wenn ich so sagen darf, ihrer ausdrucksvollen Armuth. So unter Malern Manet, unter Dichtern Stephane Mallarmé und unter Denkern (ich bin mir der ungeheuerlichen Ketzerei voll bewußt) Nietzsche. Ihre Gaben sind übersichtlicher als diejenigen reicher besaiteter Naturen; sie lassen sich leicht definiren; und der Mensch ist geneigt, die Dinge nur darum zu überschätzen, weil er sie zu definiren vermag. Dennoch ist die Aesthetik, die um einiger vollkommenen Gedichte willen den kleinlichen Bürger dem grenzenlosen Goethe zu vergleichen wagt, sicher auf falscher Bahn. Man kann beim Vergleichen, zumal beim Abmessen der Begabungen an einander nicht vorsichtig genug sein. Wo es sich um spezifische Differenzen handelt, ist ein quantitativer Vergleich kaum möglich; und zeitliche und zeitlose Geister verkörpern wesentlich Unterschiede der Art. Die Einen sind mit ihrer Epoche kommensurabel, die Anderen nicht. Die Inkommensurabilität ist an sich noch kein Vorzug, so wenig wie die augenblickliche, gleichsam unvermeidliche Popularität. Voltaire war mit dem achtzehnten Jahrhundert kommensurabel, Diderot nicht. War Diderot darum größer? Ich wüßte es nicht zu sagen. Er war ein Geist anderer Art. In Voltaires Wesen lag es, auf die Gegenwart und nur auf sie zu wirken. Für Diderot ist vielleicht wesentlich, daß er zu keiner Zeit ganz verstanden ward. Die zeitlichen Geister sind in einer bestimmten Epoche ungeheuer populär, werden dann aber vergessen. Die zeillosen sind nie wirklich populär, finden dafür aber zu jeder Zeit ein wahlverwandtes Publikum. Weder aber bedeutet die temporäre Anerkennung mit darauf folgender Vergessenheit einen Irrthum, über den man sich nachträglich klar wird, noch beweist die zeitlos andauernde begrenzte Wirkung einen objektiven Vorzug.

Man sieht: bei der kritischen Betrachtung der Geistesgeschichte ist eine skeptische Grundstimmung sehr empfehlenswerth. Es giebt kaum ein Gebiet, wo eindeutige Ergebnisse schwerer zu erzielen wären. Das zeigt sich besonders deutlich bei der Beurtheilung der Männer, die sich in keine der genannten Kategorien einreihen lassen, der ganz großen, der wahrhaft ewigen Geister: Shakespeare, Goethe, Kant. Ueber Kant hat Georg Simmel jüngst sehr schön gesagt, er „gehöre zu den ganz großen Geistern, deren Bild sich mit den Wandlungen der Geschichte selbst wandelt, weil sie der Entwickelung dauernd eingefügt bleiben und darum sozusagen immer verschiedene Rollen spielen.“ Die ganz Großen sind undefinirbar. Ueber Das, was Kant „eigentlich gedacht“ hat, sind die Philosophen noch heute nicht einig. Jeder legt ihn anders aus. Und eben so wird Goethes Tiefstes der Menschheit ein ewiges Geheimniß bleiben, unergründlich wie die Natur. Wer war Goethe? Wir wissen es heute weniger denn je; bei fortschreitender Erkenntniß des „Thatbestandes“ wird seine Persönlichkeit eigentlich immer mythischer. Wie die Weltgeschichte nicht nur aus den Faktoren erwächst, die sich als wirkliche Vorgänge unzweideutig nach-

weisen lassen, sondern auch aus undefinirbaren Vorstellungen, die eine Zeit beherrschten, aus hingeworfenen Gedanken unmaßgeblicher Personen, aus rein theoretischen Urtheilsfehlern und Irrthümern, aus unbegründeten Glaubenssätzen und Einbildungen: so ist die historische Persönlichkeit, wie sie der jeweiligen Generation erscheint, stets eine Synthese aus Dem, was sie wirklich war, und aus Dem, was Andere über sie dachten. Im Lauf der Jahrhunderte wächst sie ins Ungeheure oder wandelt sich so gründlich, daß die Realität immer mehr verblaßt. Halbgötter und Sagenhelden, die übermenschlichen Symbole für verdichtete Wirklichkeit, bezeichnen doch nur das Extrem der Entwickelung, die jeder Geist durcheilt, der im Bewußtsein der Nachwelt überhaupt lebendig bleibt. Ob Siegfried oder Goethe, Wilhelm Tell oder Shakespeare: heute sind es mythische Gestalten. Die Entelechie ihrer Natur hat gleichsam nach ihrem Tode fortgewirkt; aus ihnen sind Gestalten geworden, in die ihre zeitliche Wirklichkeit nur noch als Theil eintritt. Wie oft hat der Anblick berühmter Männer enttäuscht! Der Ruhm tötet sein Objekt, um es dann erst wahrhaft zu beleben; er thut dem Lebendigen Unrecht. Und träte Christus plötzlich wieder unter uns, so würden wahrscheinlich die Meisten vom Christenthum abfallen.

Tiefe Wahrheit lebt in der scheinbar so grausamen Ansicht, es sei nicht gut, bei Lebzeiten berühmt zu werden. Der Ruhm ist in der That der furchtbarste Gegner des individuellen Lebens. Sterblich und Unsterblich sind nun einmal Gegensätze: vom einen zum anderen Zustande führt, in der Wirklichkeit wie in der Mythologie, nur das Thor des Todes. Das ewige Leben ist mit dem zeitlichen nicht identisch; und gerade deshalb ist es so schwer, von jenem auf dieses Schlüsse zu ziehen, dieses nach jenem zu werthen.

Hermann Graf Keyserling.

Ein Abschiedsbrief.

Als ich gestern abends unangemeldet in das Zimmer meines Freundes Ewald trat, bot sich mir ein Anblick, der mir das Begrüßungwort auf den Lippen erstickte. Bei sinkender Tageshelle saß Ewald am Schreibtisch und schrieb; und während seine Hand die Feder führte, strömten aus seinen Augen große, schwere Thränen in endloser Reihe die Wangen herab.

„Um Gottes willen, Ewald, was ist Dir?“ fragte ich und ging auf ihn zu. Er hatte kein Wort der Entgegnung; mit stummer Geberde winkte er mir, ihn ungestört zu lassen, einen Sitz zu nehmen und zu warten.

Beklommen that ich nach seinem Wunsch und nahm fern von ihm in einer ganz dämmerdunklen Ecke Platz. Aber die Blicke vermochte ich nicht von ihm zu wenden; und so sah ich, wie er schrieb und schrieb und unaufhaltsam die Thränen einander folgten und auf die Blätter herniederfielen. Dann endlich vernahm ich ein weches Aufschluchzen und sah Ewald sich erheben. Er wischte sich die feuchte

Spur von den Wangen und bedeckte einen Augenblick lang das Antlitz mit den Händen. Dann sah ich, daß ein Zittern seinen Leib durchflog, daß er sich jäh schüttelte und endlich völlig aufrichtete. Nun schritt er auf mich zu. „Es ist vorbei", sagte er mit heiserer, thränenschwerer Stimme. „Guten Abend!"

Ich sprang auf. „Um Gottes willen, Ewald, was ist Dir denn geschehen? Ich habe Dich nie weinen gesehen, ich hätte nie gedacht, daß Du . . ."

„Weinen könntest?" Er lachte. „Du siehst: ich kann."

„So erkläre mir doch! Kann ich Dir vielleicht helfen? Kann ich . . .?"

Wieder unterbrach er mich. „Ich danke Dir, lieber Freund. Du vermagst nichts daran zu ändern." Ich stand stumm und rathlos.

Da sagte er mit seltsam ruhiger Stimme: „Du weißt ja, wie ich sie geliebt habe."

„Habe?" fragte ich.

„Ja. Es ist vorbei. Sie betrügt mich seit bald zwei Wochen. Heute habe ich Gewißheit erlangt."

„Aber dann weine ihr doch nicht nach, Ewald! Ich weiß ja, daß Trostesworte und Vernunftpredigten in solchen Fällen machtlos sind und schlechten Klang haben. Aber . . . Mein armer Freund!"

„Glaubst Du, daß ich ihr nachweine? Ich glaube nicht. Ich weiß nicht. Ich möchte glauben, daß ich um mich weine. Jetzt eben habe ich ihr meinen Abschiedsbrief geschrieben."

„Du liebst sie noch?"

„Nein. Ich glaube es nicht."

„Ich fürchte es."

„Nein. Sieh selbst, ob Du Grund zur Furcht hast! Lies den Brief!"

„Nein, Ewald. Das kann ich doch nicht."

„Du kannst es ruhig. Hier, zünde das Licht an und lies und laß mich indessen träumen!" Er warf sich auf ein Sofa.

Zögernd ging ich an den Schreibtisch, zögernd nahm ich die Blätter. Seite um Seite beschrieben und so manches Wort vom strömenden Herzensnaß verwischt. Ich zündete das Licht an und begann schweren Herzens, zu lesen.

„Im ersten Morgengrauen (noch rangen Tag und Nacht um die Erdenherrschaft) erwachte ich heute. Eine schreckvolle Unrast schlug in meiner Brust und trieb mich unwiderstehlich vom Lager. Ich erhob mich, kleidete mich an und eilte ins Freie. Planlos irrte ich zuerst durch die Straßen der Stadt; keines Gedankens mächtig, keines Gefühles fähig. Plötzlich sah ich vor mir einen alten Mann, der müde sich dahinschleppte. Hinter sich her zog er einen Sack und häufig bückte er sich; er schien Etwas aufzuheben, das er in den Sack warf. Ich folgte dem Manne und wunderte mich, daß ich, so oft er sich auch bücken mochte, nie wahrnehmen konnte, was er aufhob und in den Sack warf. Etwas mußte es sein; denn von Mal zu Mal schien der Sack voller und schwerer zu werden. Nachdem sich der Mann, der grau gekleidet war und einen langen grauen Bart trug, wohl zwanzigmal und mehr gebückt hatte, schien mir der Sack bis zum Rande gefüllt. Von Neugier getrieben, näherte ich mich dem Alten und sprach ihn an. ‚Was sammelt Ihr da, Alter?' Er sah mich aus grauen, scharfen Augen prüfend an. Mir war, als blicke er mir bis ins Herz hinein. Dann schüttelte er das Haupt. ‚Eures habe ich wohl auch schon eines Tages hier aufgelesen, will mir scheinen', sprach er.

Ich verstand nicht. ‚Was meint Ihr?‘ fragte ich.

‚Zwölfmal im Jahre gehe ich nachts durch diese ganze Stadt und lese sie auf. Heute mag ein Halbtausend da drinnen sein.‘ Er wies auf den Sack.

Seine Worte wurden mir immer räthselhafter. ‚Ein Halbtausend? Was meint Ihr?‘

Er kicherte. ‚Kommt mit mir, junger Herr! Ich wills Euch zeigen. Wird Euch heilsam und lehrreich sein. Kommt! Mein Rundgang ist beendet; ich gehe heimwärts. Da, nehmt meinen Arm, damit Ihr mir folgen könnt!‘

Er faßte mich am Arm, den ich ihm willig überließ. Und da schwanden mir die Sinne. Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich in einem hohen, weiten Raum. Ich konnte nichts genau unterscheiden; doch schien mir der Raum eine unterirdische Tropfsteinhöhle. In einer Ecke gewahrte ich Etwas, das mich an eine Schmiedeesse gemahnte. Ein schlummerndes Feuer schien mir dort zu glimmen. In der Mitte des Raumes sah ich nun den Alten. Er stand vor einem gewaltigen Tisch aus dunklem Erz. Und von hoher Wölbung herab hing mitten auf den Tisch hernieder eine mächtige Wage. Sie schien mir aus edlem Metall, aus lauterem Gold. In der einen Schale stand ein Gewicht von wundersamer Form.

‚Wo bin ich?‘ fragte ich endlich.

‚Wir sind im Herzen der Erde, junger Herr.‘

‚Und was treibt Ihr hier?‘

‚Was meines Amtes ist. Kommt her! Seht zu!‘

Ich schritt zu ihm hin. Er hob den Sack, der neben ihm stand, empor und murmelte dabei: ‚Nicht viel drin. Lauter schlechte Waare, leichte Waare!‘ Und nun schüttete er den Inhalt des Sackes auf dem Tisch aus.

Ich schrie auf. ‚Das sind ja Menschenherzen‘, rief ich entsetzt.

‚Ganz richtig, junger Herr. Es sind Menschenherzen. Herzen, die auf den Straßen der Stadt verloren werden oder in Gärten und Höfen. Allmonatlich einmal komme ich nachts und sammle die verlorenen Herzen.‘ Er nickte mir, während er sprach, freundlich lächelnd zu und stellte den Sack wieder auf die Erde.

‚Was thut Ihr mit diesen Herzen? Was ist Euer Amt?‘ forschte ich.

‚Blickt nur her! Ich wäge sie.‘

‚Nach welchem Wiegemaß?‘

Er deutete auf das Gewicht. ‚Nach dem Gewicht eines Durchschnittsherzens.‘

‚Und dann?‘

‚Dann? Ihr werdet ja sehen.‘

Erschüttert vernahm ich seine Worte; angstvoll beklommen sah ich ihm zu. Herz um Herz nahm er in die Hand, Herz um Herz legte er auf die leere Wagschale. Und fast nie stieg die Schale mit dem Durchschnittsherzen. Fast immer war das gewogene Herz leichter als das Gewicht. Jedes dieser leichten Herzen nahm der graue Wäger und warf es mit seltsamem Geschick in weitem Bogen dorthin, wo ich das Schmiedefeuer zu sehen geglaubt. Und jedesmal vernahm ich dort ein Knistern, sah eine trübe Flamme emporzucken und schwälend ersterben.

‚Was thut Ihr?‘ fragte ich bang.

‚Sie müssen verdorren, versengen, Asche werden, diese leichten Herzen; sonst ist des Unheils kein Ende.‘

‚Wie?‘

‚Tretet näher! Seht Euch dieses Herz an! Seht, was es so leicht macht! Der Stich eines Wurmes. Es giebt viele Würmer, die so in die Herzen stechen. Aber jeder Wurmstich macht sie leicht. Würfe ich diese leichten Dinger nicht ins Feuer, so gäbe es ihrer bald noch tausendmal mehr. Eine ansteckende Seuche ist der Wurmstich. Es giebt ohnehin der wurmstichigen schon mehr als genug.‘

Und der Alte wog und wog. Bei jedem Herzen, das er in die Schale legte, wünschte ich inbrünstig, es möge sich schwer erweisen, weltenschwer. Aber als der Alte das Halbtausend gewogen hatte, lagen nur neun Herzen auf dem Erztisch; alle anderen waren ins Feuer geworfen.

‚Was nun mit diesen Herzen?‘ forschte ich.

‚Seht sie Euch an! Seht: vier Männerherzen und fünf Frauenherzen. Hier, dies Herz ist das eines Bettlers, dies ein Dichterherz, dies hat ein Arzt verloren und dies ein junger Priester. Und seht die Frauenherzen! Das Herz einer schönen, jungen Prinzessin, das eines kleinen, schlichten Bürgermädchens, dies das Herz einer Dirne und dies das Herz einer Greisin. Da giebt es viel Unglück und Verderben, viel Leid und Kummer und wenig Glück. Vier dieser Herzen gehören zusammen, die anderen fünf sind einzeln. Die Dirne und der Arzt werden ein Paar sein und ihr Glück finden. Der Priester und die Prinzessin werden namenloses Leid tragen und ins Verderben stürzen.‘

‚Was thut Ihr nun mit diesen Herzen?‘

‚Ich vergrabe sie im Herzen der Erde. Denn was die Erde empfängt, geht nicht verloren. Nichts von diesen Herzen soll und wird verloren gehen. Kommt! Ihr könnt mir zusehen.‘

Etwas wie eine bange Ahnung trieb mir noch eine Frage auf die Lippen. ‚Habt Ihr aber gut nachgesehen, ob der Sack leer ist?‘

‚Ihr könnt ja selbst nachsehen!‘

Ich hob den Sack. Er war federleicht. Trotzdem griff ich hinein. Und da faßte meine Hand noch ein Herz, ein leichtes, leichtes Herz. Ich zog es hervor und legte es auf den Tisch. Und da ich es ansah, schrie ich gellend auf: ‚Ich kenne dieses Herz!‘

‚Mag sein,‘ sagte der Alte gleichmüthig. ‚Viel Gutes kennt Ihr da wohl nicht. Denn es ist leichter als irgendeins. Doch wir wollen auch dieses wägen.‘

Ich zitterte an allen Gliedern. ‚Das Herz ist mein,‘ schrie ich.

‚Euer Herz? Nein! Das ist ein Frauenherz. Aeußerlich ein schönes Herz. Wohl eine sündig schöne Frau, die es verlor.‘ Er legte es auf die Schale.

Ich stürzte auf ihn zu. ‚Nicht wägen!‘ schrie ich bang und flehentlich. ‚Ich will nicht wissen, will nicht sehen.‘

Aber es war zu spät. Da knisterte es, da zischte eine trübe, trübe Flamme; und verdorrt war das leichte Herz meiner Liebsten.“

Ich hatte gelesen und blickte nun Ewald an. Jetzt rannen auch mir die Thränen herab.

„Diesen Brief sende ihr nicht, Ewald; sie verdient ihn nicht.“

Er lächelte wehmüthig. „Sie verdient ihn, just sie und nur sie. Denn sie hat ihn mir geschenkt.“

Wien. Friedrich Werner van Oesteren.

Die Schlacht bei Auerstedt.

Vierzehnter Oktober 1806.

„Journal historique de la campagne de Prusse en 1806, faite par le troisième Corps de la Grande Armée.“ Dieser amtliche Bericht auf Grund der Tagesbefehle und Rapporte der einzelnen Truppentheile wurde redigirt durch den Genieoberst Thadée-Louis Le Grand, dessen Name durch die Ueberrumpelung von Bergen-op-Zoom im Jahr 1814 berühmt wurde. Marschall Davout erklärte die Darstellung für „exakt“ und unterzeichnete sie laut einem Begleitschreiben an den französischen Kriegsminister Grafen d'Hunebourg zu Erfurt am neunzehnten Januar 1809. Das bisher jungfräuliche Dokument erscheint als die bedeutendste Quellenschrift über die Schlacht von Auerstedt; sie war weder dem Geschichtschreiber des Ersten Kaiserreiches, Adolf Thiers, noch sonst einem französischen Historiker oder Militärschriftsteller bekannt; denn sie ruhte (von der Eifersucht des Ersten und des Dritten Napoleon wohl behütet und später vergessen) bis zum Sommer 1895 tief begraben im Archiv des Kriegsministeriums zu Paris.

Vor den Enthüllungen dieses historischen Tagebuches über den Feldzug gegen Preußen im Jahr 1806 erblaßt der Feldherrnruhm Napoleons des Ersten am Tage von Jena. Vor die Einzelgefechte an der Saale, wo Napoleon mit weit überlegenen Streitkräften die schlecht postirten Truppen Hohenlohes und Rüchels überraschte und mühelos niedermachte, drängt sich die in großem Stil geleitete Schlacht von Auerstedt: 25 500 Franzosen gegen 70 000 Preußen. Die Legende von den minderwerthigen Unterfeldherren des Korsen, die der Gefangene von Sankt Helena mit so viel Scharfsinn anlegte und ausspann, wird durch dieses Tagebuch abgethan. Der Marschall Davout erweist sich am Tage von Auerstedt als Taktiker ersten Ranges. Die ersten (und einzigen) Auszüge aus dem „Tagebuch“ veröffentlichte das erste Juliheft der Revue de Paris 1895. Für Deutschland zieht erst die „Zukunft“ dieses Aktenstück ans Tageslicht und stellt es zur öffentlichen Erörterung.

— —

Vierzehnter Oktober. — Das Dritte Armeecorps, beschränkt auf seine eigenen Streitkräfte und bestehend aus drei Divisionen Infanterie und drei Regimentern Jäger zu Pferde mit zusammen 26 000 Mann Kombattanten, hatte gegen ein Heer zu kämpfen, das unter dem Befehl des Königs von Preußen und des Herzogs von Braunschweig sich aus 54 000 Mann trefflich einexerzirter Infanterie und mehr als 12 000 Mann Kavallerie zusammensetzte; diese Kavallerie genoß einen hohen Ruf im militärischen Europa.

Das Gelände jenseits von der Saale steigt zu hübschen Hochebenen empor, die hier und da von einigen Bächen, kleinen Schluchten und Hohlwegen durchschnitten werden und worauf eine große Anzahl von Dörfern ausgestreut ist. Gegen Norden sind diese Ebenen von mäßigen Berghöhen mit Gehölz begrenzt. Die Saale ist nicht leicht zu durchwaten. Die große Straße von Naumburg nach Weimar und Erfurt geht über Kösen, wo eine steinerne Brücke über die Saale führt.

Nachdem der Fluß überschritten ist, muß man sofort einen steilen und langen Abhang emporsteigen, um auf die Ebene von Hassenhausen zu gelangen. Dieses Defilé war von dem Dritten Corps zu überwinden; denn es gab keinen anderen Weg nach Erfurt als den über Auerstedt und Apolda; so hatte es auch der Kaiser

angeordnet. Es war darum wichtig, möglichst rasch das obere Ende dieses jähen Aufstieges zu erreichen, um sich entwickeln zu können.

Nach den in der Nacht ausgegebenen Befehlen des Marschalls wurde in Rücksicht auf die weite Entfernung der Ersten Division das Dritte Corps (genau wie das preußische Heer) vom linken Flügel aus in Bewegung gesetzt. Der General Gudin überschritt mit seiner Dritten Division die Saale auf der kösener Brücke um halb sieben Uhr früh, während das Infanterie-Regiment Nr. 25 des Oberst Cassagne, dem eine Schwadron des Ersten Regimentes der Reitenden Jäger voranritt, den steilen Aufstieg überwunden hatte und sich auf der Hochebene ausbreitete.

Eine halbe Stunde vor Tagesanbruch hatte sich ein so dichter Nebel erhoben, daß man auf Pistolenschußweite die Gegenstände nicht zu unterscheiden vermochte. Die Zweite und Erste Division waren gleichmäßig schon um vier Uhr früh in Marsch gesetzt worden, damit sie rechtzeitig zur selben Brücke gelangten. Der Herr Marschall gab seinem ersten Adjutanten, dem Oberst Burcke, den Befehl, mit einer Abtheilung des Ersten Jägerregimentes zu Pferde unter dem Kommando des Rittmeisters Hulot vorzugehen und durch ein Scharmützel sich sichere Anhaltspunkte über die Stellung des Feindes zu verschaffen. Oberst Burcke sah sich, nachdem er zuvor weder auf Vorposten noch auf Feldwachen gestoßen war, plötzlich der feindlichen Vorhut unter dem Befehl des Generals Blücher gegenüber. Hier befand sich der König in Person. Bei Hassenhausen kam diese Vorhut zum Stehen, als sie die französische Abtheilung aus dem Nebel auftauchen sah. Oberst Burcke, der mit Pistolenschüssen die preußischen Schwadronen angreifen ließ, hielt mit Kraft den Anprall der zwei Schwadronen vom Regiment Königin aus und machte sogar einige Gefangene, darunter einen Major. Nach Erfüllung seiner Sendung vor den weit überlegenen Streitkräften zurückgehend, brachte er seine Abtheilung unter dem Schutze des Infanterieregimentes Nr. 25 in Sicherheit; das Regiment marschirte in Kolonne rechts von der Chaussee, während die Fünfundachtziger eben so links vorgingen. Der General Gauthier, der diese Brigade kommandirte, erhielt die Weisung, den Angriff der zwei Escadrons abzuweisen, und ließ das Regiment Nr. 25 Carrés bilden.

Alsbald rückte der General Blücher mit dem Rest der Vorhut, bestehend aus 600 Reitern, einer leichten Batterie und einem Grenadierbataillon, auf der Straße von Hassenhausen vor; er wurde augenblicklich von der Artillerie des Generals Gauthier, die auf der Chaussee aufgestellt war, mit Heftigkeit beschossen, seine Escadrons und das Grenadierbataillon zerstreut, die Mehrzahl seiner Artilleristen getötet und die Fahrer in die Flucht gejagt. Sofort stürzten sich zwei Compagnien der Grenadiere und eine der Füsiliere unter der Führung von Gauthiers Adjutanten, dem Hauptmann Lagoublais, unterstützt von der Abtheilung der Reitenden Jäger unter Hulot, auf die preußische Batterie und nahmen sechs Geschütze. Nach diesem ersten Erfolg ging Nr. 25 in Kolonne vorwärts auf dem Weg nach Hassenhausen. Der Feind wollte aus der Isolirung dieses Regimentes Nutzen ziehen und es hatte darum einen neuen Angriff der Kavallerie auszuhalten. Das Feuer einer feindlichen Batterie wirkte belästigend; der Bataillonkommandant Saint-Faust stürmte darum mit vier Compagnien gegen die Geschütze vor und nahm sie.

Inzwischen war die gesammte Dritte preußische Division (die von Schmettau) mit einer unübersehbaren Reitermasse hinter Hassenhausen in Schlachtlinie angerückt; der Feind vereinigte seine Streitkräfte im Angriff auf das Regiment 25, das vor

dem Eingang und ein Wenig zur Rechten dieses Dorfes stand. Als der Herr Marschall seine rechte Flanke von der preußischen Kavallerie überflügelt sah, fürchtete er, umgangen und eingeschlossen zu werden, und befahl, um die Vereinigung seiner Streitkräfte zu ermöglichen, dem General Petit, Nr. 25 mit dem Linieninfanterieregiment Nr. 21 unter dem Befehl des Obersten Decous zu Hilfe zu kommen und diesem das zwölfte Linieninfanterieregiment des Obersten Vergès in Staffelstellung folgen zu lassen. Zur selben Zeit ließ der Herr Marschall zehn Geschütze vorrücken.

Dieser Aufmarsch erfolgte unter dem lebhaftesten Feuer, während der General Blücher sich an der Spitze von fünfundzwanzig Escadrons zwischen Spielberg und Punscherau in Marsch setzte. Als der Nebel zerstob, sah er, daß er der Nachhut der französischen Infanterie auf den Fersen war; er zauderte keinen Augenblick, mit allen seinen Kräften anzugreifen; aber die auf Befehl des Herrn Marschalls eiligst in Carrés formirten Bataillone empfingen aus nächster Nähe mit Ruhe die zahlreichen Reiterschaaren, während der Herr Marschall und die Generale Gudin, Gauthier und Petit sich von einem Carré zum anderen begaben. Auch nicht ein einziges Carré wurde gesprengt, obwohl der General Blücher unaufhörlich zum Angriff zurückkam. Endlich, nach enormen Verlusten (Blücher selbst wurde das Pferd unterm Leibe getötet und er hatte kaum Zeit, das seines Trompeters zu besteigen), wurde er in die allgemeine und regellose Flucht seiner Kavallerie mit hineingerissen, die bis Eckartsberga zurückging.

Während die drei Regimenter der Division Gudin anderthalb Stunden lang mit so viel Unerschrockenheit und Erfolg den Streitkräften der preußischen Kavallerie und der Division Schmettau widerstanden, sah das Regiment Nr. 85 unter dem Befehl des Obersten Viala, das links vom Dorfe Hassenhausen, unterstützt von zwei Geschützen von 8°, hielt, wie direkt vor ihm ein Theil der Division Orange sich entwickelte, während gleichzeitig die Zweite Division (die von Wartensleben) gegen seinen linken Flügel marschirte.

Der General Friant kam an der Spitze der Zweiten Division gegen halb neun Uhr auf der Hochebene an, indem er in Bataillonfront vordrang, das Infanterieregiment 111 als Vorhut. Der Herr Marschall sandte den Genieobersten Tousard ab, um es rechts von der Division Gudin aufzustellen. Dieses Regiment kam direkt einer feindlichen Batterie von sechs Geschützen gegenüber zu stehen, welche die Bewegungen der Zweiten französischen Division stark belästigten. Der Herr Marschall gab darum dem Infanterieregiment 108 den Befehl, sie zu nehmen. Das war für das Zweite Bataillon unter der Führung des Obersten Higonet das Werk eines Augenblickes, während gleichzeitig das Erste Bataillon den Feind aus dem Dorfe Spielberg verjagte, wo soeben von Poppel her die Brigade des Prinzen Heinrich von Preußen von der Division Orange (Erste preußische) ankam. Die andere Brigade der selben Division Orange war links von der Dritten preußischen Division (Schmettau) aufmarschirt. Prinz Heinrich drohte, den rechten Flügel der französischen Armee zu umgehen: der Herr Marschall empfahl darum dem General Friant, sich ja nicht überflügeln zu lassen. Der General brachte deshalb unter dem Befehl des Generals Kister die Regimenter 33 und 48 rechts von Spielberg zur Aufstellung und sandte vier Compagnien unter Führung des Geniehauptmanns Menissier ab, um das Gehölz rechts (von Spielberg) absuchen und den Feind daraus verjagen zu lassen, was mit bestem Erfolge geschah. Die gesammte Kavallerie des Dritten

Corps wurde auf dem äußersten rechten Flügel postirt und griff rechtzeitig die preußischen Bataillone an, die durch unsere Infanterie erschüttert waren. Die Kavallerie ersetzte ihre schwache Zahl durch Muth und gute Haltung.

Während die Ankunft der Division Friant der französischen Armee auf dem rechten Flügel für kurze Zeit eine kleine Ueberlegenheit schuf, widerstand mit hartnäckigem Muth die Division Gudin fortdauernd dem an Zahl unermeßlich überlegenen Feinde. Das Regiment 85 mit zwei Geschützen stand allein zur Linken auf der Höhe von Hassenhausen. Es kämpfte seit langer Zeit gegen weit überlegene Kräfte und mußte bald erdrückt werden. Der Herr Marschall schickte ihm darum Nr. 12 zu Hilfe und ließ das Dorf Hassenhausen durch Nr. 21 vertheidigen, beide von der Brigade Petit, der selben, die vor Ankunft der Division Friant mit so viel Erfolg gegen die preußische Kavallerie und gegen die Division Schmettau gekämpft hatte. Kaum hatte jedoch Nr. 12 hinter Hassenhausen die große Landstraße nach Erfurt überschritten, als es von so überlegenen Streitkräften angegriffen wurde, daß die Division Gudin, in der linken Flanke gefaßt, unterlegen wäre, wenn nicht die Erste Division des Generals Morand im Laufschritt herbeigeeilt wäre. Der Herr Marschall hatte ihm den Befehl geschickt, augenblicklich sich an den linken Flügel der Division Gudin anzulehnen. Nr. 13, leichte Infanterie, marschirte mit zwei Kanonen an der Spitze. Der General d'Honnières, der dieses Regiment führte, ließ ein Bataillon in Kolonne formirt, das andere ausgeschwärmt gegen den Kirchthurm von Hassenhausen vorrücken, das von der Dritten Division geräumt wurde, indem sie sich nach links wandte. Der Feind hatte eine von großer Truppenzahl gedeckte Batterie vor diesem Dorf aufgefahren. Er wurde von Nr. 13 zurückgetrieben und über das Dorf hinaus verfolgt; aber dieses Regiment entfernte sich in der Hitze allzu weit vom Rest seiner Division und stürzte dabei mitten in solche Uebermacht, daß es zum Rückzug gezwungen wurde und auf der Höhe der Dritten Division links hinter dem Dorf Stellung nehmen mußte. Das spielte sich morgens gegen halb elf Uhr ab.

Gleichzeitig marschirten die übrigen Bataillone der Ersten Division in Kolonne auf große Distanz und in bester Ordnung zur Front inmitten der preußischen Escadrons, die von Neuem die Hochebene überflutheten. Die Regimenter Nr. 51 und 61 unter der Leitung des Generals Debilly bogen links ab. Der General Brouard folgte mit Nr. 30 dem Manöver des Generals Debilly so, daß er die Spitzen seiner Kolonnenzüge in die Zwischenräume der ersten Linie hineinschob. Das Erste Bataillon von Nr. 17 unter dem Befehl des Oberst Lanusse stützte seine linke Flanke an die Saale, indem es den Abhang am rechten Ufer dieses Flusses entlang zog. Der Marschall hatte die Artillerie im Mittelpunkt dieser Division postirt.

Die Erste Division hatte kaum die große Heerstraße überschritten, um die Hochebene links von Hassenhausen im Angesicht der Zweiten preußischen Division (Wartensleben) zu gewinnen, als sie von der Kavallerie dieser Division angegriffen wurde, die von einem starken Kavalleriecorps des Prinzen Wilhelm von Preußen verstärkt worden war. Dieser Prinz griff wiederholt mit Bravour die Division des Generals Morand an, aber alle Truppentheile empfingen ihn in Carréform regelmäßig mit kaltem Blut unter den Rufen: „Vive l'empereur!“ Erst nach schwerer Verwundung zog der Prinz seine Kavallerie hinter die Infanterie zurück. Auch der Herzog von Braunschweig war schon lange vorher hinter dem Dorf Hassenhausen tötlich ver-

wundet worden; eben so der General Schmettau. Dennoch dauerte das Feuer auf der ganzen Linie mit der allergrößten Heftigkeit fort.

Die Division des Generals Gudin, obwohl durch den so lange und allein ausgehaltenen Kampf äußerst geschwächt, vertheidigte sich noch vortheilhaft auf der Höhe von Hassenhausen, bis der General Friant mit dem Gros seiner Division den Feind umging, indem er zwischen Spielberg und Zeckwar vorstieß und schon den linken Flügel der Preußen durch seine gut postirte Artillerie belästigte. Der rechte Flügel der Division Morand gewann Terrain: Nr. 61 unter den Befehlen des Generals Debilly und des Oberst Nicolas griff den Eingang der Schlucht an, die nach Rehehausen führte. Sie war durch eine zahlreiche Infanterie mit vielen Kanonen vertheidigt. Der Angriff war fürchterlich, beide Theile auf Pistolenschußweite an einander. Das Kartätschenfeuer riß in die Reihen Löcher, die sich sofort wieder schlossen; jedes Manöver der Einundsechziger zeichnete sich auf dem Boden ab, der mit den braven Gefallenen bedeckt wurde. Endlich wurde der Feind überwältigt, der, in Unordnung fliehend, seine Geschütze zurückließ.

Jetzt mußte das Infanterieregiment Nr. 51 unter dem Befehl des Oberst Baille, obwohl von der preußischen Artillerie hart mitgenommen, einen neuen Stoß der preußischen Kavallerie, verstärkt durch Infanterie, aushalten. Das Zweite Bataillon mit dem General Brouard und dem Oberst Valterre an der Spitze stürzte sich auf eine Batterie und wies eine starke Kolonne zurück, die aus einem Hohlweg hervorbrach, der rechts von Hassenhausen nach Rehehausen führt. Während so alle feindlichen Streitkräfte den Vormarsch der Franzosen auf Rehehausen nicht aufzuhalten vermochten, kamen die Jäger von Weimar, das Bataillon von Oswald, die Regimenter der preußischen Garde und ein Theil der Reserve von Sonnendorf her auf jene Höhen am linken Ilmufer herauf. Der König von Preußen wollte mit einer letzten Anstrengung den linken Flügel unserer Ersten Division zurückwerfen; er hoffte, dadurch unsere Infanterie in der Flanke und im Rücken zu fassen, die gegen Rehehausen marschirte. Der Schutz dieser Höhen war Nr. 30 und dem Ersten Bataillon von Nr. 17 anvertraut. Der Herr Marschall sah die gefährliche Bewegung des Feindes und setzte unverzüglich den General Morand davon in Kenntniß. Dieser ließ seine Division-Artillerie vorfahren. Nichts konnte den vereinten Angriffen von Nr. 30, dem Ersten Bataillon von Nr. 17 und dem Artilleriefeuer widerstehen. Die Regimenter der preußischen Garden wurden niedergestreckt; eben so wie ein großer Theil der Ersten preußischen Reservedivision. General Morand säuberte die Höhen oberhalb der Ilm und bezog schließlich am letzten Höhenrand, gegenüber dem Thälchen mit der Mühle an der Emse, eine überaus starke Stellung auf einem Ausläufer des Höhenzuges, von wo aus er die ganze Umgebung beherrschte. Hier ließ er unverzüglich seine Artillerie Stellung nehmen und mit ihrem Feuer die preußische Armee in der Flanke fassen. Gleichzeitig hatte der General Friant mit der Zweiten Division auf der Höhe rechts von Poppel den linken Flügel des Feindes umgangen.

Lange Zeit hatte der General Friant um Spielberg gekämpft; nachdem er den Ort besetzt hatte, befahl er dem General Lochet, mit Nr. 108 auf Poppel zu marschiren. Dieses Regiment, unter dem Kommando des Oberst Higonet, nahm auf dem Vormarsch dem Feind eine Fahne, mehrere Kanonen und eine große Anzahl Gefangener, während die erste Sappeurcompagnie unter dem Befehl des Haupt-

manns Pradeau gleichzeitig im Laufschritt auf der Heerstraße herbeieilte und damit den Feind in jenem Dorfe umzingelte, sich den Weg mit der Bayonnette mitten durch die feindliche Masse bahnte, durch diesen kühnen Angriff die zu Hilfe eilenden Preußen zurückhielt und dadurch mehr als tausend Feinde zwang, die Waffen zu strecken. Die feste Haltung von Nr. 48, das auf unserem rechten Flügel stand, raubte dem Feind alle Hoffnung, uns auf dieser Seite umgehen zu können. Sein Oberst Barbanègre gewann langsam Terrain, eroberte zwei Kanonen und machte viele Gefangene, darunter zwei Stabsoffiziere.

Die Erfolge auf beiden Flügeln bewogen den Herrn Marschall, das Centrum vorrücken zu lassen. Die Division Gudin nahm das Dorf Taugwitz und drang vor, bis sie endlich auf der Höhe der Ersten und Zweiten Division stand.

Mittags halb um ein Uhr begann die preußische Armee auf der ganzen Linie zu weichen. Schlag ein Uhr räumte sie die Höhen von Hassenhausen; der Rückzug war so vollständig, daß der General Kalckreuth nicht einmal sich seiner Reserven zu bedienen vermochte. Diese starke Reserve (bestehend aus den Divisionen Arnim und Kuhenheim) hielt seit Beginn der Schlacht zwischen Auerstedt und Gernstedt auf der Höhe von Sulza. Von dort waren die Regimenter der Garde und ein Theil der Reserve, insbesondere die Kavallerie, abgesandt worden zur Unterstützung des Centrums und des rechten Flügels der preußischen Armee, hauptsächlich aber, um die Erste Division Morand in der linken Flanke zu umgehen, während sie längs des linken Saaleufers emporstieg. Der Rest dieser Reserve hatte noch nicht am Kampf Theil genommen und wurde verstärkt durch ein Bataillon der Grenadiere Knebels von der Division Orange, das an jenem Tage die Trainwache hatte. Dieses Bataillon stieß zum Regiment des Prinzen August und zu dem Rheinbabens: der König bildete aus diesen Streitkräften eine Grenadierbrigade unter dem Kommando des Prinzen August.

Der General Kalckreuth zog sich nun auf die Höhen hinter Taugwitz und Rehehausen zurück; er hatte vor seiner Front jetzt den Bach, der von Poppel nach Rehehausen fließt. Die neu gebildete Brigade des Prinzen August bildete seinen linken Flügel. Alles, was an Kavallerie der unermüdliche General Blücher zusammenzubringen vermocht hatte, stand auf seinem rechten Flügel. So präsentirte der General Kalckreuth immer noch eine höchst imponirende Front, während drei geschlagene preußische Divisionen das Schlachtfeld in Unordnung verließen und auf der Höhe von Hassenhausen den größten Theil ihrer Artillerie preisgaben.

Der General Kalckreuth, durch das Thälchen und den Bach von der siegreichen Armee getrennt, hielt eine Weile an dieser Stellung fest; als er sich jedoch rechts durch den General Morand umgangen sah, der mit seiner Artillerie von der überlegenen Höhe der Emser Mühle aus die ganze Ebene bestrich, und gleichzeitig auf dem linken Flügel durch die Artillerie des Generals Friant von dem Hügel oberhalb Poppel scharf und mit Erfolg beschossen wurde, zog er sich langsam hinter Gernstedt in seine ursprüngliche Position zurück.

Der Herr Marschall hatte sich von der Ersten Division mit seinem Generalstabschef Daultanne zur Dritten Division begeben und entsandte diese auf den links gelegenen Theil der Hochebene vor Eckartsberga, wo sie sich zur Schlacht formirte; dort gab er dem General Petit den Befehl, die Hochebene mit vierhundert erlesenene Mann von Nr. 21 und 12 zu stürmen. Unter heftigem Artillerie- und Gewehrfeuer

nahm diese Truppe (mit größter Schnelligkeit) die Höhe mit den Bayonnettes, während der Brigadegeneral Grandeau die rechte Seite dieses Berges mit Nr. 111 erstürmte, hinter ihm General Friant mit seiner Division. Der Feind vermochte diesem eben so kühn wie überraschend durchgeführten Angriff, der äußerst geschickt geleitet war, nicht zu widerstehen und gab die außerordentlich schöne Stellung, seine letzte, in so kopfloser Flucht auf, daß er zwanzig Kanonen im Besitz des Generals Petit ließ. Er wurde verfolgt bis jenseits des Gehölzes und Schlosses von Eckartsberga, wo endlich um halb fünf Uhr nachmittags die Heldenthaten dieses denkwürdigen Tages ihr Ende nahmen.

Der König von Preußen, der sich stets im dichtesten Getümmel befand und dem ein Pferd unterm Leibe getötet wurde, hoffte noch, seine Vereinigung mit der Armee des Prinzen Hohenlohe und dem Armeecorps Rüchel erreichen zu können. Er wußte um Abend noch nicht, daß genau am selben Tage Beide vollständig durch den Kaiser bei Jena vernichtet worden waren. So gab er Weimar als den allgemeinen Sammelpunkt an.

General Kalckreuth bemühte sich noch einmal, seine Truppen zu sammeln, folgte mit dem Gros seiner Reserve aber bald der preußischen Armee in der Richtung nach Weimar. Der Herr Marschall konnte, mit seinen drei Divisionen und drei schwachen Kavallerieregimentern, in denen jeder Mann mitgekämpft hatte, die noch immer um das Dreifache an Zahl stärkere Armee des Gegners leider nicht mit dem wünschenswerthen Nachdruck verfolgen. Doch blieb auf seinen Befehl General Vialannes dem Feind auf der Ferse und vermochte ihn bis zu dem vom Kaiser bezeichneten Punkt, links von Apolda und der Saale, zu treiben; nachdem er bei diesem Manöver noch Gefangene gemacht und Kanonen erbeutet hatte, bivouakirte er bei Buttstedt, vier Stunden vom Schlachtfeld entfernt, mit seinen drei Reiterregimentern in buntem Durcheinander mit den Trümmern des Preußenheeres. Das Zweite Bataillon von Nr. 17, das von der kösener Brücke herbeigerufen und mit den Vorposten vorgeschickt wurde, sammelte noch viele Geschütze und Gefangene.

Dieser Tag kam den Preußen theuer zu stehen. Außer dem Herzog von Braunschweig und dem General Schmettau, die schon am frühen Morgen tötlich verwundet worden waren, sind mehrere Generale gefallen. Der achtzigjährige Feldmarschall Moellendorff wollte trotz seiner Verwundung das Schlachtfeld nicht verlassen. Des Königs Brüder und die Mehrzahl der übrigen Generale wurden verwundet. Einem zuverlässigen Werk entnehmen wir die folgenden Ziffern getöteter und verwundeter Offiziere: Division Orange 107 Offiziere, Division Wartensleben 98 Offiziere, Division Schmettau 80 Offiziere, die beiden Reservedivisionen 30 Offiziere. Insgesammt 324 Offiziere. Rechnet man dazu die Verluste der Kavallerie, so kommt man auf 486 tote und verwundete Offiziere; 10 000 Mann wurden außer Gefecht gesetzt und dazu 3000 gefangen. Der Feind verlor außerdem viele Fahnen und 115 Kanonen. Die gesammte Artillerie des Dritten französischen Corps, die Reserve inbegriffen, bestand aus nur 44 Geschützen von verschiedenem Kaliber. Der König von Preußen wußte nicht, wohin sich wenden, um nicht in die Hände des Kaisers zu fallen.

Die Verluste des Dritten Corps waren groß. Beinahe sämmtliche Truppenführer, Brigadegenerale, Obersten und Bataillonkommandanten waren gefallen oder schwer verwundet, den meisten Generalen und Generalstabsoffizieren die Pferde

unterm Leibe getötet. Insgesammt verloren wir 252 Offiziere, 6581 Unteroffiziere und Soldaten. Rechnet man dazu die Verluste der Kavallerie, Artillerie, Genietruppen, des Generalstabes und der Feldgendarmen, so kommt man zu dem Ergebniß, daß ein volles Drittel außer Gefecht gesetzt worden ist.

— —

Das ist (mit unwesentlichen Kürzungen) der amtliche Bericht des Genieobersten Thadeé-Louis Le Grand; er befleißigt sich achtbarer Objektivität und anerkennenswerther Klarheit. Die Streitkräfte beider Armeen weisen bedeutende Unterschiede auf. Das Hauptheer Preußens bestand aus 5 starken Divisionen, 12 000 Mann trefflich berittener Kavallerie und 160 Kanonen, dazu die Pioniere und die Stäbe, insgesammt über 70 000 Mann. Das Dritte französische Corps bestand aus 3 schwachen Infanteridivisionen, knapp 1800 Mann Kavallerie und 44 Geschützen von dreierlei Kaliber, insgesammt 26 000 Mann.

General von der Goltz begründet den Verlust der Schlacht von Auerstedt mit der Angabe, „daß die preußischen Truppen in den entscheidendsten Augenblicken der Schlacht mit der Infanterie in der Minderzahl fochten". Diese Angabe liefert ein ganz falsches Bild vom Verlauf der Schlacht. Sie begann um halb sieben Uhr morgens, als die französischen Infanterieregimenter 25 und 48 vor Hassenhausen erschienen; die Dritte Division Gudin, bestehend aus vier Infanterieregimentern und einer schwachen Abtheilung Reiterei, widerstand von sieben Uhr morgens bis Neun allen Streitkräften der Division Schmettau, der Vorhut und der weit überlegenen Kavallerie Blüchers. Nach französischer Darstellung erhielt der Herzog von Braunschweig um acht Uhr oder jedenfalls nicht viel später eine tötliche Wunde, die ihn zur Abgabe des Oberkommandos nöthigte. Damit scheidet der alte Herr also aus der Verantwortung für alle Ereignisse der späteren Stunden. Gegen neun Uhr vormittags jagte dann Blücher mit mehr als 10 000 Säbeln übers Feld. Vom Anbeginn der Schlacht bis zum letzten Schuß war das preußische Heer dem französischen Armeecorps an Geschützen immer und zwar bis zur drei- und vierfachen Anzahl überlegen. Von neun Uhr vormittags an wurde die preußische Uebermacht in allen Waffengattungen geradezu erdrückend: zur Dritten Division Schmettau stießen nämlich die Vorhut und die gesammte Kavallerie Blüchers, dazu die Brigade des Prinzen Heinrich von Preußen, die erste Division Oranje und die Zweite Division Wartensleben. Das sind 36 000 Mann Infanterie, 12 000 Säbel und mehr als 90 Geschütze. Schon gegen halb zehn Uhr vormittags hatte die Dritte französische Division (Gudin) die Hälfte ihrer Streitkräfte eingebüßt, als endlich die drei Jägerregimenter zu Pferd und die Zweite Division Friant zur Verstärkung heranrückten, um im Centrum und auf dem rechten Flügel mit der größten Mühe die Positionen zu halten. Auf dem rechten Flügel erhielt dadurch der Feind für kurze Zeit ein kleines Uebergewicht über Scharnhorsts Grenadiere; dafür aber drohte dem französischen Centrum die völlige Zertrümmerung; in dieser entscheidenden Zeitspanne standen etwa 12 000 Mann Infanterie, knapp 1800 Säbel und 18 Geschütze auf französischer Seite.

Auch die von Clausewitz seinem Meister Scharnhorst nachgesprochene Meinung, daß die starken Reservedivisionen Kalckreuths mit 18 000 Mann bis gegen zwei Uhr nachmittags unthätig bei Gernstedt stehn geblieben seien, ist nicht mehr aufrecht zu halten. Scharnhorst wußte Das nicht aus eigener Wahrnehmung; denn

er war schon nach sieben Uhr früh zum äußersten linken Flügel der preußischen Armee geritten und befand sich bis Eins im dichtesten Kampfgewühl. Scharnhorst hat dort dem Feind großen Abbruch gethan. Erst an dem eisernen Widerstande des Regimentes Barbanègre (48), das weit ausholend auf dem äußersten rechten Flügel der französischen Armee erschien, brach sich der Ansturm von Scharnhorsts Grenadieren, die durch vier Vorstöße dezimirt waren. Weder hier noch im Centrum, das sich nur mühsälig hielt, sondern auf dem rechten Flügel fiel die Entscheidung. Der Preußenkönig war nicht der schwächliche Zauderer, als den ihn Lehmann schildert. Mit Sicherheit darf angenommen werden, daß der König schon bald nach neun Uhr die gesammte Kavallerie und einen Theil der Artillerie beider Reservedivisionen an die Front schickte; dann aber hat er gegen elf Uhr vormittags mit anerkennenswerthem Eifer die Garderegimenter, die Jäger von Weimar und das Bataillon Oswald von der Reserve Kalckreuths abgetrennt und dem General Morand von der Ersten Division in seine linke Flanke geworfen; dieser Plan war vortrefflich. Gelang er, so wurden die in Entwickelung begriffenen Brigaden Morands die steilen Abhänge hinunter in die Saale gejagt, das längst wankende Centrum Gudins wurde im Rücken gefaßt und der Division Friant die Rückzugslinie nach der kösener Brücke abgeschnitten. Doch dieser Plan scheiterte an der Wachsamkeit des Marschalls Davout, an der taktischen Ueberlegenheit Morands und an den blitzschnellen Bewegungen und der ungestümen Tapferkeit seiner Truppen. Aber auch dieser glänzende Erfolg wurde von den Franzosen mit blutigen Opfern erkauft.

Von vormittags halb elf Uhr bis abends halb fünf Uhr endlich stand das gesammte Dritte Armeecorps Frankreichs mit 25 500 Mann (das Zweite Bataillon des Regimentes Nr. 17 war zum Schutz der Brücke von Kösen zurückgeblieben) in ununterbrochenem Kampf wider die preußische Hauptarmee mit 70 000 Mann, die von elf Uhr vormittags bis nach zwei Uhr alle ihre Reserven herangezogen hatte. Der Rest der bis Zwei intakt gebliebenen Reserve Kalckreuths betrug kaum mehr als 8 bis 9000 Mann; sie wurden anfangs von den Trümmern der von allen Seiten zurückfluthenden Truppen mitgerissen, retteten sich aber aus dem Wirbel der Fliehenden heraus auf den Höhenzug hinter Taugwitz und Rehehausen und gingen dann in die ursprüngliche Stellung bei Gernhausen zurück. Marschall Davout, der mit großer Vorsicht die Brigade Grandeau der Division Friant als seine letzte Reserve für alle Fälle zurückgehalten hatte, brach mit ihr Kalckreuths Widerstand.

Bei Auerstedt wurden besiegt: das preußische Reglement, der geisttötende Paradedrill, die schleppende Schwerfälligkeit in allen Bewegungen der Fußtruppen, die grausame Disziplin, die mit Stockprügeln und Spießruthen dem „Gemeinen" zusammen mit der Mannesehre auch jegliches Selbständigkeitgefühl erfolgreich austrieb, und endlich der Dünkel und die Unwissenheit des in Günstlingwirthschaft hochgekommenen Offiziercorps. Die militärischen Tugenden der Franzosen sind leicht erkennbar: die Schärfe und Klarheit im Ueberblick wie die augenblickliche Entschlußkraft in der Führung vom Marschall bis herunter zum Compagnieführer, die rasche Ausnützung aller Vortheile des Terrains für Angriff und Vertheidigung, die Schnelligkeit und Sicherheit der Bewegungen, der gallische Elan und das jugendliche Feuer der Truppe, die Tüchtigkeit der selbständig und kühn handelnden Unterführer.

Mailand. Dr. Franz Lipp.

Zwei Künstlertypen.*)

Wir sitzen vor einer Schaukel. Auf der einen Seite schwingt der neue freie Künstler, der sich in der Lage befindet, seine subjektivsten Träume in Produktion umzusetzen, und durch manche schöne Fälle die Hoffnung in sich nährt, sich mit der Zeit auch durchzusetzen; auf der anderen Seite der brave akademische, in die Disziplin der Kunst eingereihte Arbeiter, der seine Bestellungen ausführt und, selbst wenn er noch keinen direkten Auftrag besitzt, doch durch die ganze Art seiner Kunst den ideellen Besteller, den wartenden Käufer voraussetzen darf. Jener ist ein Revolutionär, Dieser ein Beamter. Wir wissen, daß die lebende Kunst sich nicht blos aus Jenen zusammensetzt, sondern daß die größte Anzahl der unsere Ausstellungen füllenden Maler und Bildhauer aus dieser Gruppe sich rekrutirt, daß sie wirkliche oder heimliche Beamte sind, die nicht schaffen würden, wenn sie nicht die Absicht hätten, zu verkaufen, den Wünschen des Publikums zu dienen, Bestellungen zu effektuiren. Da es ihrer sehr viele sind, haben sie es nicht so einfach. Sie gerathen in einen starken Wettbewerb; und wenn sie dabei kein Glück haben, schlagen sie sich auf die Künstlerbrust. Sie halten sich für die offiziellen Vertreter ihrer Branche und bemitleiden die Anderen wegen ihrer aussichtlosen Einbildung. Sie sind die Fahnenträger der Ueberlieferung, sitzen auf ihren Rechten und kämpfen, wenn es nöthig ist, gegen eine radikale Freiheit. Sie fühlen sich geehrt, wenn sie Minister malen und einen Markgrafen meißeln dürfen. Sie glauben oder machen glauben, daß der Auftrag einer Excellenz besser die Höhe ihrer Kunst beweist als zehn Jahre vergeblichen Wartens. Man kann sie nicht aus der modernen Kunstkultur wegstreichen und ich darf sie an dieser Stelle am Wenigsten ignoriren. Ich darf nicht parteiisch sein; ich habe Ihnen die Lage der Dinge wahrheitgetreu und ohne Haß und Liebe zu schildern und muß mir fortwährend bewußt sein, die Stange der Schaukel so in der Mitte zu halten, daß sie gut balancirt und Sie das Gefühl haben, den Schwerpunkt der modernen Kunststatik zu treffen.

Darum ist es meine Pflicht, Ihnen von beiden Seiten ein Musterexemplar zu entwickeln, die gelungenste Form des Künstlers in jenem und in diesem Sinn vorzuführen und ihren Charakter nicht blos durch die Kunst, sondern auch durch das Leben leuchten zu lassen, das sich seinen Stil prägt wie das Temperament des Schaffens. Es giebt dazwischen viele Stufen, viele Typen, die auf der Schaukel hin- und herrutschen, bald in der Kunst, bald im Leben, bald im Einen durch das Andere Dilettanten sind und dazu dienen, das Chaos der heutigen Zustände noch mehr zu verwirren.

Der freie Künstler ist seinem Wesen nach improvisirend. Ein Reiz trifft ihn aus der Natur, Felder mit Arbeitern, Kinder in Gärten, Brücken über Kähnen, verschneite Flußufer, weiße Häuser unter Kastanien: und er giebt sich rücksichtlos und rückhaltlos diesem Reiz hin, greift zur Farbe und sucht den flüchtigen Eindruck festzuhalten, oder zum Thon, um die huschende Empfindung irgendeiner im

---

*) Ein paar Fragmente aus der dritten von sechs Vorlesungen, deren Stoff Herr Professor Bie zu einem klugen und graziösen Büchlein zusammengefügt hat; es trägt auf dem Titelblatt die Frage: „Was ist moderne Kunst?“ und erscheint (in der von Muther herausgegebenen Sammlung „Die Kunst“) bei Bard, Marquardt & Co.

Lichte auftauchenden Körperlichkeit zu modelliren. Er improvisirt. Je selbständiger seine Anschauung ist, desto eigener werden die Formen seines Ausdruckes sein. Es liegt ihm daran, von dieser Improvisation auszugehen, ihre Flüssigkeit und ihre Frische zu erhalten. Der Stoff in der Natur interessirt ihn von Minute zu Minute weniger, er spielt auf dem Klavier der Wirklichkeit seine eigene Empfindung, sein Vortrag wird ihm zur Ausdrucksform, sein Augenmaß zur Dimension, sein Farbenrausch zur Einheit; und er ist zufrieden, wenn er die Natur zu seiner eigenen Sprache gezwungen und dabei kein anderes Handwerk gebraucht hat als dies: die spezifische Flecken- oder Fadenmanier seines Pinsels oder Stiftes zu einer persönlichen, unmittelbaren, unverwischten Verständigungart auszubilden. Er bestimmt die Form des Bildes von dem Ausschnitt, der ihn reizte, seine Farbe von dem inneren, nicht dem äußeren Konzert und der in sich balancirenden Harmonie seiner Töne, seine Technik von seiner Art, sich auszudrücken. Man nennt Dies gewöhnlich Impressionismus. Aber impressionistisch ist jede Kunst; die Konturzeichnung eines Thieres, die blaue Farbe eines reflektirenden Wassers, die Perspektive eines Raumes ist eine enorme Impression und Abstraktion. Hier handelt es sich nicht um diese konventionelle Impression, sondern um die einzelne, persönliche; und ihr Wesen ist, daß sie sich zu einer Meisterschaft des Improvisirens entwickelt, daß sie aus dem Improvisiren Form, Farbe, Technik ausbildet. Der Künstler lebt in diesem Moment nur in sich, er liebt sich fanatisch, er haßt jeden Anspruch der Außenwelt, der Natürlichkeit, der Konsumenten. Er liebt den kleinsten Strich seines ihm in die Hand gewachsenen Pinsels, die Illusionen seines zwinkernden Auges, die aufklingende Symphonie dekorativ abgezogener, wesentlicher und nun millionenfach nuancirter Farbvaleurs, — alles Dies, was er sieht, er schafft, er umändert, er hellsichtig durchblickt, alles Dies liebt er in dem Augenblick mehr als die geringste Gunst des Lebens. Er kann sich sein Leben nicht zimmern, so lange er sich treu bleibt. Auch seine Lebenskunst ist eine improvisatorische, aber darum doch eine Kunst. Er wartet auf das Glück, und wenn es kommt, genießt er es intensiv, und wenn es nicht kommt, so sehnt er sich und leidet und dichtet intensiv. Er ist der Triumphator des Augenblickes, der für ihn den goldenen Himmel zeigt, da ihn der goldene Boden trivialisiren und entnerven würde. Kennen Sie diesen Künstler der Improvisation, seine Freuden im Rausch des Schaffens und seine Leiden im Fluche der Dispositionlosigkeit? Lesen Sie die Briefe Van Goghs, in denen der Lebenssaft der Kunst zerkocht wird; sammeln Sie die Geschichten von Toulouse-Lautrec und den Montmartreleuten, in denen seltsam gemischte Existenzen aufbrausen. Lassen Sie sich nicht durch Schlagwörter von Richtungen des Verständniß dafür verderben. Begreifen Sie darin die hohe Kunst der Improvisation, die aus unserer Musik schwand, um in unserer Bildenden Kunst sich wunderbar zu konsolidiren. Sie treten vor die Heuhaufen irgendeines solchen Meisters. Was geht Sie der Heuhaufen an, haben Sie sich je für Heuhaufen interessirt, würden Sie zwei Meilen laufen, um einen Heuhaufen zu bewundern, und sehe ich Sie so aufmerksam und gedrängt vor mir, um Ihnen von einem Heuhaufen etwas Materielles, Körperliches zu erzählen? Nein: Sie kommen zu mir, um diese eigene Berührung einer Seele zu fühlen, diesen Rausch, den mir eine kleine Zuckung der modernen Malerei verursacht, mit mir zu kosten, an der ganzen Unvorbereitetheit, mit der ich Ihnen Dies vortrage, an der Improvisation und momentanen Auffassung und

Gestaltung" sich zu entzünden, weil Sie fühlen, daß diese Wirkung von Seele zu Seele Ihnen eine viel größere Belehrung und Erleuchtung giebt als alle stoffliche Aufzählung von Daten und Werken. Nun, wenn ich mich in Ihnen nicht täusche, so stellen Sie sich mit der selben Erwartung und Empfindung vor jene bescheidenen gemalten Heuhaufen, die einem Künstler nur zum Vorwand wurden, seine große Improvisationkunst in der Erfassung harmonischer Spiele, des Licht- und Schattengewebes, des inneren Gesichtes musikalischer Schönheiten zu prüfen und zu bewähren. Die Heuhaufen sind das Schild seiner Vorlesung. Was er ihnen sagt, ist nur er selbst, seine Musik und seine Form; und so wirkt er von Seele zu Seele frischer, packender, überzeugender, als wenn er in Mißachtung seiner Kräfte sich die klägliche Mühe gegeben hätte, alle Spuren seiner Improvisation zu tilgen, um den Schein einer Naturkopie vorzutäuschen.

Ich glaube fast, ich bin etwas parteiisch geworden; und ich bitte dafür um Entschuldigung. Schon rücke ich sacht die Stange der Wage wieder in die Mitte, damit mir der entgegengesetzte Typus nicht unverdienter Weise in den Himmel fliegt.

Dieser andere Künstler verlangt von Ihnen weder, daß Sie die unverständlichen Tupfen und Striche seines Bildes durch eine gehörige Entfernung für Ihr Auge ausgleichen, noch überhaupt, daß Sie auf irgendeine Forderung oder Neuerung eingehen. Er malt auf dem Niveau der bestehenden Uebung und Erfahrung. Ein weißes Mädchen, eine schwarze ältliche Dame, ein Herr im Reitkostüm, ein General in Tropenuniform steht vor ihm als Modell und er portraitirt sie so, wie sie der Durchschnitt der modernen Auffassung ohne Mühe und Umschaltung für Wirklichkeit nimmt. Wir Alle sehen die Wirklichkeit nicht mit unseren animalischen Augen, sondern mit der ganzen Summe von Kunst, die uns übergeben wurde und anerzogen wurde. In jeder Umsetzung eines Modells in ein Bildniß steckt unbewußt die ganze Reihe von Portraits, die wir gelernt und beurtheilt haben. Dieser Maler hat den Instinkt und die Kunst für die Einhaltung des Niveaus. Es liegt ihm nicht, zu schaffen, sondern nur, zu erhalten. Er giebt keine Räthsel der Individualität auf und keine Probleme einer Neuordnung. Er malt so, daß Diejenigen, die sein Bild bestellten, aus dem mittleren Kunstgefühl zufrieden sind, und die noch keins bestellten, zum Kaufen Lust bekommen. Ist er ein Lebenskünstler, so weiß auch er, freilich im genau entgegengesetzten Sinn, aus diesen seinen Qualitäten sein Leben zu gestalten. Er kennt seine schwachen Kräfte und baut sich aus ihnen die Grundlage seiner Existenz. Er fährt morgens in die Stadt und portraitirt. An Aufträgen mangelt es nicht und er erhält sich durch solide Arbeit den Ruf, der sein künstlerisches Kapital ist. Aber diese Malerei, die er selbst nicht höher als ein Handwerk einschätzt, ist ihm nur Metier. Nachmittags kehrt er in sein Haus zurück, freut sich seines Gartens und des angeworbenen Geländes bis zu den fernen Hügeln, schnitzelt an irgendeiner Jahre langen Bastelei um einen Schrank, bespricht mit dem Metallarbeiter die Kupferplatten für die Thür, baut sich ein rothsandsteinernes Schloß, malt sich eine nackte Figur auf das Fenster und legt reale durchsichtige Stoffe darüber, umkränzt den Speiseraum mit einem Fries bunter Genien, zeichnet sich seine Buchstaben und Verzierungen für seine Werke, verbessert die Steinradirung, emaillirt Töpfe und Bilder, schlossert, gärtnert, musizirt, spielt Theater, dichtet, stiftet Automobilrennen und liebt seine Kinder, malt seine Familie und beschäftigt seinen greisen Vater in den Betrieben aller Hand-

werke, die er auf seinem eigenen Boden installirt. Gewiß: manche Holzarbeit ist geschmacklos, manche Repräsentation protzig, mancher Topfhenkel unmöglich und alles Email oft roh und unkultivirt; aber er ist der König seines Landes und hat sich, da er nun einmal systematisch und populär veranlagt ist, in einem wahrlich nicht kleinen Stil über dem Beruf eine Lebensform geschaffen, die in ihrer architektonischen Sicherheit imposant wirkt. Er geht von Kaiser zu Kaiser und ist doch nur sein eigener Unterthan. Er ist ein Sucher und Versucher, aber er hat die Experimente an die Peripherie seines Lebens gesetzt. Weder athmet er in ihnen noch kämpft er um sie. Die Ruhe seiner Existenz bleibt beneidenswerth unangetastet in der Eitelkeit dieser Welt. Wenn Sie nach England kommen und reif sind für die Abschätzung einer persönlichen Energie ohne ästhetische Einseitigkeit, werden Sie nach Bushey gehen dürfen und diesen Mann sich ansehen. Er heißt Herkomer und ist aus Landsberg am Lech.

Nun haben Sie die beiden Typen: den schwärmenden Improvisator, der die Palette des Lebens und der Kunst in den gleichen Farben anlegt und selbst vom Zufall sich zu tollen Streichen gern locken läßt, und den Vertreter der herrschenden massiven Meinung, der im besten Falle die Kunst als Beruf nimmt und darauf seine Existenz vertrauensvoll zimmert. Mannichfach sind die Vermischungen und auch die Verwechselungen beider Dispositionen; bald wird persönlicher Beruf für Kunst gehalten, bald persönliche Kunst für Beruf, bald Unpersönliches für Persönliches und es fließt viel Blut um die Mißverständnisse, die aus einer Vergleichung freien Schaffens und handwerklicher Arbeit entstehen. Ich habe Sie immer darauf hingewiesen, das Eine um das Andere nicht zu verachten und zu bedenken, daß in einem Gebiete, das zugleich Kulturausbau und Freiheitpatent ist, nothwendiger Weise Elemente konventioneller Art mit solchen revolutionärer Ungebundenheit sich mischen müssen. Jene können nicht existiren, ohne daß Diese den Boden für sie stampfen, und Diese nicht, ohne daß Jene für sie die Zusammenhänge und wirthschaftlichen Beziehungen herstellen. Man nennt im Volksmunde gern die Traditionellen „alte Richtung“ und die Persönlichen „neue Richtung“. Welcher Unsinn, nicht wahr? Man könnte eben so die feuchte Erde alte und die Blume moderne Richtung nennen. Richtungen sind es überhaupt nicht, sondern Temperamentsunterschiede, Unterschiede der inneren Mission und der Kulturarbeit. Groß können Beide sein, klein Beide, gut Beide, schlecht Beide ... Lassen Sie sich von keiner Politik vorschreiben, welche Richtung Sie in der Kunst zu lieben haben. Die Tradition kann im feinen Empfinder etwas höchst Persönliches, die Persönlichkeit im Konventionellen etwas höchst Dekoratives werden; Hellas und Rom feiern ihre dritte und vierte Auferstehung in den zartesten modernen Seelen; und Impressionisten beten vor dem Altar des Velazquez, Hals und Goya. Suchen Sie das Werk des Künstlers, wie Sie die Seele eines verwandten Menschen suchen, gleichviel, ob er auf der Katheder sitzt oder mit Ihnen durch den Wald spazirt. Wenn irgendwo, so deckt sich in der Kunst Beruf und Wesen, Etikette und Natur so ungern und schwierig, daß Sie Ihr halbes Leben verlieren würden, wenn Sie in der Meinung, dieses Reich stelle einen Parteikampf dar, sich für eine Fraktion zu entscheiden und den Einzelnen mit Haut und Haaren in den alten oder den neuen Moloch hineinzwingen wollten. Man verliert dabei Lebenswerthe und gewinnt nur Systeme.

Professor Dr. Oskar Bie.

❦

Englands Industrie.

Die englische Großindustrie ist die älteste der Erde. Bis in das letzte Viertel des neunzehnten Jahrhunderts hat sie die Führung und Meisterschaft der Welt innegehabt und behauptet. Wer in Deutschland, Frankreich oder Amerika eine Industrie begründen wollte, mußte sich Vorbilder, Werkzeuge, Maschinen und Organisation von England leihen. Eine englische Spezialmaschine zu kaufen, war ein industrieller Gedanke von solcher Seltenheit und Ergiebigkeit, daß oftmals drei Generationen Existenz und Wohlstand diesem simpel scheinenden Entschluß verdankten. Man erzählt, daß die Maschinenfabrik, die dem preußischen Staat alle Lokomotiven lieferte, Jahre lang das selbe englische Modell kopirte und sich nicht entschließen konnte, das veraltete zu ersetzen, bevor nicht die beabsichtigte Zahl von Abzügen hergestellt war.

Die Ursachen für Englands hundertjährige Hegemonie waren tief begründet in dem Wohlstand des Landes, in der Größe des Eigenkonsums, in der Mächtigkeit der Bodenschätze, in der Intelligenz der Bewohner und in der Leichtigkeit des auswärtigen Absatzes, die der Bedeutung des Kolonialreiches entsprach.

Die industrielle Kraft Großbritaniens ist in sich seitdem nicht gemindert; ihr Wachsthum dauert an. Aber der absolute Fortschritt ist ein relativer Rückgang im Vergleich zu dem beispiellosen Aufschwung der Vereinigten Staaten und Deutschlands, ja, selbst im Vergleich zu der ruhigeren Entwickelung der übrigen kontinentalen Länder. Die Ursachen dieser Verschiebung scheinen in Folgendem begründet.

Zunächst ist der Vorsprung Englands im allgemeinen Wohlstand kein so inkommensurabler mehr wie früher, als kontinentale Kriege periodisch die Ersparnisse der Völker verzehrten. Auch die Bewohner des Kontinentes, mehr noch aber Amerikas, sind heute konsumfähige Menschen, gewöhnt an Bedürfnisse und Bequemlichkeiten, verwöhnt in Luxus und Qualitäten. Daneben ist das angesammelte Vermögen unternehmend geworden. Man wartet nicht mehr auf englisches Kapital, um Häfen und Bahnen, Wasserwerke und Gasanstalten im eigenen Lande zu bauen, sondern man finanzirt solche Unternehmungen selbst, oft jetzt schon in fernsten Ländern. Der Unternehmer aber ist der Pfadfinder und Beschützer der Industriellen und einheimisches Geld geht nicht in die Fremde, um sich in ausländische Waare zu verwandeln.

Rapid mit fortschreitendem Wohlstand und Konsum, Schritt vor Schritt mit den Forschungen und Entdeckungen der Wissenschaft entwickelte sich aber die Technik. Nach wenigen Jahrzehnten schon beruhte sie nicht mehr auf einer beschränkten Zahl von Grunderfindungen und Grundphänomenen. Bald verzweigte sich der Stamm so vielfach und so dicht, daß nur äußerste Spezialisirung der Disziplinen, vereinigt mit umfassender Uebersicht über den gesammten

Wissensorganismus, erfolgreich an der Weiterbildung arbeiten durfte. Die wissenschaftlich-technische Schulung wurde zu einem Lebensgebiet, das umfassende Institutionen und Gelehrsamkeitapparate erfordert, denen der starke, aber gern aufs Unmittelbare gerichtete Verstand des englischen Volkes abhold blieb.

Ueberhaupt begannen bei den Briten die Fehler ihrer Tugenden, bei den Kontinentalen die Tugenden ihrer Fehler mächtig in die Entwickelung des industriellen Prozesses einzugreifen. Der Engländer, wohlhabend, gesund und muskelfroh, liebt die Arbeit, aber er opfert sich ihr nicht. Er verlangt freie Wochentage, freie Tagesstunden, Landleben und Sport. Der Deutsche liebt seine Arbeit über Alles, ist unersättlich im Wissen, und wo die Liebe nachläßt, da steht unerbittlich die Gewissenhaftigkeit und verdoppelt seine Pflicht. Auch ist er allzu anspruchlos, insofern er vom materiellen Leben eigentlich nur Getränk verlangt. Alte Kultur, ruhmvolle Tradition und Gewöhnung weist den Engländer zum Konservativismus und warnt ihn vor Abenteuern und Versuchen im täglichen Leben. Den Amerikaner dagegen begeistert das Risiko; er stürzt sich in jedes neue Wagniß, in dem Bewußtsein, daß auf hundert Opfer ein Erfolg entfällt, der tausendfach entschädigt. Selbst die besonnenere deutsche Industrie ist heute schnell entschlossen, Neuerungen einzuführen, wenn Rechnung und Wahrscheinlichkeit sie befürworten, ohne die mathematische Sicherheit abzuwarten, die erst sich meldet, wenn es zu spät ist. Ja, so weit ist man bereits yankisirt, daß Zahlen nicht mehr schrecken, selbst wenn sie auf der rechten Seite der Bilanz stehen. Aktienwesen und eine freiere Auffassung des Bankgebahrens haben hier im extensiven Sinn gewirkt. Der Engländer aber ist konservativ, ist nicht durch Armuth genöthigt, sich auf gefährliche Wagnisse einzulassen, und da er gern im eigenen Geschäft, mit eigenem Geld arbeitet, fragt er vor jeder Neuerung so lange: „Will it pay?“, bis sein Betrieb veraltet ist.

Eine schwere Belastung der englischen Industrie sind endlich die Gewerkvereine. Der englische Arbeiter träumt nicht von Zukunftgesellschaft und internationaler Herrlichkeit, sondern lediglich von der Verbesserung seiner Lebensbedingungen. Und er hat es vermocht, diesen Träumen solche Nachwirkung zu geben, daß heute der Fabrikant sein willenloses Werkzeug geworden ist. Die Gewerkschaft schreibt ihm vor, wie viele und welche Arbeiter er zu beschäftigen hat; welche Tagelöhne er zahlt; welche Stücke er in Akkord vergeben darf und welche Akkordsätze gelten. Sie genehmigt oder verbietet die Aufstellung Arbeit sparender Maschinen, die Ausdehnung, Spezialisirung und Erweiterung des Betriebes. Vielleicht wären auch die deutschen Sozialisten mit solcher Machtbefugniß nicht unzufrieden; sie werden Dergleichen aber schwerlich gewinnen, so lange sie nach scheinbar Höherem streben, nämlich nach imposanten Wahlziffern und dem Schatten politischen Einflusses. Eben so lange werden sie gezwungen sein, plausible, populäre und generelle Versprechungen ohne Fällig-

keitstermin auszuschreiben, während nur ein pragmatisches Programm die innere Stärke verdichten könnte, — freilich nur auf Kosten der äußeren Breite.

So wäre denn Der in einer seltsamen Lage, der heute in England eine neue Industrie begründen sollte. Rohmaterialien und Transportmittel findet er in ausreichender Menge. Beim Techniker beginnt die Schwierigkeit. Deutsche Schulung, Gelehrsamkeit und Praxis ist nicht zu haben. Was zu haben ist, kostet so viel wie unsere beste Qualität. Der Kaufmann arbeitet um den fünften Theil kürzer und kostet um ein Drittel mehr als in Deutschland. Er ist tüchtig, aber er schafft nur, was normal und in landläufiger Praxis zu erledigen ist. Komplizirtes und Anormales bezeichnet er als unmöglich und läßt es heiter und ohne Bedauern liegen. Zweifellos freut er sich, wenn das Geschäft gut geht; doch sieht er den Mißerfolg als eine nicht weiter diskutable Privatangelegenheit des Chefs an. (Die hier erwähnten Eigenschaften bedeuten übrigens keineswegs Indolenz; sie entsprechen der Thatsache, daß das reine Handelsgeschäft noch immer in England das Normale bleibt und daß dieses große und ganz in traditionellen Bahnen bearbeitete Erwerbsgebiet Jeden, der sich ihm mit regulären Fähigkeiten widmet, ohne Schwierigkeit ernährt.) Von Dem, was der Industrielle auf dem Arbeitmarkt zu erwarten hat, war bereits die Rede; so braucht nur noch erwähnt zu werden, daß die Generalkosten jedes Geschäftes exorbitant sind und daß der Board of Directors und der Manager in vielen Fällen Das konsumiren, was von der Ertragskraft des Unternehmens übrig bleibt.

Diesen allgemeinen Erwägungen entsprechende Thatsachen beobachtet Jeder, der England heute industriell beobachtet. An mustergiltigen Anlagen erfreut man sich selten. Auch die gewaltigen Komplexe, wie sie heute die deutsche und amerikanische Technik aus Elementarindustrien vereinigt, um die Erzeugung des Endproduktes aus seinen Urbestandtheilen unter einer Obhut zusammenzuhalten, wird man vergebens suchen. Die Textilindustrie ist noch immer vorbildlich, aber mehr aus merkantilen als aus industriellen Ursachen. Die gewaltige Kohlenförderung geschieht mit primitiven Einrichtungen, die Metalltechnik ist der amerikanischen uud deutschen nicht ebenbürtig, obwohl — oder vielleicht: weil — ihre wirthschaftlichen Bedingungen nicht übertroffen werden können. Die Chemische Industrie ist von der unseren weit überflügelt, weil die englische Wissenschaft nicht die Kraft hat, die enorm verzweigten Quellen dieser Schwarzen Kunst in den Strom der Technik zu lenken, und weil das Gewerbe die Gelehrtenarmee nicht aufzutreiben vermag, die sich jährlich aus unseren Hochschulen rekrutirt. Aehnlich (und, wie wir sehen werden, noch eigenartiger) häufen sich die Schwierigkeiten in der Elektrotechnik.

In England erstaunt der Besucher oft über den Zustand der Gebäude und maschinellen Einrichtungen. Große Kesselbatterien stehen unter freiem Himmel;

noch vor Kurzem montirte eine der ersten Maschinenbauanstalten ihre Motoren auf gewachsenem Boden. Wirklich ökonomische Dampfmaschinen kennt man kaum; centralisirte Krafterzeugung und Uebertragung steckt im Urbeginn.

Einen Schulfall liefert die Elektrotechnik. Als diese Disziplin, um deren wissenschaftliche Grundlagen englische Gelehrte sich unsterbliches Verdienst erworben haben, begann, eine Industrie zu werden, lag sie in den Händen von abenteuernden Empirikern, die oft durch unwissendes Tasten der Wissenschaft kühnlich vorgriffen. So lange hielt England fast mit Amerika Schritt. Dann wurde die Praxis zur vielwissenden, rechnenden Technik: und England mußte aus Mangel an geeigneten Kräften die konstruktive Führung abtreten, obwohl hervorragende Spezialisten die Forschung vertiefen halfen. Bald waren die wichtigsten Fabriken im Besitz ausländischer Kapitalien oder Personen; aber die vorhin geschilderten Schwierigkeiten englischer Fabrikation hinderten die internationale Expansion. Die Industrie blieb auf die Heimath beschränkt. Hier fand sie freilich für Beleuchtung und Bahnen einen unvergleichlichen Konsum; aber sie mußte ihn mit ausländischen Eindringlingen theilen und mühte sich im Wichtigsten, im Kraftübertragungsgeschäft, über ein Jahrzehnt lang gegen den starren Konservativismus der englischen Industriellen, die sich von der Rentabilität der elektrischen Transmission nicht überzeugen ließen. Ein schnell erblühtes Unternehmergeschäft mußte die selben verdrießlichen Erfahrungen machen wie bei uns, weil die massenhaft entstandenen Unternehmungen mit der Rendite zögerten, und konnte doch wiederum nicht im selben Maß sich mit der Industrie wechselseitig befruchten, weil diese in sich nicht die genügende Reife besaß. Eine eigenartig englische Kalamität trat schließlich hinzu, um den geplagten Fabrikanten das Leben unleidlich zu machen. Der englische Realismus war sich stets seiner Grenzen bewußt und stets bereit, auf alle Erkenntniß jenseits von diesen Grenzen zu verzichten. So hatte er bald die Schwierigkeit der elektrotechnischen Wahrheiten und ihrer Anwendung für seine persönlichen Zwecke erkannt; und fest entschlossen, sich mit den Begriffen von Volt und Ampère, von Ein-, Zwei- und Drei-Phasenstrom nicht zu befassen, that er das Selbe, was deutsche Familien thun, wenn sie sich ein neues Eßzimmer wünschen und an ihrem Geschmack zweifeln: er schuf sich einen Mittelsmann, der die Einrichtung zu besorgen hatte, und nannte ihn Consulting Engineer. Diese Fachleute (heute finden wir einige hervorragend tüchtige unter ihnen) sind doppelt unbequem: erstens schmälern sie den Waarengewinn, um ihre nach kontinentalen Begriffen ungeheuren Honorare dem Besteller wiederzugewinnen; dann verlangen sie beständig, kraft technischer Autorität, Maschinen und Apparate, die es nicht giebt. Will der Fabrikant ihnen zur Zufriedenheit dienen, so muß er fort und fort neue Typen schaffen, sozusagen auf Maß arbeiten, also gegen den elementarsten Grundsatz der Großindustrie verstoßen. Dieser Zwang lastet

doppelt schwer auf einer Industrie, deren Katalognummern an sich nach Tausenden zählen.

So ist es denn der jüngsten Tochter der Technik, ihrem Liebling, beschieden, in England, dem Lande der Alten Jungfern, eine freudlose Jugend zu verleben, die nun allgemach auch schon über die Dreißig hinaus ist.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Engländer sich über die Position ihrer Industrie im internationalen Rennen klar sind. Der Groll gegen Deutschland, genährt freilich durch kleine Plötzlichkeiten, hat seinen Urgrund in der Rivalität der Werkstatt und des Arsenals.

Die Voraussetzungen des industriellen Rückganges sind zu ernst und liegen zu tief, als daß sie jemals ausgeglichen werden könnten, so lange Industrie mit den heutigen geistigen und wirthschaftlichen Mitteln betrieben wird. So hat man es denn, in Erwartung größerer, bisher mit kleineren Mitteln versucht.

Zuerst kam das Made in Germany. Wie man weiß, ein Fehler; denn dieser Apothekertotenkopf wurde zur Ehrenmarke und die englischen Kolonien lernten zum ersten Mal ihre Lieferanten kennen.

Dann erfand man eine Art von ideellem Schutzzoll. Man erweckte auf wirthschaftlichem Gebiet das „National feeling“ und erreichte, daß das englische Publikum heute für einheimische Waaren ungefähr die selbe Vorliebe hegt, wie das deutsche Publikum für ausländische sie immer gehegt hat. Staat und Gemeinden schützen diese Empfindung und haben sich gewöhnt, bei Submissionen die billigere ausländische Offerte zu Gunsten der theureren englischen zu verwerfen. Hieraus mag, in Parenthese, man entnehmen, welches Interesse die Industrie Englands daran hat, politische Zwischenfälle mit Deutschland hervorzuheben und in so und so vielen Pounds, Shillings und Pence wirthschaftlichen Nationalgefühles umzusetzen. Durch diesen ökonomischen Patriotismus fühlen sich manche Industrien wesentlich gestärkt, manche in ihrer Existenz erhalten; unter anderen auch eine, die zum elektrotechnischen Kreis gehört: die Kabelindustrie. Eine Technik ohne besondere Schwierigkeit, von international ziemlich gleichwerthigen Qualitäten, die hauptsächlich für Gemeinde- und Distriktzwecke arbeitet: da ist denn ihr Syndikat leicht in der Lage, mit dem Nutzen des geschützten Geschäftes das ungeschützte zu vertheidigen.

Doch kann der ideelle Protektionismus den Industriellen Großbritaniens auf die Dauer nicht genügen. Er ist von subjektiven Momenten abhängig, er bietet eine dauernde ärgerliche Kontrole und er erschlafft mit der fortschreitenden industriellen Distanzirung. So scheint es unabwendbar, daß irgend eine Regirung, sei es die nächste, sei es die übernächste, vom Windstoß erfaßt und gezwungen werden wird, die große englische Tradition des Freihandels zu brechen und das Land zum Schutzzoll zu führen. Dieser Entschluß wird

die größte handelspolitische Maßnahme seit Einführung der Goldwährung und seit der Gesetzgebung Mac Kinleys bedeuten.

Mit Recht würden unsere englischen Freunde höchst belustigte Gesichter machen, wenn wir uns einfallen ließen, ihnen einen Rath zu geben. Denn keine Nation hat jemals besser gewußt, was sie zu thun hatte. Aber sie können uns nicht verwehren, ihnen Etwas zu prophezeien und zu erwägen, was passirt, wenn die Prophezeiung eingetroffen ist. Denn hiernach haben auch wir unsere Entschlüsse einzurichten, die uns etwa vor die Frage stellen könnten, ob zur Zeit eines Schutzzolles deutsch organisirte Industrien in England von Nutzen sind.

Dies wird schwerlich der Fall sein; denn ein englischer Schutzzoll kann nicht dauern. Zunächst deshalb nicht, weil Treibhausschutz zwar ein junges Pflänzchen kräftigt, einen Waldbaum aber verweichlichen und zerstören muß. Auch eine geschützte englische Industrie wird den Weltmarkt nicht wiedererobern. Der Kampf um den Weltmarkt aber ist es, der die Technik frisch und progressiv erhält. Schreitet die Technik aber nicht fort, so werden sich die Kolonien für die Produkte des Mutterlandes bedanken und schwere Konflikte heraufbeschwören.

Vor Allem aber fordert die Handelsmetropole und das Handelsmonopol der Erde den Freihandel. Was wir Deutsche an englischem Industrieexport verlieren, würde allzu reichlich aufgewogen durch den Zuwachs des hamburger und bremenser Handels. Und wenn nicht auch dann noch immer unsere Regirung Märkte und Börsen als eine Schmach empfindet, so könnte es sehr wohl sein, daß die eine oder andere der Weltbörsen, etwa die der Metalle, sich in solcher Zeit von England freimacht.

Wie also? Kann England seine Industrie dem Handel opfern? Ich glaube: Ja. Die geographische, wirthschaftliche und kulturelle Mission Englands ist, das Meer zu regiren und Marktplatz und Messe aller Länder zu sein, der Rialto der Welt. Diesem Monopol ist die Landwirthschaft zum Opfer gefallen; und mit Recht. Die Industrie, richtiger: die industrielle Weltstellung, wird ihr folgen. Und England wird nur um so mächtiger in seinem alten Beruf dastehen.

Es giebt kurzsichtige Leute bei uns und anderswo, die glauben, England sei eine Insel, so groß etwa wie Frankreich und etwa eben so dicht bevölkert. Nein: dieses Inselreich ist nichts als der Markt der ganzen und das Verwaltungsgebäude eines vollen Drittheils der bewohnten Erde. Ob in diesem Riesenpalast irgendwo abseits ein Wenig gehämmert, gegossen, gekocht oder gesponnen wird, ist im größeren Sinn ohne Bedeutung. Wir Anderen sind Handwerker, die von ihrer Arbeit leben. Diese aber leben vom Regiren und vom Beschützen.

R.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Berlin, den 20. Oktober 1906.

Enthüllungen.

Hohenlohes.

Preußen hat mit den Hohenlohes kein Glück. Fürst Friedrich Ludwig von Hohenlohe-Ingelfingen war einer der Besiegten von Jena und ergab sich am achtundzwanzigsten Oktober 1806 mit fast zwölftausend Mann einem viel kleineren französischen Truppentheil, den Murat anführte. Sein Sohn Adolf, der als Nachfolger des Fürsten von Hohenzollern der Ministerpräsident der Neuen Aera wurde, war ein kränkelnder, gebrochener Mann, überließ die eigentliche Geschäftsführung dem Finanzminister von der Heydt und beschränkte sein Wirken auf kleine Konzessionen und Gefälligkeiten, die, nach Bismarcks derb treffendem Wort, wie ein Schnaps die erlahmende Fortschrittspartei stärkten. Er konnte den von der Kammermehrheit gewollten Kampf für die Krone nicht durchfechten, scheute jede ernste Verantwortung, rieth dem König zur Nachgiebigkeit und verschwand, in Herzensangst vor dem drohenden Konflikt, am vierundzwanzigsten September 1862 ruhmlos, als ein verhöhnter Mann, vom Schauplatz. Der Dritte des von der fränkischen Burg Halloch stammenden Geschlechtes, der in Preußens Geschichte eine Rolle spielte, war Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Prinz von Ratibor und Corvey. Er hat fast sechs Jahre lang die Titel des Reichskanzlers und des preußischen Ministerpräsidenten getragen, hat diese Titel mit einer Gründlichkeit entwerthet, die vorher Niemand für möglich gehalten hätte, und hat sich, als er von seinem Thun und besonders von seinem Unterlassen vor dem Reichstag Rechenschaft ablegen sollte, aus dem Staube gemacht, wie es die Ingelfinger 1806 und 1862 gethan haben. Er ist, auch darin Friedrich Ludwig und Adolf Hohenlohe ähnlich, gewiß nicht ganz freiwillig gegangen; denn er liebte den Schein der Macht und ängstete sich vor der Pensionirung, die so oft schon dem dürren

Sensenmann eine Greisenthür aufschloß. Aber er durfte sich gerade jetzt nicht aus dem Weg stoßen lassen; er mußte darauf bestehen, die in dem Sommer des Boxerkrieges und des Yangtse-Vertrages eingerührte Suppe selbst auszuessen. Und wenn er wider seinen Willen weggeschickt wurde, dann mußte er den Schein freien Wollens meiden. Von den Eigenschaften, die politischen und militärischen Führern am Wenigsten fehlen dürfen, haben die drei preußischen Würdenträger vom Stamm Hohenlohe keine einzige gezeigt. Persönlichen Muth mögen alle Drei gehabt haben; sobald sie aber mit schwerer Verantwortung bebürdet waren, sank ihnen an schwarzen Tagen das Ritterherz in die Hosen.

Chlodwig konnte, wie Adolf, mildernde Umstände für sich geltend machen. Er war, als er Ministerpräsident und Kanzler wurde, ein morscher, zu anstrengender Arbeit unfähiger Mann. In der Rede, die vom Reichstag die Bewilligung eines Dritten Direktors für das Auswärtige Amt erbitten sollte und deshalb die Geschäftslast dieses Amtes ausführlich schilderte, sagte Bismarck schon im Dezember 1884: „Nach Herrn von Bülow habe ich die Gefälligkeit des jetzigen Botschafters in Paris, Fürsten Hohenlohe, in Anspruch genommen, um eine Zeit lang die Geschäfte zu versehen. Der Fürst hat sich mit der ihm eigenen Zuvorkommenheit und Hingebung für den Dienst dazu bereit finden lassen; aber schon nach einem halben Jahre mußte er erklären, daß die damit verbundene Geschäftslast seine Kraft und Gesundheit übersteige, und hat demnächst abgelehnt." Später wurde er zum Statthalter von Elsaß-Lothringen ernannt. Für diese Repräsentantenrolle paßte er; noch besser hätte er unter den Regentenbaldachin eines stillen Mittelstaates, am Besten auf den Thron von Monaco gepaßt. Doch schon gegen Ende der achtziger Jahre hatte Bismarck den Eindruck, daß im straßburger Statthalterpalast ein gar zu bequemer Herr hause, und ein Redakteur der Kölnischen Zeitung wurde heimlich, als unbeglaubigter Botschafter, in den Elsaß gesandt, um die Stimmung zu erspähen und, wenn es nöthig war, den müden Mann aufzuscheuchen. Immerhin ging die Sache noch. Die eigentliche Arbeit leistete der gewandte Staatssekretär von Puttkamer, der das Land genau kennt; und der Fürst zu Hohenlohe hielt Hof. Er war stets ein galanter Herr von merkwürdig wechselnden Neigungen; in Paris werden von seinen Boulevardfahrten noch jetzt wundersame Geschichten erzählt. Als Statthalter verschlang er die neusten französischen Romane, knabberte auch ein Bischen an Nietzsche herum und war sehr stolz auf seinen „literarischen Salon", dessen werthvollster Schmuckgegenstand die feine und anmuthige Dichterin Alberta von Puttkamer war. Dieses behagliche Grandseigneurleben dauerte bis in den Oktober 1894. Und

nun sollte der Mann, der sich vierzehn Jahre vorher für die Leitung des Auswärtigen Amtes nicht kräftig genug gefühlt hatte, Reichskanzler und Ministerpräsident sein. Er zögerte, dem Ruf seines Kaisers zu folgen. Als ihm aber die Wahl gestellt wurde, die neuen Bürden auf sich zu nehmen oder aus dem Reichsdienst zu scheiden, wählte er die Wilhelmstraße. Diese Herren sind sämmtlich Kinder Sansaras und weltlichem Ehrgeiz unterthan. Auch der Graf von Caprivi hatte, als ihm die Sonne schon sank, mit seligem Lächeln ins Ohr einer Freundin geflüstert: „Macht ist doch süß!" Chlodwig konnte der Versuchung nicht widerstehen, seinen Namen ins Goldene Buch der deutschen Geschichte zu schreiben. Offiziell hieß es: „Der alte Herr bringt ein patriotisches Opfer."

Es ist ihm schlecht bekommen. Gleich nach seiner Ernennung wurde hier gesagt, die Standesgewöhnung des neuen Kanzlers müsse Bedenken erregen, die gesellschaftliche Sonderstellung eines mediatisirten Fürsten, die ihn aus der sozialen Gemeinschaft allzu hoch heraushebt und ihm die Erfahrungen aus der rauhen Wirklichkeit des praktischen, ringenden und erwerbenden Lebens schwer zugänglich macht. Auf der Trümmerstätte des Caprivismus zu bauen, war nicht leicht; diese Aufgabe forderte eine schöpferische Natur, einen rüstigen, aufrechten, rücksichtlosen Entschlusses fähigen Mann, der hoffen durfte, das Richtfest des Hauses noch zu erleben, dem er den Grundstein gelegt hat. Und als man den kleinen Greis, der noch älter schien, als er war, nun zum ersten Mal wieder am Bundesrathstisch sah, mit dem müde auf den eingesunkenen Leib herabhängenden Haupt, da glaubte man, statt eines selbständigen, allein verantwortlichen Leiters der Reichsgeschäfte, einen Geheimen Kabinetsrath vor sich zu haben, der nur pro informatione, im Auftrag seines Souverains, den Verhandlungen folgt, ohne persönlich irgendwie daran interessirt zu sein. Dann sprach er, las mit schleppender, schwer verständlicher Stimme von kleinen Zetteln Banalitäten ab; und staunend blickten die Nachbarn einander an: Der soll Reichskanzler sein? ... Er ist es sechs Jahre lang geblieben und hat beim Abgang noch, wie die Franzosen sagen, eine leidlich gute Presse gehabt. Warum auch nicht? Er hat öffentlich keinen Menschen gekränkt, ist keinem durch geistiges Uebergewicht unbequem geworden. Im Jahr 1869 hatte er Europa gegen das Vatikanische Konzil zum Kampf aufgerufen. Darin, sollte man meinen, war das Symptom einer Weltanschauung zu erkennen. Im Jahr 1894 sagte er dem Centrum, er habe es damals nicht so böse gemeint und werde jetzt ganz artig sein. Den Liberalen blinzelte er freundschaftlich zu und ließ sie merken: wenn es nach ihm ginge, würde morgen ihr Weizen blühen. Und um die Gunst der angeblich noch immer Konservativen braucht ein neuer Kanzler und Minister-

präsident nicht erst zu buhlen. Sein Hauptvortheil aber war, daß er so ganz ungefährlich, so mitleidenswerth kümmerlich schien. Die Abgeordneten sprachen von ihm wie die Treiber bei der ersten letzlinger Hofjagd, die er mitmachte. Erster Treiber: „Du, welcher ist denn nun der neue Kanzler?" Zweiter: „Na, Der da, der Kleine, dem das Laufen so schwer wird." Erster: „Der?!... Jottedoch!" Bismarck hat über diesen Hofwitz noch herzlich gelacht.

Der dritte Kanzler war zu schlau, um in den Fehler des zweiten zu verfallen. Er war eifrig, allzu eifrig bemüht, sich gut mit Bismarck zu stellen. Er hatte nach dem März 1890 die Schwelle des Verfehmten nicht mehr betreten, hatte den Verkehr auf höfliche Glückwunschbriefe zu den Festtagen beschränkt, ließ sich jetzt aber als einen Freund des Gestürzten, dem er persönlich nie nah gestanden hatte, in der Presse preisen. Und Bismarck hielt ihn für einen Gentleman und wollte ihn „mit Schonung behandelt" sehen. Später freilich schüttelte er oft bedenklich den Kopf, lobte Caprivis plumpe Rücksichtlosigkeit, die vorhandene Gefahren wenigstens nicht unter Guirlanden verbarg, und citirte, als Hohenlohe in Friedrichsruh gar so jammervoll über die Schwierigkeit seiner Stellung geklagt hatte, Cyranos Wort: Mais que diable allait-il faire en cette galère! Sein helles Auge sah früh, daß auch der neue Mann das Lied nicht blasen könne. Und schließlich merkten es auch die Anderen. Zuerst wurde der preußische Ministerpräsident, dann der Reichskanzler aus dem politischen Getriebe ausgeschaltet. Für die preußischen Behörden schien der Präsident des Staatsministeriums schon lange nicht mehr zu existiren. Bei wichtigen Fragen hieß es: „Wenden Sie sich an den Finanzminister!" „Alles kommt darauf an, wie der Finanzminister sich zu der Sache stellt." Und die paar Leute, die bis zum Fürsten Hohenlohe vorgedrungen waren, kamen verstört zurück. Sie hatten ihn beim neusten Prévost oder Louys gefunden. Er hatte über sein an Aerger und Unbequemlichkeit aller Arten reiches Leben geklagt und die Vorzüge der pariser und straßburger Tage gerühmt. Unmöglich, irgend eine wirthschaftliche Frage zu erörtern. Währung, Zollkredit, Transitlager, Termingeschäfte, Tariffragen: die Besucher hatten den Eindruck, daß dieses ganze Gebiet ihrem durchlauchtigen Wirth ein böhmisches Dorf sei. Woher sollte der bayerische Standesherr, der es bis zum Assessor gebracht und nur im diplomatischen Dienst einige Erfahrungen gesammelt hatte, dieses Gebiet auch kennen? Er selbst hat scherzend einmal erzählt, er habe Karriere gemacht, weil er immer einen guten schwarzen Rock angehabt und den Mund gehalten habe. Einen guten Rock hatte er auch jetzt noch an. Aber nun mußte er reden. Und Das war schlimm für ihn.

Mit seinem Reden und Handeln war nicht viel Staat zu machen. Man

konnte wohl verkünden, die Reform der Militärstrafprozeßordnung sei eine hohenlohische Originalleistung; aber die politisch Wachen wußten ja, daß diese Reform der tapferen Energie des Herrn Bronsart von Schellendorff zu danken war. Man konnte dem netten Herrn Kanzler auch das Bürgerliche Gesetzbuch in die Verdienstliste setzen; aber solches Mühen wurde ehrfurchtlos verlacht. So mußte mit einer neuen Legende ein Versuch gemacht werden. Der Reichskanzler, flüsterten die dem Fürsten Hohenlohe Getreusten, kann zwar unter den obwaltenden Umständen nichts Positives leisten; doch welcher fürchterlichen Pläne Ausführung seine Weisheit schon verhindert hat, ahnt Ihr nicht. Das war ein guter Einfall; denn das Hemmungvermögen eines Ministers kann kein Mensch kontroliren. Aber ohne Beweis glaubten wir oft Getäuschten solchen Behauptungen nicht. Für uns war der Heros des Verhinderns einfach der Mann, der das Boetticher-Attest, diese herrliche Frucht kollegialer Gerichtsbarkeit, der staunenden Welt vorlegte, der das Wort vom allzu schnellen Tempo der Sozialreform sprach, Beamte zur Strafe für ihre der Abgeordnetenpflicht entsprechende Abstimmung aus den Aemtern jagte und die Umsturz-, Zuchthaus- und Heinze-Vorlage in den Reichstag brachte. Für uns bleibt er der Mann, der nie den winzigsten selbst gefundenen Gedanken aussprach, nie auch nur den Schein des ernsten Arbeiters wahrte, nie dafür sorgte, daß die Wahrheit hüllenlos an den Thron kam, immer zu Festen gestimmt schien und, während er für die Firma des Deutschen Reiches verantwortlich war, die betrübendsten, unheilvollsten Dinge geschehen ließ. Die Behauptung, er habe noch Schlimmeres verhindert, kränkt nur seinen Herrn.

In dem Telegramm, das 1894 den Fürsten Hermann zu Hohenlohe-Langenburg als Statthalter und Erben des Schillingsfürsten nach Straßburg berief, hatte der Kaiser den dritten Kanzler Onkel Chlodwig genannt. Der Name ist ihm geblieben. Unzählige Witze wurden über ihn gemacht, namentlich, seit er gar nichts mehr von den Vorgängen erfuhr, seit die Verworrenheit und Anarchie der Verwaltung offenbar wurde und der allein verantwortliche Reichsbeamte, während in Berlin die wichtigsten Entscheidungen fielen, wohlgemuth auf seinen russischen Gütern saß. Da hielt er sich besonders gern auf. Weil Onkel Chlodwig Reichskanzler geworden war, hatte der Zar ihm, dem Ausländer, der in Rußland eigentlich keinen Grundbesitz haben durfte, erlaubt, den Güterkomplex von Werki zu behalten, bis ein vortheilhafter Verkauf möglich wurde. Jetzt, da er das Ende der Kanzlerschaft nahen fühlte, mußte der gute Hausvater sich bemühen, möglichst schnell einen annehmbaren Preis herauszuschlagen. Das ist ihm gelungen. Er brauchte also nicht mit Bedauern auf die Zeit des berliner Glanzes zurückzublicken und ein neuer Wildenbruch konnte ihm ein Scheidelied

singen, das mit dem Vers beginnen mochte: „Du gehst von Deinem Werk“ ... Verhaßt war er nicht; dazu war er zu klein, hat er das Auge zu wenig geärgert. Unbedeutenden, kraftlosen Ministern bewahren die Völker oft einen Rest von Zärtlichkeit; damit dankt die Masse Dem, der sie nicht zu beherrschen vermochte. Der erste Kanzler hatte viele, der zweite einzelne Feinde; den dritten sah man mit einem mitleidigen Lächeln scheiden, ohne Groll, ohne Vorwurf, — aber auch ohne innere Achtung seines sechsjährigen Wirkens. Soll man den armen alten Onkel Chlodwig etwa noch mit hartem Wort schelten? Jotte doch!

*

Das habe ich geschrieben, als, just vor sechs Jahren, Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst aus dem Reichskanzleramt entlassen worden war. Ein paar Tage nach dem Kostümfest, das veranstaltet wurde, als der Kaiser auf dem Plateau des restaurirten Römerkastells Saalburg den Grundstein zum Reichs-Limes-Museum legte. Der Theaterintendant von Hülsen hatte die Sache arrangirt. Ein Schauspieler war in die Tracht eines römischen Präfekten, ein anderer Mime in die eines römischen Legaten gesteckt worden, allerlei Histrionen, aber auch Adjutanten und andere Offiziere hatten sich römisch vermummt, die Bretterhelden hielten Ansprachen an den Deutschen Kaiser und der wiesbadener Karl Moor durfte den Monarchen mit einem vom Major Lauff gedichteten Prolog erfreuen, dessen letzte Strophe mit den Versen begann: „In diesem Bau giebst Du der Welt ein Zeichen! Dein Wollen zieht auf flügelstarker Spur. Am Schwert die Faust, ein Schirmherr ohnegleichen, bist Du ein Mehrer schaffender Kultur!“ Der Welt ein Zeichen ... Dann sprach der Kaiser: „Gleichwie im fernen Osten der Monarchie die gewaltige Ritterburg, die einst die deutsche Kultur in den Osten einpflanzte, auf das Geheiß meines unvergeßlichen Vaters wieder neu erstand und nunmehr ihrer Vollendung entgegenschreitet, so ist auf den Höhen des reizenden Taunus, dem Phönix gleich, aus seiner Asche emporgestiegen das alte Römerkastell, ein Zeuge römischer Macht, ein Glied in der gewaltigen ehernen Kette, die Roms Legionen um das gewaltige Reich legten und die auf das Geheiß des einen römischen Imperators, des Caesar Augustus, der Welt den Willen aufzwangen ... So weihe ich diesen Stein mit dem ersten Schlage der Erinnerung an Kaiser Friedrich den Dritten, mit dem zweiten Schlage der deutschen Jugend, den heranwachsenden Geschlechtern, die hier, in dem neuerstandenen Museum, lernen mögen, was ein Weltreich bedeutet, und zum Dritten der Zukunft unseres deutschen Vaterlandes, dem es beschieden sein möge, in künftigen Zeiten durch das einheitliche Zusammenwirken der Fürsten und Völker, ihrer Heere und ihrer

Bürger, so fest geeint und so maßgebend zu werden, wie es einst das römische Weltreich war, damit es auch in Zukunft dereinst heißen möge, wie einst in alter Zeit: Civis romanus sum, nunmehr: Ich bin ein deutscher Bürger!" Eine der Reden, die Unheil gewirkt haben. Des Kaisers Ziel, hieß es im Ausland, ist also, das Deutsche Reich „so gewaltig und so maßgebend" zu machen, daß es, wie einst „auf das Geheiß des Caesar Augustus" das römische Imperium, „der Welt den Willen aufzwingen" kann. Unsere Offiziösen wehrten sich gegen solche Auslegung; nach dem Wortlaut der Rede war aber eine andere Deutung ihres Sinnes nicht möglich und alle Versuche, mit kleinen Interpretatorenkünsten diesen klaren Sinn zu entstellen, mußten vergeblich bleiben. Chlodwig hat damals erzählt, er habe dem Kaiser die Absicht ausgeredet, selbst im Gewande des Caesar Augustus den Mummenschanz mitzumachen, und dadurch eine Mißstimmung geschaffen, die seinen Abschied beschleunigte. Mag sein, daß er ohne diesen Garderobenkonflikt noch ein Weilchen den Reichskanzler gespielt hätte. Nicht lange. Er war fertig. Hat Lächerlichkeit ihn getötet? Am elften Oktober 1900 war das Kostümfest, am sechzehnten war der Abschied bewilligt. Und in Chlodwigs Tagebuch stehen die Sätze: „In den letzten Wochen kam Allerhand vor, das mir die Ueberzeugung aufdrängte, daß ein Wechsel in der Person des Reichskanzlers dem Kaiser nicht unangenehm sein würde. Ich sah, daß der Kaiser mein Entlassungsgesuch schon erwartet hatte, daß es also die höchste Zeit war, damit loszugehen. Er nahm es auch sehr freundlich auf."

Als Statthalter hatte er in den Herren von Boetticher und von Rottenburg stille, doch betriebsame Gegner gehabt. Sahen sie in ihm schon einen möglichen Nachfolger Bismarcks? Sie fanden, das Reichsland brauche keinen Statthalter mehr, werde unter einem Oberpräsidenten besser gedeihen, und hatten für diesen neuen Posten den ihnen verbündeten Herrn von Berlepsch ausersehen. Die Drei verschwanden, Einer nach dem Anderen, denn auch, als Hohenlohe Kanzler geworden war. Seitdem hatte er keinen sichtbaren Feind. Waldersee, der gegen jeden Reichskanzler einen Minenkrieg führte, war, als entlarvter Patron des Herrn Normann-Schumann, kaum noch gefährlich. Und Bismarck hielt den kleinen Chlodwig für einen noblen und ihm, trotz der Intimität mit dem Großherzog von Baden, in Treue ergebenen Mann. Eines Tages sagte er zu mir: „Sie werden mir gewiß das Zeugniß geben, daß ich mir keine Ingerenz auf Ihre politische Thätigkeit anmaße, keinerlei Censorialbefugniß; aber ich habe manchmal den Eindruck, daß Sie den armen Hohenlohe zu unfreundlich behandeln. Schwach ist er, doch kein Bösewicht Ich halte ihn heute noch für einen vornehmen Mann und glaube, Ihnen Das sagen zu dürfen, ohne mich dadurch unstatthafter

Beeinflussung Ihres Urtheils schuldig zu machen.“ Ich mußte antworten, daß Chlodwig mir unaufrichtig, im Handeln und Unterlassen von der Sorge um persönlichen Vortheil bestimmt scheine; namentlich auch in seinem Verhältniß zu Bismarck. Später sagte der Fürst dann: „Ich fürchte, Sie haben Recht. Aber Sie begreifen, daß ich da, wo man meinen Wünschen zugänglich ist, persönliche Angriffe auf Hohenlohe zu hindern suche. Auf meine Kappe kommt schließlich doch Alles; und man zeigt dann mit Fingern auf den bösartigen alten Mann, der an keinem Nachfolger ein gutes Haar läßt.“ Im Oktober 1896 ließ Hohenlohe im Reichsanzeiger eine Erklärung erscheinen, in der gesagt wurde, Bismarck habe „strengste Staatgeheimnisse“ ausgeplaudert, „deren Verletzung eine Schädigung wichtiger Staatsinteressen bedingen würde.“ Und jetzt erfahren wir aus den „Denkwürdigkeiten“, daß Chlodwig den ersten Kanzler für gewissenlos, für geistig nicht gesund, für falsch, tückisch, selbstsüchtig hielt und seit Jahren bemüht war, Bismarcks Macht zu mindern. Chlodwig, der 1894 mit zärtlich bebendem Stimmchen gesagt hatte, er verehre in Bismarck nicht nur den großen Staatsmann, sondern auch einen persönlichen Freund. Erfahren auch, wie klein, wie kümmerlich, wie beschränkt und boshaft dieser Herr war, dem von allen Seiten die Vornehmheit des Wesens attestirt worden ist. Bismarck war in diesem Fall, wie in so vielen, ein schlechter Menschenerkenner. Ich brauche mich meiner Urtheile aus den Jahren 1894 bis 1900 heute nicht zu schämen.

Ueber den Mann und über sein Buch (das man nicht hastig durchblättern, sondern aufmerksam lesen und reinlicheren Dokumenten vergleichen muß) wird noch viel zu sagen sein. Das eilt nicht. Wichtig ist zunächst die Frage nach dem Zweck der Veröffentlichung. Hat Chlodwig sie gewollt? Sicher. Die Herausgeber berufen sich auf seinen Willen; und wer tausend Druckseiten zusammenschreibt, thuts nicht, um seinen Söhnen und Enkeln ein Privatvergnügen zu bereiten. Wünschte er, die Publikation bis in die Zeit vertagt zu wissen, wo von den erwähnten Persönlichkeiten keine mehr lebt? Unwahrscheinlich. Erstens ist nicht anzunehmen, daß der Sohn diesen Wunsch nicht respektirt hätte; und zweitens würde diese Sammlung von Indiskretionen und Anekdoten nach zwanzig Jahren, vielleicht schon nach zehn, die gewünschte Wirkung verfehlen. Ich bin überzeugt, daß Chlodwig eine schnelle Veröffentlichung wollte und sich bei der Vorstellung des Skandälchens, das dann entstehen würde, die Hände rieb. Er war sein Leben lang le prince cynique und auf seine alten Tage unfähig geworden, die Folgen seines Thuns zu ermessen. Ueberzeugt bin ich freilich auch, daß er nicht Alles, was wir jetzt lesen, publizirt hätte. Warum thatens die Herausgeber, Prinz Alexander zu Hohenlohe-Schillingsfürst und der Ober-

konsistorialpräsident Dr. Friedrich Curtius? That is the question. Prinz Alexander stand dem Vater persönlich nicht so nah wie die Prinzessin Stephanie, politisch aber am Nächsten. Ein liberaler Herr; in den letzten Jahren als radikal demokratisch verschrien und Herrn von Köller, dem Herrscher im Reichsland, ein Dorn im Auge. Uebrigens ein Mann, der weiß, daß seine Tage gezählt sind. Tabes. Die Angabe, er habe den ganzen Notizenhaufen mit dem Recht zu freier Verfügung Herrn Curtius verkauft, sollte ihn wohl nur entlasten. Ist jedenfalls nicht richtig. Der Prinz (der bisher Bezirkspräsident in Colmar war) hat an der Redaktion der Tagebücher mitgearbeitet; Beamte und Politiker gefragt, ob diese oder jene Stelle wohl publizirt werden dürfe und, als der Lärm anfing, Jedem, ders hören wollte, gesagt, er wisse gar nicht, was man von ihm wolle; er habe ja Alles gestrichen, was man verlangt habe. Von dem Oberkonsistorialpräsidenten Curtius weiß ich nur, daß er Kurd von Schloezer verwandt ist. Vielleicht hat er einen Theil der Antipathien von dem „alten Nußknacker" geerbt. Das würde, zum Beispiel, erklären, warum über Herrn von Holstein kein freundliches Wort in dem Buch steht, das die politische Macht des Wirklichen Geheimen Rathes und sein intimes Verhältniß zu Chlodwig doch deutlich erkennen läßt. Zwei Beamte, zwei Präsidenten haben gemeinsam also ein Buch herausgebracht, dessen schädliche Wirkung ein Primaner voraussehen konnte. Der Skandal ist denn auch ohne Beispiel in der Geschichte. Humboldts Briefe an Varnhagen und Varnhagens Tagebücher erscheinen daneben harmlos. Urquharts Portfolio war von einem kleinem Gesandtschaftssekretär verfaßt. Geffckens Streich konnte, selbst wenn er nicht parirt worden wäre, nur Menschen verwunden, die in der Reichsgemeinschaft lebten, nicht, wie Chlodwigs, in die Ferne wirken. Um einen ähnlichen Skandaleffekt zu finden, muß man an das Journal des Goncourt denken. Das schwatzte Alles aus, was die Künstler und Literaten des zweiten Empire und der dritten Republik in vertraulichen Gesprächen über einander gesagt hatten; blieb in seiner Wirkung aber auf die kleine pariser Artistengemeinde beschränkt, die wüthend gegen den Vertrauensbruch protestirte. Jetzt sind Interessen von ganz anderer Bedeutung verletzt. Ist erstens der diplomatische Verkehr des Deutschen Reiches beträchtlich erschwert. Denn kein Souverain und kein Minister will und kann sich der Gefahr aussetzen, seine vertraulichsten Aeußerungen nach ein paar Jahren gedruckt zu sehen. Sind zweitens Pläne, Wünsche, Tendenzen entschleiert worden, die mindestens für ein Menschenalter im Dunkel bleiben mußten. Wird drittens das Ansehen dreier Männer geschmälert: Bismarcks, des Kaisers und Hohenlohes. (Auch Bismarcks. Die Anhänger sollten es nicht zu leugnen versuchen. Wohl ragt er um eines

Reckenhauptes Länge über das Gehudel hinaus. Und mit grimmiger Freude lesen wir gerade jetzt, daß er im Februar 1880 zu Chlodwig sagte: „Unsere Bureaukratie ist nicht gewandt genug, um Kolonien zu verwalten". Lesen, unter dem selben Datum, den Satz: „Wir könnten uns nur freuen, wenn Frankreich sich Marokko aneignete; es hätte dann viel zu thun und wir könnten ihm die Vergrößerung des Gebietes in Afrika als Ersatz für Elsaß-Lothringen gönnen"; einen Satz, den Fürst Bülow nicht ganz so gern lesen wird. In mancher Stunde aber scheint Bismarck schwach, müde, des Ziels nicht mehr völlig sicher; und ähnelt in mancher einem vom Glück verwöhnten Kartenspieler, der jeden Stich machen zu können wähnt. Ungünstig wirkt der allgemeine Groll gegen Herbert, dem der Vater zu viel überlasse. Das Wort Alexanders des Dritten: „Ich hatte immer das Gefühl, er wolle mich bemogeln". Der Satz Franz Josephs aus dem Jahr 1892: „Es ist traurig, zu sehen, daß ein solcher Mann so tief sinken konnte". Das Vertrauen dieser beiden Kaiser hatte der Fürst für unverlierbaren Besitz gehalten. Zu bedenken ist freilich, daß sie, als er ungnädig weggeschickt und geächtet war, nur noch sagen wollten, was den neuen Herren hold ins Ohr klang. Daß sein Wollen und Vollbringen in Petersburg und besonders in Wien oft Aergerniß erregt hatte. Daß er auch in der Glorie der Mann von Frankfurt, Düppel, Königgrätz, San Stefano blieb. Daß jeder Kaiser und König froh ist, wenn im Nachbarreich ein Riese von Zwergen abgelöst wird. Und daß die Solidarität der monarchischen Interessen sich empfindlich regt, wenn ein Minister, statt Abschied und Acht stumm hinzunehmen, trotzig wider den Stachel zu löken wagt; so böses Beispiel, denken die Gekrönten, kann auch bei uns zu Land leicht die guten Sitten verderben. Ungünstig wirkt ferner Bleichröders Ausspruch: „Der Fürst ist zu reich geworden." Zu reich? Er hat ein nach heutigen Begriffen kleines Vermögen hinterlassen. Doch dem hämischen Wort des klugen Bankiers wird neue Verdächtigung entkeimen. Anderes wird später zu verzeichnen sein.) In noch schlechterem Licht steht der Kaiser, steht Chlodwig selbst. Cui bono? Wer hatte ein Interesse daran, diese drei Männer zu schädigen, die Mängel monarchischer Institutionen zu enthüllen, zu zeigen, daß Posa kein Schwarzseher war, als er sagte, in Monarchien dürfe man Niemand lieben als sich selbst, und ringsum in der Welt ein Mißtrauen zu mehren, unter dem das Deutsche Reich schon vorher wahrlich genug zu leiden hatte?

Urquhart und Geffcken wußten wohl, was sie thaten; der politische Zank heiligte ihnen die Mittel. Ludmilla Assing, die Varnhagens Papierhaufen ans Licht brachte, folgte der Weisung des Onkels und war vielleicht schon damals von der Psychose angekränkelt, die später sichtbar wurde. Die Goncourt hätten noch

am Totenbette des einzigen Kindes nach dem document humain gespäht und ihre Gefühlskurven sorgsam notirt. Was wollten die Herausgeber der „Denkwürdigkeiten“? Der Erwerbssinn des Hauses Hohenlohe ist oft bespöttelt worden. Als im Manöver des Jahres 1890 das mittelfränkische Schloß Schillingsfürst Einquartirung bekommen sollte, ließ Chlodwig (bei dem der Schloßverwalter angefragt hatte) auf das reichsständische Privileg verweisen, deutschen Offizieren und Soldaten das Obdach weigern und nur den Pferden der höheren Stäbe die fürstlichen Ställe öffnen (weil, wie böse Zungen meinten, nach dem Naturalleistungsgesetz der Dünger dem Quartiergeber bleibt). Die Brigadestäbe mußten im Städtchen nothdürftig untergebracht werden, Offiziere und Mannschaften sich mit schlechten Quartieren und karger Verpflegung begnügen. „In meiner ganzen Dienstzeit“, sagte der Offizier, der mir diese Geschichte erzählte, „habe ich nie wieder auf deutscher Erde erlebt, daß die Einquartirunglast mit Berufung auf ein Privileg abgelehnt wurde; ein Fürst, zu dem ich, als Ordonnanzoffizier einer Brigade, in einem früheren Manöver gekommen war, hatte in einem Schlößchen, neben dem Schillingsfürst einer Kaiserpfalz geglichen hätte, Raum für vier Generale, fünfzehn andere Offiziere und dreißig Mann; und vom Kommandirenden abwärts bis zum Gemeinen wurden Alle reichlich versorgt.“ Als Chlodwig Kanzler geworden war, ließ er sich sofort den Sold verdoppeln und vergaß im Drang der Reichsgeschäfte nie, nach der für Werki günstigen Konjunktur auszulugen. Sein Sohn trat in den Aufsichtrath der Ballinie und einer bayerischen Bank. Sein oehringer Vetter ließ sich gründen und brachte den alten Dynastennamen auf den Kurszettel. Erni, der Langenburger, wollte als unerfahrener Kolonialdirektor nicht so billig arbeiten wie seine Vorgänger; und die Behauptung, er habe aus dem Dispositionfonds Zuschuß erhalten, ist noch nicht bündig widerlegt. Für all diese Herren war das Gold nicht, wie für den Opernherzog der Normandie, eine Chimäre; und sie mußten sich den Schranzenspaß gefallen lassen: Hohenlohe fordert vor der Leistung schon hohen Lohn. Doch wir haben keinen Grund, dem Prinzen Alexander zuzutrauen, daß ihn Geldgier zu der Publikation bestimmt habe. Er mag in dem Manuskript einen werthvollen Theil des väterlichen Erbes sehen und mehr als mancher begüterte Ohm und Vetter auf Nebeneinnahmen angewiesen sein. Daß er nur an seinen Profit, an das der Tochter des Principe di Tricase-Moliterno zu hinterlassende Witwengut gedacht habe, ist dennoch nicht anzunehmen. Naiv ist er nicht. Kein leuchtender Kopf; doch ein Durchschnittsverstand. Nicht ohne politische Erfahrung. Als Reichsverwaltungbeamter von der Huld des Kaisers abhängig. Er muß gewußt haben, was auf

dem Spiel stand. Er hat von Freunden Rath erbeten und Herrn Curtius befohlen, alle Stellen wegzulassen, „die dem Kaiser persönlich unangenehm sein könnten“. Das, sagt der Oberkonsistorialpräsident, ist auch geschehen; deutet an, daß die spitzesten Pfeile noch im Köcher sind, und läßt uns ahnen, was Chlodwigs zuverlässige Vornehmheit zu leisten vermochte. Glaubte Prinz Alexander, das Veröffentlichte könne dem Kaiser angenehm sein? Dann wäre, nach der Terminologie des Strafgesetzbuches, von einer krankhaften, die freie Willensbestimmung ausschließenden Störung der Geistesthätigkeit zu reden. Diese Erklärung wird namentlich in der Hofgesellschaft eifrig verbreitet. Zwei Etagen tiefer finden wir eine andere. Der Prinz, heißt es da, hat den Kaiser stets rückhaltlos kritisirt und läßt ihn, ohne dem eigenen Schicksal feig nachzufragen, aus totem Mund jetzt derbste Wahrheit hören. Eine Kindermär. Derbe Wahrheit kann Chlodwigs Reportergeplauder nur liberale Mannesseelen dünken, die gewöhnt sind, die Wonnen des Hofberichtes zu schlürfen, und mit schwerer, vom Staunen fast gelähmter Zunge nun stammeln: Auf den Thronen sitzen auch Menschen! Wenn Prinz Alexander den Malteser mimen wollte, mußte er zunächst seine Entlassung aus dem Reichsdienst erbitten. Durfte er nur an die Sache denken und nicht fragen, was „persönlich unangenehm sein könnte“. Auch nach dem scandalum nicht bei Lucanus und Bülow um Gehör betteln. Brauchte er weder Deutschlands internationale Geschäfte zu erschweren noch seinen Vater, als einen Schwätzer ohne Stolz und Charakter, zu kompromittiren. Die erste Erklärung scheint mir immerhin annehmbarer. Ich neige zu dem Glauben, daß Prinz Alexander in diesem argen Handel nicht der bewegende Wille, sondern nur Werkzeug war. Wessen? Das wird nicht leicht festzustellen sein.

Das erste Stück der „Denkwürdigkeiten“ erschien vor fast sieben Monaten. Ein harmloses Stück; doch der Anfang der Memoiren eines Mannes, der Ministerpräsident, Botschafter, Statthalter, Reichskanzler war. Wenn die Erben eines Bankdirektors die Publikation seiner Tagebücher anzeigten, würde der Vorstand des Institutes die Herausgeber höflich fragen, ob auch für die Wahrung des Geschäftsgeheimnisses vorgesorgt sei. In Berlin regte sich nichts. Ist das Preßbureau noch der Politischen Abtheilung des Auswärtigen Amtes unterstellt oder treibt Geheimrath Hammann wirklich seit Monaten auf eigene Faust Politik? Er mußte einen Bericht machen: Diese nicht ganz gefahrlose Sache steht uns bevor; kümmert Euch rechtzeitig drum; fragt Alexander, den Ihr in Colmar unter der Fuchtel habt; und tragt den Fall dem Kaiser vor. Der Gewaltige hatte noch einen anderen Weg, einen stilleren. Dem starken Syndikat, das nach Belieben über die ans Licht zu liefernden Nachrichten verfügt (und sie oft selbst den Treusten versagt) gehört auch der berliner Redakteur der Frank-

furter Zeitung an. Zu diesem Bundesgenossen in manchem Kampf konnte der Wirkliche Hammann sprechen: Sie sind mit dem Prinzen Alexander beinahe auf Du und Du, werden von ihm jedenfalls wie der Vertreter der meistbegünstigten Nation behandelt und haben so viele Briefe mit ihm gewechselt, daß Sie nicht den Schein der Aufdringlichkeit zu fürchten brauchen, wenn Sie ihm jetzt Rath und Beistand anbieten. Thun Sies, bitte, noch heute. Im Interesse der guten Sache könnten Sie Ihre Bescheidenheit überwinden und sich (gewiß zum ersten Mal) darauf berufen, daß sogar der Reichskanzler Sie in den heißesten Tagen des Marokkosommers als Berather herangezogen und ‚im kleinsten Kreis‘ bei sich gesehen hat. Nöthig ists ja bei Ihrer Intimität mit dem Prinzen kaum; macht sich aber gut. Daß Sie ihn nicht verrathen, weiß Alexander. Bekennt er diesmal nicht Farbe, dann müssen wirs zuerst mit amtlichem Druck versuchen und, wenn auch der nicht hilft, einen Machtspruch des Kaisers erwirken." Keiner der beiden Wege wurde gewählt. Der Prinz läßt jetzt erklären, er hätte die Veröffentlichung aufgegeben, wenns ihm nach dem Erscheinen der ersten Bruchstücke vom Kaiser befohlen worden wäre. Wer ist schuld daran, daß der Befehl ausblieb und der Weltskandal Ereigniß wurde? Der Reichskanzler; der auch für die Versäumniß seiner Beamten haftbar bleibt. Die Geschichte schmeckt nach einer Intrigue, deren Ziel noch unsichtbar ist. Sollte allen Trägern des Namens Hohenlohe die Straße fürs Erste gesperrt, die Gefahr raschen Kanzlerwechsels gezeigt, ein bedrohlich starker Wille eingeschüchtert oder um jeden Preis, auch um den höchsten, die Aufmerksamkeit von anderen Skandalen abgelenkt werden? Fürst Bülow hat auf diese Fragen vielleicht auch noch keine Antwort gefunden. Aber er ist wieder in Berlin; und könnte sie finden.

Prinz Alexander, der endlich seine Entlassung erbeten hat, verheißt eine öffentliche Erklärung. Die man sich ungefähr denken kann. Er muß die Verantwortung auf sich nehmen. Schiebt er sie dem Vater zu, dann drängt er Chlodwig dicht neben das Schreckbild des Herrn Bilse. Gesteht er offen, daß seine reine Thorheit mißbraucht worden ist, dann macht er sich lächerlich. Das Streben nach der dankbaren Rolle fordert auch hier Männerstolz vor Königsthronen. Und vor der Klippe des zweiundneunzigsten Strafgesetzbuchsparagraphen schützt den Prinzen sein Rang und seine bona fides. Er hat ja „Alles gestrichen, was man verlangt hat." Ob wir einst hinter das Geheimniß dieses „man" kommen werden? . . . Einen flüchtigen Rückblick noch auf die Strecke. Friedrich Ludwig, Adolf, Chlodwig, Erni, Alexander. Ein Hohenlohe wird, so dürfen wir hoffen, dem deutschen Land nicht so bald wieder schaden. Der tote Onkel hat nicht nur einen Bruderzwist im Hause Schillingsfürst bewirkt (Philipp Ernst, Chlodwigs echter Erbe, wandte sich, als der Kaiser ihn ange-

haucht hatte, entrüstet vom schlimmen Alexander ab), sondern auch den anderen Zweigen das Fortkommen erschwert. Müssens eben leiden. Das böse Buch ist nun einmal da, wird gierig verschlungen und kann aus der Geschichte der zweiten wilhelminischen Epoche nicht mehr weggedacht werden.

Der Großherzog von Baden.

Großherzog Friedrich von Baden hat den Abdruck seiner an Chlodwig gerichteten Briefe erlaubt. Wußte also von der Publikation. Daß er den Inhalt der Tagebücher gekannt habe, dürfen wir nicht glauben; auch nicht, daß er sich in der Beleuchtung behaglich fühlen kann, in die sie ihn rücken. Der Patriotismus dieses Bundesfürsten ist unbestreitbar. Ein guter Regent. Gewissenhaft, bescheiden, schlicht im Wandel; er blieb lange auch ruhig. Erst in den letzten drei Lustren suchte er oft die Gelegenheit zu rednerischer Wirkung; und sprach dann ungefähr wie ein gekrönter, etwas verstimmter Bennigsen. Bismarck hielt ihn längst für seinen Feind. Glaubte, der Großherzog trage ihm nach, daß der Elsaß 1871 nicht an Baden kam. Das hätte ein hübsches Königreich gegeben. Dieses Motiv ist aber nicht erwiesen. Die Feindschaft kann auch andere Ursachen gehabt haben. Unterschiede der Weltanschauung. Schwiegersohn der Kaiserin Augusta, liberal, immer geneigt, auf Oeffentliche Meinungen zu hören, Optimist mit zuversichtlichem Glauben an das Gute, Wahre, Schöne, das in der Menschenbrust lebt; dabei, namentlich als Alternder, sehr auf die Würde des Fürsten bedacht, dem von Gottes Gnaden besondere Rechte eingeräumt, besondere Aufgaben zugewiesen seien und in dessen Nähe ein nicht im Purpur Geborener sich nie freventlich vermessen dürfe. Einem Mann, der so empfand und dachte (und doch nie hochmüthig ward), konnte Bismarcks unbequeme Art manches Aergerniß geben. Der erste Kanzler fürchtete den Gegner nicht; zürnte ihm nicht einmal. Lächelte, wenn ihm ein unfreundliches Wort des Großherzogs hinterbracht wurde, und meinte: „Er hat nun die Antipathie". Noch 1891 hat er zu mir gesagt: „Wenn Sie sich ein Bild von dem Herrn machen wollen, müssen Sie an Auerbachs Romane denken. ‚Auf der Höhe': Das ists so ungefähr". Die Bücher von Ottokar Lorenz und Chlodwig Hohenlohe hätten ihn den Machtbereich des Großherzogs richtiger einschätzen gelehrt. So lange der alte Kaiser lebte, konnte selbst Augusta, der „Feuerkopf", im Großen nichts verrichten. Als Bismarck sie aus Wilhelms Zimmer komplimentirt und am Abend des selben Tages höchst unhöfisch ermahnt hatte, „die schon bedenkliche Gesundheit ihres Gemahls zu schonen und ihn nicht zwiespältigen politischen Einwirkungen auszusetzen", ließ sie ihn zwar stehen, entlud ihren Groll aber nur in den Satz: „Unser allergnädigster Reichskanzler ist heute sehr

ungnädig". Da vermochte auch Friedrich von Baden nicht viel. Dessen Zeit aber kam im achtundachtziger Sommer. Im Mai war er noch Vermittler in der battenbergischen Sache. (Deren Verlauf Chlodwig nicht genau zu kennen scheint. Die Kaiserin Friedrich hatte ihren totkranken Mann überredet, den Prinzen Alexander von Battenberg telegraphisch nach Potsdam einzuladen. Da sollte schnell dann die Verlobung mit der Prinzessin Viktoria proklamirt werden. Der Plan, dessen Ausführung in Petersburg wie ein schriller Fehderuf gewirkt hätte, wurde durch den Generaladjutanten von Winterfeldt vereitelt, der sich in seinem Gewissen verpflichtet fühlte, die Depesche vor der Absendung dem Kanzler zu zeigen. Sie ging nicht ab; und nach einer Aussprache, die in Dur begann und in Moll endete, war die Kaiserin von Bismarck „enchantirt.") Bald danach aber deutet er die nahe Möglichkeit eines Konfliktes zwischen Kaiser und Kanzler an. Schon im Januar 1889. Spricht mit rasch wachsender Erbitterung über Bismarck. Und thut, was er kann, um den Lästigen aus dem Amt zu bringen. Daraus ist ihm kein Vorwurf zu machen. Nach seiner Ansicht (die er dem Kaiser suggerirt haben mag; denn Beide gebrauchen im Gespräch mit Chlodwig die selben Worte) handelte es sich um die Frage, „ob die Dynastie Bismarck oder die Dynastie Hohenzollern regiren solle." Da konnte die Antwort nicht zweifelhaft sein. Friedrich glaubte, ohne Bismarck werde das Reichsgeschäft besser gehen; und das Recht zu solchem Irrthum ist ihm nicht zu bestreiten. Warum aber suchte er den grimmen Leun dann in seiner Höhle auf? Warum machte er dem Manne, den er als eine Reichsgefahr bekämpft hatte und nicht einmal für einen zuverlässigen Royalisten und treuen Diener hielt, einen Abschiedsbesuch?

Hohenlohe notirt: „Er erzählte, er sei eingetreten und habe dem Fürsten gesagt, er komme, um Abschied zu nehmen und ihm zu sagen, daß er sich stets der Zeit, in welcher sie gemeinschaftlich für das Wohl Deutschlands gearbeitet hätten, mit Dankbarkeit erinnern werde. Der Fürst sagte dann, daß es die Schuld auch des Großherzogs sei, wenn er jetzt abgehe; denn die Befürwortung der Arbeiterschutzgesetzgebung durch den Großherzog bei dem Kaiser habe zum Bruch zwischen dem Kaiser und Bismarck beigetragen. Dies bestritt der Großherzog, indem er darauf hinwies, daß es preußische Angelegenheiten gewesen seien, die die Meinungverschiedenheiten zum Bruch geführt hätten, und in preußische Angelegenheiten habe er sich nie eingemischt. Hierauf wurde Bismarck grob (was er gesagt hat, theilte der Großherzog nicht mit); und da stand denn der Großherzog auf und sagte, er könne sich Das nicht gefallen lassen, wolle in Frieden von ihm scheiden und gehe mit dem Ruf, in den auch Bismarck einstimmen werde: ‚Es lebe der Kaiser und das Reich!' Damit war die Besprechung zu Ende." Ob Chlodwig richtig notirt hat? Er läßt den Groß-

herzog eine seltsame Rolle spielen. Der war ja wirklich mitschuldig an Bismarcks Abgang. Hatte diesen Abgang vorausgesagt und gewünscht. (Am sechsundzwanzigsten Oktober 1889 schreibt Hohenlohe ins Tagebuch: „Der Großherzog beklagte sich über Bismarck und sagte: ‚Der Kaiser hat den Fürsten auch bis hierher‘; dabei zog er die Linie nicht am Hals, wie es gewöhnlich bei dieser Redensart geschieht, sondern an den Augen. Der Kaiser wolle sich jetzt, so lange er ihn für die Bewilligung der Militärvorlage brauche, nicht mit ihm überwerfen; später werde er ihn nicht mehr halten.“) Und nur preußische Angelegenheiten sollen zum Bruch geführt haben? Am sechsundzwanzigsten März schreibt Chlodwig: „Der Großherzog von Baden behauptete gestern, daß die Ursache des Bruches zwischen dem Kaiser und Bismarck eine Machtfrage gewesen sei und daß alle anderen Meinungverschiedenheiten, über soziale Gesetzgebung und Anderes, nebensächlich gewesen seien.“ Und diese Machtfrage war nur durch die Kabinetsordre vom Jahr 1852 entstanden, die noch heute in Kraft ist? Kaum glaublich. Kaum auch, daß der Großherzog, nachdem Bismarck grob geworden war, noch versöhnlich gesprochen und einen Toast auf Kaiser und Reich ausgebracht haben soll. Zwei alte Männer in einem stillen Zimmer allein. Der Kanzler wird grob. Der Großherzog antwortet: „Stimmen Sie mit mir in den Ruf ein: Es lebe der Kaiser und das Reich!“ Die wunderlichste Szene, die sich erträumen läßt. Si tacuisses, Chlodwig! Soeben erst hat ja Deine Chronik gemeldet: „Der Großherzog gab seine besondere Befriedigung über den Rücktritt des Reichskanzlers zu erkennen. Hätte der Kaiser diesmal nachgegeben, so hätte er jede Autorität verloren und Alles würde lediglich nach Bismarck geblickt und ihm gehorcht haben. Das sei nicht mehr zum Aushalten gewesen. Ueber den Artikel in den Hamburger Nachrichten war er ganz empört und nannte ihn eine Infamie.“ Einen Artikel, für dessen Verfasser er Bismarck hielt. Also: er freute sich als deutscher Patriot über die Entlassung des Fürsten, hatte sie ersehnt, fand sie im Interesse der Monarchie dringend nöthig und traute dem Entlassenen Infamien zu. Und dennoch eine Melodramenszene?

Bismarck hat (nicht mir allein) den Abschiedsbesuch anders dargestellt. „Daß ich in diesen Tagen nicht besonders gut aufgelegt war, ist am Ende begreiflich. Ich hatte ja nicht erwartet, nach dreißig ministeriellen Dienstjahren an die Luft gesetzt zu werden. Und ich wußte, daß der Großherzog dem jungen Herrn mehr als einmal gerathen hatte, sich von mir zu trennen. Wenn er mirs offen gesagt hätte, wäre man, unter alten Leuten, vielleicht zu einer Verständigung gekommen. Er hielt sich aber für verpflichtet, mir eine huldvolle Miene zu zeigen; noch, als hinter meinem Rücken längst Alles abgemacht war. Auch die Visite hatte ich wohl als einen letzten Gnadenbeweis anzusehen. Mir wäre,

rebus sic stantibus, die Begegnung mit einem deklarirten Feind weniger peinlich gewesen. Daß ich auf die gemeinsame Arbeit hin angesprochen wurde, nahmen die Nerven auch einigermaßen krumm. Die patriotischen Verdienste des hohen Herrn in Ehren: aber zu gleichen Theilen hatten wir die Geschäftssachen doch wohl nicht erledigt. Und als ich dann den Ausdruck des Bedauerns über die vorzeitige Trennung zu hören glaubte, kam der Gesichtsschmerz, mein ältester Feind, und, bei so kumulirtem Unbehagen, die aller Hoftradition widersprechende Andeutung, Seine Königliche Hoheit habe, wenn ich recht unterrichtet sei, doch selbst im Sinn dieser Trennung auf den Kaiser eingewirkt und ich könne deshalb mein Erstaunen über das Beileid nicht verhehlen. Der Großherzog stand auf, nahm seinen Helm und ging stumm aus dem Zimmer". Das klingt glaublicher, menschlicher als Chlodwigs Bericht, hinter dem man den Vorhang fallen sieht.

Leute, die es wissen konnten, erzählten bald danach, der Großherzog bedaure seine Haltung und wünsche dem Reich den ersten Kanzler zurück. Das war vielleicht von frommer Loyalität erfunden. Betrübend bleibts, daß der redliche Mann und tüchtige Fürst, der auf Badens Thron sitzt, für die Stunde, die seine größte werden konnte, nicht groß genug war. Und wenn er hundertfachen Grund zum Groll hatte, durfte er auf dessen unwirsche Stimme nicht lauschen. Mußte zu dem Enkelsohn seiner Frau sprechen: „Vor Dir liegt ein langes Leben und Dieser ist alt. Lerne ihn ertragen. Deine Vorgänger habens gelernt. Gewöhne Dich in die Erkenntniß, für die ersten drei, vier Jahre wenigstens, daß er jede Sache, die winzigste wie die beträchtlichste, besser versteht als Du, dem alle Vergleichsmöglichkeiten fehlen, und daß er Konsequenzen stets sicherer ermißt. Dann wird er fast Achtzig sein und selbst nach Entbürdung verlangen. Nütze ihn, so lange Du ihn hast; nie wieder findest Du solchen Lehrer. Der ist kein Minister wie andere. Ohne Den wärest Du heute nicht Kaiser. Wenn er 1862 nicht Kopf und Kragen aufs Spiel setzte, stieg Dein Großvater vom Thron, Keiner hätte an die deutsche Frage zu rühren gewagt und Du herrschtest jetzt höchstens über einen anglisirten Preußenstaat Fritzens. Du darfst ihm nicht mehr zumuthen als der alte König. Nicht fordern, daß er sich in Reihe und Glied stelle und einer unter Deinen Berathern sei. Dich nicht wundern, wenn er Dir nicht Alles sagt, was er plant. Du bist jung, hitzig und behältst nicht leicht bei Dir, was Dich erfüllt. Du trägst in die Politik Sentimentalitäten hinein, mit denen da nichts anzufangen ist, und hegst romantische Treugefühle, die nicht erwidert werden. Du hast nur helle Tage erlebt und weißt, als reicher Erbe, nicht, wie unbequem sichs im Sturm auf einem Thron sitzt. Er hat achtundzwanzig Jahre lang richtig geführt und kennt jeden Schleichpfad, von dem uns Gefahr droht. Laß ihn, bis er morsch wird, gewähren und trachte einst-

weilen nur, ihm seine feinsten Künste abzugucken. Du hast Zeit, wirst an seinem Grab stehen und wohnst dann ruhig im Recht des Ueberlebenden. Wird das Warten Dir schwer, dann lies die Briefe, die Dein Großvater ihm geschrieben hat, und tröste Deinen Stolz mit dem Bewußtsein, daß es für einen jungen Regenten immerhin schon ein Ruhmestitel ist, einen Minister zu haben, um den die Nachbarschaft ihn beneidet". Friedrich von Baden konnte so sprechen. Er war eingeweiht, hatte noch böse Tage gesehen; und Wilhelm verschloß sein Ohr damals nicht dem Rathe des Großohms. Friedrich von Baden aber sprach: „Es handelte sich zuletzt nur darum, ob die Dynastie Bismarck oder die Dynastie Hohenzollern regiren solle". Sprach wie von einem romanischen Gassendiktator von dem deutschen Mann, der für das Haus seiner Könige, für Monarchie und Dynastie mehr gethan hatte als je Einer, der im Gedächtniß lebt.

„Daß die Oeffentliche Meinung der Demokratie zufrieden ist, mich endlich los zu sein, wundert mich nicht sehr; trotz allgemeinem Wahlrecht und gehobener Lebenshaltung. Daß auch die Fürsten mich wie ein unbrauchbares Möbel weggeschoben haben, ist eine Erfahrung, auf die ich innerlich nicht eingerichtet war." Allmählich hat er sich mit ihr abgefunden, mit ruhiger Stimme die Geschichte seiner letzten Dienstjahre diktirt (eine Skandalwirkung ist von diesem ersehnten dritten Band nicht zu fürchten) und die hohen Herren, die, etwas scheu, zu ihm in den Sachsenwald kamen, artig, als sei er gestern huldvoll von ihnen verabschiedet worden, begrüßt. Und doch hatte Keiner für ihn den Finger gerührt. Keiner auch nur gefragt, ob vor dem Entschluß zur Trennung des Reiches Wohl weislich bedacht worden sei. Nicht Einer von Allen. Die Legitimen fühlten sich freier, als der Genius ihnen nicht mehr im Licht stand. Die größten und die kleinsten Herren. Sogar der vornehme Onkel Chlodwig. Ders uns nun enthüllt hat.

Er hat noch mehr enthüllt. Wenn sein Buch uns nur die höfischen Stimmungen klarer erkennen ließe, die zu Bismarcks Entlassung führten, wäre es kaum langer Rede werth; könnte es nur bestätigen, was hier oft erzählt worden ist. Nicht die Entschleierung alten Unheils giebt ihm die Bedeutung. Chlodwig schmunzelte, als Bismarck fiel. Chlodwig bebte für seine straßburger Pfründe, als Bismarck aus dem Bannbezirk ins berliner Kaiserschloß gerufen ward. Dieses Männlein konnte der deutschen Nation nicht zeigen, was sie im März 1890 verloren hat. Aber dieses Männlein saß überall fest im Vertrauen, durfte in jeden Winkel blicken, war in allen Palästen als der gute, treue, zuverlässige alte Onkel willkommen; und schrieb abends sorgsam auf, was am Tag vor seinem Ohr geschrien und geflüstert worden war. Dieser Notizenhaufe ist nun auf den Markt geschleppt worden. Wer einen fruchtbaren Gedanken drin zu finden hofft, wird vergebens suchen. Wer das Deutsche Reich Wilhelms des Zweiten kennen lernen will, wird mehr enthüllt sehen, als seine Gier zu schauen gewünscht hat.

❦

Universität und Psychologie.

Um jedem vielsagenden Lächeln zuvorzukommen: selbstverständlich will ich hier vornehmlich pro domo reden. Ich gehöre nicht zu den Leuten, die aus Sparsamkeit Dritter Klasse fahren und dann sich und Anderen vorlügen, sie hättens gethan, um das Volksleben zu studiren. Für unsere Angelegenheit übersetzt: Hier wird von der Situation der Psychologie an den deutschen Universitäten gehandelt, nur zum Theil der Psychologie, zum anderen und erheblicheren Theil uns Psychologen zu Liebe. Natürlich ist das Geschick einer Wissenschaft nicht ganz unabhängig vom Geschick Derer, die sie treiben. Aber auf diesen Zusammenhang soll heute nur im Vorübergehen ein Streiflicht fallen, Wie immer nämlich auch die Psychologie sich befinden mag: die Situation der Psychologen ist äußerst schwierig geworden; und nichts spricht dafür, daß irgend eine „maßgebende Stelle" sich ernstlich damit befasse, eine Aenderung dieser Situation anzubahnen.

Benutzen wir als Scheinwerfer, der die Lage trefflich erhellt, das Licht, das uns die Philosophen über ihr Schicksal, das Schicksal ihres Faches, aufgesteckt haben. Die Philosophen (man vergleiche den hier vom Professor Leymann veröffentlichten Artikel) rufen: Um des Himmels willen, wo soll Das hinaus mit der einseitigen Bevorzugung der Psychologie? Kaum hat diese Disziplin ihr Daseinsrecht erwiesen (zur Noth höchstens; man kann auch noch sein Fragezeichen dahinter setzen), so nimmt sie eine Professur für Philosophie nach der anderen in Beschlag; und wenn Das in dem selben Tempo so weiter geht wie in den letzten Jahren, dann wird die eigentliche Repräsentantin der Universitas litterarum (eben die Philosophie) in nicht langer Zeit zu Gunsten einer Spezialwissenschaft (eben der Psychologie) säkularisirt sein.

So sprechen die Philosophen. Und ohne Zweifel haben sie Recht; wenn sie auch ein Bischen übertreiben. Kommt aber Jemand in einen Kreis von Psychologen, so mag ihm geschehen, daß er eine ganz andere Tonart vernimmt: so könne es mit der Ignorirung einer wichtigen Wissenschaft doch unmöglich weitergehen; selbst die semitischen Sprachen oder die Meteorologie böten bessere akademischen Chancen als die Seelenforschung; und am Ende werde sich der psychologische Nachwuchs in alle Winde, dorthin, wo die Lebensarbeit ihren Mann nährt, verlaufen. Doch ist zwischen den zwei Jeremiaden ein gewichtiger Unterschied. Im Bannkreis der Psychologie sind besonders die Strebenden und Hoffenden unzufrieden; und sie gleichen damit nur den Strebenden und Hoffenden aller Lager, denn der Weg nach oben geht jedem Menschen zu langsam. Die den Gipfel erklommen haben, die Ordinarien, klagen höchstens noch über die knappen Mittel, mit denen ihre Institute auskommen müssen.

Drüben sind es gerade auch die Ordinarien, die den Nothschrei anstimmen, und sie einmüthig im Bunde mit Extraordinarien, Privatdozenten und Solchen, die es werden wollen. Das giebt zu denken; und wer denkt, kann nur zu dem Ergebniß kommen: Die Philosophen haben schon darum Recht, weil sie die Dinge beim rechten Namen nennen und den Uebelstand richtig bezeichnen. Allerdings gehen sie mit Stillschweigen über ihr gerüttelt Maß von Mitschuld an der heutigen Verfahrenheit der Zustände hinweg.

Noch immer ist die Psychologie an den Universitäten deutscher Zunge ein Theil der Philosophie. Dieses Verhältniß ist obsolet. Daß man überhaupt noch darüber reden muß! So stark die Psychologie eines Hume, eines Herbart von der Philosophie dieser Denker beeinflußt, in wesentlichen Grundgedanken bestimmt war: die Seelenforschung, die mit den Experimenten von Ernst Heinrich Weber anhebt, in Fechners Psychophysik ihren ersten systematischen Aufbau erlebt, dann, unterm Einströmen der gewaltigen, von der Sinnesphysiologie geförderten Erfahrungmassen, hauptsächlich von Wundt umgebaut und später von ihm, seiner Schule und vielen Anderen ausgebaut wird: die hat mit der Philosophie so viel und so wenig zu thun wie die Physik oder die Biologie. Möchte man selbst einräumen, daß ihre Ergebnisse fürs Philosophiren unmittelbarer werthvoll seien als die irgend einer anderen Wissenschaft (was man aber auch bestreiten kann), so ändert Das nichts an ihrer Unabhängigkeit, die doch nur berührt würde, wenn auch wiederum für sie die jeweilige Gestaltung der Philosophie wichtiger wäre als für die übrigen Forschungmöglichkeiten; und davon ist keine Rede. Gegen diese Emanzipation aber haben die Philosophen sich Jahrzehnte lang hartnäckig gewehrt, und als es nicht half, als einfach neben ihnen eine unabhängige Erfahrungwissenschaft vom seelischen Leben groß wurde, haben sie die Situation dadurch verwirrt, daß sie selbst eine zweite Psychologie, die philosophische, für sich weiter kultivirten, so etwa wie der alte Wolff in der Seelenforschung die Doppelte Buchführung, empirische und rationale, geübt hatte.

Das ists, was den Nothschrei der Philosophen etwas befremdlich klingen läßt. Jetzt, nachdem in ein Halbdutzend Philosophischer Professuren Vertreter der modernen Wissenschaft Psychologie eingedrungen sind, wird den Anderen klar, daß die Psychologie eine Erfahrungwissenschaft sei, die mit der Philosophie nichts zu thun habe. Man kann darauf antworten: Wenn Jahrzehnte lang Philosophen „ihre" Psychologie gelehrt haben, warum sollen nicht jetzt auch ein paar Psychologen „ihre" Philosophie lehren? Die Psychologie ist nicht würdiger, im Nebenamt betrieben zu werden, als die Philosophie. Ihr habt die Psychologie gewaltsam mit der Philosophie zusammengekoppelt gehalten, als sie längst fähig geworden war, ihre eigenen Wege zu gehen; wendet sich jetzt diese Zwangsehe gegen Euch, wächst die wider ihren Willen zurück-

gehaltene Wissenschaft Euch über den Kopf, spricht sie höflich lächelnd ihr Ote-toi que je m'y mette: Ihr habts verdient!

Schadenfreude mag ein unvermeidlicher Affekt sein, ist aber niemals eine gute Beratherin für praktisches Handeln. Will die Philosophie die Psychologie loswerden: gut; nichts soll uns Psychologen willkommener sein als die Lösung vom Gängelbande. Wird doch die Verkoppelung von Jahr zu Jahr unnatürlicher. Geht sie doch heute schon entweder auf Kosten der Philosophie oder auf Kosten der Psychologie, wahrscheinlich auf Kosten Beider und ganz sicher noch auf Kosten des Psychologen und seiner Schaffenskraft. Ein Blick auf den heutigen Umfang der Seelenwissenschaft läßt darüber kaum einen Zweifel.

Im Mittelpunkt steht die Experimentelle Psychologie, das A und O der modernen Seelenforschung. Sie allein wäre, als bloße Beilage zum Hauptgericht Philosophie genossen, ein schwer verdaulicher Bissen. Es genügt ja nicht, ihre Ergebnisse einigermaßen zu kennen. Denn all ihre Ergebnisse sind im Fluß, und wer mitten drin seine feste Orientirung behalten soll, muß die Findung der Ergebnisse selber verfolgen und kritisch verfolgen können. Das heißt: er muß mit der Methodik vertraut sein. Die Methodik aber ist streng naturwissenschaftlich, mit technischen Finessen gespickt, deren Nicken und Tücken nur abschätzen kann, wer sie am eigenen Leib (richtiger: an der eigenen Seele) verspürt hat. Man muß an den Apparaten gesessen, sich mit ihnen gründlich herumgeärgert haben, um zu beurtheilen, was von ihnen zu erwarten ist; und um in diesem Urtheil einigermaßen firm zu bleiben, auch wenn das tägliche Hantiren für ein paar Jahre unterbrochen werden sollte (womit bei der Rarheit der experimentalpsychologischen Arbeitstätten an den deutschen Hochschulen und der Unzulängkeit der meisten vorhandenen ja immer noch zu rechnen ist).

Neben der Experimentellen Psychologie im engsten Sinn steht die Psychophysik. Unter diesem Namen fassen wir all die Probleme zusammen, die auf die Beziehung von Physischem und Psychischem hindeuten. Auch hier hat sich ein Umschwung zu Ungunsten der nebenamtlichen Erledigung durch Philosophen vollzogen. Die Differential- und Integralspielerei der fechnerischen Zeit hat ja, Gott sei Dank, aufgehört; aber diese dekorative Mathematik lag dem Philosophen, der sich schon als Logiker, auch als Historiker, einigermaßen damit anfreunden muß, noch eher als ihr neuerer Ersatz durch stark medizinisch gefärbte Formulirungen. Statt des Streites um die psychophysischen Maßmethoden haben wir heute den Kampf um die Lokalisation, um die Bedeutung der Hirnanatomie, um anthropometrische, phrenologische, Faserung- und cellulare Methodik; und in Alledem muß der Psychologe, auch wenn ers persönlich nicht liebt, um so besser beschlagen sein, als er hier jeden Augenblick von Laien und lernbegierigen Schülern gefragt zu werden pflegt. Viele Ansprüche der Lokalisatoren lassen sich nur zurückweisen, wenn man genau weiß, wie sie ent-

standen sind, Ergebnisse und Methoden der Hirnforschung mindestens kennt. Hier kommt der nicht medizinisch Gebildete schon arg ins Gedräng; hier winkt ihm die mühsälige Einarbeitung in die Grenzwissenschaften der Psychologie, Anatomie, Animale Physiologie, Neuropathologie (von denen übrigens die Physiologie der Sinnesfunktionen schon für die Psychologie im engeren Sinn unerläßlich ist). Und was bedeutet diese Arbeit, wenn sie nicht im Sezirsaal und am Krankenbett, sondern am Schreibtisch und in der Vorlesung gethan werden muß! Sie wird den Psychologen, der nicht Arzt ist, die doppelte Zeit kosten, will er dem Mediziner auch nur einigermaßen in der Beherrschung dieser Dinge gewachsen sein.

Noch mehr vielleicht gilt das Selbe für die Psychopathologie, die neuerdings, in den Händen von Kraepelin, Ziehen, Sommer und ihren Schülern, in besonders enge Verbindung mit der Experimentellen Psychologie getreten ist. Wie sehr aber wird doch alle Psychopathologie von der Psychiatrie bestimmt, wie unsicher bleibt das Urtheil hier ohne einen Einblick in die Praxis der Seelenkrankheitkunde! Es ist kein Zufall, daß große Kliniker und Aerzte die moderne Psychopathologie (Manches aus der „Nervenheilkunde", wie die Kapitel Hysterie und Neurasthenie, gehört zum größten Theil hierher) geschaffen haben. Wer in dieser Schöpfung arbeiten will, muß wenigstens einer „Einfühlung" in klinische Gesichtspunkte fähig sein. Er muß, was hier wichtiger ist, die Zeit dazu finden. Heute schon und sicher noch viel mehr in der nächsten Zukunft wird ohne Vertrautheit mit den Ergebnissen und den Problemen der Psychopathologie das Können der Psychologen höchst fragmentarisch erscheinen. Man denke nur an all die kleinen und doch enorm wichtigen, namentlich praktisch und öffentlich so viel diskutirten Untersuchungzweige, die zwischen Psychologie und Psychopathologie aufgeschossen sind: Individualpsychologie, Vergleichende Psychologie, Kriminalpsychologie, Experimentelle Pädagogik, Didaktik, Aesthetik. Ich fürchte, schon bis hierher wird das Nebenamt Psychologie selbst für robuste Philosophenschultern zu schwer.

Mit der Völkerpsychologie (oder Sozialpsychologie) schließt sich der Kreis aber erst. Und sie, die dem Philosophen zunächst leidlich nah zu liegen scheint, fordert nun gerade heute die Vertrautheit mit allen bisher skizzirten Fragestellungen und ihren vorläufigen Beantwortungen, wenn mehr als eine oberflächlich psychologisirende Historie oder Soziologie herauskommen soll. Wundts Völkerpsychologie beweist es. Deutlich zeigt sichs auch in den ganz jungen Problemkonstellationen der Völkerpathologie, wie sie vorläufig in der Pathographie und der Sozialpathologie, in der Untersuchung seelisch abnormer Persönlichkeiten und Massen, der pathologischen Genies und der geistigen Epidemien, ihren Niederschlag finden. Hier kann nur mitarbeiten, wer auf dem sicheren Grunde der experimentalpsychologischen, psychophysischen und psychopathologischen Ergebnisse steht. Aber auch wer nicht diesen Ehrgeiz hat, muß als Psychologe über diese Dinge Bescheid wissen.

Psychologie, Psychophysik, Psychopathologie, Völkerpsychologie, Völkerpathologie: Das ist ein so großer Komplex an Stofflichem und Methodischen, daß ihn die Lebensarbeit eines Einzelnen kaum bewältigen kann. Wer wollte bestreiten, daß bewegliche Geister daneben auch noch philosophisch einigermaßen up to date sich zu halten vermögen? (Nur exemplifizire man nicht auf das Phänomen Wundt; ein Forscher, der die Entwickelung seiner Wissenschaft zum großen Theil selbst gemacht, jedenfalls von Anbeginn an mitgemacht hat, steht außerhalb jeder Vergleichsmöglichkeit.) Aber auf sie darf man nicht die akademische Organisation zuschneiden. Schon darum nicht, weil das Wesen der deutschen Hochschule in der organischen Verkettung von Forschen und Lehren besteht; der Hochschullehrer soll nicht nur reproduziren, sondern auf dem Gebiete, das sein Unterricht umspannt, auch produktiv sein. Das allein verleiht dem akademischen Lehramt seine über alle anderen Lehrämter erhabene Würde. Giebt man dies Prinzip auf, so giebt man den Geist der deutschen Hochschule auf. Und man giebt es auf, wenn man den Hochschullehrer nöthigt, heterogene Wissens- und Arbeitsphären amtlich zu vereinigen. Was wird die Folge sein? Entweder er wahrt sich seine Produktivität in der einen: und dann bleibt der anderen die nothdürftigste Orientirung aus zweiter Hand vorbehalten; oder er opfert die Produktivität überhaupt zu Gunsten einer vielleicht staunenswerthen, doch sterilen Orientirung nach beiden Seiten. Einen dieser beiden Typen zu züchten, liegt nicht im Interesse der Hochschule.

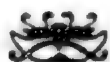
Ergiebt sich aus diesen Erwägungen die Trennung von Psychologie und Philosophie als gebieterische Nothwendigkeit, so bleibt noch die Frage nach dem der Seelenwissenschaft anzuweisenden Platz. Münsterberg, der Psychologe von Harvard, ist mit seinem Laboratorium in die Emerson Hall, das Philosophische Institut seiner Universität, eingezogen, nicht, weil ihm ein passender Raum fehlte, sondern, weil er keinen passenderen zu kennen glaubt als den an der Seite der Philosophie; und Wundt hat ihm gerade über diese Nachbarstreue seine Genugthuung ausgedrückt: mit deutlicher Spitze gegen Alle, die der Psychologie ihren Platz unter den Naturwissenschaften anweisen. (Das hat vor Allen ja Rickert gethan, den sein Bestreben, die Kulturwissenschaft von dem Alb der Psychologie zu befreien, zu dieser Taktik nöthigte.) Auch ich glaube, wir würden uns recht einsam und gelangweilt fühlen, wenn man uns mit Physik, Chemie, Geologie, Astronomie und selbst Biologie zusammensperrte. Eher ließe sich schon die Versetzung in die Medizin erörtern. Doch in dieser Fakultät ist mit Recht Alles für den kranken Menschen und seine Heilung eingerichtet. Hier könnte das Geschick der Psychologie sein, eine bloße Hilfswissenschaft der Irrenanstalt zu werden. Das wäre ihr so wenig zu wünschen wie eine Existenz als Anhängsel der Philosophie. Die reichsten und lebendigsten sachlichen Wechselbeziehungen (bei allem naturwissenschaftlichen An-

strich der Methodik) bestehen eben doch zu den „Geisteswissenschaften“. Und so bleibt wohl, bei der alten Zunftgliederung unserer Universitäten, die Philosophische Fakultät noch immer der rechte Platz für die „psychologischen Wissenschaften“ (wie man schon heute besser statt „Psychologie“ sagen mag). Ihnen bleibe überlassen, in wessen Nachbarschaft sie sich dort heimisch machen werden. Nur ist eben Nachbarschaft etwas Anderes als Vereinigung. Aus einer schlechten Ehe ist schon manchmal eine gute Freundschaft geworden; aber erst nach der Scheidung.

Natürlich darf man nicht erwarten, daß dem inneren Gewinn, der bei dieser Emanzipation von den Philosophieprofessuren für die Psychologen herausspringen müßte, auch gleich ein eben so starker äußerer entsprechen werde. So viele Ordinariate für die psychologischen Wissenschaften (oder auch nur Extraordinariate mit Lehrauftrag), wie für die jetzt in philosophischen Ordinariaten sitzenden Psychologen nöthig wären, werden wir einstweilen nicht bekommen. Ein für Psychologie ertheilter Lehrauftrag ist unserer Wissenschaft und uns aber mehr werth als drei Lehrstühle, auf denen der Psychologe Philosophie lehren muß. Gebt nur einen einzigen Ordinarius für die psychologischen Wissenschaften, laßt ihn ein paar Jahre lehren und sein Existenzrecht erweisen: und die Sache wird en marche sein. Ists denn gar so schwer, diesen Einen zu berufen? Die Philosophie würde vielleicht, wenn sie die Gewißheit hätte, damit die psychologische Invasion los zu werden, gern eine der zahlreichen Doppelprofessuren, mit denen sie gesegnet ist, für das Experiment hergeben. Und die deutschen Universitäten sollten in einer Zeit, wo Lehrstühle für Kolonialrecht, Tropenmedizin und Soziale Hygiene in Frage kommen, durch die That zeigen, daß ihre Fortentwickelung nicht allein von den Bedürfnissen des Staates, sondern in erster Linie noch immer von der Rücksicht auf die Förderung der reinen Erkenntniß bestimmt wird.

Versäumen sie jetzt wieder die günstige Gelegenheit, so werden die Hoffnungen des jungen Psychologengeschlechtes sich von ihnen abkehren. Unser höchstes Bildungwesen ist ja längst in eine heftige Gährung gelangt. Allerlei neuartige Organisationen erscheinen. Und da sie mehr aus dem Strom des modernen Lebens als aus dem der Tradition gespeist sind, könnte den psychologischen Wissenschaften an Polytechniken oder Handelshochschulen, an medizinischen oder sozialwissenschaftlichen Akademien oder im Rahmen der noch nicht zu endgiltiger Form kristallisirten Bildungskurse einzelner Großstädte früher eine unabhängige und würdige Daseinsstätte bereitet werden als innerhalb der Universitas Litterarum. Am Ende wäre es nicht die Psychologie, die den Schaden davon hätte.

Karlsruhe. Privatdozent Dr. Willy Hellpach.



Die Frau und die Kunst.

Wo eine harte Werktagsarbeit nicht beide Geschlechter gleichmäßig ins Geschirr spannt, kennt der Mann in seinem Verhältniß zur Frau nur zwei Formen, die selbst durch die sozial organisirte Kameradschaft der Ehe nicht wesentlich in Frage gestellt werden: er verachtet oder vergöttert. Zur Geringschätzung der Frau neigt der Mann, wenn er über sie denkt. Er merkt dann, daß ihr versagt ist, all die intellektuellen Fähigkeiten intensiv zu entwickeln, mit deren Hilfe der Mann sich dem Leben gegenüber behauptet, es nützt und sich darin ausbildet; und so kommt er scheinbar logisch zu dem Schluß, die Frau sei minderwerthig und eine Energie niederen Ranges. Zur Vergötterung treibt ihn dagegen die nicht begrifflich eingemauerte Anschauung und ein Gefühl, das im Selbsterhaltungtrieb wurzelt. Die Idealisirungversuche, die der Mann im Verlauf der Geschichte so oft mit der Frau gemacht hat, sind nicht eine That der Großmuth, sondern der Noth. Denn der Mann ist des Idealen bedürftig; und er findet es in der Frauennatur, weil diese in gewissem Sinn a priori ist, was er mit allen Kräften zu werden strebt.

Die Frau ist ein Mikrokosmos. In ihrer Mutternatur suchen alle Kräfte harmonischen Bezug; selbst einander feindliche Energien streben darin einer geordneten Ruhe zu. Die Frauenseele ist ein geschlossener Organismus, der schweigend und willenlos das Glück genießt, da zu sein. Willenlos, weil die Energie gebunden ist, nicht auf Erweiterung, Entwickelung und Vervielfachung zielt, sondern auf Zusammenschluß und Einheit. Der Verehrung würdig erscheint die Frau dem Mann durch die selben Eigenschaften, die ihm das Kind heilig machen. In Beiden ruhen alle Triebe der Menschennatur als Möglichkeiten; Beider Wesen ist lebendigste Totalität. Von der Frau wie vom Kinde wird diese Einheit, worin sich der Mann so gern spiegelt, zerstört, wenn der Entschluß reift, bestimmte Kräfte vor anderen einseitig zu entwickeln. Denn eine solche Ausbildung des Besonderen ist nur auf Kosten der ursprünglichen Harmonie denkbar. Für das Kind männlichen Geschlechtes liegt eine innere Nöthigung vor, die Einheit der Unschuld zu zerstören; nicht aber für die Frau. Dieser wird ihre innere Natur zu einem Schicksal, das sie nur auf Gefahr der Selbstvernichtung durchbrechen kann. Darum ist ihr das natürlich Nothwendige zur Sitte, zur Basis aller Schicklichkeitgesetze geworden. Die Forderungen der Schamhaftigkeit und Unschuld, diese Forderungen, die die Frau an sich selbst stellt und worin der Mann sie unterstützt, sind nur Sicherungversuche, weil unkeusches Wissen, unreine Erkenntnißarbeit ihre Einheit unfehlbar in Frage stellen.

Das Schicksal des Mannes ist dagegen, diese im Wesentlichen unbewußte Geschlossenheit, die auch er in der Kindheit erlebt, aufzuopfern, um sich dem Versuch hinzugeben, sie mit Anspannung aller Kräfte als ein Be-

wußtes wieder herzustellen. Des Mannes Sendung besteht darin, alle im weiblichen Mikrokosmos unter starker Spannung der Lösung harrenden Kräfte (diese Spannung erklärt die ewige, gegenstandlose Sehnsucht der Frau) zu befreien und sie zu Fähigkeiten zu entwickeln, was nur geschehen kann, wenn sie durch das Medium der Empirie bewußt gemacht werden. Da das Leben eines männlichen Individuums kaum ausreicht, um nur einige dieser unendlich vielen Kräfte bewußt auszubilden, so ist der Mann zu einer Arbeitstheilung gezwungen; er organisirt ein System, das die Ergebnisse des Einen dem Anderen nutzbar macht. Das Resultat dieser männlichen Arbeit ist die Weltgeschichte. Der einzelne Mann aber wird in solcher partikularistischen Thätigkeit einseitig und ist weit entfernt von der Harmonie: von der unbewußten, weiblichen, weil er diese verlassen mußte, um wollend zu werden, was die Frau willenlos ist; und von einer höheren, bewußten Harmonie, weil er als Einzelner zu schwach ist, um dieses ungeheure Resultat, das nur ein Produkt aller Kräfte sein kann, herzustellen. Wenn die unbewußte, willenlose Harmonie der Frau Natur heißt, so heißt die bewußte und gewollte des Mannes Kultur.

Während der Mann mit seiner partikularistischen Erkenntnißarbeit beschäftigt ist, bedarf er von Zeit zu Zeit eines Blickes auf eine Ganzheit, damit er nicht die Zuversicht verliere, seine Thätigkeit diene einem Gedanken der Vollkommenheit. Er braucht Symbole, woran er sich aufrichten und in deren Anblick er seine Isolirung vergessen kann. Zu solchen Symbolen werden ihm die Frau und das Kunstwerk. In der Frau verehrt er die ungebrochene Natur als etwas Ideales; er wendet sich rückwärts, der schönen Ruhe zu, woraus er hervorgegangen ist, und erblickt darin ein Gegenbild seines (also: des allgemeinen) Endzieles. Und die Gebilde der Kunst werden ihm zu Symbolen des Idealen, weil in ihnen das jeweilige Ergebniß der Kulturarbeit Aller niedergelegt ist, weil sie die erstrebte große Idealharmonie am Besten zur Vorstellung bringen und das Wollen der vielen auf verschiedenen Erkenntnißwegen Gehenden als ein Verwandtes, als ein auf die selbe Idee Zielendes lebendig veranschaulichen. In diesem Sinn ist das Kunstwerk ein Nothgebilde des männlichen Partikularismus. Es wird ausschließlich von Männern für Männer gemacht und gehört der Frau nur insofern, als deren Instinkte mit den Bewußtheiten des Künstlers übereinstimmen, als ihre Natureinheit der Kunsteinheit verwandt antwortet und als sie selbst Etwas wie ein Kunstwerk ist. Nöthig aber ist der Frau das Kunstwerk nicht.

Wenn man die Lebensform der Frau einer mehr oder weniger, nämlich individuell unregelmäßigen Kreisfigur vergleichen kann, so gleicht die des Mannes einer vorwärtsdrängenden, zu einer weiteren Kreisgrenze radial hinstrebenden Linie; wenn der Entwickelungprozeß dort dem einer Frucht gleicht,

die nach allen Seiten gleichmäßig im Raum schwillt, so gleicht er hier dem Wachsen eines Zweiges, der gerade nach oben strebt. Die Natur der Frau ist Zuständlichkeit, die des Mannes ist eine Willensbewegung. Darum wurde die Frau zur Hüterin des Hauses. Ihr ist der Mann nicht das Selbe, was sie ihm bedeutet: ein Ideal; sie sieht und findet im Mann vielmehr eine Wirklichkeit, mit deren Hilfe sie ihre Abgeschlossenheit zu der Welt in Beziehung setzen kann. Darum empfindet sie auch mehr monogam. Der Mann idealisirt weniger das Weib als das weibliche Prinzip, liebt mehr die Gattung als das Individuum; er verehrt, vergöttert wohl gar, aber verwächst nicht in dem Maß mit der einzelnen Frau wie diese, der die Begegnung zum Schicksal wird, mit einem bestimmten Mann. Die Frau kann ihre Art vielleicht auf verschiedene männliche Individualitäten einstellen, weil sie weniger einer Ergänzung bedarf als einer motorischen Kraft; ist die Entscheidung aber gefallen, so wird ihr die Wahl zu einem untilgbaren Erlebniß: sie wird Eins mit der Wirklichkeit, der sie sich hingiebt. Der Mann sucht in der Frau eine Idee; die Frau erblickt im Mann einen Willen, der ihrer Willenlosigkeit kategorisch den Weg bestimmt. Zum innersten Sein der Frau gehört darum auch, was der Mann so gern ihre Inkonsequenz nennt. In Wahrheit ist es eine Konsequenz ihrer Art nach, ja, ist sogar eine Konsequenz im höheren, im dichterischen Sinn. Die Frau versteht instinktiv Alles. Die starken Einseitigkeiten des männlichen Denkens bleiben ihr fremd, weil sie die Theile nicht intellektuell isoliren kann; sie trägt immer eine Ahnung des Ganzen im Herzen und setzt der Logik ein Gefühl entgegen, das auch solche Dinge berücksichtigt, die keine Logik berücksichtigen kann, ohne ins Uferlose zu gerathen. Darin berührt sie sich mit dem Künstler. Sie kennt deshalb auch nicht den männlichen Ehrbegriff, der Etwas wie ein Geländer für den schwanken, schmalen Pfad der partikularistischen Bestrebungen ist; sie ergreift das Höchste und Tiefste zugleich mit dem synthetischen Instinkt; die Pole der menschlichen Natur: Gott und Thier, liegen ihr näher bei einander.

Auch zur Kunst muß also die Frau ganz anders stehen als der Mann. Sie ist viel unbefangener und gelassener, denn ihr fehlt das Interesse, sich begrifflich der Idee und der Theile, woraus das Schöne entstanden ist, zu bemächtigen; sie geht den kurzen, direkten Weg über den Instinkt, und was sich ihr da versagt, Das erringt sie nie. Ihr Wesen erfreut sich, mitschwingend, am anmuthig Schönen; doch widersteht ihr, was vom Bemühen um diese Schönheit im Werk sichtbar ist. Das Titanische und das Groteske erschreckt sie und stößt sie ab. Wo der Mann gewaltige geistige Anstrengungen macht, um sich des Kunstwerkes zu bemächtigen, da betrachtet die Frau es wie eine Blume. Auch hier ist der Mann der Analytiker des Lebens; er kämpft um die Kunst, schafft das Werk innerlich nach: und diese Qual wird ihm zum

erhebenden Erlebniß. Auch streitet er mit Seinesgleichen unausgesetzt um die Formen des künstlerischen Ideals, weil er damit zugleich um den Sinn seiner Lebensanschauungen und der damit zusammenhängenden Thätigkeit streitet. Immer aufs Neue prüft er die in der Kunst seiner Zeit niedergelegte Synthese an seinem persönlichen Erleben und erzieht sich an einer Idee, die er, als Einer unter Allen, selbst schafft. Die Frau steht diesem Kampf innerlich fern. Sie begrüßt selbst überraschend neue Formen der Kunst wie etwas Selbstverständliches. Aber sie begrüßt das Minderwerthige meist eben so freudig wie das Bedeutende, weil sie kritische Macht über ihre Instinkte nicht hat, weil sie keinen Maßstab in ihrer Hand hält. Den Maßstab hat nur der denkende, wollende Mann. Darum unterschätzt sie stets auch die Anstrengung, die nöthig ist, um Kunstwerke hervorzubringen, und weiß nicht, wie weit der Weg von der Empfindung bis zur That ist. Ihr kommt die Anstrengung wohl gar unnütz vor, da sie deren letzten Zweck schon als Natur in sich trägt.

In dieser unbedingten Formulirung gelten solche Sätze freilich nur von der Frau, die ihre eingeborene Natur rein erhalten, ihr natürliches Wesen frei entfalten konnte. Sie allein aber darf als Typus gelten, da die Natur, trotz allen Abirrungen, immer wieder auf das Normale zurückkommt. Eine Betrachtung der normalen Frau allein zwingt zu der Schlußfolgerung, daß sie eine schaffende Künstlerin nicht zu sein vermag. Die Triebfeder aller künstlerischen Thätigkeit ist der Wille. Die Entstehung des Kunstwerkes ist nur denkbar auf dem Grund eines fanatischen Erkenntnißtriebes. Der Mann erfüllt diese Voraussetzungen, indem er nur sein inneres Wesen unter dem Zwang des Geschlechtsgesetzes entwickelt; versucht die Frau aber, ihm gleich zu handeln, so zersprengt sie ihre natürliche Form, ohne eine neue schaffen zu können. Denn ihr fehlen, mit dem männlichen Arbeitbedürfniß, auch dessen Organe. Sie vermag künstlerisch nur thätig zu sein, wenn sie männisch wird. Das heißt: ihr Geschlecht verleugnet. Sie muß ihre Natur, ihre Einheitlichkeit opfern, — und damit dann jede Möglichkeit, original zu sein.

— —

Ein lehrreicher mittelbarer Beweis für die Behauptung, daß die Frau nicht Künstlerin sein kann, liegt in der besonderen Art, wie sie von der Kunst als Objekt verwendet wird. Ihr Wesen hat sich in vielen Punkten eben so wenig als darstellbar erwiesen, wie es darstellend thätig sein kann. In einem seiner präzis gedachten Essais hat Paul Ernst gesagt, daß die Frau im Drama handelnd nur auftreten kann, wenn sie vom Dichter vermännlicht wird. Die Triebfeder des Dramas ist der Wille, der auf dem Theater nur durch Handlungen darzustellen ist. Nun fehlt der Frauennatur gerade der handlungfrohe Wille, in dessen Thaten allein der Charakter vom Dramatiker dargelegt werden kann. Die großen Bühnendichter haben von je her ihren weiblichen Ge-

stalten zur Hälfte wenigstens männliche Empfindungen verliehen; die weiblichen Rollen wurden früher nicht nur von Männern gespielt, sondern sie waren auch in entscheidenden Punkten männlich gedacht. Sind es bis heute. In der Bildenden Kunst kann das Wesen der Frau mehr objektiv gegeben werden, weil sie, besonders die Malerei, nicht ein inneres Sein schildert, sondern einen äußeren Schein, nicht den zeitlich zu betrachtenden Willen, sondern die räumliche Zuständlichkeit. Doch ist es bezeichnend, daß in Zeiten hoher Kunstkultur die Frau auch von der Bildenden Kunst mit männlichen Zügen ausgestattet worden ist. Namentlich von der Skulptur. Weibliche Statuen aus der griechischen Frühzeit (Wettläuferinnen, Amazonen, Athenenköpfe) kann der erste Blick von männlichen oft nicht unterscheiden. Auch die Frauengestalten Michelangelos mußten ins Männliche schlagen, weil der leidenschaftliche Wille des Bildners nothwendig die konzentrirte Harmonie weiblicher Ruhe (dieser Ruhe selbst im Tanz) aufheben mußte. Andere Beispiele ließen sich aus der Gothik beibringen. Nur der Malerei ist es gelungen, ganz weibliche Frauen zu bilden, weil sie nicht an die Plastik der einzelnen Gestalt gebunden ist, sondern den Raum giebt, worin sich sehr wohl schöne Passivitäten bewegen können, ohne den Künstlerwillen in Frage zu stellen.

Muß die Frau nun vermännlicht werden, wenn sie im Drama Einfluß auf die Handlung gewinnen soll, so muß sie auch ihr Geschlecht verleugnen, wenn sie produzirend mit dem Künstler den Wettkampf wagen will. Thut sie Das aber, so zerstört sie unwiederbringlich eine Einheit, die in keiner Weise wiederherzustellen ist, weil für die Frau von ihrer unbewußten Harmonie nicht der schmalste Weg zur bewußten, durch analytische Arbeit erworbenen Harmonie des genialen Künstlers führt. In unseren Tagen wird viel von der Doppelgeschlechtigkeit jedes Individuums gesprochen. Bei der Frau ist die männliche Anlage, auch im Geistigen, freilich latent vorhanden; doch nur so, daß die natürliche Geschlossenheit damit gesprengt werden kann. Die Kraft reicht nicht so weit, daß ein Wettstreit mit dem Mann irgendwie Erfolg verspräche. Und eine seriöse Kunst der Frau für die Frau kann es nicht geben, weil dazu keine innere Nöthigung vorliegt. Die Frau kann ihre Willenskraft so entwickeln, daß sie für den Kampf ums Dasein ausreicht; auf die Ziele einer vom Zweck genesenen Erkenntnißarbeit, die ihr gar nicht Ziele sein können, vermag sie ihre Energie aber nur unter Gefährdung ihrer Weibheit zu richten.

Die Erfahrung bestätigt, daß die Frau als Künstlerin immer mehr oder weniger arge Nachahmungen der Männerkunst liefert. Sie ist die geborene Dilettantin; im feinsten Sinn, wo sie genießt, im übelsten, wo sie produzirt. In den Künsten, die den stärksten Sinn für reine Form fordern, in der Architektur und Musik, ist die schaffende Künstlerin überhaupt nicht zu finden. Die eigentlichen Gebiete des weiblichen Dilettantismus sind die Malerei, das

Kunstgewerbe und die Belletristik. Die Frau vermag nur ästhetisch zu bilden, wenn sie die Fühlung mit dem Stoff des Lebens, mit dem unmittelbar Zweckvollen nie verliert. Darum ist sie als Künstlerin Naturalist par excellence. Denn ein Naturalist ist Der, der den Stoff nicht in der Form zu überwinden vermag. Die Form ist das Ausdruckszeichen des Willens; da der Frau dieser formenbildende Wille fehlt, bleibt sie auf den Stoff angewiesen oder auf irgend welche Vorbilder. Sie muß nachahmen: die Natur oder die Kunst des Mannes. Selbst wenn sich ein reines Talent einmal bis zur Höhe selbständiger Produktion erhebt (ich denke an George Sand, Angelika Kauffmann, Rosa Bonheur, Annette von Droste-Hülshoff, Dora Hitz und Andere), kann doch von einer Richtung gebenden Leistung in keinem Fall die Rede sein.

Besseres leistet die Frau in den reproduzirenden Künsten: als Schauspielerin oder Musikantin. Eigentlich treibt sie jede Kunst als Musikantin. Aber auch nachempfindend vermag sie das Höchste nur ganz selten zu leisten. Die meisten berühmten Schauspielerinnen haben ihren Ruf nicht der künstlerischen Verwandlungfähigkeit (worin doch wohl das Talent des Mimen besteht) zu danken, sondern der Liebenswürdigkeit ihrer weiblichen Natur, die freilich in ihrer Fülle oft beinahe wie Genialität zu wirken vermag. Sie spielen immer sich selbst. Ihr künstlerisches Kapital besteht oft nur in einem wunderschönen Lachen, einem ergreifenden Weinen, einer zu Herzen gehenden Stimme, in einigen schönen Bewegungen und bezaubernden Gewohnheiten. Die ganz wenigen großen Schauspielerinnen aber, die in der That mehr objektiv zu charakterisiren vermögen, nähern sich dem männischen Wesen, müssen es schon deshalb, weil die Rollen, die sie zu spielen haben, vermännlicht worden sind. Oder sie sind ungenirte, nervöse Individuen, die dem „dritten Geschlecht" angehören oder nahstehen; oder wohl auch Naturen, der russischen Katharina ähnlich, die durch Hetärengewohnheiten einen Bruch zwischen dem Geschlechtlichen und dem Geistigen herzustellen wußte. Nicht anders steht es mit den berühmten Musikantinnen. Auch sie müssen Etwas wie eine freiwillige seelische Deflorirung vornehmen, um die intellektuelle Willenskraft zu entwickeln, die zur reproduzirenden Kunst großen Stiles nöthig ist. Sogar Sängerinnen, denen die schöne Stimme als Zufallsgeschenk gespendet ward, werden im Laufe des Studiums im Empfinden und Denken männisch, ohne daß sie doch großen Vortheil davon hätten. Auch wird die Kunstbegabung von der Frau fast immer durch Verkümmerung oder Krankheit der Gebärorgane erkauft; oder die pathologische Entartung läßt wohl gar erst das Talent entstehen. Eine genaue Statistik würde zeigen, daß wenigstens zwei Drittel aller Künstlerinnen mit Frauenkrankheiten belastet sind. Das geistige Wesen der Frau ist eben ganz abhängig von ihren Geschlechtsfunktionen; die körperlichen Veränderungen haben darum geistige und die geistigen Veränderungen körperliche im Gefolge. In

diesem Sinn ist der produktive Drang der Frau in der Kunst, wo er allgemeiner auftritt, ein Kennzeichen der Entartung.

Epochen großer Kunst kennen die Künstlerin nicht; sie ist eine durchaus moderne Erscheinung. In der ganz männlichen antiken Kunstwelt ist die Frau gar nicht denkbar; auch aus der Zeit der Gothik oder der Renaissance ist uns kein Frauenname überliefert, der irgendwie für die Kunstgeschichte wichtig wäre; und nie hat man gehört, daß es in Arabien oder in Japan eine Frauenkunst gegeben habe. Selbst in der niederländischen Bürgerkunst des siebenzehnten Jahrhunderts konnte sich das weibliche Geschlecht nicht bethätigen. Von der Gegenwart ist es dagegen zur Kunstarbeit geradezu gezwungen worden, weil es in den wirthschaftlichen Kämpfen mitfechten muß. Die moderne Künstlerin ist nur wirthschaftlich zu verstehen; nur in einer Zeit sozialer Formlosigkeit konnte die Frau ihrem natürlichen Wesen bis zu diesem Grade entfremdet werden. Durch Umstände, worüber sie keine Gewalt hat, wird sie ins Arbeitgetriebe der Männer verstrickt; und ist sie einmal darin, so finden sich leicht hundert Gründe, die beweisen, daß sie ein „Recht" hat, es dem Mann in allen Dingen gleichzuthun. Ein komplizirtes Gedankensystem ist gebildet worden, worin viel von der Jahrhunderte alten Knechtschaft der Frau und von ihrer endlichen Befreiung die Rede ist. Es ist ein schöner Zug, daß die emanzipirte Frau ihr heute leider nicht zu vermeidendes Schicksal, das sie in den Erhaltungskampf hineinstößt, in dieser Weise sittlich machen möchte; aber sie wüthet damit gegen sich selbst. Ungesund ist schon dieses jähe Ehrgefühl bei ihr, das überall eine Zurücksetzung wittert; und krankhaft wirkt der Hohn, womit der Mann, seines „Egoismus" wegen, verfolgt wird. Hinzu kommt, daß es nicht bei dieser Entartung der Frauennatur bleibt. Der Kreis des gesunden Empfindens wird nie von einem Geschlecht allein durchbrochen; jedem Maximum steht ein Minimum gegenüber. Werden die Frauen männisch, so werden die Männer weibisch. Die geistig entartete Frau schwächt ihre Geschlechtsinstinkte und erzeugt eine Generation weichlicher Monomanen. Die Kinder müssen für die Verzerrung der Natur büßen; und es ist kein Aequivalent, wenn diese Kinder überreich mit Gaben und Talenten geboren werden, die pathologisch dem überreizten Nervensystem anhaften. Krankhafte Begabungen wachsen heute ja wild; sie bedeuten gar nichts für die wahre Kulturarbeit.

Solche Anschauungen gelten heute als altmodisch. Höhnisch wird, wer sie ausspricht, wohl gefragt, ab er sich eine Puppe wünsche, eine willige Sklavin. Wer so fragt, weiß nichts mehr vom Adel der grade gewachsenen Frauennatur. Die Geschlechter können einander nur dienen, einander nur bereichern, wenn sie nicht armsälige Gleichförmigkeit anstreben, sondern ihre Eigenart bewahren. Nichts Erquicklicheres giebt es für den Mann als den Anblick einer gesunden Frauenseele; er grüßt darin die Einheit der Natur. Das gegen-

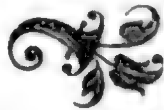
wartfrohe Sein der Frau erfrischt den Arbeitenden wie Berg, Wald und See mit dem ewigen Himmelsgewölbe darüber; das kleine Universum einer weiblichen Frohnatur wird allem Wollen zum Spiegel, allem Streben ein Ziel, aller Weltdeutungluft zum Richtmaß. Sehr genial und stark oder sehr arm an Empfindung muß Der schon sein, der die frauliche Frau neben sich entbehren kann. Wer glaubt, sie durch eine geschlechtlose Arbeitgehilfin ersetzen zu können, hat nie den Athem des Weltgeistes gespürt; und wer gar nur das Geschlecht sucht und den Geist verachtet, wird nie im Stande sein, ein Ganzes zu fühlen. Die Frau aber wird, je einheitlich gesünder ihre Natur ist, um so inniger auch den starken männlichen Willen suchen, ohne dessen Wirklichkeit sie zweck- und ziellos umherirrt wie ein vom Sonnensystem ausgeschlossenes Gestirn.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Moralist, der mit gehobenem Finger die Frau, von der jeder Tag mit unerbittlicher Härte schwere Arbeit fordert, auf ihre wahren Aufgaben hinweist, wird leicht lächerlich; grotesk aber ist der liberale Vorkämpfer, der sich zur Lebensaufgabe macht, den „mißhandelten“ Frauen die Wege ins Gymnasium, in den Hörsaal, ins Atelier, in Werkstätten und Bureaux zu ebnen, der Manager der Emanzipirten, der auf Frauenkongressen zwischen Reformkleidern mitleidig fast geduldet wird und stolz darauf ist. Er ist schon so weibisch geworden, daß er sich und sein Geschlecht mit einer fixen Gerechtigkeitidee blindlings erdrosselt.

Von Nutzen aber mag es in dieser wirren Zeit sein, auf das natürliche Verhältniß der Geschlechter wieder einmal hinzuweisen, damit das Unvermeidliche nicht auch als das Erstrebenswerthe erscheine.

Friedenau. Karl Scheffler.



Fremde Kinder.

Vor einigen Jahren hatte ich mich in einem Häuschen eingemiethet, das in einem Fischerort weit draußen am Meer lag. Nach vielem Wenn und Aber war mir sogar gelungen, die Hausfrau zu bewegen, mich während meines kurzen Aufenthaltes mit des Leibes Nahrung und Nothdurft zu versehen. Ich lebte so in naher Berührung mit einer Familie, von deren Schicksal und Verhältnissen ich keine Ahnung hatte. Gleich von Anfang an hatte ich den Eindruck, daß Fragen keine gute Aufnahme finden würden. Darum stellte ich keine, ließ mich in keinerlei Gespräch ein, sondern verhielt mich vollständig neutral. Was ich erfuhr, hat mir der Zufall geschenkt.

Die Gewohnheiten der Familie unterschieden sich in keinem Zug von denen

anderer in ihrer Lage. Früh morgens pflegte der Mann auf den Fischfang zu gehen, spät am Nachmittag kam er zurück Stets ging er dann an meinem Fenster vorüber, um die Frau und die älteren Kinder zur Mitarbeit am Reinigen der Netze zu rufen; stets tauschten wir bei dieser Gelegenheit einen stummen Gruß. Begegneten wir einander, so wurden nur die alleralltäglichsten Worte gewechselt. Die Frau sah ich öfter. Sie war eins der rührigen Fischerweiber, denen keine Arbeit zu viel ist, die nie der Ruhe zu bedürfen scheinen. Jeden Morgen rief sie mich auf den kleinen Vorbau hinaus, wo ich meinen Kaffee trank, und während ich da saß, hatte ich Muße und Gelegenheit, sie bei der Arbeit zu beobachten. Ohne mehr als das Allernothwendigste zu sprechen, ging sie ab und zu und brachte meine Stube in Ordnung. Sonst sah ich sie nur, wenn sie mich zu den Mahlzeiten rief. In ihrem Wesen lag, wie in dem ihres Mannes, Etwas von schweigender Zurückhaltung, die jede unbefugte Annäherung verbot. Von den Kindern, deren Anzahl ich niemals genau festzustellen vermochte, sah ich so gut wie nichts. Mit der Feinfühligkeit, die das Volk Fremden und Gästen gegenüber zeigt, wurden sie fern gehalten, damit sie nicht störten. So lebte ich im Heim dieser Menschen denn fast ganz für mich.

Nach ein paar Tagen schien die abweisende Schweigsamkeit, die mich umgab, doch minder streng zu werden und freundlichere Formen anzunehmen. Zu eigentlicher Unterhaltung kams nie; aber der Gruß ward etwas ungezwungener, und als ich meinen Unterhalt für die ersten Tage bezahlt hatte, fühlte ich, daß sich eine gewisse Vertraulichkeit einstellte.

Das Wetter war beständig schön und öfter, als ich mirs vorgenommen, hatte ich die Sonne hinter die niederen Schären verschwinden sehen. Noch dachte ich nicht an die Abreise. Die Ruhe und Abgeschiedenheit, worin ich lebte, hatten einen viel zu wohlthuenden Einfluß auf meine Nerven und auf die Arbeit, mit der ich beschäftigt war. Da hörte ich eines Abends aus dem Theil des Hauses, den die Familie bewohnte, Lärm; das Geräusch von Stimmen, deren Ton gedämpft klingen sollte, eben dadurch aber meine Aufmerksamkeit weckte. Dann ein Laut gleich einem erstickten Schrei oder Jammerruf. Und nun war Alles still.

Am folgenden Tag kam Thilda (so hieß die Frau) wie gewöhnlich, um mir zu sagen, daß der Kaffee fertig sei. Ein rascher, spähender Blick streifte mein Gesicht, als wolle sie fragen, ob ich Etwas gehört habe. Doch entschlüpft ihr kein Wort. Rasch und schweigsam, wie immer, thut sie ihre Arbeit. Und als der Abend kommt, hilft sie nach alter Gewohnheit Johann Karlsson beim Reinigen und Aufhängen der Netze. Weder ihr noch sein Wesen zeigt irgend eine Veränderung. Gesprächig waren sie nie gewesen und zu besonderer Freundlichkeit ließ die Arbeit ihnen nicht Zeit. So vergingen noch ein paar Tage. Am dritten erhob sich ein scharfer Nordwest, der gewaltige Wogen gegen die Schären warf. Wir hatten schon Mitte August und das Wetter wurde nach und nach herbstlich.

Am Nachmittag sah ich Thilda hastig den Hang hinunter und seewärts gehen. Dort setzte sie sich und starrte auf das Wasser hinaus. Lange saß sie so, zusammengekauert, unbeweglich. Als ich mit meiner Arbeit für den Tag fertig war und zum Strand hinabging, um den Wellen zuzusehen, saß sie noch da. Sobald sie mich kommen sah, stand sie hastig auf, als schäme sie sich, hier von mir gesehen zu werden, konnte sich aber doch nicht entschließen, zu gehen.

„Haben Sie Angst um Johann?“ fragte ich.

Ein forschender Blick begegnete dem meinen. „Es wäre nicht gut für mich, wenn er wegbliebe“, erwiderte sie hastig.

„Er hat Gegenwind“, sage ich, um sie zu trösten; „vielleicht ist es bei dem Wetter schwer, das Netz zu bergen. Das braucht Zeit.“

Die Frau nickt. „Ich weiß schon. Aber ich hab' immer so'ne Angst, wenn es stürmt. Mein Vater ist weggeblieben. Und ein Bruder auch.“ Ihr Gesicht drückte unsinniges Entsetzen aus. Daß ich ihr ein Fremder war und daß sie mich stets als Solchen behandelt hatte, schien nun ganz vergessen. Ohne meine Antwort abzuwarten, fuhr sie fort: „Wenn ich drin sitze und den Sturm höre, hab' ich noch mehr Angst. Und zuletzt muß ich daherunter. Was sollte aus mir und den Kindern werden, wenn er fortbliebe? Und dabei ist er gar nicht mein Mann und die Kinder sind auch nicht meine.“

Ich stutzte und sah sie an. Sie stand vor mir, lang und hager, länger als der Mann, und frühzeitig alt. Aus dem Kopftuch flatterten ein paar Haarfetzen im Sturm. Ihre Augen blickten an mir vorüber, hinaus übers Wasser, wo die Windstöße gleich schwarzen Wolken daherbrausten. Meine Ueberraschung schien sie gar nicht zu merken. Sie sprach ja von Dem, was ihr Leben war. Wie sichs nun einmal gestaltet hatte, so war es. Natürlich, einfach und fest schien ihr Alles. Daß Jemand über etwas so Einfaches, wie ihr Erlebniß, staunen könne, war ihr unbegreiflich.

„Ist Johann nicht Ihr Mann?“

Sie sah hastig seitwärts. Ueber ihr Gesicht flog es wie ein Erinnern, daß zwischen Johann und ihr in den Augen Anderer vielleicht nicht Alles so war, wie es sein sollte.

„Mein Mann ist er schon. Aber verheirathet sind wir nicht. Er hat mich vom Festland herübergeholt, als die Frau tot war. Und seitdem wohne ich jetzt da. Heirathen thut er mich nicht; und ich denke auch gar nicht mehr daran. Zwei Jahre sinds erst, seit ich da bin; aber ich komm nimmer los. Die Tage gehen, einer wie der andere, und ich habe mit den Kindern vollauf zu thun.“

Während sie sprach, schoß weit draußen in der Bucht ein Boot vor. Das Segel war gerefft und ganz zusammengedrückt, so daß es aussah wie ein kleiner, schlapper Zeuglappen; trotzdem schlingerte das Boot heftig in dem starken Wind.

Die Frau wurde ruhig, sobald sie es erblickte. „Jetzt kommt Johann“, sagte sie. „Jetzt geh' ich. Ich getrau' mich nicht, ihm zu zeigen, daß ich Angst hab'. Er kanns nicht vertragen.“

Gleich darauf war sie verschwunden. Bald lag das Boot im Hafen und Johann schritt, klein und sehnig, den selben Weg hinan wie vorhin die Frau. Sein Rücken war unter der Last der nassen, mit Tang gefüllten Netze gekrümmt.

Zwei Tage danach packte ich. Johann selbst sollte mich zum Festland hinübersegeln. Ehe ich abreiste, ging ich zum ersten Mal hinüber in die Stube, in der die Familie wohnte; während Johann das Boot zurechtmachte, wollte ich Thilda Lebewohl sagen. Sie hatte große Wäsche. Ein riesiger Kessel brodelte über dem Herd. Und in einem Augenblick sah ich das ganze Leben dieser Frau vor mir. Die Last, die Unsicherheit ihrer Stellung, die Zweideutigkeit, die Schiefheit, die Armuth, die ganze Unmöglichkeit: all Das auf einmal. Und während ich stand und von Wetter und Wind sprach und mich für alle mir während meines Aufent-

haltes gezeigte Freundlichkeit bedankte, fühlte ich mich beklommen und nachdenklich und wünschte, wenigstens Etwas von Alledem sagen zu können, was man oft sagen möchte und doch nicht sagen kann und was ja, auch wenn mans ausspricht, nicht nützt.

„Was haben Sie neulich denn gemeint?“ fragte ich schließlich. „Als Sie sagten, daß Sie doch nie loskommen könnten?“

Das selbe ruhige Bewußtsein einer Thatsache, die sich nun einmal nicht ändern läßt, lag wieder auf dem Gesichte der Frau und klang aus ihrer Stimme, als sie erwiderte: „Vier Kinder hat er. Das jüngste ist drei und das älteste knapp zehn. Von Denen kann ich doch nicht fort.“

Selten habe ich stärker empfunden, wie fest, bis zur Bewegunglosigkeit, Schicksal und Pflicht einen Menschen binden können. Hilflos und doch von einer inneren Kraft getragen, stand das Weib vor mir. Ihr ganzes Wesen athmete Ruhe.

„Haben Sie ihn denn so gern?“ fragte ich.

„Nein. Er ist bös und alt und häßlich. Und schlagen thut er mich auch. Ich würde es ja nicht sagen; aber ich weiß, daß der Herr es gehört hat. Ich hätt' auch dann noch nichts gesagt. Aber wenn Sturm ist und die Angst über mich kommt, weiß ich nicht mehr, was ich red'. Ich habs mal, wie ichs hab'; mir kann Keiner helfen. Aber auch wenn Einer käm' und mir forthelfen wollt': ich könnts nicht, — um der Kinder willen!“ Sie schwieg eine Weile und trocknete das Seifenwasser von ihrer groben Hand. „Wenn ich fortginge: er würde keine Andere kriegen. Man kennt ihn zu gut!“

Ein paar Minuten später saß ich im Boot und betrachtete Johann, der das Ruder hielt. Sein Gesicht zeichnete sich scharf ab unter dem dunklen, verbrauchten Südwester. In der ersten halben Stunde sprach Keiner ein Wort. Aber es sah aus, als ob Johann, wie er so saß und über das Wasser hinausschaute, das die Brise zu weißen Schaumkämmen peitschte, über irgend was nachdachte. Endlich sagte er bedächtig: „Es ist nicht leicht, wenn ein Mann mit kleinen Kindern allein bleibt.“

Ich nickte, fand aber keine Antwort.

Nach einer Weile fuhr Johann fort: „Thilda hat jedenfalls geschwatzt. Das kann ich mir denken.“ Furchen umzogen den Mund.

Auch darauf fand ich keine passende Antwort. Er wartete eine solche auch gar nicht ab, sondern fuhr fast im selben Athemzug fort: „Heirathen thu' ich sie nicht.“ Die Worte kamen mit einer Schärfe und Energie heraus, als fürchte er, auf Widerspruch zu stoßen. Aber sie kamen so überraschend, daß ich nur ruhig fragen konnte: „Warum?“

Er spuckte bedächtig aus. „Nun ja . . . Warum? Weil ich nicht mag. Ist Das nicht genug?“

Nun machten wir an der Brücke fest, wo ich den Dampfer erwarten sollte. Johann suchte mein Gepäck zusammen, empfing seine Bezahlung und sagte Lebewohl. Dann steuerte er wieder meerwärts. Ich stand auf der Brücke und begleitete ihn in Gedanken heim, zu der Hütte, wo das einsame Weib auf ihn wartete, weil sie die Kinder einer Anderen nicht mutterlos lassen konnte.

Stockholm. Gustaf af Geijerstam.

Talma.*)

Ueber den „tragediante“ des Empire giebt es das Wort Chateaubriands: „Talma était lui, son siècle et les temps antiques“; und das Wort Goethes, von 1828: „So war denn Talma ganz zuletzt eigentlich der Kloben, woran das erste Theater Frankreichs und der Welt im Schweben gehalten wurde. Talma gehört nun ganz eigentlich der neusten Welt an; sein Bestreben war, das Innerste des Menschen vorzustellen. Mit welchem leidenschaftlichen Drang war er nicht bemüht, jenes hypochondrische Stück auszubilden, das in der arabischen Wüste spielt, um Gefühle und Gesinnungen auszudrücken, die einer solchen Oede gemäß wären! Wir selbst waren Zeuge, mit welchem Glück er sich in eine Tyrannenseele einzugeisten trachtete; eine bösartige, heuchlerische Gewaltthätigkeit auszudrücken, gelang ihm zum Besten. Doch war es ihm zuletzt von Natur nicht genug; man lese, wie er sich mit einem Tiber des Chénier zu identifiziren suchte, und man wird das Peinliche des Romantizismus darin finden“. Dieses Imperators Vater war ein holländischer Dienstbote aus Poix-du-Nord, der sich nachher in Paris zum Zahnarzt ausbildete; am fünfzehnten Januar 1763 wurde François-Joseph Talma in der Rue des Ménétriers geboren. Er ging in das Kolleg Louis-le-Grand und in das Kolleg Mazarin. Dann reiste er dem Vater nach, der sich in London eingerichtet hatte, und versuchte sich als Nero, Cinna, Brutus, Oedipus. Lord Harcourt wollte ihn für Drury-Lane engagiren; aber er soll der „Sultanin“, der braunschweigischen Gemahlin des vierten Georg, die ihn nach einer Legende, unsichtbar seufzend, als Orosman hörte, zu sehr gefallen haben. Er kam wieder nach Paris, heilte kranke Zähne und näherte sich zugleich Molé mit dem Projekt eines französischen Theaters in Englands Hauptstadt, einem Plan, der Monnet, Favarts Direktor,

---

*) „Französisches Theater der Vergangenheit, Szenen und Abhandlungen von Scudéry, Corneille, Scarron, Molière, Lesage, Diderot, Rousseau, Mercier“: so heißt ein Buch, das Herr Paul Wiegler (in der Sammlung „Die Fruchtschale“) bei R. Piper & Co. Ende Oktober erscheinen läßt. Ein sehr hübsches Buch; und ein lehrreiches. Dieses altfranzösische Theater ist bei uns ganz unbekannt; und Diderots Paradoxon über den Schauspieler (um nur ein Beispiel anzuführen) wird auch der Deutsche noch heute mit Nutzen lesen. Herr Wiegler, der Frankreichs Literatur gründlich kennt und gut schreibt, hat die Fragmente und Szenen sorgsam übersetzt. Und dem Buch (das viele werthvolle alte Gravuren bringt) eine Einleitung gegeben, die man eine abgekürzte Chronik des französischen Schauspieles nennen könnte. Nicht immer gleichmäßig im Stil; doch von höchst amusantem Inhalt. Ganze Schauspielergenerationen marschiren auf. Von Gringoire bis zu der Mars: welche der Fülle der Gesichter! Die Haupthähne sind gut charakterisirt; und von dem allzu weiblichen Erleben der schönen Theaterdamen ist so viel erzählt, daß ich fürchte, diese Alkovengeschichten werden dem Buch einen Erfolg verschaffen; es verdient einen besseren. Ich habe zur Probe deshalb nicht die scharfe Caraktеristik der Clairon gewählt, sondern die Silhouette, die Herr Wiegler von Talma bietet. Dem er vielleicht nicht ganz gerecht wird. Der Tragoede, der als Erster das Bedürfniß fühlte, einen Römer im Gewande des Römers zu spielen, war mehr als ein begabter Mime und wird im Geschichtbuch des französischen Theaters stets sein Blatt behalten. Immerhin wird Wieglers keck entworfene Skizze den meisten Lesern Neues bringen.

in Haymarket gescheitert war. Er wurde Zögling der Deklamationschule. Molé pries ihm die Künstlichkeit, Fleury den Willen, Dugazon die Pantomime; er zeigte ihm auch seine Irritabilität, die Heftigkeit, mit der er, noch unfertig, sich schon in fremde Affekte stürze. Am einundzwanzigsten November 1787 debutirte er als Seïde; das Lob war nicht überschwänglich; man erkannte „günstige Anlagen". So fielen ihm auch nur die Vertrauten, die confidents, zu, mit oft fünf bis sechs Versen oder gar mit wenigen Silben; man fand, ein britischer Diener, den er mit chargirtem Accent gab, sei lustig. Im April 1789 wurde er als Sozietär zugelassen; gleich darauf trug er in der kleinen Rolle des Prokulus, in der Tragoedie „Brutus", als Erster eine römische Toga, einen Mantel, römischen Haarschnitt und römisches Schuhwerk. Die Komoedianten straften seine Ungebühr: sie johlten ihn aus, als er ins Foyer kam. Jemand fragte ihn, ob er seine nassen Bettücher um die Schulter geschlungen habe, und die Contat rümpfte die Nase: „Qu'il est laid! Il a l'air de ces vieilles statues!" „Aber, Talma", warf die Vestris mitten in ihrer Rolle ein, „Sie haben ja nackte Arme!" Er erwiderte, Das sei römische Sitte. „Aber Sie haben ja auch keine Hosen an", fuhr die Vestris fort und zischelte ihm, als er bei seiner Erwiderung beharrte, zu: „Cochon!" Der Konflikt zwischen dem harten, ehrgeizigen Streber und den vorausahnenden Neidern loderte schon 1789 empor, als man zauderte, ihm Karl den Neunten in Chéniers Drama zu gönnen. Madame Suïn, eine Kollegin, nahm sich des passionirten jungen Mannes an, des beau ténébreux, und prophezeite ihm: „Vous avez les yeux, l'action, le maintien de la fatalité" Sie sollte Recht behalten. Am vierten November war die Aufführung; Talma hatte als scheinheiliger Mörder großen Erfolg

Im Jahr 1790 schloß er eine bürgerliche Ehe mit Louise Carreau; sie war bei der wegen der Weigerung des Geistlichen um ein Jahr verschobenen kirchlichen Ehe fünfunddreißig Jahre alt und erklärte, sie sei fünfundzwanzig. Sie war mehr pikant als hübsch, sehr gastlich und durchaus nicht prude gewesen; das Fichu ihres Busens war um mindestens einen halben Zoll zu kurz. In ihrem Salon sah man Chamfort, Condorcet, Rivarol und die Theaterleute. Ein Kind hatte sie vom Vicomte von Ségur, einem Lyriker, zweihundert Pfund ständige Jahresrente von Louis Philippe Joseph, Herzog von Orléans, einhundertdreißig Pfund Rente vom Advokaten Beudet, ein zweites Kind von dem irischen Edlen Antoine Maurice de Saint-Léger. Sie verfügte über drei Häuser. An Talma gerieth sie aus Liebe; ihn trieb der Leichtsinn und die Aussicht, seine Schulden bezahlt zu sehen. Zwei kleine Talma-Carreaus kamen vor der Zeit; sie hießen beim Publikum, nach den Rollen des Vaters, Henri VIII und Charles IX und starben bald. 1790 traf er auch Bonaparte, einen „officier de fortune", wie die Herzogin von Abrantès beschrieb, „mit schlecht gepuderten Hundeohren, einem schlechten, runden Hut, der ihm über die Augen herabfiel, mit schlechten, ungewichsten Stiefeln und gelbem Teint". Die Beziehungen der beiden Männer verdichteten sich erst, als Talma schon drei Jahre aus dem Faubourg Saint-Germain entschwunden war, im Winter von 1794 auf 1795, bei Madame Tallien; sie hatten den Kult des Brutus und des Cassius gemeinsam, er gab dem Soldaten Billets, wohl auch Bücher und Geld. Im Februar 1795 wurde Talma bezichtigt, er habe die Verhaftung der Pamélatruppe auf dem Gewissen; ein Brief der Contat reinigte ihn von diesem Argwohn. Erst 1800, bei Larives Rückzug, gebot er im neuen Théâtre de la République über alle großen tragischen Rollen des Reper-

toires. Im Jahr 1801 wurde seine Ehe mit der Carreau gelöst. Sie hat die Ceremonie geschildert: „Wir sind im selben Wagen nach dem Amtshaus gefahren; während der Fahrt plauderten wir von gleichgiltigen Dingen, wie Leute, die aufs Land fahren; mein Gatte reichte mir beim Aussteigen die Hand; wir setzten uns neben einander und unterschrieben, als sei es ein gewöhnlicher Kontrakt. Als die Sache aus war, begleitete er mich zum Wagen. Ich hoffe, sagte ich zu ihm, daß Sie mich nicht ganz Ihrer Gegenwart berauben werden. Das wäre allzu grausam; Sie werden mich manchmal besuchen, nicht wahr? Gewiß, antwortete er mit verlegener Miene, stets mit großem Vergnügen. Ich war bleich und meine Stimme bewegt, trotz allen Anstrengungen, die ich machte, mich zu bezwingen." Er heirathete 1802 seine Kollegin Karoline Vanhove, die geschiedene Frau des Musikers und Tanzmeisters Petit, die erzählt, er habe sie dem Robespierre abwendig gemacht und ihr, als sie sich eine Nadel in die Brust rannte, die Wunde ausgesogen. Im Jahr 1803 spielte er zum Benefiz für La Bussière in der Porte Saint-Martin, im ehemaligen Saale der Oper, vor dem Ersten Konsul und vor Josephine. 1806 wurde er zum Professor am Konservatorium ernannt. Im Zenith stand er 1808, wo er in Erfurt, vor dem berühmten „Parterre von Königen", vom „Bajazet" bis zum „Cinna" sein Repertoire vortrug. Napoleon schätzte ihn ungemein. Er hatte ihn, als er Kaiser geworden war, erwartet und sein Fehlen kommentirt: „Est-ce qu'il me boude aussi! Prétendrait-il faire le Brutus en révolte? Il y a des titres. Il le joue si bien au théâtre". Aber Talma meldete sich in der Hofuniform, in kastanienbraunem Frack, weißer Satinweste, kurzer, schwarzer Seidenhose, in Schuhen mit Goldbeschlag, mit Federhut und Degen. Napoleon soll ihn versichert haben, sein Kaisermantel sei nicht der Mantel des Vergessens. Er wurde sein Lehrmeister und empfing ihn seitdem oft mit Worten wie diesen: „Ich freue mich, Sie zu sehen. Gestern haben Sie den Nero gut gespielt; man kann ihn anders spielen. Kommen Sie nach der Messe in mein Kabinet! Ich habe Ideen für Sie". Den Sulla hat Talma nach der Gestalt des Korsen modellirt.

Im Jahr 1806 gab man „Esther"; zu seinem Tragoeden sagte Napoleon bei der Frühstückstafel: „Das war ein armer König, dieser Ahasverus"; und dann zu Herrn von Champagny, dem Minister des Innern: „Was ist Das mit den Juden? Wie ist ihre Existenz? Erstatten Sie mir darüber Bericht!" So wurde am sechsundzwanzigsten Juli die erste Versammlung der jüdischen Notabeln einberufen. Oder der Kaiser dozirte: „Sie kommen oft morgens zu mir, Talma. Was sehen Sie? Prinzessinnen, denen man ihren Geliebten geraubt hat, Fürsten, die ihre Staaten verloren haben. Um mich her giebt es enttäuschten Ehrgeiz, brennende Rivalitäten, Katastrophen, im Grunde des Herzens verborgenen Schmerz, Kummer, der sich entlädt. Das ist die echte Tragoedie. Mein Haus ist voll davon. Und ich selbst bin sicherlich die tragischste Persönlichkeit der Zeit. Nun: sehen Sie, daß wir die Arme in die Luft heben, unsere Gesten studiren und äußere Größe affektiren? Hören Sie uns Schreie ausstoßen? Nein; wir sprechen natürlich, wie Jeder spricht, wenn er von einer Leidenschaft beherrscht ist." In Napoleons Gefolge ist sein Verhältniß zu Talma, den er gern mit der Ehrenlegion geziert hätte, scheel angesehen worden. In Malmaison sagte der Leibarzt Corvisart, nach einer Anekdote Stendhals, zu dem Schauspieler, der im Süden auftreten wollte: „Können Sie nicht irgend einen Melodramenkomoedianten entdecken, der wie Sie schwarzes Haar hätte und

kurzsichtig wäre? Er müßte außerdem etwas Aehnlichkeit mit den schlechten Bildern besitzen, die man auf den Boulevards von ihnen feilbietet." „Und was soll ich mit ihm machen?" „Sie schicken ihn an Ihrer Statt in die Provinz: und er würde mehr Erfolg haben als Sie." Im Jahr 1811 füllte sich das Auge des Caesar mit Thränen, als Talma im „Hektor" von Luce de Lancival die Verse sprach: „D'un Hector au berceau, Dieux, protégez l'enfance!" Der Vater dachte an den König von Rom; das Publikum applaudirte. Im Dezember 1812 drang Talma in die Loge des Kritikers Geoffroy ein und züchtigte ihn für seine Rezensionen. Er gastirte 1813 in Dresden und las schon 1814 auf der Szene Verse von Brisart vor, die Frankreichs Dankbarkeit für den achtzehnten Ludwig betheuerten. Er reiste nach der Schweiz und erhielt 1816 eine königliche Gratifikation, wurde in Lille angefeindet, gastirte in Boulogne und mit der Georges in England, redete 1817 beim londoner Banket für Kemble gegen die britische Regirung, zog 1818 ein Entlassungsgesuch zurück, spielte 1819 als Würdenträger der Freimauerei in der Loge „Belle et Bonne", mit der Duchesnois, vor der Statue Voltaires den vierten Akt aus dem „Oedipus", reiste durch die Provinzen und durch Belgien, erhielt gegen die Verpflichtung zu brüsseler Gastspielen eine Rente vom König der Niederlande, griff in das Lustspielfach hinüber, fiel 1824 als Glocester in „Jane Shore" gänzlich durch, hatte 1825 seine Abschiedsvorstellung im Saal der Oper, erschien am dreizehnten Juli 1826 in der Rolle Karls des Sechsten, gebrauchte die Kur in Enghien und starb am neunzehnten Oktober, gegen Mittag. Eingeweidekrebs war die Todesursache. Seine letzten Worte waren: „Voltaire! Comme Voltaire!" und „Adieu!"

Geoffroy bemäkelte bald, er sei ein Schauspieler, „qui n'est jamais dans la nature", bald seine „zu familiäre Natürlichkeit". Als Achille hat er seine Instinkte so entfesselt, daß er sich auf die Rolle nicht mehr besann. Er sprach, sprach brüsk, zerhackt, aber er sang nicht. Aus der „horreur anglaise" rang er sich, wie Geoffroy zugesteht, in ein „tragique sage et mesuré" durch. Er war nicht hell genug für den Cid, doch groß als buckliger Dritter Richard, groß noch, als längst das Jugendungestüm seines Orest, der Besorgniß für seine Gesundheit erweckt hatte, verflackert war. Nach dem Kritiker Maurice sind seine „six gestes" ein Heben des Gürtels, das Reiben der Hände, das Kreuzen der Hände, ihr Pressen auf eine Schulter, das Abwischen der Stirn, ein Heben der Augen zum Himmel und ein Erzittern mit dem gebogenen linken Bein ... Die Vanhove sagte über ihren Gatten: „Il avait dans les idées une espèce de sauvagerie comme s'il eût toujours vécu loin des hommes et loin de leurs institutions." Er schlief viel und ging aus dem Theater zu Fuß, am Arm seiner Frau, eine baumwollene Mütze um die Ohren, heimwärts. Lamartine giebt das imposante Croquis: „Sein Hals war nackt und ließ fürs Auge frei die strotzenden Muskeln schwellen und die starken Adern, die Kennzeichen eines soliden Knochenbaues und einer männlichen Energie der Struktur. Seine allbekannte Physiognomie hatte schon den Umriß einer Medaille; nach Form und Teint erinnerte sie an die Bronzen des späteren römischen Kaiserreiches. Aber diese römische Maske, die, wenn er auf der Szene war, seinen Zügen aufgesetzt zu sein schien, fiel von selbst herab, wenn er den Schlafrock anhatte, und man sah dann nur einen breiten Rumpf, große, sanfte Augen, einen schwermüthigen, feinen Mund, etwas herabhängende, ein Bischen schlaffe Wangen von matter Blässe, ruhende Muskeln, die an die Federn eines nicht mehr gebrauchten Instrumentes erinnerten".

Leipzig. Paul Wiegler.

✠

Theures Geld.

Seit sieben Jahren hat die Reichsbank nicht schon im Oktober ihren Diskont auf 6 Prozent erhöht, wie sies jetzt gethan hat. Im Jahr 1899 hatten wir Hochkonjunktur und der amtliche Wechselzinsfuß erhöhte sich gegen Ende des Jahres noch bis auf 7 Prozent. Dieser Zeit vergleicht man gern unsere Tage, in denen es der Industrie so gut geht, und hofft, auf sieben magere Jahre nun sieben fette Jahre folgen zu sehen. Einen Unterschied aber giebts, einen wichtigen, zwischen damals und heute: die Börse sieht den Dingen jetzt mit kühlerer Gelassenheit zu. Die Lehren von 1899 und 1900 sind nicht spurlos an der Spekulation vorübergegangen. In den Erläuterungen, die der Reichsbankpräsident in der Sitzung des Centralausschusses gab, ist von der ungemein starken Beschäftigung der Industrie und dem dadurch bewirkten inländischen Kapitalbedarf die Rede, aber nicht von spekulativen Uebertreibungen. Die Börse wird nicht beschuldigt. Das gerade zeigt den Ernst der Situation. Hunderte von Millionen stecken in der Industrie und sind in ihrer Rentabilität gefährdet, wenn hoher Zins die Beschaffung des für die Weiterführung der Betriebe erforderlichen Kredits erschwert. Gewiß sind 6 Prozent Bankdiskont eine Last für den Kaufmann, Industriellen und Landwirth. Aber die Reichsbank hat die Währung zu schützen und muß in solcher Zeit deshalb die Schraube anziehen; wohin kämen wir, wenn sie ihre Noten nicht mehr in Gold einlösen könnte? Ich habe hier schon einmal nachzuweisen versucht, daß die Reichsbank stets eine den öffentlichen Interessen dienende Diskontpolitik getrieben hat; sie thut es auch heute. Der Tadel ihres Verhaltens ist unbegründet. Der Reichsbankausweis vom dreißigsten September zeigte im Zeitraum von sechs Tagen eine Verschlechterung von rund einer halben Milliarde gegen den Status der vorangegangenen Woche. Der Betrag der umlaufenden Noten hatte mit über 1700 Millionen Mark eine Rekordziffer erreicht und die Noten waren nur noch mit 39 Prozent metallisch gedeckt. Da der Metallvorrath keine volle Goldreserve ist, sondern zu etwa einem Viertel aus Thalern und Scheidemünzen besteht, waren am dreißigsten September zur Deckung von 1700 Millionen Mark Papiergeld und 590 Millionen Mark Depositengeldern kaum mehr als 500 Millionen Mark Gold vorhanden. Dieses Prozentverhältniß ist ungünstiger als bei den Banken von England und Frankreich, ungünstiger sogar als bei der Russischen Staatsbank. Müssen wir uns deshalb schämen? Nein. Die an sich unerfreuliche Thatsache beweist ja, daß die Reichsbank die Last, die ihr durch die wirthschaftliche Entwickelung der letzten zehn bis fünfzehn Jahre aufgebürdet wurde, allein getragen und ihre währungpolitische Pflicht dabei nicht vernachlässigt hat. Und diese Leistung verdient hohes Lob.

Der nächste Bankausweis, der vom sechsten Oktober, konnte nur geringe Rückflüsse in die Kassen der Bank konstatiren. Beachtenswerth war namentlich, daß der Metallbestand, der sich zur selben Zeit des Jahres 1905 um 23 Millionen vermehrt hatte, diesmal nur eine ganz unerhebliche Zunahme (ungefähr 800 000 Mark) zeigte. Dafür waren dem Institut 71 Millionen Mark an Depositengeldern entzogen worden und die Anlagen in Wechseln und Lombard waren fast zweiundeinhalbmal so groß wie der Metallbestand. Mußte der Diskontsatz da nicht auf 6 Prozent erhöht werden? Die beiden Reichsbankausweise, mit der kurzen Decke für das umlaufende Papiergeld und die aufgenommenen fremden Gelder, mit den alle früheren Ziffern beträchtlich übersteigenden Anlagesummen, zeugen

für die Vernunft der Bankpolitik Kochs. Daß über die Geldvertheuerung geklagt wird ist begreiflich. In diesem Jahr war der niedrigste Reichsbankdiskont 4½ Prozent und der Jahresdurchschnitt wird nicht unter 5½ Prozent bleiben. Die Industrie hat also ihren Kredit theuer zu bezahlen; auf dem offenen Geldmarkt war der Zinsfuß freilich nicht so hoch wie bei der Reichsbank. Wenn die Privatdiskonteure, aus Furcht vor nicht ganz risikofreien Anlagen und unter dem Druck eigener hoher Engagements, die alle verfügbaren Mittel aufgesaugt haben, die Stillung des industriellen Kreditbedürfnisses nicht zum größten Theil der Reichsbank überließen, wäre die Kurve des Reichsbankdiskonts wohl nicht so rapid gestiegen. An dem Centralinstitut bleibt schließlich Alles hängen; und wenn es, um den anschwellenden Kreditbedarf einzudämmen, die Wechsel der Privatbanken abzuwehren versucht, dann greifen die Großbanken ein und rächen sich durch Schaffung einer auffälligen Spannung zwischen Privat- und Reichsbankdiskont. Auch diesmal ging der Privatdiskont an dem Tage, der die Reichsbankrate auf 6 Prozent erhöhte, auf 4¾ Prozent zurück, nachdem er am Tage vorher die Höhe des amtlichen Wechselzinsfußes (5 Prozent) erreicht hatte. Ob die Industrie nun auf dem offenen Markt finden wird, was sie braucht? Unwahrscheinlich. Die „Weltkonjunktur“ spricht dagegen. Eine außerordentlich rege Thätigkeit in allen Industrieländern, die das Gold aufsaugt wie der Schwamm das Wasser, soll ja, wie es jetzt heißt, die Ursache der Geldtheuerung sein. Ich glaube, der Blick auf die Heimath zeigt Gründe genug; draußen geht (wenn wir von Amerika absehen) die industrielle Thätigkeit kaum über das Normalmaß hinaus. Wie aber kommt es, daß durch die gesteigerte Arbeit der Industrie das Geld theuer wird? Erstens ist die Cirkulation der Umlaufsmittel langsamer als der Kreislauf der Waaren. Zweitens werden die Betriebe erweitert und technisch verbessert. Dann sind die Rohmaterialien theuer und die Arbeitkraft wächst im Werth ungleich schneller als die Rentabilität der Fabriken. Schon lange wird über die Höhe der Rohmaterialien und die wachsenden Ansprüche der Arbeiter geklagt. Von allen Seiten kommen Aufträge und auf Monate hinaus ist den Werken Beschäftigung gesichert; um das Bestellte liefern zu können, brauchen sie Geld: für Kohle, Rohmaterial, Arbeitlöhne. Die laufenden Einnahmen genügen dazu nicht; ohne Bankkredit kommt man nicht aus. Erst wenn die Waare abgeliefert und bezahlt ist, kann das so lange festgelegte Kapital wieder cirkuliren; inzwischen hat der Zinsfuß sich, im Verhältniß zur Höhe der Investirungen, erhöht. Die Diskonterhöhung räth, die Kapitalansprüche einzuschränken. Das ist ohne Nachtheil nur da möglich, wo es sich nicht um dringenden Geldbedarf handelt; wo das Bedürfniß drängt, muß der Unschuldige oft mit dem Schuldigen leiden Schuldig ist, wer falsch disponirt, das erforderliche Kapital nicht zur rechten Zeit und nicht in richtig abgetheilten Beträgen aufgenommen, also dazu beigetragen hat, den Status der Reichsbank ohne Noth zu belasten. Die Gefahr hohen Bankdiskontes wird vielfach wohl überschätzt. Nur ungesunde Unternehmungen versiechen, wenn ihnen die künstliche Blutzufuhr entzogen wird.

Das Geld wäre nicht so knapp, wenn nicht so viel ins Ausland gegangen wäre. Wir kaufen ganze Ballen fremder Papiere; das Ausland zeigt für unsere Effekten nicht solche Neigung. Das Bewußtsein, daß Deutschland, um seine Anleihen unterzubringen, die fremden Geldmärkte nicht braucht, mag das Nationalgefühl stärken; die Vorliebe für exotische Werthe wird nachgerade aber gefährlich. Wenn wir unser Geld im Land behielten, brauchten wird nicht in jedem Herbst und Winter unter Geldbeklemmungen zu leiden. Das deutsche Kapital, das ins Ausland geht,

kräftigt obendrein dort das Geschäftsleben auf unsere Kosten. Die fremde Industrie wird leistungfähiger, unsere hat stets wachsende Lasten zu tragen. Dazu kommt, daß ein unkluger Kampf gegen die Börsenspekulation große Summen über die deutschen Grenzen treibt. Der Nutzen der deutschen Börsengesetzgebung ist beträchtlich: fürs Ausland; in der Heimath bewirkt sie nur, daß die nach Kredit Hungrigen sich den Schmachtriemen fester schnallen müssen. Wichtig ist ferner die Art, wie das Reich sich die ihm nöthigen Kredite beschafft. Die Anleihepolitik des Reichsschatzamtes ist ja bekannt genug. An der frühen Diskonterhöhung, überhaupt an der Vertheuerung des Geldes ist das Reich mitschuldig. Im April 1906 kamen 560 Millionen Mark 3½ prozentiger Reichsanleihe und preußischer Konsols auf den Markt; zu ungünstigster Zeit. Der Reichsbankdiskont betrug 5 Prozent; und die Folge der Emission war, daß die 560 Millionen heute noch nicht fest untergebracht sind, sondern zum großen Theil noch in den Tresors des Uebernahmekonsortiums ruhen. Trotzdem dieses Konsortium große Beträge der neuen Anleihen aufgenommen hat, um den Kurs zu halten (der Zeichnungpreis für die am fünfzehnten Oktober frei gewordenen Sperrstücke betrug 100 Prozent), ist der Kurs jetzt doch um mehr als 1½ Prozent niedriger und das Konsortium konnte sich noch nicht auflösen. Diese unthätig liegenden Millionen haben natürlich die Bewegungfreiheit der Bankkapitalien eingeschränkt; sie waren für andere Zwecke nützlicher zu verwenden. Auch wurden beständig Schatzanweisungen an die Reichsbank begeben und dadurch die Effektenbestände der Bank auf ziemlich hohem Niveau gehalten. Die Geldmittel der Reichsbank haben aber nicht die Bestimmung, dem Schatzamt als Surrogate für fundirte Anleihen zu dienen. Die Regirenden haben von den Bedürfnissen des Wirthschaftlebens eben keine Ahnung und hindern die Entwickelung, statt sie zu fördern.

In Amerika ists anders. Da greift der Schatzsekretär nach den gewagtesten Mitteln, um den Goldhunger der Spekulation zu stillen. Der ungeheure Goldbedarf der Vereinigten Staaten ist eins der für den internationalen Geldmarkt wichtigsten Momente. Wir sehen den Markt jetzt besonders durch die Ansprüche der Industrie belastet; bald aber kann Amerika wieder hohe Forderungen an die europäischen Goldreserven stellen. Die londoner Diskontpolitik, die ja in erster Linie gegen die Gefahr amerikanischer Goldentziehungen gerichtet sein muß, ist bei uns aufmerksam verfolgt worden, weil man mit Recht annahm, ihre Entschlüsse würden auf die unserer Reichsbank wirken. Jetzt, bei einem Diskontsatz von 6 Prozent, ist für uns die Frage nicht mehr so wichtig, ob die englische Bankrate 4 oder 5 Prozent beträgt. Anfang Oktober wurde die Bank von England von einer solchen Fluth amerikanischer Finanztratten überschwemmt, daß sie sich zu einer außergewöhnlichen Maßregel genöthigt sah: sie entschloß sich zu differenzieller Behandlung der amerikanischen Wechsel und nahm sie nur noch ½ Prozent über den Banksatz auf. Dieses Verfahren wird manchem ehrlichen Diskontpolitiker nicht gefallen; hatte aber den gewünschten Erfolg. Der Goldabfluß ließe nach. Ich glaube nicht, daß die deutschen Großbanken diese Diskontirungart in ähnlichen Fällen anwenden würden. Die geschäftlichen Beziehungen zu den Vereinigten Staaten würden darunter leiden; und Deutschland ist noch nicht so weit, daß es diese Beziehungen entbehren kann. Ein Trost bleibt uns: ein Diskont von 6 Prozent erleichtert Angriffe auf das Gold der Reichsbank nicht. Industrie und Handel aber müssen sich an den Gedanken gewöhnen, daß in den nächsten Monaten der Zinsfuß nicht niedriger werden wird. Mancher Geschäftsmann kann da zeigen, was er als Finanzstratege zu leisten vermag. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Berlin, den 27. Oktober 1906.

Enthüllungen.

II.*)

Vor vierzehn Tagen sprach ich hier die Hoffnung aus, nach langer Wanderung durchs Gestrüpp werde der Weg uns aufwärts, in die Klarheit, führen; nach genauer Prüfung des von Chlodwig Hohenlohe, dem aus treuem Onkelauge zärtlich durch die Maske blinkenden Feinde des ersten Kanzlers, aus Prunksälen und Bureauwinkeln Jahre lang zusammengeschleppten Anklagematerials könne uns möglich werden, zu erkennen, warum Bismarck gehen mußte, was seine Schuld, was Anderer Fehl war. (Hier möchte ich gleich einen Irrthum berichtigen, der durch die von mir nicht bemerkte falsche Einsetzung dreier Wörter entstanden ist. Chlodwig verzeichnet mit Behagen die Thatsache, daß die Stosch und Konsorten sich wie die Schneekönige über Bismarcks Sturz freuen, und holt aus der Tiefe seines frommen Schranzengemüthes dann die Sentenz: „Es ist auch hier wieder wahr, daß nur die Sanftmüthigen das Erdreich besitzen". Bibelfeste Leser haben meiner Glossirung dieses Satzes vorgeworfen, sie gebe dem Ersten Evangelisten nicht, was ihm gebührt; mit Recht vorgeworfen. Doch ich weiß, daß Matthaei Bericht über die Bergpredigt den Sanftmüthigen τὴν γῆν, nach Luthers Uebersetzung: das Erdreich, verheißt; kenne wirklich auch die dazugehörigen Stellen aus Jesaia und den Psalmen. Und mein Satz sollte lauten: „Nicht nur das Himmelreich also; auch, wie im Evangelium, das irdische, wo doch der Streit herrscht und nur die Stärke siegt".) Damals waren die „Denkwürdigkeiten", zu deren Bewältigung selbst der Fleißigste Wochen braucht, noch nicht erschienen, von den tausend Seiten kaum hundert bekannt: und ich unterschätzte die Länge des Weges; konnte die Häufung der Anklagepunkte nicht ahnen. Was Bosheit im Dunkel je gegen Bismarck

*) S. „Zukunft" vom 13. („Chlodwigs Tagebuch") und vom 20. Oktober 1906.

ersann, was Unverstand aus seinem Handeln und Unterlassen deuteln zu dürfen wähnte, hat Chlodwig für seine Nachwelt notirt. Ein Beispiel aus seiner Ministerpräsidentenzeit. „Usedom erzählte mir, daß es Bismarck war, der Manteuffel nach Olmütz trieb. Bismarck hielt damals die österreichische Alliance für das einzige Heilmittel und blieb dieser Ansicht, bis er sich als Bundestagsgesandter überzeugte, daß Dies nicht möglich sei." Bismarck war 1850 fünfunddreißig Jahre alt, Abgeordneter und Landwehrlieutenant; er konnte weder Manteuffel „treiben" noch bei Friedrich Wilhelm dem Vierten gegen Radowitz, „den geschickten Garderobier der mittelalterlichen Phantasie des Königs", aufkommen. Der Kriegsminister von Stockhausen sagte ihm: „Wir müssen für den Augenblick den Bruch nach Möglichkeit vermeiden. Wir haben keine Macht, welche hinreichte, die Oesterreicher, auch wenn sie ohne sächsische Unterstützung bei uns einbrechen, aufzuhalten". Diesen „Erwägungen eines sachkundigen und ehrliebenden Generals" paßte Bismarck sein Verhalten im Landtag an. Er hat später gesagt: „Mir fehlte damals jede Unterlage zu einer Kritik, die ich als konservativer Abgeordneter einem Minister auf militärischem Gebiet, als Landwehrlieutenant dem General gegenüber hätte ausüben können... Der Grundirrthum der damaligen preußischen Politik war der, daß man glaubte, Erfolge, die nur durch Kampf oder durch Bereitschaft dazu gewonnen werden konnten, würden sich durch publizistische, parlamentarische und diplomatische Heucheleien in der Gestalt erreichen lassen, daß sie als unserer tugendhaften Bescheidenheit zum Lohn oratorischer Bethätigung unserer ‚deutschen Gesinnung' aufgezwungen erschienen. Man nannte Das später ‚moralische Eroberungen'; es war die Hoffnung, daß Andere für uns thun würden, was wir selbst nicht wagten." Chlodwig konnte diese Auffassung, mußte mindestens die Thatsachen und Daten kennen; und hat nach der Publikation der „Gedanken und Erinnerungen" noch fast drei Jahre gelebt. Als ein Vermächtniß aber hinterläßt er Alldeutschland die Notiz: Bismarck hat Manteuffel nach Olmütz getrieben. Aliquid haeret. Kann man erweisen, daß auch der Große einst, wie ein rechter Tölpel, in falsche Richtung strebte, dann steht man selbst nicht als ein gar so jämmerlich Geäffter da. Chlodwig hats nöthig. Im Juni 1866, vierzehn Tage vor Königgraetz, schrieb er in sein Tagebuch: „Ich fürchte, daß der Krieg sehr lang und sehr blutig werden wird. Preußen wird sich in Norddeutschland arrondiren als großer preußischer Staat, wir in Süddeutschland werden unter französischer oder österreichischer Protektion fortvegetiren, bis auch unsere Stunde geschlagen haben und ein Theil an Frankreich, ein Theil an Oesterreich fallen wird." Ein Prophet und ein Staatsmann. Der sechs Jahre lang

Kanzler des Deutschen Reiches sein konnte. Das Männlein, dem, als es aus dem Amt, als es aus dem Leben schied, ringsum Lobgesänge ertönten, mußte von allen Seiten betrachtet, der Frage nach dem Zweck seines skandalösen Buches mußte die Antwort gesucht werden. Das geschah vor acht Tagen. Können wir heute nun auf grader Straße weiterwandern? Noch nicht. Die Chronistenpflicht drängt auf Seitenpfade; erzwingt zunächst neuen Ereignissen, neuen Symptomen Beachtung. Doch vielleicht ists kein allzu weiter Umweg; vielleicht merken wir bald, daß auch auf diesen Seitenpfaden die Lichtung zu erreichen ist, die das deutsche Land und des deutschen Landes Leid dem Auge entschleiert und alle Mühe der Wanderung durchs hollocher Dickicht belohnt.

Herr von Tschirschky und Bögendorff.

Um die Mitte des Weinmonats lasen wir, Herr von Tschirschky und Bögendorff, der Staatssekretär im Auswärtigen Amt, werde nach Wien reisen und dort mit den Botschaftern Grafen Wedel und Monts, vielleicht auch mit dem Grafen Goluchowski konferiren. Natürlich über den Dreibund und über Italiens Verhältniß zu den mitteleuropäischen Kaisermächten. Die ungewöhnliche Fassung der Notiz fiel sofort auf. Den Diplomaten; leider nicht den Schreibern. Bald danach kam die Meldung: Die Reise des Herrn von Tschirschky hat mit Politik nichts zu thun: der Staatssekretär will jagen und Verwandte wiedersehen. Dann die dritte Notiz: Er ist in Wien eingetroffen, hat mit dem Grafen Wedel konferirt (ob auch mit Goluchowski, erfuhren wir nicht) und reist von dort nach Rom. Die italienische Presse präludirt seiner Ankunft, als handle sichs um ein politisches Ereigniß. Ich, spricht der so laut Begrüßte, bin nur Staatssekretär, nur Gehilfe des Kanzlers, dessen Wille allein der deutschen Politik die Richtung weist. Die Römer lächeln. Der Kanzler! Der fährt nächstens vielleicht, wie ein italienisches Witzblatt ihm prophezeit hat, als Privatmann von seinem Kanalpalast an der Dogana vorbei nach dem Lido. Die deutsche Politik leitet der Kaiser. Wir wissens; wenn Tschirschky nach Rom kommt, ist er von Guglielmo geschickt. Auch diese Cisterne empfängt ihr Wasser von oben; thun wir für diesmal aber, als sei sie ein aus dem Erdinneren sprudelnder Quell. Der unbekannte, noch nirgends erprobte Staatssekretär wird behandelt, als liege in seiner Hand jetzt Deutschlands Geschick. Die italienische Presse veröffentlicht Programme und stellt Bedingungen. Im offiziösen Corriere della Sera, dessen Hauptredakteur Albertini im Großbetrieb der Times das verbündete Deutsche Reich zärtlich lieben gelernt und auf seine Weise seitdem für die anglo-italienische Verständigung gesorgt hat, wird gesagt, welche Mo-

difikationen den Dreibund erhalten könnten. Und Herr von Tschirschky „tauscht mit dem Minister Tittoni Gedanken aus.“ Diesen Tausch dürfen wir dem Italiener gönnen; aber auch fragen, was hinter all dem Gelärm eigentlich stecke. Wollen wir etwa wieder Konzessionen machen? Zum zweiten Mal im selben Jahr (von dem ersten Mal will ich heute lieber nicht reden; wer hinter den Sammetvorhang geguckt hat, weiß, was ich meine) von der italienischen Diplomatie uns zu Vereinbarungen drängen lassen, in denen das Ausland, auch das uns nicht feindliche, nur einen Rückzug Deutschlands erkennen kann? Daß Herr von Tschirschky, bevor der Reichstag, der sein jammervolles Debut sah, wieder eröffnet wird, eine That thun möchte, ist begreiflich; doch er konnte die Gelegenheit, seinen Namen in die Rinde der Weltesche einzuschneiden, vorsichtiger wählen.

Daß der Dreibund für uns werthlos geworden ist, braucht keinem Wachen mehr bewiesen zu werden. Das nationale Ehrgefühl mußte rathen, den Italienern höflich, sehr höflich mitzutheilen, daß wir nicht beabsichtigen, den Vertrag zu erneuern, der nur ihnen noch nützt, nur ihre Bündnißfähigkeit steigert und den Westmächten im Lager des Gegners einen Vertrauensmann sichert. Konnte man sich zu diesem Schritt, der, als ein Zeichen kräftigen und getrosten Selbstbewußtseins, gut gewirkt hätte, in Berlin nicht entschließen, dann mußte man wenigstens den Schein gleichgiltiger Ruhe wahren. Selbst wenn Deutschland an der Verlängerung des Dreibundes mehr interessirt wäre als Oesterreich und Italien, brauchte man diese (auch heute durchaus noch nicht unbestreitbare) Thatsache den Herren in Wien und Rom nicht auf die Nase zu binden. Konnten wir nicht geduldig warten, bis der edle Tittoni zu uns kam, und ihn dann mit eiskalter Artigkeit empfangen? „Das Bündniß liegt Ihnen am Herzen, Excellenz? Versteht sich. Sie habens bewiesen; in Algesiras, in London und zuletzt in Leipzig. Der Kaufmann, der im Ehrenamt da für Sie die Konsulatsgeschäfte besorgt, ließ seit Jahren am Sedantag über seiner Privatwohnung die deutsche Fahne hissen. Darin sah Niemand ein Aergerniß; auch unser Freund Delcassé nicht. Diesmal winkte Herr Bourgeois: und Sie behandelten den Konsul wie einen Verbrecher und Ihr Botschafter mußte am Quai d'Orsay dem Bedauern über das traurige Ereigniß Ausdruck geben. Das ist nur einer von hundert Fällen, die uns zeigten, wie hoch Sie die entente mit England und Frankreich, wie hoch die Freundschaft des Deutschen Reiches schätzen. Und nun möchten Sie den Bündnißvertrag verlängern? Wir sind ungemein neugierig, zu hören, was Sie uns zu bieten haben. Das Bündniß mit einem Staat, den wir jetzt immer, in Marokko, in Abessinien, sogar bei den Verhandlungen über drahtlose Telegraphie, unseren Feinden assoziirt finden, hätte minde-

stens den Reiz der Neuheit für sich.“ Unmöglich. Wir können nicht still sitzen. Die Anderen rühren sich nicht. Der Herr unseres Auswärtigen Amtes aber setzt sich in Bewegung. In Rom hatte er den gescheiten und muthigen Grafen Monts neben sich, der die italienische Stimmung genau kennt und nicht erst bei der Eröffnung der mailänder Ausstellung erfahren hat, was uns im Orangenland blüht. Daß wir nach all dem Schimpf, all der Feindsäligkeit, die wir in Italien geerntet haben, messages of love über die Alpen schickten, war schon ein unverzeihlicher Fehler. Die Welt hat uns anno 1906 schwach genug gesehen; hat nach der Fanfare von Tanger die Chamade von Algesiras gehört. Fügen wir uns noch einmal äußerem Druck, konzediren und retiriren noch ein einziges Mal, dann wird das Prestige des Reiches zum Kinderspott.

In der Wilhelmstraße geht das Gerücht, der Staatssekretär werde leicht ärgerlich, wenn man seine Ruhe störe. Er hat sich für den Bau der Eisenbahnlinie Kubub-Keetmanshoop nicht interessirt, hat dem Plan, die Hälfte oder gar zwei Drittel der Schutztruppe aus Südwestafrika zurückzuziehen, nicht widersprochen. Und mußte, als dem internationalen Reichsdienst Vorgesetzter, doch sehen, wie wichtig diese an einer empfindlichen Stelle Britaniens gesammelte Truppenmacht in kritischer Zeit werden konnte; daß die Kriegsnoth hier eine Waffe geschmiedet hatte, die erst, wenn jede ihr mögliche Wirkung erreicht war, aus der Hand gelegt werden durfte. Er schwieg. Und las im Reichstag dann das nette Sätzchen vor: „Oesterreich-Ungarn sowohl wie Italien stehen in freundschaftlichen Beziehungen zu England; wir begrüßen diese Beziehungen ohne Hintergedanken.“ Ist er jetzt plötzlich aktiv geworden? Hat er dem eigenen Trieb gehorcht, als er auf die Reise ging? Unwahrscheinlich. Die Mensurdepesche des Kaisers hatte in Wien verstimmt, in Rom Wuth erregt. Der Kanzler muß sich für den Reichstag schonen; kann sich eifernd zwar dafür einsetzen, daß ein ihm in Bewunderung ergebener, auf seinen Rath dekorirter Zeitungschreiber nicht vors Strafgericht gestellt wird, eine anstrengende Reise sich aber noch nicht zumuthen. Also ward für das Werk der Schwichtigung Herr von Tschirschky erwählt. Der sich, trotz dem Ruhebedürfniß, dann wohl der Gelegenheit freute, de se refaire une virginité. Einen Mann, der draußen so ernst genommen wird, kann der Reichstag nicht auslachen. Während der Staatssekretär mit Tittoni im Automobil durch die Campagne sauste, hielt in Rom Herr Lockroy, ein Possenfabrikant, der in Frankreich Marineminister war, eine Rede, in der ich die Sätze fand: „Die franko-italische Freundschaft bedarf nicht erst umständlicher Protokolirung; sie lebt im Herzen, im Blut beider Nationen. Jahrhunderte lang war unser Wille in Liebe einig; und kein guter Franzose kann

den werthvollen Sekundantendienst vergessen, den das Königreich uns in Algesiras geleistet hat". Und diesem Redner jauchzte das uns verbündete Italien zu.

Graf Goluchowski.

Ich habe die Mensurdepesche vom zwölften April 1906 erwähnt. Als sie von Berlin aus veröffentlicht war, sagte ich, sie werde den Sturz des Grafen Agenor von Goluchowski beschleunigen: „Fällt er jetzt bald, dann wirkt die Entlassung wie eine ins berliner Schloß adressirte Unfreundlichkeit. Wollte Wilhelm ihn halten? Kein Mittel konnte untauglicher sein als das gewählte. Ein für die internationale Politik eines Reiches verantwortlicher Minister, dem ein fremder Souverain öffentlich für ihm geleistete Dienste dankt, muß seinem Kaiser und seinen Landsleuten verdächtig werden." Jetzt ist der cher Golu (so soll Wilhelm ihn in Wien genannt haben) nicht mehr Minister für Auswärtige Angelegenheiten Oesterreichs und Ungarns. Er war schon im Lenz genöthigt, offiziell und offiziös sich gegen die Anklage zu vertheidigen, daß er berliner Winken allzu willfährig gehorcht habe; und ist dennoch nun aus dem Bügel geglitten. Das brauchte uns, da der polnische Graf, der Eidam Murats, nie ein zuverlässiger Freund Deutschlands war, nicht zu bekümmern. Aber der Deutsche Kaiser hat ihn als „treuen Bundesgenossen" und „brillanten Sekundanten auf der Mensur" gefeiert und hinzugefügt: „Sie können gleichen Dienstes im gleichen Fall auch von mir gewiß sein". Im gleichen Fall? Den kann in naher Zeit nur ein auf albanischem Gebiet zwischen Oesterreich und Italien entstehender Konflikt bringen. In Wien und in Rom versteht mans so. Der brillante Sekundant wird rauh weggeschickt. Herr von Tschirschky muß an der Donau und am Tiber Komplimente drechseln. Und die Oeffentliche Meinung Italiens heischt für die neuen Verträge als conditio sine qua non die Verständigung über Albanien; will den Dreibund nur, wenn er all ihre Wünsche erfüllt.

Der Fall Fischer.

Am zwanzigsten Juli 1906 ist der Major Fischer verhaftet worden. Er war verdächtigt, unter Verletzung der Dienstpflicht von Lieferanten, mit denen er im Auftrag des Oberkommandos der Schutztruppe Verträge abzuschließen hatte, Vortheile verlangt oder angenommen zu haben. Nach Ermittelungen, die drei Monate dauerten, mußte das Verfahren eingestellt werden. Der Verdacht, der im Juli hinreichend schien, um die Verhaftung eines Stabsoffiziers zu rechtfertigen, erwies sich im Oktober als so schwach, daß er nicht einmal die Eröffnung des Hauptverfahrens motiviren konnte. Der Major hat

am Pranger gestanden, kann nicht Offizier bleiben und muß darauf verzichten, einen Sohn im Kadettencorps erziehen zu lassen. Ein Vierteljahr lang hat Europa von einem deutschen Panama, einer Verseuchung unseres Heeres zu sprechen gewagt. Die Untersuchung hat ergeben, daß die Anschuldigung (die von der geschiedenen Frau von Tippelskirch kam) unhaltbar war. Und warum ist der Mann, den man jetzt gar nicht erst vor den Richter stellt, verhaftet, der schädliche Skandal nicht vermieden worden? Warum nahm man dem Offizier, der die Anschuldigung in die Wilhelmstraße brachte, und dem Angeschuldigten nicht das Ehrenwort ab, erforschte im Stillen den Thatbestand und ließ nichts verlauten, bis entschieden war, ob das belastende Material stark genug sei, um eine Anklage tragen zu können? Weil der Gerichtsherr der zuständigen Gardekavallerie-Division sich sagen mußte: Wenn ich hier nicht sofort fest zupacke, wenn ich auch nur Tage lang zaudere und das Gewicht der Verdächtigung prüfe, findet der Allerhöchste Kriegsherr mich wohl schlaff und lässig im Dienst.

Köpenick.

Einer, dems an Geld und an Bethätigungmöglichkeit fehlt und der diesen Mangel tiefer als Andere empfindet, weil Natur ihn mit reicherer Phantasie und kühnerem Willen begabt hat als Hundertausend, die sich behaglich nähren und paaren, langt eines Tages dreist nach Fortunens Mütze. Er zieht den Rock eines Hauptmannes aus dem Ersten Garderegiment an, sistirt ein von einem Gefreiten aus der Schwimmanstalt heimwärts geführtes Soldatentrüppchen und sagt, eine Kabinetsordre des Kaisers befehle ihm, in Köpenick, wo in der Kommunalverwaltung Etwas faul sei, den Bürgermeister und den Kassenrendanten zu verhaften. Die Leute glauben und folgen ihm ins köpenicker Rathhaus. Die Gendarmen nehmen vor dem Herrn Hauptmann die Hacken zusammen, sorgen auf der Straße für Ordnung und Ruhe, halten die Gafferschaar in gehöriger Entfernung. Der Bürgermeister Dr. Langerhans, ein freisinniger Demokrat und Neffe des schon durch seine pariser Tante berühmten berliner Stadtverordnetenvorstehers, verliert beim Anblick der plötzlich, mit aufgepflanzter Bayonnette, eindringenden Soldaten den Kopf; denkt nicht einmal der Pflicht, die Amtsgeschäfte seinem Vertreter zu übergeben; läßt sich, trotzdem ihm kein schriftlicher Haftbefehl gezeigt worden ist, wie ein Lämmlein abführen. Ungefähr eben so, nur ein Bischen schlauer und würdiger, machts der (wohl nicht ganz so liberale) Rendant. Beide werden in bewachten Wagen nach Berlin spedirt. Der Hauptmann nimmt die viertausend Mark, die in der Stadtkasse sind, stellt eine Quittung aus und marschirt mit seiner Mannschaft ab. Ich will die

Einzelheiten nicht wiederholen. Jeder hat sie gelesen, Jeder belacht. Drei Tage lang gabs keinen anderen Gesprächsstoff als diese Geschichte. Sie hats verdient. Neben ihr wirkt Goethes Bürgergeneral wie eine verstaubte Witzblattfigur, wirkt Gogols meisterliche Revisorkomoedie wie ein schaler Schwank. Noch nie vielleicht hat die vox populi, populorum so einstimmig einen Menschen gekrönt, den der Staat von Rechtes wegen vehmt, als Betrüger und Räuber verfolgt. Der Hauptmann von Köpenick hat seinen Plan so scharfsinnig, mit so sicherer Psychologenkunst erdacht, bei der Ausführung sich so ruhig, so ganz als Herrn der rasch wechselnden Situation gezeigt, daß nur Tröpfe ihm den Büttel an den Hals wünschen. Was hat er gethan? Einer voll und ganz, einer unentwegt freisinnigen Mannesseele Angst eingejagt. Einer wohlhabenden Kommune ein paar Tausendmarkscheine entwendet. (Der zehnfache Betrag würde an einem kurzen Vormittag aufgebracht, wenn solche Nationalspende den Verfolgten vor Strafe bewahren könnte.) Gegen ein halbes oder ganzes Dutzend Paragraphen verstoßen. Dem Land aber unschätzbaren Dienst erwiesen. Wie Fiesko zu dem römischen Maler, könnte der Müggelheld zu den stärksten Satirikern sprechen: „Ich habe gethan, was Ihr nur maltet!“ Und die diesmal winzige Philisterschaar, die empört fuchtelt und lüstern nach dem Racherecht ruft, könnten unsere Röthesten nicht besser abfertigen als mit den Worten des Edelmannes, der in Goethes Lustspiel die Sache Schnapsens, des Pfiffikus, führt: „Wie viel will Das schon heißen, daß wir über diese Kokarde, diese Mütze, diesen Rock, die so viel Uebel in der Welt gestiftet haben, einen Augenblick lachen konnten!“ Damals wars die Kokarde, die Mütze, der Rock des bösen Nachbars (Schnaps giebt sich für einen Werber des Jakobinerklubs aus), jetzt die Uniform des Prinzenregimentes der preußischen Garde. Hat auch die in unserer Welt so viel Uebel gestiftet? Ja, pfaucht von bebender Lippe der Unentwegte; und flennt über den „Militarismus“, den Moloch, der alltäglich Menschen verschlingt. Weil ein genialer Schwindler schlau mit der Psyche des Bezirksvereinszöglings gerechnet hat, wird wider die Bevorzugung des bunten Rockes gezetert; weil eine umkettete Memme beim Anblick von acht Bayonnettes sich den Hosenboden besprenzt hat, muß das Offiziercorps in den Käfig der Angeklagten. Wollt Ihr Soldaten? Dann müßt Ihr auch wollen, daß sie gehorchen. Braucht Ihr zum Schutz Eurer Geldschränke tüchtige Truppenführer? Dann müßt Ihr sie, die sich um jämmerlichen Sold schinden, wenigstens mit gesellschaftlichen Privilegien bezahlen. Erspart uns also das Geplärr und hört auf den Rath, den Goethe seinen Görge und Märten geben läßt: „Bei sich fange ein Jeder an: und er wird viel zu thun finden“. Bei Euch fangt an.

Fragt, wie solche Stadthäupter am Tag eines Staatsstreiches handeln würden. Und seht zu, ob auch sonst im Haus Eurer Bürgerfreiheit Alles in Ordnung ist.

Ob die Königliche Staatsregirung den Neffen des Onkels nun im Kommunaltyrannenamt lassen, dem Wiedergewählten die Bestätigung versagen oder ihn, als einen „Gehorcher“ nach dem Sinn Friedrich Wilhelms des Vierten, für einen Ministersitz vorschlagen wird? Wir müssens abwarten. Nachdem wir uns über den Schelmenromanhumor der Geschichte sattgelacht haben, aber auch ihre ernste Seite betrachten. Das Ausland schickt ihr bitterböse Glossen nach. Britische Offiziere, die unseren Herbstmanövern zusehen durften, haben die Losung ausgegeben: Das deutsche Heer ist eine vorzügliche Maschine, der einzelne deutsche Soldat aber, weil ihm Intelligenz, Entschlußfähigkeit, Instinkt fehlen und die Persönlichkeit ihm ausgedrillt ist, ein im modernen Gefecht nicht sehr gefährlicher Gegner. Das wird jetzt überall verbreitet und, besonders gern in Frankreich, geglaubt. Das köpenicker Haftkommando paßt in den Kram. Mußten die acht oder (zehn Mann) dem Häuptling, der obendrein noch vorschriftwidrig gekleidet war, nicht anmerken, anriechen, daß er nicht von der potsdamer Garde kam? Durften sie ihm stumpfsinnig folgen, unter seinem Wink sich zum Gebrauch der Waffe bereiten? Was ist von solchen Klötzen für den komplizirten Kriegsbetrieb unserer Tage zu hoffen? Wenn mans so hört, möchts leidlich scheinen; steht aber doch immer schief darum. Erstens war der Ueberwinder Langerhansens kein Gauner gewöhnlicher Sorte, sondern (jedes Wort, das er sprach, jeder Schritt, den er that, beweists) ein Trügertalent höchsten Ranges. Und zweitens waren die Leute durch drei unfehlbar wirkende Wörter hypnotisirt: „Kabinetsordre Seiner Majestät!“ Sie waren vielleicht nicht dümmer als der Durchschnittskommiß; am Ende sogar auf der Gipfelhöhe ihrer Zeit. „Wilhelm hat Wind bekommen, daß es an der Dahme nach faulen Fischen stinkt, und schickt der Sippschaft nun den ersten Schloßgardekrüppel, der ihm in den Weg läuft, auf den Hals. Sieht ihm ganz ähnlich. Er ist immer so plötzlich und liebt das lange Gefackel nicht“. War nur in hohlen Schädeln für solchen Glauben Raum? Alle dachten so, die von der Sache hörten. Der Kommandant von Berlin, der Hohenzollernprinz, der den Dienst du jour versah (zwei Aestheten von sehr verschiedener Sinnenrichtung), köpenicker Stadträthe und berliner Großindustrielle: Alle glaubten an den Hauptmann und seine Ordre. Keiner zweifelte, daß der Imperator et Rex wieder mal die Zuchtruthe schwang. Und, Hand aufs Herz, hätten wir uns gewundert, wenns so gewesen wäre? Wir haben die Verhaftung des Ceremonienmeisters Lebrecht von Kotze noch nicht vergessen; und erst in diesen Tagen gelesen, daß der Kaiser, den ein Obertertianer telephonisch darum gebeten hatte, das städtische Realgym-

nasium in Honnef schließen ließ. Zu dem Direktor kam ein Herr mit der Weisung: „Da Seine Majestät morgen die Stadt Honnef zu besuchen geruht, hat der Unterricht auszufallen." Meint Ihr, der Scholarch habe den fremden Herrn nach seiner Legitimation gefragt, eine Verfügung der zuständigen Behörde gefordert oder den sauberen Supplikanten ins Loch zu sperren gewagt? Auch ein Spaßvogel in korrektem Gefieder konnte den Schulschluß erreichen, wenn er das Lied richtig pfiff. „Befehl Seiner Majestät": dieses Zauberwort öffnet und schließt im wilhelminischen Reich deutscher Nation alle Pforten. Lacht nicht allzu laut über die Seldwyler vom Müggelsee; nicht allzu lange! Viel mehr Haltung hättet auch Ihr nicht gezeigt. Hättet gestammelt: „Der Impuls läßt sich mit Zwirnsfäden nicht binden, setzt sich in edlem Drang über formalistische Bedenken hinweg und zerschmettert, was ihn zu hemmen trachtet." Und in ähnlichem Zeitunghymnenstil die Schnellkraft so hohen Wollens gepriesen. Hundertmal thatet Ihrs schon; jubeltet, wenn Wetterstrahl oder Fußtritt einen Gegner traf, und balltet im Hosensack das Fäustchen, wenn Einer von Euch drankam. So leben wir. Draußen weiß mans leider; und höhnt: „Nur in diesem Land war der köpenicker Rathhausspuk möglich."

Der Seitenpfad weitet sich und läßt erkennen, daß wir immerhin der Lichtung schon näher gekommen sind. Vom ersten Schritt an schwebte der kaiserliche Adler nah vor uns her. Wir sahen ihn oder hörten aus dem Dunkel das Geschwirr. Hic et ubique. Träumen wir Dantes Traum von der Universalmonarchie? „Der Kaiser will nun einmal allein regiren", hat Bismarck zu Hohenlohe gesagt. Dieses Ziel ward erreicht. Wer über deutsche Politik spricht oder schreibt, muß, wenn er nicht heucheln will, den Kaiser nennen. Nur auf ihn blickt das Ausland; das einem Minister des Zaren, einem chinesischen Provinzherrscher mehr Willensfreiheit zutraut als einem deutschen Kanzler. Von seiner Lippe fällt jede Entscheidung, jede Antwort sogar auf Fragen des Glaubens und der Sittlichkeit, der Kultur und der Kunst. Ist dieser Zustand für das Reich und den Kaiser ersprießlich? Wilhelm hat ihn gewollt. Und weil er ihn wollte, mußte der Mann bald lästig werden, der in der Ubiquität monarchischer Gewalt das gefährlichste Reichsverhängniß sah. Weil der Aar ihm die Gaffer entzog? Blendete Ehrgeiz das Auge des Greises? Wollte er allein herrschen?

Die Dynastie Bismarck.

Am einundzwanzigsten April 1890 hat Friedrich von Baden, zwei Tage danach der Kaiser zu Chlodwig gesagt: „Es handelte sich um die Frage, ob die Dynastie Bismarck oder die Dynastie Hohenzollern regiren solle." Und schon am zweiundzwanzigsten Juni 1888 hatte die Kaiserin Friedrich vor dem

selben Vertrauensmann das Urtheil gesprochen: „Bismarck hat zwanzig Jahre unumschränkt regirt und konnte nicht ertragen, bei dem Monarchen einem Willen zu begegnen.“ Die Kaiserin war schlecht unterrichtet. Chlodwig konnte ihr Urtheil aus eigener Erfahrung berichtigen, war aber zu pfiffig, um höchste und allerhöchste Herrschaften durch Widerspruch und Belehrung je zu ärgern. Bismarck hat niemals unumschränkt regirt, hat stets mit dem zähen Willen des Monarchen zu rechnen gehabt und unter der Hartnäckigkeit dieses Greisenwillens oft gelitten. Graf Saint-Vallier, dem er einst sein übervolles Herz ausschüttete, hat die folgenden Sätze notirt: „Ich achte den Kaiser sehr hoch, bin ihm ganz ergeben und habe Gesundheit und Kraft in seinem Dienst wirklich nicht gespart. Er aber giebt mir beständig Grund zur Mißstimmung und versetzt mir die schmerzhaftesten Stöße. Ohne die Briefchen, die er mir zu schreiben geruht, würde mirs besser gehen. Er ist von Natur nobel, aber ängstlich, eigensinnig und in Vorurtheilen befangen. Er weiß selbst nicht, welchen Einflüssen er zugänglich ist; ich fühle sie, ohne immer ihre Herkunft zu ahnen, und nutze mich im Kampf gegen ihre Wirkung ab. Wie Penelope muß ich stets wieder von vorn anfangen. Meine Geduld wird auf harte Proben gestellt und manchmal fürchte ich, daß die Nerven nicht länger aushalten“. So sprach der Groll des Ueberbürdeten. An solche Seufzer, die wie Anklagen klangen, mag er gedacht haben, als er später schrieb: „Dem Kaiser gegenüber lag mir persönliche Empfindlichkeit sehr fern; er konnte mich ziemlich ungerecht behandeln, ohne in mir Gefühle der Entrüstung hervorzurufen. Das Gefühl, beleidigt zu sein, werde ich ihm gegenüber eben so wenig gehabt haben wie im elterlichen Hause. Das hinderte nicht, daß mich sachliche, politische Interessen, für die ich bei dem Herrn entweder kein Verständniß oder eine vorgefaßte Meinung vorfand, die von Ihrer Majestät oder von konfessionellen oder freimaurerischen Hofintriganten ausging, in der Stimmung einer durch ununterbrochenen Kampf erzeugten Nervosität zu einem passiven Widerstand gegen ihn geführt haben, den ich heute, in ruhiger Stimmung, mißbillige und bereue, wie man analoge Empfindungen nach dem Tode eines Vaters hat, in Erinnerung an Momente des Dissenses“. Große und kleine Entschlüsse mußten dem Herrn abgerungen werden. Das Gerede vom „Hausmeierthum“ wirkte auf ihn, der de relation sûre war, kaum; doch nie verließ ihn die Angst, des Dieners stürmende Leidenschaft könne auch ihn und mit ihm das Land in Fährniß reißen. Fast immer gab er schließlich nach, weil er sich zwingenden Gründen nicht aus Eitelkeit entziehen mochte. Er wollte nicht glänzen, brauchte es nicht: denn er war ja der König. Zur Befriedigung persönlicher Eitelkeit genügte ihm die Gewißheit, daß sein Instinkt die Lebensfragen der Armee stets richtig beantwortet hatte. Nie hätte er auf eigene Faust die Politik

Preußens noch gar des Reiches festgelegt, nie hinter dem Rücken seines Ministers einem Souverain oder Botschafter ein auch nur lose bindendes Versprechen gegeben. Er wußte, was er an Bismarck hatte. War stolz darauf, daß alle gekrönten Vettern ihm diesen Berather neideten. Schämte sich nicht, ihm die höhere Intelligenz, die reifere Erfahrung, das Genierecht sogar zuzuerkennen und seiner Leitung zu folgen. Ein Entlassungsgesuch des Kanzlers lehnte er mit der Frage ab: „Soll ich mich in meinen alten Tagen blamiren?" Und blieb immer der Herrscher. Er hatte (schreibt Bismarck) „das königliche Gefühl, daß er es nicht nur vertrug, sondern sich gehoben fühlte durch den Gedanken, einen angesehenen und mächtigen Diener zu haben. Er war zu vornehm für das Gefühl eines Edelmannes, der keinen reichen und unabhängigen Bauern im Dorfe vertragen kann". Die Enthüllung des Nationaldenkmals auf dem Niederwald nannte er „den Schlußstein Ihrer Politik, eine Feier, die hauptsächlich Ihnen galt." Und als Bismarck fünfundzwanzig Jahre preußischer Staatsminister war, bekam er von dem „ewig dankbaren König und Freund" einen Brief (den vorletzten), dessen zweiter Absatz lautete: „Ein leuchtendes Bild von wahrer Vaterlandliebe, unermüdlicher Thätigkeit, oft mit Hintenansetzung Ihrer Gesundheit, waren Sie unermüdlich, die oft sich aufthürmenden Schwierigkeiten im Frieden und Kriege fest ins Auge zu fassen und zu guten Zielen zu führen, die Preußen an Ehre und Ruhm zu einer Stellung führten in der Weltgeschichte, wie man sie nie geahnet hatte; solche Leistungen sind wohl gemacht, um den fünfundzwanzigsten Jahrestag mit Dank gegen Gott zu begehen, daß Er Sie mir zur Seite stellte, um Seinen Willen auf Erden auszuführen. Und diesen Dank lege ich nun erneut an Ihr Herz, wie ich Dieses so oft aussprechen und bethätigen konnte." So dachte, in so kindlichen Lauten sprach der treue Mann, der auf des Enkels Befehl jetzt Wilhelm der Große genannt wird.

Er hätte gelächelt, wenn ein Höfling ihm mit einer Warnung vor der Dynastie Bismarck gekommen wäre. Für ihn gab es keine Rivalität. Daß er König geblieben und Kaiser geworden war, dankte er dem Diener. Der trug die doppelte Last der Arbeit und der Verantwortung vor Volk und Geschichte. Hoch über ihm aber thronte der König; und kein Zornruf, kein Pfeil drang bis zu dieser Höhe. Daß über den Kanzler mehr als über den Kaiser geredet wurde, war nur in der Ordnung, nur nützlich; und die Hauptsache, daß Preußen und Deutschland vorwärts kamen. Dynastie! Wollte der Kanzler die erworbene Macht denn vererben? Niemals war er thöricht genug, solchen Wunsch zu hegen. Weil er unter dem Nachwuchs keinen anderen zuverlässigen Gehilfen fand, nahm er den Sohn ins Amt; gab ihm eine Stellung, für die seitdem die Richthofen und Tschirschky gut genug befunden wurden, und einen Sold, für den der bedachtsame

Chlodwig nicht arbeiten wollte. Nie hoffte, nie wünschte er, Herbert solle sein Nachfolger werden. Hielts gar nicht für möglich. Dynastie! Der Vater setzte bei seinem Geschäfte Jahr vor Jahr mindestens hundertundzwanzigtausend, bei dem des Sohnes noch ungefähr dreißigtausend Mark zu und Beide quälten sich redlich im Dienst. Als der Fürst die Zuweisung eines militärischen Adjutanten erbat (der seit 1890 zum Stab jedes Kanzlers gehört), wurde die Bewilligung im Militärkabinet abgelehnt; dreimal. In der winzigsten Personalfrage stieß er auf Schwierigkeiten, die oft erst nach Wochen zu überwinden waren. Augusta, Victoria, Luise, die Herrinnen der drei für die berliner Stimmung wichtigsten Höfe, waren gegen ihn. Im Großen Generalstab saß ihm kein Freund. Ihm wurde nicht, wie dem vierten Kanzler, in einem Hohenzollernschloß Krankenquartier bereitet; er fuhr nicht, wie dieser Durchlauchtige, im Sonderzug. Freilich: die Welt sprach von Bismarcks, nicht von Wilhelms Politik. Und darf deshalb von einer Dynastie Bismarck sprechen? Wurde der Glanz der Krone dadurch gemindert, daß die Nation für den Kulturkampf, den Schutzzoll, das Sozialistengesetz nicht den König, den Kaiser verantwortlich machte? Der Retter der Hohenzollern wurde nicht wie ein Lakai behandelt; doch auch nicht wie das Haupt einer Dynastie. Er hatte, da Alle zag zurückwichen, für den König den Kopf und die Ehre aufs Spiel gesetzt und in Sturm und Sonne, in Noth und Glück tausendfach seine Treue, seine persönliche Hingebung bewährt. Daß deutsche Fürsten den Schöpfer ihres Reiches dynastischer Anmaßung zeihen, ihm vorwerfen würden, er habe schlecht für das Haus Hohenzollern gesorgt, konnte er nicht erwarten. Wilhelm der Zweite und sein Großohm habens gethan. Seine Antwort hätten sie vielleicht wieder „grob“ gefunden. Aber er brauchte nicht selbst zu sprechen; konnte ihnen den Brief vorlegen, aus dem sein König ihm zurief: „Zur Erinnerung an Ihre Silberne Hochzeit wird Ihnen eine Vase übergeben werden, die eine dankbare Borussia darstellt und die, so gebrechlich ihr Material auch sein mag, doch selbst in jeder Scherbe dereinst aussprechen soll, was Preußen Ihnen durch die Erhebung auf die Höhe, auf welcher es jetzt steht, verdankt.“ Das schrieb der Ahn, der Sieger in drei blutigen Kriegen. Der war stolz auf den großen Diener und gönnte ihm Raum. Der Enkel wollte allein regiren.

Der Stratege.

Als Mazarin gestorben war, fragten Beamte und Hofleute Ludwig den Vierzehnten: „Wer weist uns jetzt den Weg?“ Und hörten die Antwort: „Ich!“ Dankbarkeit hatte den König bestimmt, geduldig sich dem herrischen Willen des Kardinals zu fügen. Ludwig zählte freilich erst dreiundzwanzig Lenze, als der Tod ihn von dem übermächtigen Minister erlöste. Und er hat später gesagt: Je

ne sais ce que j'aurais fait s'il avait vécu plus longtemps. Was? Er hätte das Joch wohl noch länger getragen. Wenn nicht Einer mit dem Stachelwort gekommen wäre: Da sitzt der Todfeind Deiner Größe, Deines Ruhmes; Du bist nicht König, so lange dieser Schatten auf Deinen Thron fällt. Zu Wilhelm kam der Eine früh; der schlauste Winkelstratege. Als ich, im März 1904, die Paradetücher und den Lorber vom erkalteten Leib Waldersees zog und den Mann mit dem Fuchsgesicht Goethes Meister Reineke verglich, ward ich heftig gescholten, der Ungerechtigkeit und fast der Leichenschändung beschuldigt. Und was lasen wir nun in Chlodwigs Tagebuch? Alle Stimmen klingen im Urtheil über diesen Krieger zusammen. Bismarck: „Waldersee ist ein konfuser Politiker, auf den nichts zu geben ist; was er sagt, ist werthlos. Er will den Krieg, weil er fühlt, daß er zu alt wird, wenn der Friede noch lange dauert. Es ist thöricht, zu glauben, daß Waldersee Reichskanzler werden könne. Auch als Generalstabschef ist er ungenügend." Der Kaiser: „Bismarck und Waldersee können einander eigentlich nicht leiden, haben sich aber in gemeinsamem Haß gegen Caprivi, den Bismarck stürzen will, verbündet. Was nachher kommt, ist ihnen gleichgiltig." (Dieser freundliche Glaube trog. Bismarck hat sich niemals Waldersee verbündet, niemals ein intimes Wort mit ihm gesprochen und zu mir gesagt: „Ich würde den Mann nicht über die Schwelle lassen, wenn er nicht im Auftrag des Kaisers käme. Ich habe bei seinen Besuchen immer das Gefühl, er wolle — oder solle — nachsehen, ob es schon Zeit sei, einen schicklichen Kranz zu bestellen.") Des Kaisers Mutter: „Waldersee ist ein falscher, gewissenloser Mensch, dems nicht darauf ankommen wird, sein Vaterland ins Verderben zu stürzen, wenn sein persönlicher Ehrgeiz befriedigt wird. Auch Kaiser Friedrich hat ihm nicht getraut und ihn für falsch angesehen". Und damals war der böseste Theil seiner Thaten noch nicht ans Licht gebracht. Eine Gestalt, wie sie in der Geschichte des preußischen Heeres vornan nicht zum zweiten Male zu finden ist; ein frommer Degen aus der Sphäre des Kriminalromanes. Auch für die Legende ist er nun tot. Aber wir brauchen ihn noch. Sein hohes Ziel hat er nicht erreicht. Er konnte nicht warten; versuchte immer wieder, seine knospenden Wünsche am Lampenlicht zu wärmen, um sie schneller so zu reifer Erfüllung zu bringen. Doch für die wichtigste Aufgabe war er der rechte Mann: er hat den künftigen Kaiser von dem ersten Kanzler getrennt; und im frühesten Stadium dieses Feldzuges sich als so guten Strategen bewährt wie niemals auf einem Schlachtgefild. Wer ihn aus dem Auge läßt, wird nie verstehen, was in der Zeit von 1888 bis 1890 geschah. Er mußte herbei. Jetzt kann das deutsche Historiendrama beginnen.

✠

Alte und neue Kaisermacht.

Das alte römisch-deutsche Reich ist nun hundert Jahre tot. Was wir an seiner Stelle heute haben, ist leider nicht so wundervoll, daß wir mit mitleidigem Achselzucken auf alle einstigen politischen Errungenschaften unserer Vorfahren blicken können. Eine Weile nach 1870 schien es so. Wie der Amerikaner lächelt, wenn er daran denkt, was für Staatsthum einst Indianer auf seinem Reichsgebiet geschaffen hatten, so mochten nach 1870 biedere Schulmeister Verachtung der einstigen Kaisergröße lehren, zumal das böse Ende (1806) ihnen Recht gab. Wir aber suchen nicht nur seit einigen Jahren wieder mit neuem Eifer den altdeutschen Verfassungverhältnissen wissenschaftlich auf den Grund zu blicken; es giebt sogar bei uns heute manchen Gelehrten, der glaubt, eine Betrachtung dieser alten Ordnungprobleme könne doch vielleicht noch eine Spur von nützlichem Beispielswerth für die politischen Probleme haben, die Gegenwart und Zukunft uns aufgeben. Jedenfalls wird die Inferiorität und Verfehltheit der altdeutschen Weltpolitik heute nicht mehr so stolz behauptet wie nach 1870. Sieht es doch aus, als ob der gute Kaiser Friedrich, den Bismarck damals im Kyffhäuser weckte, sich zu neuem Schlaf in sein Felsengrab verkrochen habe; nur die Zeit kann lehren, seit welchem Tag und weshalb. Wer heute glaubt, er weiß es, schweigt; denn unsere Regirung braucht keine ungebetenen Rathgeber.

Was war es nun im Grunde, das die einstige hohe Machtfülle und dann den Niedergang, den Tod des alten Reiches veranlaßt hat? Und sind es nur vorübergehende konstitutionelle Schwächen oder unglückliche Zufälle, die unsere politische Position seit 1870 so erschreckend verschlechtert haben?

Wir wissen heute, daß es nur eine Seite der Geschichte ist, die erzählt, wie große Männer kamen und gingen; wie ihr Erfolg wuchs, manchmal dauerte, schließlich aber Anderem Platz machte. Wohl hält sich die schulmäßige Darstellung der Geschichte trotz aller besseren Absicht immer noch an den Heroenkult als Leitschnur. Die klassischen Philologen, die bei uns den zünftigen Historiker am Meisten bildend beeinflussen, bringen ja kaum die Ahnung von einer anderen Möglichkeit der Geschichtauffassung mit. Den ungeheuerlichen Gedanken, statt an griechischen oder römischen Klassikern sich zu bilden, etwa römisch-byzantinische Kultur, deutsche Wirthschaft- und englische Handelsgeschichte die Jugend zu lehren, hat wohl noch kein deutscher Pädagoge durchgedacht; einfach, weil unsere Philologen davon selbst nichts lernen.

Wenn wir alles Persönliche bei Seite lassen, werden wir finden, daß die konstante Sorge, die in Volksgemeinschaften regirt, nicht der Wille eines Mannes nach Ruhm ist, sondern die Sorge einer ganzen Gruppe von Menschen, bequem und angenehm zu leben. Das heißt, wenn man die Sache noch ob-

jektiver fassen will: in einem Staatswesen giebts immer mehr als einen Menschen, der danach strebt, Andere für sich recht tüchtig auszunutzen. Wo immer bisher ein Mann an der Spitze einer Staatsgemeinschaft stand, hat es Andere neben ihm gegeben, die ohne eine Spur von Erbrecht sich vermaßen, gleiche Macht zu erstreben. Sofern überhaupt irgend ein politisches Streben in einem Volk steckt, kommt es in Nivellirungtendenzen zum Ausdruck; nie so, daß Alle gleich sein wollen, schon weil es physisch ausgeschlossen ist, daß von einer gleichzeitigen Gruppe von Menschen überhaupt Jeder einen vernünftigen Willen hat; aber so, daß immer mehr als Einer da ist, der die ganze Fülle gewöhnlicher Macht haben will, die der jeweilige Kulturzustand gestattet. Wir sind über die relativen Machtmittel der deutschen Herrscher aus allen Perioden gut unterrichtet. Und solche Geschichte ist für uns unmittelbar werthvoll, die uns hilft, gegenwärtige Zustände objektiv zu erfassen und in den Bestrebungen unseres täglichen Lebens das Typische zu erkennen.

Der Merowingerstaat bedeutet gegenüber älteren germanischen Völkerschaftverbänden eine Konzentration der Regirungsgewalt. Das Mittel war die Vereinigung einer Grundbesitzmasse und eines Schatzes in den Händen des Königs, so groß, daß der Besitz keines einzigen Mannes im ganzen Reich ihr auch nur annähernd gleichkam. Mit der Vergeudung dieses Königsbesitzes sank die königliche Macht. Zugleich wuchs anderer Männer Eigenthum. Die Karolinger sind unter diesen Anderen die Reichsten. Immerhin sind sie ursprünglich den Agilolfingern in Bayern oder den Vorgängern (wahrscheinlich Vorfahren) der alten Welfen in Schwaben nicht so unbedingt an Besitzfülle überlegen, daß sich auf diese Uebermacht eine Herrschaft über das Volk gründen ließ, wie die Chlodwigs. Abhilfe wird in doppelter Richtung geschaffen. Erstens wird das regenerirte karolingische Königthum auf etwas ideellere Basis gegründet. Kirche und Recht müssen es stützen. Die Kirche, die Todesfurcht und Lebenshoffnung der Menschen sehr glücklich formulirt und in ihre Kontrole gebracht hat, stellt die Macht, die sie dadurch über die Gemüther gewonnen, in den Dienst des Königs. In Deutschland erst unter den Karolingern. Die älteren Missionare in Deutschland waren Fanatiker, die nur das Reich und die Kultur Gottes im Auge hatten. Das Recht findet Verwendung zu einer Säule für das Königthum der herrschenden Dynastie durch die Kontraktion des Lehnsrechtes aus dem uralten Treueversprechen plus Sondergrundbesitz. Aber diese neuen ideellen Grundlagen ihres Königsamtes genügten den Karolingern nicht. Zu der neuen verfassungmäßigen Basirung ihrer Königsgewalt kam eine materielle: im ganzen deutschen Land wurde mit genialer Rücksichtlosigkeit für sie neues Königsland mit Beschlag belegt, so daß sie bald wieder, wie einst die Merowinger, überragend reich waren.

Karl der Große war also reich wie einst Chlodwig. Nun ist es aber

ein Gesetz, daß mit steigender Kultur das Binden unverhältnißmäßigen Reichthumes an eine einzelne Familie immer schwerer wird; der Ausgleich vollzieht sich so, daß eine mehr oder minder große Anzahl die Herrschaft über die Anderen gewinnt. Oligarchie, wenn nicht der Regirung, so doch der Macht, ist die natürlichste Verfassungform des Kulturstaates. Das Reich Karls zerfiel äußerlich an seine Söhne, innerlich durch Austheilung des Königsbesitzes an eine beschränkte Zahl von Großgrundherren; einerlei, in welcher Rechtsform: jedenfalls vertheilte sich die Verfügungsgewalt über Besitz, Renten und unfreie Einwohner schnell unter Viele.

Heinrich I, Otto I, Heinrich III sind nur Großgrundherren neben anderen, deren Besitzmacht gar nicht immer nur kleine Bruchtheile der königlichen darstellt. Der römisch-christliche Weltreichsgedanke ist ja etwas sehr Herrliches, besonders für empfängliche Sekundaner oder Töchterschülerinnen; oder für moderne Geschichtgecken, die für irgend welches geistvolle Phrasengebäude von welthistorischen Ueberblicken Schlagwörter brauchen. Die Universalkirche als Grundpfeiler des deutschen Universalreiches ist gewiß eine wahre Glaubensstärkung in unserer gottlosen Zeit. Aber für jene alten Kaiser war doch die Hauptsache: so und so viel sichere Renten und hunderttausend Sklaven mehr als ihr mächtigster Unterthan. Damit ließ sich die Krone über Herzöge und Grafen, Städte und Bischöfe tragen; anders nicht. In dem großen Streit zwischen Barbarossa und Heinrich dem Löwen ist für die neue Geschichte wenig von der alten Romantik übrig geblieben. Sogar den Kniefall des Kaisers vor dem Welfen, den gewiß noch tausend Schulmeister fröhlich weiter erzählen, hat man uns zur Legende verdorben. Der ganze Streit war nur, weil der Kaiser keinen annähernd reichen Herrn neben sich dulden konnte. Noch war alleiniger Reichthum unbedingt nothwendige Stütze des Herrscherthumes. Unter Barbarossa finden wir übrigens wieder einmal einen Versuch, die Kaisermacht von der finanziellen Präponderanz des Kaisers unabhängig zu machen; sie auf einen Rechtsboden zu gründen. Wie unter Karl dem Großen. Man ist über diese neue staufische Verfassung nicht sehr klar. Bald nennt man sie Rekonstruktion, bald endgiltige Beseitigung der karolingischen. Sie läßt sich nicht, wie die Verfassung Karls, aus sauber systematisirten, modern anheimelnden Gesetzen einfach ablesen, sondern muß aus Zuständen erkannt werden. Das erfordert viel mehr Blick und Nachdenken und universellere Schulung; peinlich. Deutlicher ist zu sehen, daß dem Kaiser Barbarossa die rechtliche Rekonstruktion seines Kaiseramtes eben so wenig genügte wie Karl dem Großen. In Europa war damals ein Staat, der an keine Rasseneinheit gebunden war; eine Herrschaft weniger bevorzugten Herrenfamilien über ein kleines Land und ein großes Meer. Den südlichen Normannen war unterthan nur Sizilien und Neapel; aber ihre Schiffe diktirten Krieg und Frieden, Politik und Tribut

weit über diese italienischen Länder hinaus. Diese Normannengewalt vermochte Barbarossa zu einer Stütze des Kaiserthrones zu machen. Die deutschen Grundherren wie der Papst fühlten die Bedeutung der Politik; und ihre Wuth und Gegenagitation war so gründlich, daß wir noch heute über den jammervollen Einfall des genialen Schwabenkaisers in nutzlosem Bedauern die Hände ringen. Zunächst war der Erfolg glänzend. Heinrich VI hat durch eine bloße Gesandtschaft den Kaiser von Konstantinopel gezwungen, Deutschland Tribut zu zahlen. Das war, scheint mir, der Gipfelpunkt deutscher Weltpolitik im Mittelalter. Und es war nur die erste Frucht vom reifen Baum deutscher Kaiservormacht; nicht nur vor deutschen Herren, sondern vor allen Königen der damaligen Welt. Keiner verfügte auch nur annähernd über solche Weltmachtmittel. Da starb Heinrich und die Verwirrung, die nach seinem Tod eintrat, gab den eifersüchtigen Gegnern in Deutschland Gelegenheit, diese Position anzugreifen. Zugleich dirigirte das eifersüchtige Ausland eine kecke Abenteurerbande (Deutsche thaten fröhlich mit) gegen Konstantinopel, das natürliche Ziel aller europäischen Machtausdehnung bis heute.

Der vierte Kreuzzug ist die bestgelungene politische Intrigue des Mittelalters, — aber auch weiter nichts. Philipp von Schwaben war gerade unter großen finanziellen Opfern so weit mit Otto dem Vierten fertig geworden, daß er daran denken konnte, im Orient in die Weltmachtpfade seines Bruders einzulenken: da fiel er durch Meuchelmord.

Was in Deutschland den Kaisern an Besitz geblieben war, fand Friedrich II vergeudet, fast bis auf den letzten Rest. Er fand nur hellen Jubel, als er in sein Vaterland kam. Davon kann kein Kaiser leben. Drum spannte er die Finanzkräfte Siziliens stärker an. Denn auch er begab sich auf den traditionellen Weg zur Macht: er mußte reicher sein als alle Anderen und Denen, die ihm an Vermögen allzu nah kamen, ihre Erwerbsquellen abschneiden. Der Kampf, der folgt, ist der denkwürdigste der deutschen Geschichte; der Kulturkampf eines aufgeklärten, genialen Staatsmannes gegen die christliche Kirche. Diese Kirche, die so wundervolle Machtmittel hat, weil sie im Stande ist, gerade die besten Gefühle der edelsten Naturen für praktische Machtzwecke finanziell auszubeuten. Die Kirche hat gesiegt. Nie wieder fand sich ein Friedrich II, ihr entgegenzutreten; drum herrscht sie noch heute über Staat und Sitte, ob auch alle klaren Geister der Welt über diese lächerliche Herrschaft, die naive menschliche Vollkommenheitsehnsucht so weise zu mißbrauchen versteht, empört sind. Die britische Encyklopädie nennt Friedrich den Zweiten den größten Mann des Mittelalters; die französische den ersten seiner Zeit. Wir lernen in Sekunda oder Prima, daß er Deutschland vernachlässigte und Sizilien allein liebte und daß er ein gottloser Mann war, der bei orientalischen Tafelfreuden und Saitenspiel Gedichte machte und schöne Mädchen

liebte, die nicht einmal getauft zu sein brauchten. Schade, sagte mein Geschichtlehrer, daß ein solcher Mensch im Kyffhäuser saß, nicht der ehrenfeste Barbarossa, der doch viel besser dazu gepaßt hätte, 1870 von Bismarck geweckt zu werden.

Die Kirche, die damals den jesuitischen Geist in sich aufnahm, zog nach der Vollendung ihres Triumphs, der Hinrichtung Konradins, in die fröhliche Knechtschaft nach Frankreich. Aufgebaut hatte sie nichts, wie einst jener Hildebrand, der mit Heinrich dem Vierten in heiligem Glaubenseifer um Prinzipien stritt. Sie hatte nur zerstört. Das genügte ihr. Denn sie blieb als einzige Macht mit universalen Mitteln übrig. Mit der Person des Kaisers aber und dadurch mit dem Staufernamen blieb weit über Deutschlands Grenzen hinaus der ideale Traum von einer persönlichen Freiheit des Menschen verbunden.

Von den späteren deutschen Kaisern verfügte erst Maximilian wieder über Weltmachtmittel. Die Basis war gut. Das geringere relative Besitzübergewicht des Kaisers wurde durch die Stärkung des Amtsgedankens kompensirt. Die Krone brauchte mit ihren Beamten nicht mehr als mit einer launischen Gefolgschaft zu rechnen, sondern verfügte über sie wie über lebendige Schachfiguren. Wieder mißlang das deutsche Weltmachtspiel. Nicht die Kirche diesmal, sondern der Drang nach geistiger Emanzipation des Einzelmenschen verdarb Alles für Deutschland, weil er zwar die Welt in einen Taumel fortriß, aber seinen Freiheitwillen nicht bis zu den letzten Konsequenzen, der endgiltigen Befreiung von geistlicher Vormundschaft, durchzuführen vermochte. Die Folge: Streit der neuen Sekten; Regeneration der alten Kirche, Glaubenskriege, Weltenbrand. Die großen und kleinen Herrscher retteten daraus den Absolutismus, die bedenklichste und für die Dynastie gefährlichste Form dynastischer Vormacht, die freie Verfügung über die Landessteuern, also über alle Privateinkünfte. Bis auf das heitere Bestehen in Mecklenburg sind nun auch diese Machtfreuden dahin. Mit dem Tode des alten Reiches ist die alte deutsche Kaisersehnsucht nicht erloschen; doch wir haben sie ja längst gestillt: schöner und stolzer als je steht das Reichsgebäude. Seines Herrschers Wort schuf sich Gehör im Rath der Völker wie noch nie. Seine Kultur beherrscht die Welt ... Wirklich? Versichert wird es offiziell und offiziös und ich bin überzeugt: viele kluge, treue Deutsche glauben es ehrlich. Aber mein nörgelsüchtiger Skeptizismus zwingt mich, zu fragen: Wo ist denn die materielle Basis? Ohne solche Grundlage wäre Weltmacht jeder Form, auch ganz ideale, ein Kartenhaus. Nun: die Grundlagen sind vorhanden; es giebt eine Basis für deutsches Stimmrecht im Weltconcern. Nur: es ist nicht der Kaiser, der über diese Machtmittel verfügt, wie ehemals seine Vorgänger im Titel. Aus jedem Staatshandbuch kann sich Jeder berechnen, worüber etwa der Kaiser frei disponiren kann. Lächerlich wenig ists, wenn man bedenkt, daß über den größten Theil seiner Einnahmen im Voraus fest verfügt ist. Will er nur ein Schloß

restauriren oder eine neue Kaiseryacht haben, so braucht er Minister, die beim Volk für ihn bitten. Dutzenden von Multimillionären wäre all Das ein Butterbrot. Das brauchte nun nicht zu schaden. Ein Kaiser, der so reich ist, daß er, ohne sein Volk zu fragen, thun kann, was er will, bis zur Entscheidung über Krieg und Frieden, wäre heute unleidlich, unmöglich. Unser Kaiserthum ruht auf einem Vertrag. Das Volk hat dem Herrscher genau diktirt, was er selbständig bestimmen darf: nur Harmlosigkeiten, wenns richtig gehandhabt wird, ganz entsprechend den materiellen Gewaltgrundlagen, über die der Herrscher verfügt. Geld genug, sich mindestens eben so viel Lebensgenuß zu verschaffen, haben Viele neben ihm; Jeder darf erwerben, was er gerade will, was alter und neuer Luxus bietet: Schlösser und Reisen, Jagd und Feste und ländliche Freuden, Weiber und Kunst und Glanz aller Art. Aber da ist ein Zwiespalt: wir werden regirt, als ob ganz im Gegentheil der Kaiser die ungeheure Ueberfülle alter Kaisermacht noch zu seiner Verfügung hätte, als ob sein Amt nicht ein durch Vertrag verliehenes wäre, sondern ein altererbtes materielles Uebergewicht über alle und jede individuelle Gewalt irgend eines Unterthanen hätte. Und Das allein ist nicht das Typische für die gegenwärtige Lage im Vergleich zu der im alten Reich oder zu der, die Bismarck schaffen wollte. Der charakteristische Unterschied liegt darin, daß die Anderen, die heute die Oligarchie der thatsächlich Gewaltigen bilden, alles Interesse haben, diese Regirung, die ohne entsprechende Grundlagen sich absolutistisch geberdet, in ihrem Gebahren zu stützen. Diese Oligarchie zu nennen, ist nicht ganz leicht. Denn sie macht keinen Stand aus; und Ständen allein sind wir nach unserer historischen Erziehung gewöhnt, Sonderstellung vor den Gesetzen zu gewähren. Täglich wechselt ihr Kreis. Denn ihr Wille zur Macht ist nicht an irgend ein Prinzip oder politisches Ziel gebunden, sondern ist einfach Wille zu Reichthum. Der hat von selbst die Macht in Händen und hat deren genug, verhält sich ganz ruhig und politisch passiv, so lange seine Reichthumsquellen nicht versagen. Erst wenn sein Erwerb gestört wird, tritt er auf und zwingt die stolze Germania, ihm zu Willen sein. So lange die Politik ihn ruhig seine Schatzkammern füllen läßt, ist ihm alle Arbeit der Minister, Regirung, der Gerichte, Schulen und Kirchen ganz gleichgiltig. Unpersönlich ist diese Oligarchie im höchsten Grade. Gesellschaften zum großen Theil, juristische Gedankengebäude, die über Hunderte von Millionen und Tausende von Familien Gewalt haben; die, da sie Alle das selbe Ziel haben, automatisch zusammenhalten, sobald es sich um Staatsleitung handelt. Denen Alles recht ist, was ihnen nützt, alles Andere gleichgiltig. Unpersönlich wie die objektiven Ziele dieser Oligarchie ist auch ihr System. Größtmögliche Volksaussaugung unter Ablehnung aller Verantwortung. Die mag die Gesellschaft, der Staat tragen, den man sich theuer genug mit Steuern erhält. Was kann

einer solchen Oligarchie lieber sein als eine Staatsleitung, die alles persönliche Odium auf sich nimmt? Jeder geht seinen Weg des Genießens und des Erwerbens still weiter; und Einer, der alle Ehrfurcht vor dem uralten monarchischen Gedanken in sich vereint, übernimmt, Alles durchzusetzen, was für die Zwecke der Anderen nöthig ist. Je drastischer, je impulsiver er dabei auftritt, um so besser; nach dem modernen Prinzip der Reklame. Und daß er einmal eigene Pläne durchsetzt, ist keine Gefahr. Er hat ja nichts von der Macht, die einst in alten Zeiten Kaiser zierte. Er hat sein Amt; nichts leichter als der Versuch, das Rechtsgefühl des rechtlich denkenden Volkes gegen ihre Spitze mobil zu machen: dafür ist ja die Verfassung da, die dem Kaiser seine Rechte strikt zumißt und bei jeder eigenen Regung von Ideen betont werden kann, wenns nöthig ist. Nur keine politischen Ziele! Die Männer, die das Reich schufen oder das damals Geschaffene erweitern möchten, mögen ihre Ideale austräumen; nur nicht damit in die Politik! Weltmacht ist ein nettes Wort. Mag man damit spielen; nur nicht Ernst machen. Alle Störung ist zu vermeiden. Das ist der wahre Geist des Friedens, der zur höchsten Kultur führt. Denn diese höchste Kultur ist, daß die Oligarchie der Reichen ruhig allem Genuß leben kann. Gleichheit Aller ist Utopie; aber jene Gleichheit, die nicht nach Vorfahren noch Vorleben noch Gesundheit noch persönlicher Tugend fragt, sondern Jedem gleiche Macht giebt, sich Andere dienstbar zu machen, der über eine gewisse objektiv gleiche Summe von Kredit verfügt: ist Das nicht in ihrer Unpersönlichkeit eine ganz ideale Machtvertheilung? Die herrscht heute. 1806 hatte die alte Kaiservormacht ausgespielt. Dann hat Preußen versucht, sie auf der Grundlage einer politischen Idee zu konstruiren. Eine Kaisermacht gegründet auf eine Idee! Unglaubliches Beginnen. Lächerlich einfach. Der Titel ist geblieben, die Macht ist in besseren Händen. Nun geht Alles gut. Das Volk ist fleißig wie noch nie und bekommt dafür (kostspielig genug) von Zeit zu Zeit ein neues Versicherungsgesetz. Versicherung der Mägde und Arbeiterinnen gegen uneheliche Kinder ihrer Dienstherren ist ja wohl das zunächst zu Erwartende. Die Gerichte arbeiten mit der erwünschten relativen Objektivität, einerlei, ob sie sich dadurch noch so unpopulär machen. Kunst, Kultur blühen schon deshalb, weil sie das Leben verschönen. Man muß nur zu den Mächtigen gehören: dann sitzt man beim ruhigen Mahl, läßt sich auf dem politischen Theater nach seiner Flöte vortanzen und nimmt großmüthig auch ein paar Seitensprünge nicht übel. Früher war im Reich ein einziger Mann, der Das konnte; heute sind ihrer Viele. Das ist unser Fortschritt über die Machttraditionen des ehemaligen römisch-deutschen Kaiserthumes hinaus: gegenüber krankhaften Utopien des Ehrgeizes eine leicht zufriedene, gesunde Realität. So weit ist Deutschland heute.

Montreux. Dr. Otto Freiherr von Dungern.

❦

Gespräche mit Anzengruber.

Bald nach Anzengrubers Tod fing ich an, Anzengruber-Erinnerungen niederzuschreiben. Wenn es dann manchmal schien, als seien sie erschöpft, so war Das nur ein Fehler des Gedächtnisses. Ein neunzehn Jahre langer intimer Verkehr mit solchem Menschen ist doch inhaltreicher und nachwirkender, als man anfangs selbst meint. So bin ich neuerdings einigen Erinnerungen begegnet, die mir wesentlich und bezeichnend genug erscheinen, um sie der Oeffentlichkeit, besonders aber Anzengruber-Forschern, vorzulegen. Daß die Gespräche nach vielen Jahren sich nicht immer wörtlich geben lassen, versteht sich. Für die Richtigkeit der Gedanken, der Charakteristik kann Jeder bürgen, der diesem Mann nahzustehen den Vorzug hatte.

I. Anzengruber und der Rezensent.

„Herrjeses! Wenn ein Rezensent Stücke beurtheilt, die er nicht gehört und gesehen hat: wie soll er da ein Urtheil abgeben können, das sich hören und sehen lassen kann!“ So schrieb mir Ludwig Anzengruber nach Graz, als ein Theaterkritiker seinen „Meineidbauer“ abgethan hatte. „Wieder die alte Leier von zweien Liebesleuten, die sich heirathen möchten, und von den Alten, die nicht wollen. Ein zweites Mal wird das Haus füglich leer bleiben, denn unsere Bevölkerung hat Besseres zu thun, als sich darum zu bekümmern, ob der Großknecht des Kreuzweghofbauers die Vroni kriegen wird oder nicht.“ So ähnlich hatte die Kritik gelautet, die von einem literarisch bestrebten Studenten, allerdings zur „Aushilfe“, geliefert worden war.

Ein paar Wochen nach dieser kaltblütigen Hinrichtung eines der gewaltigsten deutschen Dramen kam Anzengruber nach Graz. Wir machten zusammen einen Spazirgang durch den jungen Stadtpark, der damals seine dünnen, schlanken Gerten aufreckte, wo jetzt die knorrigen Bäume stehen. Anzengruber war noch kurz vorher auch so ein Reis gewesen, das jenes Rezensentlein mit einem einzigen Handgriff im Garten der deutschen Literatur ausrupfen wollte. Aber siehe: schon stand die Rieseneiche da, die den ganzen Dichterwald überragte.

Wir unterhielten uns lustig über die Rezension; aber weil ich damals magenleidend war, ging mir mitunter der Humor aus.

„Aergerlich sind solche Zeitungsgeschwätze“, sagte ich.

Er blieb stehen; durch die funkelnden Brillen, die ihm auf der scharfgebogenen Nase saßen, guckte er mich an und sagte: „Aergerlich? Steht dieses Wort in Ihrem steierischen Volkswörterbuch? Ich glaubs nicht. Das Wort sollte ein Volksdichter gar nicht kennen.“ Anzengruber war anfangs nicht gerade leicht zum Sprechen zu bringen; aber wenn er einmal sprach, langsam, mit seiner Fistelstimme scharf betonend und pointirend, dann war es der Mühe werth, ihm zuzuhören.

„Drei Dinge kujoniren uns“, fuhr er fort: „physischer Schmerz, Kummer und Aerger. Die ersten sind Löwen; der Aerger ist ein Windhund. Und doch belästigt er uns am Meisten, wenn man das Mistvieh nicht zum Teufel jagt. Nein, für das Beest muß man nicht zu haben sein. Man laßt was gehen und härtet sich ab. Sie ärgern sich da über einen grünen Jungen, der in Ermangelung eigener

Fexung auf fremdem Feld faule Halme sammelt. Lieber Freund! Da kann man in Wien ganz andere Sachen erleben."

In Wien, meinte ich, könne er mit den Zeitungskritiken doch zufrieden sein. Dem Hamerling gehe es dort viel schlechter. Jedes neue Werk von ihm müsse durch die Wollzeile (Zeitungsgasse) Spießruthen laufen.

„Die Zeitungen schaden nicht viel", antwortete Anzengruber; „höchstens macht das beständige Loben dem Publikum einen Autor langweilig. Das heißt man: einen Dichter auf warmem Weg auflesen. Uebrigens hat die Lesewelt lange Hände und greift um den bissigsten Zeitungrezensenten herum nach dem Buch. Beim Theater ist Das anders; da kann Ihnen ein einziger Lump den ganzen Weg zum Publikum verstellen. Die Operettenleute jetzt: wie sie huschen und zischeln und Ränke schmieden, um den Volksstückdichter nicht aufkommen zu lassen! Was es beim Theater für Trugschleicherei giebt, davon haben Sie keine Ahnung."

„Wie halten Sie es mit einem Rezensenten, der Sie so recht mit aller Bosheit oder Dummheit zersetzt?" fragte ich.

Er lachte. „Mit einem solchen halte ichs gar nicht. Es giebt unter den schlechten Kritikern ja zweierlei Gattung. Die ehrlichen und die hundsföttischen. Den ersten kann man, ist man just wohl gelaunt, einmal schreiben, ihnen ihre Mißverständnisse und Fehler vorhalten. Wenn man sie achtet. Ist aber besser, man thuts nicht. Niemand ist so empfindlich gegen Kritik wie der Kritiker. Die hundsföttischen, nun: Die schweigt man tot. Sie sind ja bald hin. Sie setzen schon auch instinktiv nichts Anderes voraus als das Schweigen der Verachtung."

Während dieses und ähnlichen Gespräches ging von der Kaffeehauspromenade her ein junger Mensch an uns vorüber, der mich grüßte. Ich erkannte in ihm den grimmen Rezensenten des „Meineidbauer" und theilte Das meinem Begleiter mit. Ob er nicht seine Bekanntschaft machen wolle, fragte ich neckend.

„Wenn Sie sich mit ihm unterhalten wollen", antwortete Anzengruber: „ich will derweil hinterdrein gehen mit meinem Freunde Gruber." Ludwig Gruber war anfangs nämlich des Dichters Deckname. Unter diesem Namen war er auch als fahrender Komoediant in den Schmieren zu erfragen gewesen. Ich überließ ihn also „seinem Freunde Gruber", machte mich an den kleinen Zeitungschreiber und begann mit ihm ein Gespräch über das neue Bauerndrama. Anfangs wollte er auskneifen, um auf einen anderen Gegenstand überzuspringen. Ich aber ließ gerade einmal nicht locker. Da erklärte er rundweg, er sei kein Freund dieser rührseligen Schnupftücherdramatik; man habe schon an der Birch-Pfeiffer genug; wenn nun auch diese Dorfgeschichtenverzapfer anfingen, mit ihren blöden Bäuerinnen und bigotten Bauern Stalldunggeruch auf die Bühne zu bringen, dann müsse man den Musentempel einmal gründlich ausräuchern, und zwar mit starkem Kraut. Hinter uns hörte ich ein Nasenschnauben, das wir später bei Anzengruber so oft zu hören bekamen, wenn ihn etwas Besonderes aufstieß. Ich ließ meinen Rezensenten weiter an. Ob denn dieser „Meineidbauer" wirklich so unter aller Kritik sei. Da wäre man doch begierig, wenigstens die Fabel zu hören.

„Herr, es ist wirklich nicht der Mühe werth!" versicherte der junge Mann.

„Aber die wiener Presse hat ja mit größtem Respekt, sogar mit Begeisterung dieses Stück besprochen."

„Die wiener Presse! Ich bitte Sie! Da ist ja Alles Coterie unter einander."

Hinten schnaubte es stärker.

„Im vierten Akt soll ja eine so großartige Szene sein“, sagte ich.

„So lange bin ich gar nicht geblieben“, antwortete der Rezensent leichthin. „Wissen Sie, ich sprang an dem Abend nur für den Doktor K. ein, der verhindert war. Und offen gesagt: nach den ersten Szenen hatte ich genug. Dann ging ich zu Kollegen ins Bierhaus.“

Nun war Der von hinten uns an der Ferse. Der kleine Zeitungschreiber erschrak, als dieser Mann mit dem mächtigen Haupt und der auffallenden Adlernase neben ihm stand. Anzengruber hielt ihm die Hand hin und sprach sänftiglich: „Junger Mann, Ihre Aufrichtigkeit ist eines Handschlages werth. Sie waren gar nicht in meinem Stück, das Sie kritisirt haben!“

Nicht oft habe ich ein so jämmerliches Gesicht geschaut, wie das vom strengen Rezensenten jetzt war, als er merkte, vor ihm stehe der Dichter des „Meineidbauers.“ Eine Menge Sätze der Entschuldigung begann er zu sagen, kam aber bei keinem über die ersten Silben hinaus. Sein Antlitz spielte fleckig in allen Farben. Da befiel den Dichter ein menschlich Rühren. Er legte ihm die Hand auf die Achsel und sagte freundlich: „Lassen Sie sich einen guten Rath geben, mein Herr: bleiben Sie beim Bier!“

Damit war der Kleine wohlwollend entlassen. Er scheint den Rath des Dramatikers beherzigt zu haben; wenigstens hat man auf geistigem Gebiet nichts mehr von dem Manne gehört.

II. Abstammung.

Ein anderes Mal mit Anzengruber auf einem Spazirgang. Wir verschmähten das „Fachsimpeln“ nicht, weil ja der Mensch am Liebsten davon spricht, wovon sein Wesen erfüllt ist, und uns die Poesie nicht Handwerk, sondern Lebensnerv war. Wir plauderten über dichterisches Schaffen und über dichterische Stoffe. Da äußerte ich, daß er in Oberbayern gelebt oder doch viel mit oberbayerischen Bauern verkehrt haben müsse. Seine Bauerngestalten erinnerten sehr an diesen Schlag.

Er setzte auf die scharfgebogene Nase seinen Zwicker und sagte: „Oberbayern? Nein. Ich habe eigentlich mit Bauern überhaupt nie verkehrt. Wenigstens nicht näher.“ Als er darüber meine Verwunderung merkte: „Ich brauche Das nicht. Brauch' so Einen nur von Weitem zu sehen, ein paar gewöhnliche Worte zu hören, irgend eine Geste von ihm zu beobachten: und kenne den ganzen Kerl aus- und inwendig.“

„Sonderbar!“

„Lieber Freund,“ sagte er, „Sie wissen es ja selbst. Alle äußeren Gelegenheiten und Anlässe sind nur Hebammen. Gebären muß der Dichter aus sich heraus. Was Bauern! Ich bin Großstadtmensch. Aber wenn ich, wie Sie sagen, besser Bauern dichten als Stadtleut dichten kann, so mag Das wohl im Blut stecken. Oder in irgend einem Knochen, wie eine vererbte Gicht. Meine Vorfahren von der Vaterseite sind oberösterreichische Bauern gewesen. Na, und so was rumort halt nach.“

Da erinnerte ich, daß ein großer Theil Oberösterreichs vor langer Zeit noch zu Bayern gehört hat. „Da sind Sie am End' doch von bayerischer Abkunft.“

„Von bayerischer oder von bäuerischer oder von Beiden, ganz wie Sie wollen. Alles in Gnaden bewilligt.“

Ein ganzer Mensch, der er war, legte er auf „Abkunft“ kein Gewicht. So Einer stammt von Allen und ist für Alle.

III. Ein Sturm.

Anzengruber und ich waren in Vielem ganz verschiedener Meinung. Wie es zwischen Freunden schon zu gehen pflegt, natürlich. Die gleiche Meinung zweier Menschen in Allem fördert keinen und wird nach beiden Seiten hin langweilig. Die Verschiedenheit der Anschauungen hatte zwischen Anzengruber und mir manches ernste, tiefergehende Gespräch zur Folge, aber auch manche neckische Plänkelei. Ernstlich ereifert haben wir uns nur in einem einzigen Fall.

Das war im Dezember 1881, am Tage nach dem Ringtheaterbrand. Ich hatte die rauchende Brandstätte gesehen und die schwarzen, verkohlten Gegenstände, die Polizeileute und Feuerwehrmänner aus dem Schutte hervorgeholt, in Schubkarren oder auf der Achsel davongetragen hatten, Gegenstände, die nichts Anderes waren als verbrannte Menschen. Ich hatte die furchtbar aufgeregte Bevölkerung von Wien gesehen, die wildleidenschaftlichen Reden im Gemeinderath gehört, bei denen rathlos und heftig unter gegenseitigen Anschuldigungen darüber verhandelt wurde, wie man die vielen Hundert Leichen bestatten solle. Wien war wie im Fieberdelirium. Mir bangte und ich wartete dem Abend entgegen, da eine Zusammenkunft mit ein paar Freunden in der dreherischen Bierhalle (Operngasse) verabredet war. Diese Freunde waren Ludwig Anzengruber und Friedrich Schlögl. Schlögl saß schon hinter dem Pfeiler an dem für uns bestellten runden Tisch. Er konnte kaum sprechen, hatte Thränen im Auge und sagte ein ums andere Mal: „Armes Wien!“ Ich empfand ihms nach; mich erbarmte Wien an diesem Tage unsagbar. „Was noch lebt, Das zerfleischt sich“, murmelte Schlögl, auf die erregte Gemeinderathssitzung und auf die leidenschaftliche Sprache der Presse hinweisend, die ihre furchtbaren Anklagen erhob gegen Behörden und Organe, deren Nachlässigkeit das unerhörte Unglück verschuldet hatte.

Dann kam Anzengruber. Langsam und behäbig schritt er zwischen den Tischen heran, den weichen, breitkrämpigen Filzhut auf dem Kopf, den Stock fest in den Boden stemmend. Dann hing er seinen Hut und den grünen Ueberrock an den Ständer, putzte mit dem Sacktuch seine schwitzenden Augengläser, stülpte sie auf die scharfgebogene Nase und blickte fast trotzig um sich. Er setzte sich an unseren Tisch, bestellte Bier und ließ sich den Speisezettel geben, den er von oben bis unten aufmerksam studirte. Im Uebrigen war er wortkarg, bis Schlögl ihn anließ mit der ganz leise gesprochenen Frage: „Was sagen Sie dazu?“ „Jetzt san mer fertig mit der Komoediespielerei!“ rief Anzengruber. Düster starrten wir auf unsere Biergläser. Nach einer Weile fand er seinen ruhigen, sarkastischen Ton wieder und sagte mit hoher, dünner Stimme: „Da hätten mer a Krematorium für Theaterbesucher. Jetzt könnens Alle ihre Buden zusperren.“

Schlögl ließ sich die Zeitungen kommen und machte auf mehrere Leitartikel aufmerksam, die in geradezu revolutionärer Weise Sühne forderten. Die Anklagen gegen die leitenden Persönlichkeiten, ja, selbst gegen die Bevölkerung von Wien waren so ungeheuerlich, daß ich mein Bedenken dagegen aussprach. „Soll denn die Bevölkerung, die ohnehin kopflos ist, an diesem Tag noch mehr aufgeregt werden?“

Da hieb Anzengruber mit schwerer Faust auf den Tisch und schrie: „Ja

und tausendmal ja! Bis zum Wahnsinn sollen die Leute getrieben werden, bis zur Empörung! Anders ist dieser österreichischen Schlamperei nicht beizukommen. Wenn die Zeitungen Feuer, Schwefel und Petroleum haben: jetzt sollen sies über die Dächer dieser Stadt ausschütten. Natürlich meine ichs nur bildlich", setzte er in gutmüthiger Weise, gegen mich gewendet, hinzu. „Das sei zum Trost unseres friedliebenden Freundes gesagt."

„Also die Zeitungen sollen noch mehr zetern und hetzen?" fragte ich.

„So viel sie vom Mund oder von der Feder bringen können. Den Herrschaften muß einmal die Wahrheit gesagt werden, aber so, daß sie ordentlich durch die hohlen Schädel schallt."

„Das mögen sie ja thun; aber jeden Tag. Nicht nur heute und morgen."

„Einverstanden."

„Heute und morgen ist es ein ohnmächtiges Gejammer, das nur verwirrt. Heute ist Beruhigung am Platz ..."

„Der Teufel hole alle Beruhigung!" rief Anzengruber; „er kann Hofräthe daraus kochen, aus der Beruhigung."

Und ich: „Gestern haben wir ein Zeichen gesehen, das nie und mit nichts überboten werden kann. Glauben Sie, daß dieser Brand, dieser grausige Hekatombenherd keine Wirkung haben wird? Dann wirkt das Zeitungsgeschrei erst recht nicht. Jetzt ist Alles auf, jetzt ist der Weckruf überflüssig. Wenns wieder zur Ruhe gekommen sein wird — in wenigen Wochen wird ja Alles vergessen sein und der Schlendrian schläfrig und dumm weitertrotten —, dann sollen die Zeitungen mahnen und warnen, jeden Tag, den Gott vom Himmel giebt."

Nun schien auch Schlögl sein Mitleid mit den Wienern vergessen zu haben. Er stellte sich brummend auf die Seite Anzengrubers. Beiden konnte die journalistische Zuchtruthe über Wien nicht heftig genug geschwungen werden. Da wurde ich plötzlich unangenehm, nannte sie Freunde der Krakehlerei zu unrechter Zeit, Leute, die in gewöhnlichen Zeitläuften leichtsinnig in den Tag hineinlebten, die Schlamperei als wiener Gemüthlichkeit priesen und nachher in den Tagen des Unglücks nicht genug raisonniren könnten. Dann stand ich auf und ging fort.

Am nächsten Tag kreuzten sich zwei Brieschen zwischen mir und Anzengruber. Wir baten einander um Verzeihung wegen der „Heftigkeit"; aber wer Recht hatte, ob Keiner oder Beide: Das wurde nicht entschieden. Die nächste Zusammenkunft war wieder in alter Herzlichkeit und Fröhlichkeit.

IV. Die Kanaillen! Wenn sies nicht wüßten!

Eines Abends waren wir wieder einmal in der „Birne" gesessen, einem Gasthaus in der Mariahilferstraße zu Wien. Anzengruber hatte sich zuerst eingefunden und, um die Zeit zu vertreiben, sich mit Manuskriptlesen beschäftigt. Als Redakteur des „Figaro" mußte er allwöchentlich mehrmals einen „Schippel" österreichischer Politik-, Juden- und Pfaffenwitze durchlesen und wohl auch selber fabriziren; eine reizende Beschäftigung! Es war kein Wunder, daß wir später Ankommenden an unserem Freunde ein wüthendes Gesicht mit geschwollenen Stirnadern, rollenden Augen und der zuckenden Nasenspitze vorfanden. Wir thaten auch noch ein Uebriges und machten bittere Bemerkungen über die Plackereien eines Witzblattredakteurs, der seine Zeitgenossen mit dem Phosphoreszieren politischer Faulheit er-

götzen muß, während er Blitz und Donner schleudern sollte. Der Dichter aß und trank und aß und trank. Dann beugte er sich nach vorn, stützte die Ellbogen auf den Tisch, rauchte seine lange dünne Cigarre, schnob manchmal durch die Nase und war schweigsam. Sonst hatte er in Freundeskreis seine Vergrämung scheinbar vergessen; heute blieb er in sich versunken und gab zu unseren Gesprächen nur selten seinen beistimmenden Brummer.

Spät nach Mitternacht gingen wir in ein Kaffeehaus. Dort griff Anzengruber nach einem Morgenblatt, das schon erschienen war, las die Theaterzettel und schnob. Dann nahm er das Blatt langsam in die Faust und schob es über den Tisch hin, als wäre es ein Stein. Saß wieder schweigsam da und rauchte. Plötzlich hob er sein Glas Knickebein, trank es auf einen Zug leer, stieß das Glas auf den Tisch und rief mit scharfer Stimme: „Die Kanaillen! Wenn sies nicht wüßten!"

Bald darauf brachen wir auf, um nach Hause zu gehen. Mich begleitete ein Freund bis ans Hotel. Unterwegs sprachen wir über des Kirchfelders schwere Verstimmung und ich fragte, was er denn mit seinem Ausruf im Kaffeehaus etwa gemeint haben mochte.

Mein Begleiter antwortete: „Anderen Dichtern passirt es, daß sie einfach nicht erkannt werden. Man weiß nicht, was sie bedeuten. Man läßt sie verkümmern und zu Grunde gehen. Erst nach ihrem Tod rührt sichs; man sieht ihre Größe, man baut ihnen Denkmale, man reiht sie zu den Unsterblichen. Anders bei Ludwig Anzengruber. Schon mit seinen ersten Dramen hat er Alle von seiner Größe überzeugt und die Blätter haben tausendmal seine Kunst gerühmt. Die Wiener besonders wußten, was sie an ihm hatten; aber die lüsterne Operette schmeckte ihnen allmählich wieder besser als die herbe Gestaltung und Weisheit Anzengrubers. Sie ließen ihn links liegen. Die Blätter fingen an, ihn geringschätzig zu behandeln, und vergaßen sein, während es bei ihrem Einfluß gewiß ein Leichtes wäre, ihn zu halten. Anzengrubers Stücke finden keine Bühne; als Zeitschriftenredakteur, wie es schließlich jeder Journaljüngel zusammenbringt, als Macher eines Witzblattes muß er sein Auskommen suchen. Die Witze, die er für den ‚Figaro' machen muß, dürften kaum je gesammelt werden. Wie viele herrliche Dramen hätte uns dieser Mann in den letzten zehn Jahren geschrieben, wenn man ihm das Leben und Dichten möglich gemacht hätte! Ein verhängnißvolles Versäumniß, besonders von der wiener Presse, von den Bühnenleitern, von jenen weitmäuligen Gesellschaftgrößen, die sich immer als Kunstfreunde, als Träger des liberalen Geistes ausspielen. Die Kanaillen! Wenn sies nicht wüßten!"

Ihn erkennen und doch fallen lassen! Das war an diesem Abend so bitter durch des Dichters Seele gegangen. In mein Hotelzimmer gekommen, schrieb ich zur selben Stunde ins Notizbuch:

Der größte Tragiker seiner Zeit,
Er muß ein Witzblatt machen.
Ein tragischer Witz, bei meinem Eid!
Man möchte Thränen lachen!

Graz. Peter Rosegger.

Aus einem Rosengarten.*)

In der Sächsischen Schweiz, am Elbestrom, ragt ein schimmerndes Lustschloß aus seiner grünen Umgebung auf. Zwischen den vier chinesischen Flügeln liegt ein Rosengarten; gegen Winde geschützt, von der Sonne beschienen. Die Luft hier drinnen ist fast roth von Rosenduft, die Schildwache schläft auf der Sandsteintreppe und die grünen Dächer des Schlosses schnäbeln sich in den funkelnden Sonnenschein hinein wie gekrümmte Lindwürmer.

Hinter dem Park steht der Tannenwald und hält die Winde beim Schopfe fest, damit sie nicht wie ungestüme Stiere die Abhänge hinabstürmen und die vornehmen Rosen bis auf den Tod erschrecken, die dort unten vom frühen Morgen bis zum späten Abend erblühen und schwellen und in dicken Sträußen von den hohen Stämmen herabhängen.

Die gelben sind die seltensten; einige sind so rund wie Sonnenblumen. Sie haben die Hitze in sich; sie glühen wie gelbrother Safran, wenn das ganze Blüthenrad entfaltet ist. Die La France-Rose wiegt sich auf den langen Stengeln und rollt die blaßrosa Blätter auf. Die Monatsrosen halten sich an der Erde, streuen ihren Schmuck umher und zeigen zu früh die gelben Staubfäden; und dann sind da diese großen, dicken, rothen Rosenklumpen, die sich durch ein im Grunde ganz kleidsames Embonpoint beschwert fühlen.

In einigen Familien dort an der Treppe machen sich bei einem Theil der jüngeren Knospen deutliche Anzeichen von Degeneration bemerkbar; die Adern der weißen habe eine aristokratische Tendenz, schwach ins Grünliche hineinzuspielen, die rothen haben sich leider ein Wenig Lila in der Farbe zugelegt. In diesen alten Rosenfamilien findet man stets allerlei schlechte Elemente, die am Wurm im Blüthenkelch leiden und die deshalb die Familie, so gut sie kann, mit dem grünen Laub bedecken muß, das ihr zur Verfügung steht. So ein armer Rosenschlingel mit angegangenem Kelch kann übrigens ein ganz besonders feines Parfum an sich haben, durch das sich das blaue Blut in seinen Adern kundgiebt. Aber die Bienen und die Schmetterlinge machen einen großen Bogen und halten sich an die Rosenklumpen, die das Mieder stets ein Bischen lüften.

Dort am Springbrunnen steht eine abscheuliche rothe Parvenufamilie, auf die all die Lila und Weißgrünen sehr von oben herabsehen. Was der Gärtner auch in diese Familie hineinpfropft: es hilft nicht. Namentlich die Töchter zeichnen sich durch ein hartes Ziegelsteinroth auf den Wangen aus; und wenn man genauer hinsieht, sind sie auch nicht ganz reinlich, sondern leiden an kleinen grünen Läusen in

---

*) Vor ein paar Monaten, als ich die Skizze „Prinzessin Marianne" von Svend Leopold veröffentlicht hatte, schrieb mir ein Mecklenburger, der dänische Dichter habe in Einzelheiten geirrt. „Die mecklenburgische Prinzessin, die sich nach Kopenhagen verheirathete, hieß nicht Marianne, sondern Karoline; war die Tochter des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz und widmete sich, als sie nach Neu-Strelitz zurückgekehrt war, Werken der Wohlthätigkeit. Sie hat das Karolinenstift geschaffen, für das sie bis an ihr spätes Ende mit selbstloser Hingebung sorgte, und ihr Andenken wird von den Landsleuten in Ehren gehalten." Vielleicht wollte der Däne die Wirklichkeit ein Bischen ändern; auch ein error in persona würde den Werth seines hübschen Bildchens nicht mindern.

der Frisur. Diese Rosen stammen aus dem Garten des Gasthofes, wo sie Umgang mit Balsaminen und ähnlichem Gewächs hatten. Da aber kam Seine Majestät eines Tages vorüber und nahm sich gnädig und herablassend eines Zweiges an, der dann die Stammmutter der Familie in dem königlichen Rosengarten wurde. Diese Stammmutter bekam jedes Jahr sieben Knospen. Und da die Familie beständig an Umfang zunahm (wenn auch die Schönheit nicht damit Schritt hielt), fing der Gärtner an, ein Paar von den Degenerirten auf den Stamm zu pfropfen. Aber Das wurde nur Pfuscherkram; die Degenerirten verschmachteten und starben eines frühen Todes.

Doch keine von allen Rosenfamilien im königlichen Garten trug solche Lebenskraft in sich. Und die Bienen sagen nicht Nein, wenn es hier, in diesen Rosenbüschen, Etwas zu saugen giebt. Ist Das eine Verliebtheit in den Kronen! Ein ewiges Aus- und Einziehen von Gästen vom Morgen bis zum Abend, ja, sogar bis in die Nacht hinein! Was sich dort unter den Laubmassen zuträgt, davon schweigt der Garten. Die Ziegelsteinrothen leben nicht lange im Knospenzustand; doch schweigen auch wir darüber!

Die Kronprinzessin von Sachsen, die jetzt Gräfin Montignoso heißt, pflückte früher jeden Vormittag eine Rose von dieser Familie. Wenn sie einen Spazirgang zwischen den Beeten machte, blieb sie gewöhnlich vor dieser lebensfrischen Blumenfamilie stehen, wo Alles von Wohlsein und Rosenlaune strotzte und zitterte, und sie strich den Ziegelsteinrothen über das Laub und lächelte in Gedanken. Aber die Lila mit den angekränkelten Wurzeln rührte sie nicht an; und sie ward betrübt, wenn sie die weißgrünen Damen und Herren sah, deren Ahnen bis in das sechzehnte Jahrhundert zurückreichen.

Die Gräfin Montignoso ward aus dem Rosengarten zwischen den vier königlichen Flügeln hinausgestoßen. Die Schildwache giebt genau Acht, daß sie nicht wieder hineinkommt und das Rosen-Idyll stört. Sie ward aus der Thür des Königreiches gejagt und irrt nun dort umher und weint, weil sie wieder hinein will. Sie sehnt sich jetzt nur nach den Degenerirten, nach den Lila mit der seidenen Haut und dem blauen Blut, nach den Weißgrünen mit den weichen, farblosen Stengeln, den Wurmstichigen und Aromatischen, nach all Denen mit den Ahnen aus dem sechzehnten Jahrhundert. Sie hat genug von Denen aus den Balsaminengärten des Gasthofes, von den Munteren und Blutrothen, von den etwas Vulgären mit den Läusen im Haar.

Als sie aus dem Garten hinausging, fort von Mann und Kindern und Krone und Herrlichkeit, wußte sie nicht, was sie that. Jetzt aber weiß sie leider nur allzu gut, was es heißt, innerhalb der Mauern gewesen zu sein. Sie liegt jetzt als Bettlerin draußen auf der Treppe und kann den feinen Duft von all der für immer verlorenen Vornehmheit da drinnen spüren. Und wenn die gelben Lakaien mit den silbernen Schüsseln vorübergehen, können sie hören, daß die Königliche Hoheit von dazumal förmlich darum bettelt, nur hineingucken zu dürfen. Nur eine Sekunde hineingucken zu dürfen, — nur durch ein Schlüsselloch!

Ach, nur eine Sekunde!

Kopenhagen. Svend Leopold.

Anzeigen.

Der letzte Kampf. Roman von Otto Rung. S. Fischers Verlag.

Dieses Buch konnte nur in diesem Augenblick geschrieben werden. Es ist das Ergebniß unserer neusten Entwickelung. Ich wende den Begriff „Entwickelung" nicht in der Weise der Menschen von heute an. Sie tragen ihn wie einen Orden, sie besteigen ihn wie einen Gipfel, von dem aus sie geringschätzend in die Vergangenheit und zuversichtlich in die Zukunft blicken. Ich deute den Begriff „Entwickelung" nicht als ein Besserwerden. Ich deute ihn als das Anderssein, wie es sich im Fluß der Jahrtausende aus den Erscheinungen herausgewickelt hat. So daß wir heute Farben sehen, Töne hören, daß wir riechen, schmecken, fühlen, wie Die, die nur hundert Jahre vor uns lebten, noch nicht sehen, hören, genießen und empfinden konnten.

Otto Rung steht im Vordergrunde dieses Entwickelungbildes. Seine Sinne wissen von allen Erkenntnißmöglichkeiten. In seine Nerven münden alle Reize, alle Schmerzen gesteigerter Empfindlichkeit. Die Früchte Jahrtausende alter Forschung haben seinen Intellekt genährt. Sein Buch giebt davon Zeugniß. Es ist ein Spiegelbild der Zeit. Alles ist darin. Die Ueberhebung der Feudalen, das Soldatenelend, die Proletarierdrohung, die Noth und die Verirrungen der Weibesseele, das Börsenspiel, die Judenfrage, der moderne Sport, das Raffinement der Technik. Und jegliche Kultur und jedes Laster. Das klingt, wenn man es aufzählt, verbraucht, wie der Leitartikel einer Tageszeitung. Der Dichter hat die oft benutzten Formen mit neuem Inhalt angefüllt. Worte, die zum Gemeingut herabgesunken waren, hat er neu geprägt. Sie haben jungfräuliche Kraft zurückgewonnen. Sie heben aus dem Schatz der Sprache die tiefsten, innerlichsten Werthe.

Der Schauplatz des Romans ist überall und nirgends. Oft glaubt man, Stadt und Landschaft zu erkennen; gleich wirft die Phantasie verwirrend ihren Schleier auf die Gegend. Die Fabel ist in ihrem Umriß rasch erzählt. Ein verarmtes adeliges Geschwisterpaar, ein Offizier und seine wunderschöne Schwester, kämpfen um die verlorene Kaste. Er kämpft als überzeugter Junker, fanatisch, aber ehrlich. Ihre skrupellos gebrauchten Waffen sind ihre Klugheit und ihr begehrenswerther Leib. Sie kämpfen gegen die Gewalt des Geldes, des Pöbels und der fremden Rasse. Zwischen ihren Gegnern tobt der Kampf um Macht und Herrschaft weiter.

Wird er jemals ausgefochten werden? (Der Titel „Der letzte Kampf", wenn er richtig übersetzt ist, kann nur die Bedeutung des Momentanen haben.) Wer bleibt darin der Sieger? Wer der Unterlieger? Ists der Lieutenant, dem seine Leute nichts sind als Maschinen, die dem Antrieb einer eisenharten Hand gehorchen müssen? Ists der mißhandelte Soldat, der sich mit aufzuckenden Gliedern auf dem Boden wälzt und aus dessen aufgerissenem Blick der Haß in Hunderte von Augen überspringt? Das Edelfräulein, das sein Liebesleben tötet, um Millionen zu erobern? Das Mädchen, das sich hingiebt und verlassen wird? Ists der neue Typ des Gentleman, der Schweineschlächter aus Amerika, dessen ausgekühltes Blut nur noch durch Sinnengier entzündet werden kann? Ists der Fremdling, der wie eine schwärmerische Neigung schweigend vorübergeht und unerkannt verschwindet? Der

Dichter sagt es nicht. Nirgends hört man seine Stimme. Er ist aus seinem Werk herausgetreten. Die Schicksale seiner Geschöpfe wachsen aus ihren Charakteren.

Losgelöst von ihrem Schilderer steht auch die anorganische Umgebung. Es ist, als hätte Otto Rung versucht, die unbelebte Umwelt außermenschlich zu betrachten und hinter die Erscheinung zu dem Ding an sich zu dringen. Die Straßen und die Häuser, die Kleinode, die Stoffe, die Sportwerkzeuge und die Möbel haben ihre selbständige Sprache, ihr eigenes Gemüth. Aus Höfen, Treppen, aus einem offenen Schreibtisch, aus einer halbgeschlossenen Thür strömt hoffnungloſe Traurigkeit. Das alltäglichste Geräth führt ein Innenleben, das es von Seinesgleichen unterscheidet. Das giebt der gegenständlichsten Beschreibung eine seltsam quälende, geheimnißvolle Stimmung. Wirklichkeit und Mystik stehen unvermittelt bei einander. Wie im Leben. Unklar ist nur des Buches Titel. So lange die Handlungen der Menschen von Interessen ausgehen und zu Zwecken streben, kann ihr Kampf nicht enden. Auch der Roman hat keinen Abschluß. Während eines kurzen Waffenstillstandes der Parteien bricht er ab. Der Titel kann nur die Bedeutung haben: „Wie sie augenblicklich kämpfen.“ Darum konnte das Buch nur in diesem Augenblick geschrieben werden. Als Ergebniß unserer neusten Entwickelung.

Auguste Hauschner.

Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirthschaft. Eine populäre Volkswirthschaftlehre. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Fr. W. Grunow, 1906.

Zahlreiche freundliche, zum Theil enthusiastische Zuschriften und Rezensionen und der Absatz von etwa dreizehntausend Exemplaren beweisen, daß das im Jahr 1895 erschienene Büchlein seinen Zweck erfüllt hat. Aber elf Jahre sind heute, wo jeder Monat in Theorie und Praxis Neues bringt, eine lange Zeit; und darum kann weiterer Nachfrage nicht mehr mit dem ursprünglichen Text gedient werden. Dieser mußte endlich einmal auf die Höhe des laufenden Jahres gebracht werden, was zu leisten ich in der vorliegenden Ausgabe bemüht gewesen bin.

Es giebt nun freilich einen nicht gar großen, aber dafür um so einflußreicheren Kreis von Personen, die das Buch schon darum für unnütz, wo nicht für verderblich erklären werden, weil es im Großen und Ganzen auf dem Boden der bisherigen bürgerlichen Nationalökonomie steht. Als das Manchesterthum abgewirthschaftet hatte und unter anderen wirthschaftlichen und sozialen Fragen auch die Arbeiterfrage brennend wurde, haben einige akademische Lehrer (im Oktober 1872) zu Eisenach den Verein für Sozialpolitik gegründet. Sofern man unter Sozialpolitik gewöhnlich eine Politik der Fürsorge für die Lohnarbeiter versteht, ist der Name nicht glücklich gewählt; denn der Verein hat sich keineswegs ausschließlich und nicht einmal in erster Linie mit Arbeiterfragen beschäftigt. Er hat sich zur Aufgabe gemacht, vom nicht manchesterlichen, meinetwegen staatssozialistischen Standpunkt aus (dieses Wort in dem Sinn verstanden, in dem auch Bismarck Staatssozialist war) das Wirthschaftleben der Gegenwart zu durchforschen und dadurch der Gesetzgebung und Verwaltung Material zuzuführen. Er hat (was seine Gegner in ihrer Zeitungpolemik verschweigen) auf Grund umfassender Untersuchungen hundertdreizehn Bände veröffentlicht, von denen sich, um nur Einiges

anzuführen, vier mit dem Aktienwesen und mit Steuerfragen, zehn mit der Landwirthschaft, elf mit dem Handwerk beschäftigen. Aber natürlich mußte sich der Verein auch mit den brennenden Arbeiterfragen befassen, mußte untersuchen, wie weit die Klagen und die Forderungen der Lohnarbeiter berechtigt seien. Darum gab die Manchesterpartei seinen Mitgliedern den Spitznamen Kathedersozialisten („hoffentlich nur in spöttischer, nicht in denunziatorischer Absicht", schrieb Roscher), der in doppelter Beziehung ungerechtfertigt ist. Denn erstens sind diese Männer keine Sozialisten und zweitens machen sie keine Schule oder Sekte aus, sondern gehören den verschiedensten Richtungen an und haben sich nur zu der angedeuteten gemeinsamen Thätigkeit vereinigt. Aber der Verdacht des Sozialismus ist nicht nur an ihnen, sondern an allen staatswissenschaftlichen Kathedern haften geblieben; und seit die ewigen Ausstände die Unternehmer nervös gemacht haben und die von Bismarck eingeleitete Sozialpolitik viele Uebelstände erzeugt hat, ohne, wie vorauszusehen war, die sozialdemokratische Partei aufzulösen, werden die „Kathedersozialisten" (womit man so ziemlich alle bekannten Nationalökonomen meint) als Männer denunzirt, die die Studirenden der Rechts- und der Staatswissenschaften in falschen Grundsätzen erziehen und die Verbündeten Regirungen zu falschen Maßregeln verleiten. Es wäre lächerlich, wenn ich mir die Vertheidigung von Männern anmaßen wollte, die Weltruf haben und von denen einige einen hohen Rang im Staat einnehmen; aber der Sache wegen, um der Verbreitung verderblicher Irrthümer im Publikum entgegenzuwirken, muß über diesen Feldzug gegen die nationalökonomische Wissenschaft ein Wort gesagt werden. Ein angesehenes Blatt hat in einer langen Reihe von Leitartikeln die „verderbliche" Wirksamkeit der Professoren geschildert und zuletzt behauptet, die Wissenschaft unserer Nationalökonomie sei gar keine Wissenschaft, „sondern lediglich selbstfabrizirte Theorie; ein Hirngespinnst, das weder dem Ursprung noch dem Wesen nach Etwas gemein hat mit der volkswirthschaftlichen Wissenschaft, die in der Praxis wurzelt und der steten Fühlung mit ihr nicht entbehren kann". Zum Beweis für den Unwerth dieser Wissenschaft wird nach dem Konservationlexikon der Lebensgang von fünf allgemein bekannten und viel genannten Professoren skizzirt; sie seien nie etwas Anderes gewesen als Akademiker, stünden also nicht in der Praxis; einige von ihnen hätten „besten Falls hineingerochen". Wenn diese Beweisführung einen Sinn haben soll, so enthält sie die Forderung, daß Niemand auf einen Lehrstuhl der Staatswissenschaften gelassen werden dürfe, der nicht vorher Bankbeamter, Spezerist, Maschineningenieur, Leiter einer Fabrik, Landwirth, Eisenbahndirektor und Rheder oder wenigstens Kontorist eines solchen gewesen ist. Warum nicht auch Schlosser, Bäcker, Gemischtwaarenhändler? Oder gehören diese Leute nicht in die Volkswirthschaft? Die Gemischtwaarenhändler haben im vergangenen Sommer in Wien beinahe Revolution gemacht, sind dort also ein sehr fühlbares wirthschaftliches Element. Und welcher Kaufmann könnte seine Hausknechte entbehren? Welche Industrie ohne Kohlengräber auskommen? Auch in deren Beschäftigungen muß also der Professor Praxis haben. Gewiß wäre es sehr vortheilhaft für den Lehrer der Nationalökonomie, wenn er selbst in allen möglichen Werkstätten und Schreibstuben, wenn er unter der Erde, auf dem Acker und auf dem Wasser gearbeitet hätte. Das würde zunächst schon seinen Vortrag sehr beleben. Aber ehe man diese Art der Vorbereitung auf seinen Beruf obligatorisch macht, muß man sie vorher dem zukünftigen Richter,

dem Staatsanwalt, dem Regirungrath auferlegen. Denn der Professor hat wirklich keine andere Aufgabe als die, zu lehren, aus welchen Vorgängen das Wirthschaftleben besteht, wie diese Vorgänge mit einander verknüpft sind und wie sie der Staatsmann zu leiten suchen muß, wenn er Unheil abwenden und das Volkswohl fördern will. Der Richter dagegen und der Verwaltungbeamte greifen unmittelbar (und nicht selten mit recht scharfem Messer) in das Wirthschaftleben ein. Dieser ordnet wirthschaftliche Unternehmungen an und verbietet die Vornahme wirthschaftlicher Handlungen. Jener verhängt Strafen über Alle, die seiner Ansicht nach mit solchen Handlungen die Gesetze übertreten haben. Dazu ist wirklich eine genauere Kenntniß des Technischen der Einzelwirthschaften erforderlich, als sie der Professor braucht. Trotzdem ist ein solcher praktischer Kursus unseren Richtern und Verwaltungbeamten noch niemals zugemuthet worden. Früher waren wenigstens die preußischen Landräthe, die der Praxis am Allernächsten stehen, selbst praktische Landwirthe; auch Das hat seit einigen Jahrzehnten aufgehört.

In milderer und verständigerer Form polemisirt Dr. Armin Tille, der mit seinem Bruder Alexander zusammen die Ansprüche eines mächtigen Kreises von Praktikern theoretisch vertritt, in seiner Brochure „Wirthschaftarchive“ (Berlin, Otto Elsner, 1905) gegen die in der Nationalökonomie herrschende Methode. Er meint, die einzelne Privatwirthschaft sei das einzige greifbare Objekt wirthschaftwissenschaftlicher Untersuchungen. Darum beständen die Quellen der Wirthschaftwissenschaft in den Rechnungbüchern, Verträgen, Geschäftskorrespondenzen und sonstigen Aufzeichnungen der landwirthschaftlichen, kaufmännischen und gewerblichen Unternehmer, die er in Archiven zu sammeln empfiehlt. Tille verwechselt da die Aufgabe des Nationalökonomen mit der des Landwirthschaft- und des Handelsschullehrers. Prinzipiell hat sich schon vor vierzehn Jahren Adolf Wagner (Grundlegung der Politschen Oekonomie, erster Theil, Seite 256) mit Denen auseinandergesetzt, die die Nationalökonomie mit der Privatökonomie verwechseln. Tille giebt zwar zu, daß beide Gebiete nicht ganz zusammenfallen. Er schreibt: „Erst die Summe aller vorhandenen Unternehmungen und sonstigen Wirthschaften sowie die zwischen ihnen allen bestehenden Beziehungen stellen die Volkswirthschaft dar. Diese aber ist eine abstrakte, nicht meßbare Größe und eignet sich deshalb nicht für exakte Beobachtungen. Für den Gesetzgeber und Politiker, für den das wirthschaftliche Gemeinwohl in Frage kommt, mag das Ganze, die nur unbestimmt umgrenzte Volkswirthschaft, den Gegenstand des Interesses bilden, aber für die Wissenschaft, wie für den Unternehmer selbst, muß der Einzelbetrieb in den Vordergrund treten“. Die Wissenschaft, die Tille meint, ist eben die Handelswissenschaft, diese aber und die Nationalökonomie sind zwei ganz verschiedene Wissenschaften; und jene ist auch nicht ein Theil von dieser. Sie haben manches Material gemeinsam, zum Beispiel: die Export-, die Preisstatistik; aber der Reingewinn des einzelnen Kaufmannes gehört so wenig in die Nationalökonomie wie die Zu- und Abnahme des Pauperismus, der Aus-, Ein- und Abwanderung, Thatsachen übrigens, die durchaus meßbar und nicht im Mindesten unbestimmt umgrenzt sind, in das Hauptbuch oder in das Journal des Kaufmannes. Der Staatsmann, der die Nationalökonomie braucht, hat ganz andere Aufgaben zu bewältigen als der Kaufmann, der natürlich seine Fachwissenschaft braucht

Statt einer langen theoretischen Auseinandersetzung noch eine Thatsache.

Die großen Holzhändler, die jede neue russische Eisenbahn dazu benutzen, ein Stück des ohnehin verwahrlosten russischen Waldes zu verwüsten (im Juni sprachen die Zeitungen von einem Fünfzigmillionengeschäft dieser Art, hinter dem eine berliner Bankfirma stehen sollte), sind sicherlich tüchtige Kaufleute und haben ihre Handelswissenschaft theoretisch und praktisch im Leibe. Aber wenn Rußland den ehrlichen, thatkräftigen, erleuchteten und nationalökonomisch durchgebildeten Staatsmann hätte, den es so nothwendig braucht, dann würde Dem die Kunst und Wissenschaft, wie man im Holzhandel reich wird, vollkommen gleichgiltig sein. Er würde seine erste Sorge der Hebung des Bauernstandes und der Erziehung eines tüchtigen Kleingewerbes widmen, seine zweite Sorge aber würde sein, der Waldverwüstung Einhalt zu thun und eine geordnete Forstwirthschaft einzuführen. Wäre die nach zwanzig oder dreißig Jahren in Gang gekommen, so würde damit von selbst auch der Holzhandel wieder in Gang gekommen sein. Aber die Rechnungbücher der Holzhändler brauchte er nicht zu studiren; diese Herren werden ihre Geschäfte stets ohne obrigkeitliche Hilfe selbst ganz vortrefflich besorgen; höchstens könnte er einmal in die Lage kommen, durch den Untersuchungrichter nachsehen zu lassen, ob nicht etwa ein Konto K drinsteht, — für einen Minister oder sonstigen hohen Beamten. Und auch dieses Objekt der Nationalökonomie ist meßbar. Wenn Rußland eine tüchtige Bureaukratie hätte, so würde die Regirung ganz genau wissen, wie viele Hektare Wald in den letzten zwanzig Jahren vernichtet worden sind; freilich wäre in diesem Fall die Vernichtung gar nicht möglich gewesen.

Wenn endlich Tille der heutigen Nationalökonomie vorwirft, sie unterschätze die Thätigkeit und die Bedeutung der Unternehmer, so trifft Das zwar bei den sozialdemokratischen Theoretikern zu, aber nicht bei den „Kathedersozialisten". Daß im neunzehnten Jahrhundert die Lohnarbeiterschaft der zahlreichste Stand geworden, daß hierdurch das schwierige Lohnarbeiterproblem entstanden ist und daß darum in den gesetzgebenden Versammlungen, in den Amtsstuben, in den Zeitungen, in den wissenschaftlichen Erörterungen von den Lohnarbeitern viel die Rede sein muß, dafür können die Professoren nichts.

Neisse. Karl Jentsch.

Arbeitermangel.

In der letzten gelsenkirchener Generalversammlung hatte der Vorsitzende des Aufsichtrathes, Geheimrath Emil Kirdorf, erklärt, der deutsche Kohlenbergbau habe einstweilen Arbeiterausstände nicht zu fürchten; eher seien im Eisengewerbe Störungen zu erwarten. Zur Hälfte ist diese Prognose schon bestätigt. Der Aachener Hüttenaktienverein Rothe Erde, den der Bruder Emils Kirdorf leitet, hatte einen zwei Monate dauernden Strike zu überstehen, der zwar für die Arbeiter erfolglos blieb, aber erheblichen Schaden anrichtete. Der Verlust der Hüttengesellschaft wird auf etwa 7 Millionen, die Lohneinbuße der Arbeiterschaft auf etwa 600 000 Mark geschätzt. Und dieser Strike auf Rothe Erde ist wohl auch wesentlich mitschuldig daran, daß der Versand des Stahlwerkverbandes im September einen nicht unerheblichen Rückgang gegen die im August 1906 und im September 1905

erreichten Ziffern aufweist. Ob Kirdorfs Prophezeiung auch zur anderen Hälfte Wahrheit werden wird? Noch siehts nicht so aus: Die Bergarbeiter fordern eine fünfzehnprozentige Lohnerhöhung und die Aufhebung der noch bestehenden Sperre für abgekehrte Arbeiter; der Bergbauliche Verein in Essen hat diese Forderungen abgelehnt. Trotzdem hofft man, es werde nicht zum Aeußersten kommen. Die Erinnerung an den letzten großen Ausstand der Ruhrbergleute und an seine Folgen ist noch zu lebendig, als daß man leichten Sinnes erklären könnte: Mögen die Arbeiter nur die Kraftprobe wagen! Heute kommt, als ein die Lage erschwerender Umstand, hinzu, daß die Industrie bis an die Grenze ihrer Leistungfähigkeit beschäftigt ist, Kohlenmangel also ungemein große Gewinnhoffnungen vernichten würde. Schon jetzt klagen auf den meisten Gebieten die Unternehmer über Arbeitermangel und hohe Rohmaterialpreise; käme als Drittes noch Kohlennoth hinzu, so könnten die durch die hohen Dividenden dieses Jahres verwöhnten Aktionäre im nächsten Jahr böse Enttäuschung erleben. Die Arbeiterverbände haben gleich zu Anfang die wichtige Frage des Importes fremder Kohle in Erwägung gezogen und sich die Hilfe der ausländischen Organisationen für den Strikefall gesichert. Auf eine Mehreinfuhr fremder Kohle, englischer und belgischer, wäre also kaum zu rechnen. Damit wird in Essen gerechnet.

Die Arbeiterforderungen sind eine natürliche Folge der industriellen Konjunktur. Die Arbeiter sehen, wie stark die Werke beschäftigt sind, berechnen nach der Dividende die Verzinsung des in dem Unternehmen angelegten Kapitals und verlangen eine prozentual entsprechende Steigerung ihrer Löhne, ohne erst lange nach dem Risiko zu fragen, das jeder Aktionär zu tragen hat. Dadurch wird das Exempel falsch: und so entstehen übertriebene Forderungen, auf die der Unternehmer nicht eingehen kann. Diesmal haben die Arbeiter noch ein gewichtiges Argument: die Theuerung der Lebensmittel. Das läßt sogar der Bergbauliche Verein gelten; er sagt, an der Theuerung seien die hohen Schutzzölle schuld. Wissen die Mitglieder des Vereins nicht mehr, daß sie an der Einführung dieser Zölle mitgewirkt haben? Alle Schuld den wilden Agrariern zuzuschieben und nur die Industriezölle zu billigen, ist doch allzu bequem. Der Bergbauliche Verein hat nachzuweisen versucht, daß der Steigerung der Lebensmittelpreise in den Löhnen der Bergarbeiter schon Rechnung getragen sei. Im Oberbergamtsbezirk Dortmund ist der Schichtlohn von seinem höchsten Stand (5 Mark 16 im Jahr 1900) zunächst auf 4 Mark 57 (1902) zurückgegangen und hat damit den tiefsten, einen dem Rückgang der Konjunktur entsprechenden Punkt erreicht. Dann stieg er wieder von Jahr zu Jahr etwa um 15½ Pfennige; und heute steht der Schichtlohn schon wesentlich höher als im Jahr 1900. In den ersten sechs Monaten des Jahres 1906 ist, nach einer bisher nicht widerlegten Statistik, der Aufwand für Lebensmittel im Ruhrrevier um 4,5 Prozent höher geworden, als ers in den selben Monaten des Jahres 1905 war; in der selben Periode sind die Löhne um 4,96 Prozent gestiegen. Die Lohnzunahme ist also fast um ein halbes Prozent höher als der Mehraufwand für Lebensmittel. Das klingt überzeugend; aber die Statistik pflegt Differenzen zwischen Unternehmern und Arbeitern nicht aus der Welt zu schaffen. Die Gegenrechnung der Arbeiter sieht denn auch anders aus. Die Löhne, heißts da, sind im rheinisch-westfälischen Bergbau von Anfang April bis Juni um 9 Pfennige pro Kopf und Schicht gestiegen. Das macht für die gesammte Bergarbeiterschaft auf alle verfahrenen Schichten und Ueberschichten rund 1,42 Millionen Mark. Die Tonne Kohle aber ist seit dem ersten April um

50 Pfennige theurer geworden; und da in den drei Monaten bis Ende Juni etwa 18 Millionen Tonnen gefördert worden sind, ergiebt sich ein Mehrgewinn von 9 Millionen Mark. Stellt man das Plus an Löhnen und die Steigerung der Einnahmen gegenüber, so ist der Unterschied scheinbar sehr groß und man möchte den Arbeitern Recht geben. Nimmt man aber die Verhältnißziffer, die fast 16 Prozent ausweist, und bedenkt weiter, daß die Bergwerksgesellschaften aus ihren Erträgen nicht nur Arbeiterlöhne zu zahlen, sondern noch sehr erhebliche Unkosten zu decken haben, so ist die Beweisführung der Arbeiter nicht ohne Weiteres schlüssig. Daß heute das Produkt Arbeit geringer bewerthet wird als das Produkt Kapital, ist fürs Erste eine unabänderliche Thatsache; die in ein Unternehmen gesteckten Kapitalien werden höher verzinst als die Thätigkeit der „Hände". Man wird niemals zu einer Einigung gelangen, wenn man die Differenzen auf Lohnprinzipien zurückführt und ein Verhältniß fordert, das diese Prinzipien in ungetrübter Reinheit leuchten läßt.

Was können die Arbeiter in einem Strike heute gewinnen? Der Ausstand von Anfang des Jahres 1905 hat ihnen große materielle Opfer auferlegt, aber die Novelle zum Berggesetz gebracht. Ideelle Vortheile, hieß es, weil Greifbares nicht erreicht war. Man tröstete sich, so gut es ging. Das Verbot der Stillegung von Zechen wurde abgelehnt; aber die Arbeitzeit geregelt, das Wagennullen der Willkür untergeordneter Organe entzogen, das Recht zur Verhängung von Geldstrafen enger begrenzt und die Einrichtung obligatorischer Arbeiterausschüsse vorgeschrieben. Diese Reformen haben nicht den erhofften Erfolg gehabt; mehr als einmal war seitdem ein neuer Strike zu befürchten. Die Bergherren sagen, jede Konzession steigere die Begehrlichkeit; die Arbeiter, durch die Beschränkung der Freizügigkeit und andere Maßregeln sei die Wirksamkeit der mühsam erkämpften Reformen geschmälert worden. Wer auch Recht haben mag: jedenfalls hat die Hilfe der Regirung den Arbeitern nicht viel genützt. Und ob sie ihnen diesmal überhaupt wieder helfen wird, ist noch zweifelhaft. Zwar lasen wir, der König habe befohlen, die Arbeiterforderungen genau zu prüfen. Zum Vortrag beim Minister wurde aber der Bergmeister Engel, den die Arbeiter heftig bekämpfen, nach Berlin berufen. Herr Engel ist (mit einer Abfindung von einer Viertelmillion) aus seiner Stellung im Bergbaulichen Verein geschieden und soll nun im Handelsministerium arbeiten; doch in Essen weht noch immer ein scharfer Wind. Der Segen von oben hat in solchen Konflikten nur geringe Kraft. Wenn die Parteien sich nicht selbst, ohne fremde Mitwirkung, einigen, ist auf dauernden Frieden kaum zu rechnen.

Eine Lohnerhöhung wird wohl nicht zu umgehen sein; und die Kosten wird der Kohlenverbraucher zu zahlen haben. Ohne die Forderungen der Arbeiter wäre heute eine Preissteigerung nicht zu rechtfertigen; hohe Dividenden sind ja kein Beweis für die Nothwendigkeit, den Kohlenpreis zu erhöhen. Entschließen die Zechenbesitzer sich zu einem zehnprozentigen Lohnzuschlag, so macht Das etwa 25 Pfennige für die Tonne aus; den Bergherren bleibt dann überlassen, ob sie mit dieser Lohnsteigerung einen um eine halbe oder gar ganze Mark für die Tonne erhöhten Kohlenpreis motiviren wollen. Schon hört man von Freunden des Kohlensyndikates die Botschaft verbreiten, das Ergebniß der „augenblicklich im Kohlenbergbau und im Verkehr mit seinen Abnehmern sich abspielenden Vorgänge werde eine nicht unerhebliche Erhöhung der Preise für Kohlen und Koks" sein. Kommt es dazu, dann, fürchte ich, werden wir den Dividendenrückgang, den ich hier früher als möglich bezeichnete, erleben. Von hohen Kohlenpreisen profitirt zwar die Bergindustrie. Die hat jetzt aber

Sorgen genug. Das wichtigste Moment ist der Arbeitermangel. Die Gewerkschaften wissen, daß Ersatz kaum noch zu finden ist, und steigern deshalb natürlich ihre Ansprüche. Seltsam ist das Verfahren der Regirung. Landwirthschaft und Industrie kommen mit den heimischen „Händen“ nicht aus und müssen fremde Arbeiter heranziehen; die Landwirthe für Frühjahr und Sommer, die Industriellen fürs ganze Jahr. Die Regirung aber weist die russisch-litauischen Arbeiter aus, sobald die Landwirthschaft sie nicht mehr braucht: im Herbst, wo in der Industrie der Arbeitermangel besonders fühlbar wird. Hat sie auf das städtische Gewerbe weniger Rücksicht zu nehmen als auf das ländliche? Oder will sie auf ihre Art Marx widerlegen? Karl Marx lehrt, die „industrielle Reservearmee“ hindere den Arbeiter, den vollen Ertrag seiner Arbeit zu fordern, da sie dem Unternehmer billige Hände liefere. Von solcher Reservearmee kann man bei uns heute kaum noch reden. Ließe man die Landarbeiter, die, weil sie keine Scholle haben, ausgewandert sind, in Deutschland, so könnten sie die industrielle Arbeit lernen und der Arbeitermangel wäre der Industrie nicht ein so bedrohliches Gespenst. Die Regirung aber „hält den Zuzug fern“ (wie der terminus technicus lautet); aus nationalpolitischen Gründen, die, bei der unaufhaltsam vorschreitenden Industrialisirung des Landes, vielleicht aber nicht lange mehr stichhaltig bleiben. Vermuthlich wird man in den nächsten Jahren noch oft von der Arbeiternoth hören.

Und schon dadurch genöthigt sein, sich mit den Arbeiter, die man hat, zu verständigen, sie gut zu bezahlen und ihre Organisationen anzuerkennen. Im Verein für Sozialpolitik hat der Vorsitzende in der Diskussion über das „Arbeitverhältniß in den privaten Riesenbetrieben“ an das Wort Cheyssons erinnert: „Bisher führten zwei Wege den Unternehmer zum Ruin. Er ging zu Grunde, wenn er nicht zu produziren oder die Produkte nicht an den Mann zu bringen verstand. Heutzutage kann er sich auch dadurch ruiniren, daß er nicht versteht, wie man Menschen behandeln muß.“ Jeder Unternehmer wird gezwungen sein, es zu lernen. Die Riesenbetriebe, die ungeheure Kapitalien zu verzinsen haben, werden durch die Nothwendigkeit, den Betrieb einzuschränken, empfindlich getroffen; und da die Arbeiter straff organisirt sind (die durch die „Siebenerkommission“ vertretene Organisation der Bergarbeiter umfaßt ungefähr 250 000 Mann), so ist in Ausstandszeiten Ersatz schwer oder gar nicht zu finden. Kluge Unternehmer sichern sich denn auch einen festen Arbeiterstamm. Ein Musterbeispiel bietet die Firma Krupp. Aber auch in kleineren Betrieben sind ähnliche Bestrebungen zu merken. In der Generalversammlung des Westdeutschen Eisenwerkes in Kray haben wir neulich Einiges darüber gehört. Vor zwei Jahren hat die Direktion Weihnachtgeschenke eingeführt, in diesem Jahr 4000 Centner Kartoffeln gekauft, die die Arbeiter, je nach der Größe ihrer Familien, zu billigem Preis erhalten. Auch mit gesperrten Sparkassenbüchern ist ein Versuch gemacht worden. Jeder Arbeiter bekommt ein Grundgeschenk von 20 Mark, für jedes Dienstjahr giebt es 5, für Ehefrauen 10 Mark und für Kinder entsprechende Beiträge. Der älteste Arbeiter erhielt dadurch 265 Mark Das Weihnachtgeschenk beträgt 50, 80 Mark und mehr, so daß verheirathete Arbeiter im Jahr bis auf 400 Mark kamen. Das macht für den Tag mehr als eine Mark. Andere Gesellschaften fangen an, ihre Arbeiter am Gewinn zu betheiligen. Man bemüht sich, die Arbeiter an das Unternehmen zu fesseln. Das ist eine erfreuliche Folge des Arbeitermangels, dessen Bedeutung für unser Wirthschaftleben kaum überschätzt werden kann.

Ladon.

Briefe.

I. Ein evangelischer Pfarrer über den Artikel „Fromme Kurpfuscher“:

„Den anregend und frisch geschriebenen Artikel des Freiherrn von Wolzogen habe ich mit Genuß gelesen, weil durch ihn ein draufgängerischer Ton klingt: Los von alten Götzen! Manches kann ich auch unbedingt unterschreiben, so die Würdigung des frenssenschen Jesusbildes als befreiender That für viele Theologen, so die Lösung des modernen religiösen Fühlens von lutherischer oder paulinischer Auffassung. Daneben aber zeigt der Artikel auffallende Schwächen: die beständige Verwechselung von Kirche und Religion und die Verkennung des Kernpunktes im Christenthum. Uns wissenschaftlich gebildeten Pastoren ist die ‚Kirche‘ wirklich nur eine Form unter Formen, etwas Aeußerliches und als Solches ganz Gleichgiltiges; aber freilich halten wir für unmöglich, daß religiöses Empfinden, das ‚die Einsamkeit haßt‘ und innere Gemeinschaft erstrebt, je eine oder die andere Form wird entbehren können. Diese Erkenntniß gilt uns als eine unwiderlegliche Lehre der Geschichte. Das Selbe gilt von den Dogmen; sie sind verhärtete Formen religiöser Gedanken, so Christi Höllenfahrt die veraltete Form für die religiöse Wahrheit: Alle Menschen sind zum Heil bestimmt; so Jesu Jungfrauengeburt die legendarische Form für die religiöse Wahrheit, daß sich Gott im Menschen offenbare. Der geschichtlich Gebildete kennt diesen tiefen Unterschied zwischen Form und Bedeutung und verwechselt nicht leicht Kirche und Dogmen mit Religion. Auch muß ich fragen: Wo ist die evangelische Kirche eigentlich? Es ist geschichtlich unstatthaft, den Satz zu schreiben: ‚Die protestantische Kirche hat im Grunde nur Dummheiten gemacht‘, denn das Subjekt dieses Satzes ist ja gar nicht vorhanden. Es giebt zahllose Formen, Gestaltungen, die sich das freie evangelische Wort angebildet hat; keine von allen, auch nicht die ‚theure evangelische Landeskirche Preußens‘, darf sich anmaßen, die ‚protestantische Kirche‘ zu sein und in ihrem Namen zu reden. Alle diese kirchlichen Formen und Bildungen sind der Diskussion, der beliebigen Umformung unterworfen, aber sie alle erheben den Anspruch, ‚Religion‘ in sich zu tragen und zu hüten. Aber was ist Religion? Jedenfalls ein Glaube, eine unumstößliche Gewißheit. Aber ein Glaube woran? Eine Gewißheit wovon? Glaube an das Geisteswunder im Menschen, Gewißheit davon, daß er (nach Goethe) eine unzerstörbare ‚Entelechie‘ ist. Credo in me ipsum. Dieses Credo ist Religion nicht nur im weitesten, sondern auch im tiefsten und eigentlichsten Sinn. Jesus hatte dieses Credo und verkündet und fordert es als Gewißheit des ‚ewigen Lebens‘; ‚wer an mich glaubt, Der hat das ewige Leben‘; wer an das ‚Ewige‘ in Jesu glaubt, glaubt auch an das Ewige in sich selbst. Unter dieses Credo fällt das Nachdenken der Philosophie, die staunend stillsteht vor dem Geisteswunder im Menschen und im ‚Ich‘ das zeit- und raumlose ‚Ding an sich‘, die ‚Entelechie‘ Goethes zu erkennen glaubt. Um diesen ‚Schakt‘, diese erstaunliche ordnende, die Welt aus einem Chaos umherwirbelnder Materie zum Kosmos voll Schönheit und Sinn umbauende, umschaffende Kraft unserer lebendigen Empfindung zu illustriren, denken wir uns einen von Menschen, die beständig mit vollen Händen Steinchen ins Wasser werfen, umringten Teich. Wie sich die tausend Wellenringe heben, erweitern, sich kreuzen, mit einander verschlingen: kein Menschenauge könnte in diesem Chaos bewegter Wassertheilchen ein geordnetes Bild erblicken. Unsere lebendige Empfindung kann es, durch die Wunderkraft des ‚Geistes‘, des ‚Ich‘ in uns. Ich trete in einer Mondnacht an mein Fenster, die Kiefern bewegen rauschend ihre dunklen Wipfel, fernher rollt dumpf der Bahnzug, einzelne Lichter blitzen durch das Gebüsch, die Nachtigal schlägt ihr Lied, des Mondes

weißes Licht liegt auf dem Rasen und Sterne blitzen vom dunklen Firmament: und Alles, was da rauscht und tönt und blitzt und leuchtet, ist ja nichts Anderes als bewegte kleinste Materie, die in kleineren oder größeren Wellen, schneller oder langsamer sich kreuzend, störend, unordentlich aufgeregt, durch meine Sinne meinem ‚Geist‘ zugeführt wird. Und hier, in mir, vollzieht sich das schöpferisch aufbauende Wunder: aus unordentlich einströmender Materie baut der ‚Geist‘ das von Schönheit geschmückte Nachtgemälde. Das ist eine Probe von dem ‚Wunder im Menschen‘; kein Nachdenken kann an ihm vorüberschleichen, aber auch keine Erklärung es begreiflich machen, — etwas Transszendentes offenbart sich in uns, etwas die Materie Beherrschendes, das nicht aus Materie stammen kann. Dies können alle Menschen anerkennen und in der Anerkennung dieses Geheimnißvollen, nenne man es Geist, Vernunft, Ich, Unbewußtes oder sonstwie, können sich Gebildete und Ungebildete, Monisten, Pantheisten, Theisten und Deisten vereinigen. In diesem ‚Credo in me ipsum‘ hat die Religion ihren Grund in der Menschheit gelegt. Was auf diesem Grund durch geistesmächtige Einzelne oder durch gemeinsame Arbeit der Völker im Laufe der Jahrtausende gebaut wird, kann trotz aller Verschiedenheit seinen Baugrund nicht verleugnen, den Menschen und seinen Glauben an sich. Alle Religionstifter und Propheten, alle Begeisterten und alle ehrlichen Geistesdiener, Alle, die meinten, ihrem Volk und ihrer Zeit Etwas zu sagen zu haben, Alle, die in reiner Liebe dienten und dichteten, sie haben auf diesem Grunde gebaut, auf der Ehrfurcht vor dem Menschen und dem wundervollen Geheimniß seines Geistes; und nie ist eine Religion aus Menschenverachtung aufgestiegen. Denn eine Religion in nuce ist das Bekenntniß: Credo in me ipsum; sein Bekenner fühlt und weiß sich verwandt, in Wesensgemeinschaft, nicht nur mit Seinesgleichen, sondern mit Allem, was da lebt und webt, was tönt und leuchtet, und unumgänglich drängt sich die Frage nach der Herkunft des die Materie beherrschenden Geistes auf; wenn nicht aus der Materie, woher denn? Wo ist mein wahrer Ursprung, meines Daseins wahrer Quell? Glaube ich an mich als Geisteswesen, so muß ich, dem Zwange des Kausalitätgesetzes folgend, auch an eine Heimath des Geistes glauben. Daß ich an sie glaube, macht mich zum religiösen Menschen. Wie ich sie nenne, kommt erst in zweiter Linie in Betracht: Heimath des Geistes, Vater im Himmel oder wie sonst noch. Name ist Nebensache; Hauptsache ist, daß sich der Mensch als Geisteswesen faßt, an sich glaubt und sich mit dem Allgeist verwandt fühlt, also an ‚Gott‘ glaubt; credo in me ipsum, ergo credo in deum. Kein kirchlicher Kultus, kein veraltetes Dogmensystem, nicht Gregor noch Luther noch irgend einer ihrer Nachfolger kann dem Denkenden und religiös Fühlenden diesen Grundstein verschütten oder verhüllen, durch den alle Religion mehr oder weniger sinnvoll und ohne den keine Religion möglich ist. Hiermit habe ich auch den ewigen Kern in Jesu Verkündigung bezeichnet: Erweckung der Menschen zum Glauben an sich, als Grundlage des Glaubens an den ‚Vater‘, an die Heimath und Urquelle des Geistes. Kant hat diesen ‚Glauben‘ philosophisch denkrichtig gemacht, indem er unwiderleglich erwies, daß das unendliche Weltbild eine That unseres Geistes mit seinen Hilfsmächten der Raum- und Zeitvorstellung ist; hiermit ist unser Geist, unser ‚Ich‘, unsere Vernunft als philosophisch beglaubigtes Wunder dargestellt, das unerklärlich bleibt, da es selbst die allein ausreichende Erklärung für die Räthsel Welt und Mensch bietet und ein Wegweiser ist dem Gottsucher. Der Weg führt hinein in die Tiefen unserer Wesenheit. Auf diesem Wege ist Jesus vorangegangen; denn das Gottesreich mit allen seinen Wundern und Werken ist inwendig in uns.

Grunewald. Pastor Diestel.“

II. „Sehr geehrter Herr Harden, unter den Aussprüchen Goethes, die Sie im Anschluß an das über die Wünschelruthe Gesagte citiren, vermisse ich die unmittelbaren Zeugnisse für den Glauben unseres großen Weisen an das ‚magische Reis‘. Gestreift ist das Ruthengängerproblem in den ‚Wahlverwandtschaften‘; Ottilie, die allerlei somnambule Fähigkeiten besitzt, weigert sich auf einem Spazirgang, einen bestimmten Seitenweg zu betreten, weil sie jedesmal von einem ‚ganz eigenen Schauer‘ überfallen werde, den sie sonst nirgends empfinde. Bei der Untersuchung des Terrains stellt sich heraus, daß der Weg über ein Steinkohlenlager führt. Besonders lebhaft tritt Goethe für die Wünschelruthe in den ‚Wanderjahren‘ ein. Nachdem dieses ‚prophetische Reis‘ schon im zehnten Kapitel des zweiten Buches erwähnt ist, wird im vierzehnten Kapitel des dritten Buches ausführlicher davon gesprochen. Voraus geht eine längere Betrachtung über das Studium der Wissenschaften, in der die Frage aufgeworfen wird, ob ein herkömmliches Bekenntniß nicht eher einen Stillstand als einen Fortschritt bewirke. Da stehen die Sätze: ‚Gewinnt aber auch in der Wissenschaft das Falsche die Oberhand, so wird doch immer eine Minorität für das Wahre übrig bleiben; und wenn sie sich in einen einzigen Geist zurückzöge, so hätte Das nichts zu sagen: er wird im Stillen, im Verborgenen fortwaltend wirken und eine Zeit wird kommen, wo man nach ihm und seinen Ueberzeugungen fragt oder wo diese sich bei verbreitetem allgemeinen Licht auch wieder hervorwagen dürfen. Was jedoch weniger allgemein, obgleich unbegreiflich und wunderseltsam zur Sprache kam, war die gelegentliche Eröffnung Montans, daß ihm bei seinen gebirgischen und bergmännischen Untersuchungen eine Person zur Seite gehe, welche ganz wundersame Eigenschaften und einen ganz eigenen Bezug auf Alles habe, was man Gestein, Mineral, ja, sogar was man überhaupt Element nennen könne. Sie fühle nicht blos eine große Einwirkung der unterirdisch fließenden Wasser, metallischer Lager und Gänge sowie der Steinkohlen und was Dergleichen in Massen beisammen sein möchte, sondern, was wunderbarer sei, sie befinde sich anders und wieder anders, sobald sie nur den Boden wechsle. Die verschiedenen Gebirgsarten übten auf sie einen besonderen Einfluß, worüber er sich mit ihr, seitdem er eine zwar wunderliche, aber doch auslangende Sprache einzuleiten gewußt, recht gut verständigen und sie im Einzelnen prüfen könne, da sie denn auf eine merkwürdige Weise die Probe bestehe, indem sie sowohl chemische als physische Elemente durchs Gefühl gar wohl zu unterscheiden wisse, ja, sogar durch den Anblick das Schwerere von dem Leichteren unterscheide.‘ Der Umstand, daß hier von der Ruthe gar nicht weiter die Rede ist, beweist im Verein mit der ganzen Darstellung, daß Goethe, wie Du Prel, die somnambule Befähigung des Ruthengängers (und nicht etwa gewisse Eigenschaften der Ruthe) als das Wesentliche der Sache erkannt hat. Das lehren auch schon die in den ‚Weissagungen des Bakis‘ vorkommenden Verse: ‚Wünschelruthen sind hier: sie zeigen am Stamm nicht die Schätze; nur in der fühlenden Hand regt sich das magische Reis.‘ Am Schluß des fünfzehnten Kapitels kommt Goethe auf die Wünschelruthe (wie er jetzt die Person selbst nennt) zurück und sagt, daß ihre Fähigkeit, versteckte Quellen zu finden, auch von der Dienerschaft bemerkt worden sei; das Kapitel schließt dann mit den Worten: ‚Und so war denn doch für Montans Angaben ein Zeugniß zurückgeblieben, der, wahrscheinlich um lästige Versuche und unzulängliches Probiren zu vermeiden, die Gegenwart einer so merkwürdigen Person vor seinen edlen Wirthen, welche sonst wohl ein solches Zutrauen verdient hätten, zu verheimlichen beschloß. Wir aber wollten, was uns bekannt geworden, auch unvollständig, wie es vorliegt, mitgetheilt haben, um forschende Männer auf ähnliche Fälle, die sich vielleicht öfter, als man glaubt, durch irgend eine Andeutung hervorthun,

freundlich aufmerksam zu machen.‘ Wer sich über diese ‚Schrulle‘ wundern wollte, Der würde seinen Goethe schlecht kennen. Wenn okkultistische Neigungen ein Zeichen von Obskurantismus sind, dann war der deutsche Gedankenheros einer der größten Obskuranten, die es je gab. Das glaube ich in der Schrift ‚Goethe und der Materialismus‘ gezeigt zu haben, wo ich mit zustimmenden Aeußerungen über okkulte Phänomene aller Art ungefähr siebenzig Seiten füllen konnte, obgleich ich größere Berichte nur im Auszug wiedergab.

München-Pasing. Hofrath Professor Max Seiling.“

III. „Um Verhandlungen zur Erneuerung des Dreibundes einzuleiten, heißt es in den Blättern, sei Herr von Tschirschky nach Wien und Rom gereist. Der Dreibund, seit Jahren ein Thema der Witzblätter, soll nun plötzlich wieder von ernsten Leuten erwogen werden. Daß Italien, ohne seine Schiffe und Häfen zu opfern, keinen Krieg gegen einen Dreibund-Gegner führen kann, weiß jedes Kind. Daß Oesterreich-Ungarn in jedem möglichen Krieg Deutschland an seiner Seite finden wird, weiß jeder Greis der k. und k. Diplomatie. Oesterreich-Ungarn ist heute in der Lage, dem Deutschen Reich den Text eines Bundesvertrages zu diktiren; denn das Deutsche Reich braucht uns; wir Oesterreicher aber brauchen Keinen. Unser einziger Feind (mit dem wir allein fertig zu werden hoffen) ist Italien. Die neusten, erst zum Theil durchgeführten Revirements in unserer Generalität sind ein Kennzeichen der Lage. Wir haben, außer dem alten Galgótzy, zwei Generale in der Armee, von denen man sich Etwas verspricht: den Feldzeugmeister Fiedler und den Feldmarschall-Lieutenant Conrad von Hötzendorf. Fiedler gilt (nicht erst seit den schlesischen Manövern dieses Jahres) für einen Anwärter auf den Posten des Grafen Beck; er war, als Oberst, Chef des Bureaus für operative Generalstabsarbeiten. Conrad ist Infanterietruppendivisionär in Innsbruck Er hat unter der Chiffre F. C. v. H. ein grundlegendes Werk über den Gebirgskrieg geschrieben. Als in Ostasien die ersten Büchsen knallten, richtete er eine Denkschrift über die Vertheidigung Tirols an das Kriegsministerium. Die Denkschrift verschwand in den Archiven. Conrad ruhte nicht, bis Feldzeugmeister Freiherr von Bolfras, der Generaladjutant des Kaisers, zugleich Vorstand der kaiserlichen Militärkanzlei, die Denkschrift las und unmittelbar dem Kaiser unterbreitete. Sofort verstärkte man die Garnisonen Tirols und nur an dem Widerstande des Grafen Beck scheiterte die Verwirklichung aller übrigen Vorschläge Conrads: Umgestaltung der tiroler Landesschützen in eine Alpintruppe u. s. w. Nun ist Graf Beck gefallen. Conrad soll Kommandirender in Innsbruck werden. Sein Weizen blüht: er war einst Generalstabschef des Thronfolgers, der nun auch den Grafen Beck, Conrads Gegner, hinweggeräumt hat. Wir werden große Rüstungen gegen Italien erleben, desto größere, je mehr der Einfluß des Thronfolgers steigt ... So stehen die Chancen des Dreibundes. Roda Roda.“

IV. „Wie kleine Schritte geht ein so großer Lord: dieses Wort, das Schiller seinen Mortimer über den Grafen Leicester sprechen läßt, scheint mir auf das Verhalten anwendbar, das Fürst Bismarck nach dem Tode des letzten Herzogs von Braunschweig zeigte. Ich finde nicht, daß die wiederholte Berufung auf die Vasallentreue und auf die Sicherheit und Ehre des Deutschen Reiches diesen schlechten Eindruck beseitigt; eben so wenig wird Das durch die beschönigenden Worte bewirkt, die der große Kanzler in seine ‚Gedanken und Erinnerungen‘ aufgenommen hat. Er hat seinem König Schritte empfohlen und ihn, im Drang der Europa erschütternden Ereignisse, zu Schritten zu überreden vermocht, die er gar nicht erst vorschlagen durfte. Das ungeschriebene Gesetz, unter dem auch er geboren ward, mußte ihn daran hindern, mußte ihm diese Schritte verbieten wie dem ersten Menschenpaar den Genuß der Frucht vom Baum der Erkenntniß. Man wende nicht

ein, die Annexion von Hannover habe sich nach dem selben Recht vollzogen wie die von Kurhessen und Nassau, nach dem Recht des Schwertes. Den Fürsten von Hessen und von Nassau war der Krieg erklärt worden; sie hatten ihre Kontingente mit der süddeutschen Armee vereinigt. Und für ihre Civillisten wurde ihnen nachher eine reichliche Abfindung gewährt und belassen. Der Kanzler hat seinen König über Langensalza und die vorhergehenden Tage getäuscht und damit über den moralischen Willen des Herrn Macht gewonnen. Seufzend beugte sich der gekrönte Held; in Gesprächen mit seinen Brüdern aber gab er dem Unmuth Ausdruck und nannte Bismarck ‚schwefelgelb'. Entbehren konnte das Preußen, das sich aus der im Wiener Kongreß ihm aufgenöthigten Zwangsjacke befreit hatte, das Land Hannover nicht. Dieser Zuwachs war aber auch auf anderem Wege zu erreichen; und wenigstens mußte dem blinden König die ihm bewilligte Millionengabe gelassen werden. Das Bewußtsein, Unrecht gethan zu haben, erklärt auch, warum Bismarck so reizbar wurde, wenn Jemand von den Welfen und ihren Rechten sprach. Seit König Georg die Augen geschlossen hat und seinem Sohn die konfiszirten Millionen zurückerstattet sind, darf von einem Anspruch auf Hannover freilich nicht mehr die Rede sein. Das ist ohne Weiteres zuzugeben. Das Auftreten der Welfen, die Unterthanen des Königs von Preußen geworden sind, ist nicht nur tadelnswerth, sondern auch der Sache des Herzogs von Cumberland schädlich. Durch das Schreiben, das der Reichskanzler am dritten Oktober 1906 an das herzoglich braunschweigische Staatsministerium gerichtet hat, ist die Angelegenheit nicht gefördert worden. Unbestritten und unbestreitbar ist das agnatische Erbrecht des Herzogs von Cumberland und seiner Söhne auf die Regirung im Herzogthum Braunschweig; und nachdem auch die Landesversammlung sich für die jüngere Linie des Hauses Braunschweig-Lüneburg ausgesprochen hat, ist diese Regelung des Streites zu einer nationalen Forderung des Bundesstaates Braunschweig geworden. Wenn die Publizistik dieser Oeffentlichen Meinung nicht zum Ausdruck hilft, versäumt sie eine ihrer wichtigsten Pflichten. Graf von der Schulenburg-Beetzendorf."

Auch diese Stimme, die für die Legitimität zeugt, soll hier gehört werden. Ich glaube, daß die Vorwürfe, die der Herr Graf von der Schulenburg dem ersten Kanzler des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reiches macht, objektiv ungerecht sind. Bismarck handelte, wie er handeln mußte. Fürst Bülow aber scheint wieder einmal das Wesentliche zu verkennen. Preußen und Deutschland muß heute wünschen, daß in Braunschweig ein Welfe regire (erstens, weil der Bundesstaat Braunschweig einen Herzog aus diesem Haus ersehnt; zweitens und hauptsächlich, weil erst nach solcher Schlichtung des Haders die 1866 geschlagene Wunde sich schließen würde). Muß also Alles, was mit der nationalen Ehre vereinbar ist, thun, um das Welfenhaus zu dem unzweideutigen Verzicht auf Hannover zu bringen, ohne den eine welfische Regirung in Braunschweig nicht möglich wäre. Darum wars ein Fehler, dem braunschweigischen Staatsministerium so unfreundlich, in so frostiger Tonart zu schreiben und die Vermittlung abzulehnen. Die üble Wirkung hat sich denn auch sofort gezeigt: die Braunschweiger sind verstimmt und schlechter als je vorher auf Preußen zu sprechen. Sie wollen jetzt selbst ihr Heil beim Herzog von Cumberland versuchen. Den Erfolg dieses Versuches, für den die Landesversammlung der Regirung drei Monate Zeit lassen will, müssen wir abwarten. Inzwischen aber, trotz dem unklugen Straßengeschrei, uns darüber klar werden, daß wir nicht wünschen dürfen, dem Welfengeschlecht nach Hannover nun auch noch Braunschweig zu nehmen, sondern wünschen müssen, einen Welfensprossen, der auf Hannover verzichtet und damit der welfischen Agitation im Gebiet Preußens das Todesurtheil gesprochen hat, auf dem braunschweigischen Thron zu sehen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Berlin, den 3. November 1906.

Enthüllungen.

III.*)

Bismarcks Entlassung.

Verlasse Dich auf Fürsten nicht!
Sie sind wie eine Wiege.
Wer heute Hosianna spricht,
Ruft morgen: Crucifige!

Mit diesen Versen pflegte Bismarck die Erzählung der Vorgänge einzuleiten oder zu schließen, die zu seiner Entlassung geführt hatten. Die Verse sollen aus einem alten Kirchenlied stammen und nach Tagen, an denen Friedrich Wilhelm der Vierte ungerecht und ungnädig gewesen war, bei der Abendandacht im Hause des frommen Generals Leopold von Gerlach gesungen worden sein. „Von ihrer Wahrheit", sagte der Fürst, „konnte ich mich eigentlich nur am Anfang und am Ende meines politischen Lebens überzeugen. Denn der alte Herr war zuverlässig. Gentleman: Sie können sich nicht vorstellen, wie selten Das in dieser Sphäre ist. Er wars. Kavalier alter Schule und preußischer Offizier. Wirklich Edelmann, im besten Sinn des Wortes, und nicht der Meinung, durch ein besonderes Geheimrathsverhältniß zum Lieben Herrgott von dem Satz Noblesse oblige dispensirt zu sein. Vorher habe ich Mancherlei gesehen (persönlich hatte ich über den armen König, der um meine politische Erziehung bemüht war, ja kaum zu klagen; er nahm sogar meine Schroffheiten gnädig auf); und was ich nachher am eigenen Leibe erlebt habe..." Wer Chlodwigs langweilige Tagebücher liest, muß glauben, der Konflikt zwischen Kaiser und Kanzler habe knapp drei Monate vor Bismarcks

*) S. „Zukunft" vom 13., 20., 27. Oktober 1906.

Entlassung begonnen. Dieser Glaube würde trügen; wie fast jeder, der sich auf Angaben des treulosen, nur auf seinen Vortheil bedachten Mannes stützt.

„Cave: adsum!“ Das steht auf einer Photographie, die der fünfundzwanzigjährige Prinz Wilhelm von Preußen dem neunundsechzigjährigen Fürsten Bismarck zum Geburtstag schenkte. „Nimm Dich in Acht: ich bin Dir nah!“ Lächelnd zeigte der Kanzler das Bild. „Du weißt wohl nicht, mein Freund, wie grob Du bist? Diese Jugend glaubt sich fürchterlicher, als sie ist. Aber ich denke, wie Mephisto: Es giebt zuletzt doch noch 'n Wein.“ Im Dezember 1887 empfahl er dem neunzigjährigen Kaiser, dessen Sohn von den deutschen Aerzten aufgegeben war, den Prinzen Wilhelm allmählich in die Staatsgeschäfte einführen zu lassen. Das war nicht leicht zu erreichen. Der Kaiser schwieg eine Weile; und sagte dann (in dem letzten Brief, den er seinem Kanzler schrieb) am Tag vor der Weihnacht: „Im Prinzip bin ich ganz einverstanden, daß Dies geschehe; aber die Ausführung ist eine sehr schwierige. Sie werden ja wissen, daß die an sich sehr natürliche Bestimmung, die ich auf Ihren Rath traf, daß mein Enkel W. in meiner Behinderung die laufenden Erlasse des Civil- und Militärkabinets unterschreiben werde unter der Ueberschrift ‚Auf Allerhöchsten Befehl‘, daß diese Bestimmung den Kronprinzen sehr irritirt hat, als denke man in Berlin bereits an seinen Ersatz! Bei ruhigerer Ueberlegung wird sich mein Sohn wohl beruhigt haben. Schwieriger würde diese Ueberlegung sein, wenn er erfährt, daß seinem Sohn nun noch größere Einsicht in die Staatsgeschäfte gestattet wird und selbst ein Civil-Adjutant gegeben wird, wie ich seiner Zeit meine vortragenden Räthe bezeichnete... Ich schlage Ihnen daher vor, daß die bisherige Art der Beschäftigung-Erlernung der Behandlung der Staats-Orientirung beibehalten wird, Das heißt: einzelnen Staatsministerien zugetheilt werde und vielleicht auf zwei ausgedehnt werde, wie in diesem Winter, wo mein Enkel freiwillig den Besuch des Auswärtigen Amts ferner zu gestatten neben dem Finanzministerium, welche Freiwilligkeit dann von Neujahr ganz fortfallen könnte, und vielleicht das Ministerium des Inneren, wobei meinem Enkel zu gestatten wäre, in (unleserlich) Fällen sich im Auswärtigen Amt zu orientiren. Diese Fortsetzung des jetzigen Verfahrens kann meinen Sohn weniger irritiren, obgleich Sie Sich erinnern werden, daß er auch gegen dieses Verfahren scharf opponirt. Ich bitte Sie also um Ihre Ansicht in dieser Materie.“ Hand und Hirn sind müde. Auch hier, wo es sich um einen Akt der Familienpolitik handelte und der Chef des Hauses frei verfügen konnte, begnügte der alte Herr sich mit einem Vorschlag und bat um eine Ansicht. Bismarck konnte nicht widersprechen. Der Brief des Kaisers war noch nicht sechs Monate

alt: da war sein Enkel Deutscher Kaiser und König von Preußen. Wer würde ihn nun in die Staatsgeschäfte einführen? Der Kanzler natürlich. Den hat der Prinz ja stets höher geschätzt als irgend einen Ungekrönten. Prinz Wilhelm, schreibt Chlodwig, „ist ein etwas jugendlich rücksichtloser junger Mann, vor dem seine Mutter sich fürchtet und der auch mit seinem Vater Konflikte hat." So ists geblieben; und die Eltern klagten dem Kanzler ihr Leid. Wenns in den neunundneunzig Tagen Differenzen gab, stand Kronprinz Wilhelm immer auf Bismarcks Seite. Der allein war ihm Autorität. Dem schien er ergeben, wie je ein dankbarer Schüler dem Meister. Schien? In einem Winkel keimte schon andere Hoffnung. Der alte Kaiser lebte noch, als General von Heuduck, ein Anhänger Waldersees, zu Clodwig sagte: „es seien Anzeichen dafür vorhanden, daß der Prinz, wenn er Kaiser werde, sich doch nicht auf die Dauer mit Bismarck werde vertragen können." Doch dieses Grüppchen irrt gewiß. Am ersten April 1888 ist Kronprinz Wilhelm des Kanzlers Tischgast und spricht also: „Um mich eines militärischen Bildes zu bedienen, so sehe ich unsere jetzige Lage an wie ein Regiment, das zum Sturm schreitet. Der Regimentskommandeur ist gefallen, der Nächste im Kommando liegt schwer verwundet darnieder. In diesem kritischen Augenblick wenden sechsundvierzig Millionen treue deutsche Herzen sich in Beängstigung und Hoffnung der Fahne und ihrem Träger zu, von dem Alles erwartet wird. Der Träger dieser Fahne ist unser erlauchter Fürst, unser großer Kanzler. Möge er uns führen! Wir wollen ihm folgen. Möge er lange leben!" Auf Bismarcks Wunsch wurde der Wortlaut der Rede für die offiziöse Veröffentlichung geändert („weil es mir doch nicht passend schien, mich auf Kosten des leidenden Kaisers, der gerade damals, in der battenbergischen Sache, die Tapferkeit eines Märtyrers zeigte, feiern zu lassen"); aber sie war gehalten worden. Der Kronprinz hatte gesagt: Der große Kanzler führt und wir folgen ihm. Der Erbe des totkranken Kaisers.

Am vierten April überreicht Bismarck im charlottenburger Stadtschloß die Denkschrift, in der er sagt, er müsse seine Entlassung erbitten, wenn die Prinzessin Victoria von Preußen dem Fürsten Alexander von Battenberg verlobt werde. Der Kronprinz konferirt fast täglich mit dem Kanzler (dem, nach der Geburtstagsrede, Kaiser Friedrich in einem heftigen Brief den Sohn unfreundlich geschildert hat). Am zehnten April kommts in Charlottenburg zum Waffenstillstand; die Kaiserin verständigt sich mit dem Kanzler über Kronschatzfragen und andere Besitzrechtsansprüche und ist „enchantirt" von ihm. Inzwischen hat, unter dem Eindruck des antibritischen Preßfeldzuges, der Botschafter Malet an die Königin Victoria von England geschrieben, der deutsche Groll

gegen britische Ingerenz werde wachsen, wenn Ihre Majestät sich merkbar für das Heirathprojekt der Tochter einsetze. Am vierundzwanzigsten April kommt sie; und empfängt am nächsten Tag den Kanzler. Erklärt sich für ihn und gegen die Kaiserin. Die Heirath ist politisch gefährlich; und die Tochter dürfe sich, als Frau des Deutschen Kaisers, nicht nur vom Heimathgefühl der Britin stimmen lassen. Sehr vernünftig und energisch. Sie versöhnt (unter Mitwirkung Friedrichs von Baden) den Kronprinzen endlich auch wieder seiner Mutter. Ende Mai wird die Puttkamer-Krisis akut. Sieben Tage nach Puttkamers Entlassung stirbt Friedrich. Und der Mann, der dem großen Kanzler als dem Führer folgen will, ist Kaiser. (Die Absicht, Puttkamer zurückzurufen, giebt er auf Bismarcks Rath auf; verleiht dem Entlassenen bald aber den Schwarzen Adler.)

Am letzten Julitag besucht der aus Rußland, Schweden, Dänemark fröhlich heimkehrende Kaiser den Kanzler und bleibt über Nacht in Friedrichsruh. „Damals“, sagte der Fürst später, „war der Herr von fast genanter Rücksicht. Daß ich ihn abends bis Elf erwartet hatte, fand er viel zu viel. Und morgens war ich noch beim Waschen, halb nackt, als er vor mir stand, mich bat, nicht etwa seinetwegen mich in Uniform zu werfen, und mir in den Hausrock half. Auch politisch mindestens noch die Stimmung des Bakkalaureus, der eigentlich von den Leuten über Dreißig nichts wissen mag, vor dem einen Exemplar aber gesteht: Der erste Greis, den ich vernünftig fand! Nur hats nicht lange vorgehalten“. Wie lange? Dreizehn Tage nach dem Schlafzimmergespräch schrieb der Hofprediger Stoecker an den Freiherrn Wilhelm von Hammerstein: „Man muß rings um das politischen Centrum, das Kartell, Scheiterhaufen anzünden und sie hell auflodern lassen, den herrschenden Optimismus in die Flammen werfen und dadurch die Lage beleuchten. Merkt der Kaiser, daß man zwischen ihm und Bismarck Zwietracht säen will, so stößt man ihn zurück. Nährt man in Dingen, wo er instinktiv auf unserer Seite steht, seine Unzufriedenheit, so stärkt man ihn prinzipiell, ohne persönlich zu reizen. Er hat kürzlich gesagt: ‚Sechs Monate will ich den Alten (Bismarck) verschnaufen lassen; dann regire ich selbst‘. Bismarck selbst hat gemeint, daß er den Kaiser nicht in der Hand behält. Wir müssen also, ohne uns Etwas zu vergeben, doch behutsam sein.“ Wir: nicht die hochkonservative Partei oder Fraktion, sondern das Häuflein, dessen Glieder aus sehr verschiedenen Gründen für Alfred Waldersee fechten. Der hatte schon damals das schlau sich ins Ohr schmeichelnde Wort gesprochen: „Eurer Majestät glorreicher Ahnherr wäre seinem Volk nie Friedrich der Große geworden, wenn er neben sich die Allmacht eines Ministers geduldet hätte.“ Der war seit dem zehnten August 1888 Chef des Großen

Generalstabes und hielt (nach Hammersteins Wort) „mit Moltke und Albedyll wie ein Rattenkönig zusammen." Kochte aber auf allen erreichbaren Feuern. Gatte der Witwe eines Prinzen von Holstein, eines Augustenburgers, also mit dem Vorrecht begnadet, die Kaiserin als Nichte seiner Frau ansprechen zu dürfen. Der Kaiser sieht ihn täglich, spazirt mit ihm durch den Thiergarten, will ihn, nicht einen Vertreter des Auswärtigen Amtes, auf die Reise nach dem Nordkap mitnehmen. Die Triasformation Waldersee-Stoecker-Hammerstein braucht nur noch ein Bischen nachzuhelfen; „behutsam, ohne persönlich zu reizen." Bismarck ist ein schwächlicher Ritschlianer, ein lauer Laodicäer und äugelt mit den liberalen Feinden des rechten Glaubens. In der inneren Politik ist sein Allheilmittel das Kartell, dessen Fortbestand das Christenthum, die monarchischen und die konservativen Interessen gefährdet. Als Diplomat überschätzt er den Werth unserer Bündnisse, scheut, weil er sich für einen Krieg zu alt fühlt, die offene Auseinandersetzung mit Rußland und vergißt, daß Deutschland allein stark genug ist, um es mit jeder Koalition aufzunehmen. Ungefähr so las mans alle paar Tage. Wirkts auf den Kaiser? Gewiß. Er preist die sittliche und geistige Kraft des Hofpredigers. Der Generalstabschef hat sein Ohr. Und „der Alte" soll ja nur noch vier Monate „verschnaufen". Der kluge (von Bismarck wohl nicht immer mit der nöthigen Vorsicht gebrauchte) Bleichröder stöhnt: „Wer steht dafür, daß die Herren nicht wieder das alte Spiel anfangen und dem Kaiser sagen: Eigentlich bist Du doch nur eine Puppe; Bismarck regirt. Das hat auf den alten Herrn keinen tiefen Eindruck gemacht; der junge wird empfindlicher sein". Noch aber ist die Wirkung nicht sichtbar. Der Kaiser wünscht die Veröffentlichung des Immediatberichtes über das Tagebuch des Kronprinzen Friedrich. Nimmt den Grafen Herbert mit auf die Reise nach Süddeutschland, Wien und Rom. Uebernachtet am neunundzwanzigsten Oktober wieder in Friedrichsruh. („Er ließ mich fast drei Stunden lang reden, so daß ich nachher furchtbar müde war, und zeigte sich von der liebenswürdigsten Seite. Meine Frau konnte sein heiteres, natürliches, bescheidenes Wesen gar nicht genug rühmen".) Und schreibt am letzten Dezembertag: „Lieber Fürst! Das Jahr, welches uns so schwere Heimsuchungen und unersetzliche Verluste gebracht hat, geht zu Ende. Mit Freude und Trost zugleich erfüllt mich der Gedanke, daß Sie mir treu zur Seite stehen und mit frischer Kraft in das neue Jahr eintreten. Von ganzem Herzen erflehe ich für Sie Glück, Segen und vor Allem andauernde Gesundheit und hoffe zu Gott, daß es mir noch recht lange vergönnt sein möge, mit Ihnen zusammen für die Wohlfahrt und Größe unseres Vaterlandes zu wirken".

Als dieser Brief ankam, war eben ein Jahr seit den Tagen vergangen, in denen Kaiser und Kanzler berathen hatten, wie man den Prinzen Wilhelm in die Staatsgeschäfte einführen könne. Bismarck wußte zwar schon, daß mit dem neuen Herrn nicht leicht zu arbeiten sein werde; hatte aber versprochen, sich auch schwerem Dienst nicht zu versagen. Dem Großvater und der Großmutter Wilhelms versprochen. (Noch Weihnachten 1888 schrieb Augusta an ihn: „Sie haben unserem unvergeßlichen Kaiser treu beigestanden und meine Bitte der Fürsorge für seinen Enkel erfüllt.“) Er würde seine Pflicht thun und der Jugend ihr Recht lassen. Und glaubte, einst in den Sielen sterben zu sollen.

Noch siehts so aus. Chlodwig (der immer gern Kamarilla spielte und sich mit seinen Anliegen sogar an Herrn von Lucanus wandte, trotzdem dessen verbindliche Glätte ihm kein rechtes Vertrauen einflößt) will am einundzwanzigsten Januar 1889 den Kaiser „in vorsichtiger Weise“ gegen die von den verantwortlichen Militärbehörden für das Reichsland geforderten und von Bismarck gebilligten Maßregeln stimmen; muß aber notiren: „Der Kaiser hüllte sich in Schweigen und war nicht dazu zu bringen, eine Meinung zu äußern. Ich sah, daß er ganz unter dem Einfluß des Reichskanzlers steht und sich nicht traut, eine von dessen Meinung abweichende Ansicht zu äußern.“ Da haben wir ein Beispiel der Tonart. Weil der Kaiser, der, ohne Vorbereitung auf den Regentenberuf, vor sieben Monaten auf den Thron gelangt ist, gelten läßt, was die höchste militärische und civile Behörde für nothwendig hält, wird ihm Mangel an Muth und an Selbständigkeit nachgetuschelt. „So mußte ich den Versuch aufgeben, an dieser Stelle eine Stimmungänderung anzubahnen“. Im Bunde mit Chlodwig ist die Kaiserin Augusta und die Großherzogin von Baden (er „vertröstet die hohen Damen auf die Zukunft“); auch der in alle Sättel gerechte Herr von Boetticher spricht schon „sehr vernünftig über Elsaß-Lothringen“ (und wollte vorher doch den Statthalter abschaffen, Berlepsch zum Oberpräsidenten machen und „die Regirung nach Berlin ziehen“). Schon am fünfundzwanzigsten Januar aber sagt der Großherzog von Baden, „es sei nicht unmöglich, daß der Kaiser mit Bismarck hintereinander kommen werde, wenn er merke, daß man ihm nicht Alles mittheile; vorläufig wolle er Alles vermeiden, weil er den Fürsten Bismarck für die Militärvorlage brauche.“ Chlodwig findet, der Kanzler „mache den Eindruck eines geistig nicht ganz gesunden Mannes.“ Die letzten Monate hatten den samoanischen Aerger, die Eröffnung des Strafverfahrens gegen Geffcken, die Konflikte mit der Royal Niger Company und dem Engländer Levis gebracht, der in Südwestafrika der deutschen Verwaltung unbequem wurde; lästige Sachen, die anständig erledigt werden, aber

keinen Putzerfolg eintragen konnten. Am sechzehnten Februar wird Waldersee als neues Mitglied des Herrenhauses vereidigt. Am ersten April holt der Kaiser ihn ab, ehe er in die Wilhelmstraße fährt, um dem Kanzler zum Geburtstag zu gratuliren. (Das Geschenk, eine Ulmer Dogge, hatte Boetticher ausgesucht.) Im März war Bismarck sehr oft zum Vortrag befohlen worden. Der Großherzog von Baden hatte ihn zweimal besucht und mit dem Kaiser die Frage erörtert, wie lange der Kürassier wohl noch dienstfähig sein werde. Das sickert durch. Als er im Reichstag für die Alters- und Invaliditätversicherung eintritt, sagt der Kanzler: „Ich glaube, daß die öffentlichen Blätter meiner politischen Feinde übertreiben, wenn sie von mir sagen, daß ich, schnell alternd, der Arbeitunfähigkeit entgegenginge. Einiges kann ich noch leisten, aber nicht Alles, was ich früher gethan habe. Wenn ich die Aufgaben eines Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten eines großen Landes und auch nur die noch zur Zufriedenheit leiste auf meine alten Tage, dann werde ich immer noch das Werk eines Mannes thun, das in anderen Ländern als ein volles Manneswerk und als ein dankenswerthes Werk gilt. Wenn es mir gelingt, dabei in Einigkeit mit allen Verbündeten Regirungen und mit Seiner Majestät dem Kaiser, im Genuß des Vertrauens der fremden Regirungen, unsere auswärtige Politik weiter zu führen, so sehe ich Das für meine erste, für meine primo loco-Pflicht an. In allen anderen Beziehungen bin ich leichter ersetzbar. Die Summe von Vertrauen und Erfahrungen, die ich aber in etwa dreißig Jahren auswärtiger Politik mir habe erwerben können, die kann ich nicht vererben und die kann ich nicht übertragen". Auch nicht vererben. Ein Vater, der seinem Sohn die Nachfolge sichern wollte, hätte nicht so gesprochen.

Ists nur eine Antwort auf das Gerede über den „rasch alternden Kanzler" oder der Versuch, sich das Ressort des Auswärtigen als Altentheil zu retten? Jedenfalls läßt sich aus der Rede bei Hof Etwas machen. Die Verbündeten Regirungen sind darin vor dem Kaiser genannt; mit dem der Kanzler nur „einig" zu sein braucht. Kein Wort von der Gehorsamspflicht. Der Ausdruck des stolzen Bewußtseins, in der internationalen Politik unersetzlich zu sein. „Wer ihn hört, muß wahrhaftig glauben, wir säßen im tiefsten Sand fest, wenn er vom Bock steigen muß. Welche Rolle er dabei den Kaiser spielen läßt, ist ihm gleichgiltig. Und wer genau hinsieht, merkt, daß er auch den alten Herrn noch im Grab zu verkleinern sucht". Der Beweis? „Ich darf mir die erste Urheberschaft der ganzen sozialen Politik vindiziren; es ist mir gelungen, die Liebe des hochseligen Kaisers Wilhelm für die Sache zu gewinnen." Richtig. „Allein Ihr Werk großer Voraussicht": so hatte, in einem Brief an den Kanz-

ler, der erste Kaiser seine Botschaften von 1881 und 1882 genannt. Darf mans aber öffentlich sagen? Der richtige Hausmeier. Hohe Zeit, daß die Leute wieder an kaiserliches Regiment gewöhnt werden. Alle paar Tage ist jetzt Vortrag, Audienz oder Kronrath. Im April wird General Verdy du Vernois zum preußischen Kriegsminister ernannt; wider den Wunsch des Ministerpräsidenten; auf Empfehlung Waldersees, der einen Vertrauensmann im Ministerium haben und einen möglichen Nachfolger mit Ehren abschieben will. Noch aber kommts nicht zum sichtbaren Konflikt. Im Mai beginnt der Ausstand der westfälischen Bergarbeiter. Am Achtzehnten spricht der Kanzler im Reichstag. (Ahnt er, daß es das letzte Mal ist? Er läßt sich im Foyer photographiren.) Er verhehlt nicht, daß er mit fast allen Parteien schlecht steht; auch der Konservativen nicht mehr sicher ist (denen der schwartower Hammerstein den nahen Sturz des Kartellpatrons verkündet hat). Vom Einundzwanzigsten bis zum Sechsundzwanzigsten ist König Umberto mit seinem Sohn und Crispi in Berlin. Der Kaiser schenkt dem italienischen Ministerpräsidenten eine Photographie mit der Aufschrift: A gentilhomme gentilhomme, à corsaire corsaire et demi. Crispi glaubt sich als Korsaren erkannt und rennt aufgeregt in die Wilhelmstraße, wo er, nicht ganz leicht, überzeugt wird, der Satz solle nur ausdrücken, daß der Kaiser ihn für einen gentilhomme halte. Am Tag nach der Abreise der Italiener ist Kronrath. Der Strike, der beendet schien, hatte wieder begonnen. Der Kaiser hat vierzehn Tage vorher die Delegirten Bunte, Siegel und Schröder im Schloß empfangen und gesagt, wenn sich „sozialdemokratische Tendenzen in die Bewegung mischen", werde er mit unnachsichtlicher Strenge einschreiten. Im Kronrath spricht er sehr schroff gegen die Grubenbesitzer. „Wenn diese reichen Leute nicht Vernunft annehmen, ziehe ich mein Militär zurück; wird ihnen dann der Rothe Hahn aufs Dach ihrer Villen gesetzt, ists nicht meine Schuld." Bismarck antwortet, auch diesen reichen Leuten sei der Schutz der Staatsgewalt nach preußischer Tradition und Verfassung nicht zu versagen; ihr Recht, über die Arbeitbedingungen nach freier Ueberzeugung zu verhandeln, sei in einer nicht sozialistischen Gesellschaft unbestreitbar. Der Kaiser habe geirrt, als er den „vaterländischen Sinn" der von ihm empfangenen Delegirten rühmte und ihnen, die „decidirte Sozialdemokraten" seien, lobend nachsagte, sie hätten „sich der Fühlung mit der Sozialdemokratie enthalten"; der Kanzler fürchte eine neue Täuschung des Allerhöchsten Vertrauens und müsse, wenn er auch den beantragten Belagerungzustand noch nicht für nöthig halte, doch für energische Schutzmaßregeln eintreten. Schon während er sprach, fühlte er, daß er nicht mehr alle Kollegen

hinter sich habe; konnte es aber nicht beweisen. Der Kaiser schied verstimmt. Eine ängstliche Excellenz ringt die Hände. „Hätten Euer Durchlaucht es ihm wenigstens unter vier Augen gesagt!“ Antwort: „Soll ich im Kronrath vielleicht den Obersten der Eunuchen spielen? Dann hätte die Geschichte doch wirklich keinen Zweck und es wäre nur schade um die verlorene Zeit. Ehre und Reputation kann ich dem Allerhöchsten Dienst nicht opfern.“ Vier Tage danach wurde Hagemeister aus Westfalen abberufen und im Oberpräsidium durch Studt ersetzt.

Im Juni ist der Konflikt mit der Schweiz (Fall Wohlgemuth-Lutz) Hauptstoff aller politischen Gespräche. Auch Konservative erzählen, der Kaiser tadle das brüske Vorgehen des Kanzlers. Der Großherzog von Baden ist „erbittert über Bismarck; selbst Herbert sage, er verstehe seinen Vater nicht mehr, und viele Leute fingen an, zu glauben, daß er nicht mehr richtig im Kopfe sei. Der Kaiser werde Vertrauen gewinnen, wenn er jetzt ein Machtwort einlege und den Streit beendige. Bismarck lasse sich jetzt nur von egoistischen Motiven leiten. Er wolle keinen Krieg mehr; deshalb mache er den Russen allerlei Avancen, lancire mitunter Artikel gegen Oesterreich und verwirre die Geister.“ Nach diesen Mittheilungen des Großherzogs notirt Chlodwig: „Es ist möglich, daß es demnächst zu einem Zusammenstoß zwischen Kaiser und Kanzler kommt. Das wäre schlimm trotz Alledem.“ Bismarck geht nach Varzin, der Kaiser (mit Herbert) nach England. Am elften August sind Beide wieder in Berlin und konferiren ziemlich lange. Am nächsten Tage kommt Franz Joseph mit dem Thronfolger, dem Grafen Kalnoky und dessen Sektionchef Szögyenyi. Der Kaiser von Oesterreich besucht, mit Franz Ferdinand, den Fürsten und schenkt ihm seine Marmorbüste. Am vierzehnten August fragt Herr von Szögyenyi, ob Bismarck nicht wenigstens prinzipiell zum Abschluß eines Handelsvertrages mit Oesterreich-Ungarn bereit sei; höfliche, aber entschiedene Ablehnung. Beide Kaiser hatten den Handelsvertrag gewünscht. Am Zwanzigsten reist der Kanzler nach Friedrichsruh. Am Dreiundzwanzigsten sieht Chlodwig in Metz (wo ein Wilhelmsdenkmal enthüllt wird) den Kaiser und Friedrich von Baden. Der Großherzog erzählt: „Die Schwankungen des Kanzlers (zwischen Rußland und Oesterreich) haben den Kaiser stutzig gemacht, dagegen sein eigenes Selbstgefühl gehoben; er merke, daß man ihm hier und da Etwas verschweige, und werde mißtrauisch. Es hat schon einen Zusammenstoß zwischen Kaiser und Kanzler gegeben (im Kronrath) und man muß die Eventualität ins Auge fassen, daß der Kanzler einmal gehe. Was aber dann? Der Kaiser denke sich wahrscheinlich, daß er selbst die auswärtige Politik führen könne. Das sei aber sehr gefährlich.“ Waldersee, dem Chlodwig (wie jedem Mächtigen, dem er nah

kommt) seinen Werki-Schmerz klagt, räth, den Verkauf der russischen Güter nicht zu übereilen; in zwei Jahren könne viel passiren. „Mir schien, als wolle er auf einen bevorstehenden Krieg mit Rußland hindeuten.“ Beginn der Preßfehde zwischen Kanzler und Generalstabschef (der sich aus Petersburg und Paris diplomatische Spezialberichte schicken und, nach einem Gewohnheitrecht, im Auswärtigen Amt von Holstein alles ihn Interessirende vorlegen läßt). Bismarcks Blätter schelten über „politisch-militärische Unterströmungen“, die den Frieden bedrohen, munkeln von einer dem Kaiser überreichten Denkschrift, die einen Präventivkrieg gegen Rußland empfehle, und vertreten, unter Berufung auf Clausewitzens „Theorie des Krieges“, die Ansicht, der Generalstabschef dürfe nur der militärtechnisch geschulte Helfer des dem Volk und dem König verantwortlichen Staatsmannes sein, dem die letzte Entscheidung über Lebensfragen der Nation stets vorbehalten bleiben muß. Dem Kanzler? Die letzte Entscheidung, wisperts, gebührt doch wohl dem Kaiser. Gegner Bismarcks verbreiten eine dumme Brochure, die Herbert als künftigen Kanzler empfiehlt und, trotzdem sie den Fürsten verdrießt, weder offiziell noch offiziös getadelt wird. Also ists wirklich auf eine Dynastie Bismarck abgesehen! Hammerstein geht in der Kreuzzeitung heftig für Waldersee (der ihm hunderttausend Mark geborgt hat) und gegen Bismarcks Kartellpolitik ins Zeug; wird aber am zweiten Oktoberabend im Reichsanzeiger mit der kaiserlichen Acht bedroht. Herr von Rauchhaupt schreibt ihm: „Sie dürfen nicht, wie Sie es unzweideutig gethan, den Kaiser mit Zuckerbrot und Peitsche traktiren wollen. Sie haben seinen absolutistischen Neigungen gefröhnt, weil Sie glaubten, ihn in Dissensus mit den Nationalliberalen zu bringen.“ Das sei falsch gewesen. „Es galt, ihn in seinen konservativen Auffassungen zu stärken. Das Uebrige folgt dann ganz von selbst daraus“. Vom elften bis zum dreizehnten Oktober ist Alexander der Dritte in Berlin. Lange Aussprache mit Bismarck, der die Frage, ob er sicher sei, im Amt zu bleiben, zuversichtlich bejaht. Nach der anderthalbstündigen Audienz geht der Kanzler zur Galatafel und (zum letzten Mal) zur Galavorstellung (Rheingold, Koppelia) ins Opernhaus. Als der Zar abgereist ist, begleitet der Kaiser den Kanzler in die Wilhelmstraße (daß er den Wagen vorher halten und den Fürsten auf der Straße aussteigen ließ, hat Bismarck mir nie erzählt) und berichtet unterwegs strahlend, er habe sich für die Manöverzeit in Spala zum Gegenbesuch angesagt. Bismarck hat Einwände; die Pause zwischen den Besuchen sei zu kurz, in Spala für einen so hohen Gast kaum bequem Platz zu schaffen, Alexander mit Vorsicht zu behandeln und durch trop de zèle leicht mißtrauisch zu machen. (Mit ähnlichen Gründen hatte Herbert die Absicht bekämpft, den König von

Italien wieder in der Hauptstadt zu besuchen.) Dem Kaiser ist die Freude verdorben; er fährt verstimmt ins Schloß. Zwei Tage danach kommt Waldersee ins Kanzlerhaus, um zu beweisen, wie nützlich die Reise nach Rußland sein werde. (In diese Zeit fällt eine Aktion mit petersburger Berichten. Sind sie der Besuchsabsicht günstig oder ungünstig? Herbert scheint hier, wohl unwissentlich, eine andere Politik getrieben zu haben als der Vater, dem die Verlegung der ungünstigen Berichte gerade in diesen Tagen nothwendig schien.)

Der Kaiser (der in einer Manöverrede gesagt hat, an dem Wachsthum der Sozialdemokratie sei die falsche Methode des Geschichtunterrichtes schuld) reist mit Herbert nach Monza, Athen (zur Hochzeit seiner Schwester Sophie), Konstantinopel. Am sechsundzwanzigsten Oktober ist Chlodwig in Baden-Baden bei der Kaiserin Augusta. „Sie mißbilligt das gar zu viele Herumreisen des Kaisers und hält die Reise nach Athen (die, wie ich von Fürstin Betsy hörte, den griechischen Hof ruinirt) für überflüssig." Der Großherzog von Baden beklagt sich über Bismarck und sagt: „‚Der Kaiser hat den Fürsten auch bis hierher'. Dabei zog er die Linie nicht am Hals, wie Dies gewöhnlich bei dieser Redensart geschieht, sondern an den Augen. Der Kaiser wolle sich jetzt, so lange er ihn noch für die Bewilligung der Militärvorlage brauche, nicht mit ihm überwerfen. Später werde er ihn nicht mehr halten." Am selben Tag empfängt Bismarck vom Kaiser aus Athen ein Telegramm, das mit dem Satz schließt: „Mein erstes Wort ins Vaterland ist ein Gruß an Sie von der Stadt des Perikles und von den Säulen des Parthenon, dessen erhabener Anblick auf mich den tiefsten Eindruck gemacht hat." Andere huldvolle Depeschen folgen; aus Konstantinopel und Korfu. Am siebenten November: „Nach einem Aufenthalt, der einem Traum gleicht und der durch die freigiebigste Gastfreundschaft des Großherrn zu einem paradiesischen gemacht worden ist, passirte ich soeben bei schönem Wetter die Dardanellen." Die Generalstabspartei, der Herr von Tausch die Spione stellt, Herr Normann-Schumann auch im Ausland Luft macht, tadelt die Veröffentlichung dieser „privaten" Telegramme, die nur zeigen solle, wie jugendlich der Monarch noch empfinde und wie fest er an dem Fürsten hänge. Zwei Tage nach Herberts Rückkehr interpellirt Eugen Richter im Reichstag, ob der Generalstabschef, wie man nach offiziösen Artikeln vermuthen müsse, die Politik des Kanzlers durchkreuze. Herr von Verdy tritt mit klugem Eifer für Waldersee ein und Herbert stimmt „aus vollem Herzen" der Erklärung des Kriegsministers zu. Das klingt wie Chamade. Geben sie den Kampf auf? Bill Bismarck fährt nach Berlin und warnt den Bruder: „Wenn Ihr den Kerl nicht totschlagen könnt, wärs besser gewesen, ihn ungeschoren zu lassen;

was jetzt gemacht wird, ist Blech." Herbert muß im Reichstag viel reden und findet nur selten einen wirksamen Ton. Auch die Nationalliberalen entschleiern nun sacht ihre Ansprüche an die Masse. Miquel hält der alten Zeit eine Grabrede, sieht (in der after-dinner-Ekstase, die sein Diskontokollege Hansemann so unausstehlich und „nur für Attachés berechnet" fand) ein Neues, Gewaltiges werden; und charmirt den Kaiser. Der rühmt ihn (in Potsdam, am elften Dezember) vor Chlodwigs Ohr; und schilt die berliner Kommunalverwaltung. „In Berlin werde man es noch so weit bringen, daß die Sozialdemokraten die Mehrheit haben. Diese würden dann die Bürger plündern. Das sei ihm gleichgiltig; er werde Schießscharten ins Schloß machen lassen und zusehen, wie geplündert werde. Dann würden die Bürger ihn schon um Hilfe anflehen". Am vierzehnten Dezember ist Chlodwig in Friedrichsruh, um Bismarck für Werki anzuspannen. Artige Ablehnung. Wir können uns nicht in die innere russische Verwaltung einmischen. Naher Krieg sei unwahrscheinlich. Waldersee ein konfuser Politiker; mit Verdy auf Gegenseitigkeit versichert. Rußland sei frühstens in fünf Jahren fertig (neues Gewehr, Eisenbahnen) und wir brauchten nur loszuschlagen, wenn der Bestand der österreichischen Monarchie gefährdet wäre. Chlodwig, der ihn doch für einen „geistig nicht ganz gesunden Mann" hält, ist für die Erlaubniß zum Besuch und für den Rath, die russischen Güter lieber zu verkaufen, ungemein dankbar. Bismarck wird vor berliner Intriguen gewarnt, sagt aber lächelnd: „Diese Sachen kommen an mich nicht heran." Graf Bill erzählt, er habe in Hannover auf dem Bahnhof den General von Caprivi getroffen, der unbemerkt nach Berlin fahren wollte und verlegen wurde, als er sich vom Sohn des Kanzlers erkannt sah; denkt sich dabei aber nichts Schlimmes. Die Arbeit mit dem neuen Herrn, der „am Liebsten zugleich Kaiser und Kanzler sein möchte", bringt zwar harte Zumuthungen, muß im Reichsinteresse aber geleistet werden. Schließlich hat der Kaiser sich offiziell ja gegen die Hyperkonservativen und für die Kartellpolitik erklärt. Und der Brief, den er dem Kanzler zu Neujahr schreibt, rühmt Bismarcks Antheil an der „Fürsorge für die arbeitende Bevölkerung" und schließt mit dem Satz: „Ich bitte Gott, er möge mir in meinem schweren und verantwortungvollen Herrscherberufe Ihren treuen und erprobten Rath noch viele Jahre erhalten."

Gerade um die Arbeiterfrage entbrennt nun aber der Streit. Am zwölften Januar 1890 eilt Stumm nach Friedrichsruh. Der Kaiser habe (von der hinzpeterischen Seite her) Ideen, deren Ausführung die deutsche Industrie im Weltkampf mit dem Ausland lähmen und der Sozialdemokratie zu neuem Wachsthum helfen müsse. Kommt dieser Plan jetzt ans Licht, dann erleben

wir rothe Wahlen. Nur der Fürst könne das Reich aus dieser Noth retten. „Wir stehen geschlossen hinter Ihnen". Auch Herbert seufzt, es sehe schlecht aus; der Kaiser wolle jedes Detail bestimmen, fordere von dem Staatssekretär, der die halbe Nacht am Schreibtisch verbracht hat, in aller Herrgottsfrühe die Vorlegung der neusten Depeschen und Berichte, ordne dann sofort an, wie Alles gemacht werden müsse; und die ruhige Erwägung, die dem Entschluß vorangehen sollte, sei bei diesem System fast unmöglich geworden. Schlimm sei auch, daß der hohe Herr so oft mit den Botschaftern unter vier Augen verhandle. Der abgehetzte Sohn war mit der Kritik kaiserlichen Wesens nicht immer vorsichtig gewesen und die Kleinen der Wilhelmstraße (Nr. 74, 76, 77) hatten den hoffenden Blick längst auf die „maßgebende Zukunft" gerichtet. Das wußte Herbert nicht; fand aber nöthig, „daß mit dem Kaiser ein ernstes Wort gesprochen werde". Wieder wird er gewarnt: „Sorgen Sie nur dafür, daß unangenehme Dinge dem Kaiser nicht vor Zeugen gesagt werden! Das verzeiht er nicht; und ist, als König von Preußen, stärker als jeder Minister". Zu spät. Am vierundzwanzigsten Januar kehrt, nach dreimonatiger Abwesenheit, der Fürst nach Berlin zurück. Da weht nun andere Luft als noch im Oktober. Die Kreaturen haben das Zittern verlernt. Herr von Boetticher sogar, sonst unermüdlich im Dienst des Herrn, der ihn aus drückender Verschuldung befreit hat, sagt jetzt zu Allem Ja und bleibt gelassen stehen; führt die Aufträge nicht mehr aus. Bismarck kommt mittags an; von Drei bis Acht: Sitzung des Staatsministeriums, Audienz beim Kaiser, Kronrath. Im Staatsministerium scheint ihm die Herrschaft noch sicher; wenigstens eine Mehrheit für die Verlängerung des Sozialistengesetzes. (Der Kaiser, der mit der Sozialdemokratie „schon allein fertig zu werden" hofft, will die Verlängerung nicht.) In der Kronrathssitzung liest Boetticher die sozialpolitischen Erlasse vor, die der Kaiser veröffentlichen will. Bismarck kann nicht zustimmen; er ist in individualistischer Wirthschaftauffassung zu alt geworden, um für Verbote der Frauen-, Kinder- und Sonntagsarbeit eintreten zu können. Spricht von der üblen Wirkung auf die Wahlen und wagt, als der Kaiser gesagt hat, diese Wirkung könne und werde höchst günstig sein, die Bemerkung, solchen Optimismus könne nur Jugend hegen, die noch nicht Erfahrungen gesammelt und Enttäuschungen erlebt hat. Anderthalbstündige Debatte; deren Unterton manchmal schon recht schrill klingt. In puncto Sozialistengesetz dringt Wilhelm nicht durch. „Ja wenn hier mit Majoritätbeschlüssen gegen meine Intentionen gearbeitet wird..." Der Kriegsminister, der sich, als General, für den Kaiser erklärt hat, berichtet ihm nach der Sitzung, Bismarck habe die Ressortchefs

festzulegen, von vorn herein gegen die Absicht des Monarchen zu stimmen versucht. Am letzten Januartag wird der Fürst (auf seinen mit der Unvereinbarkeit der Ueberzeugungen motivirten Wunsch) vom Amte des Handelsministers entbürdet; als seinen Nachfolger hat er „angebrachtermaßen" den Freiherrn von Berlepsch vorgeschlagen (den die Herren von Boetticher und von Rottenburg längst in die Sonne zu bringen trachteten). Am dritten Februar trägt er die Erlasse, die er umgearbeitet, in die er die Staatsrathsinstanz und die internationale Konferenz hineingebracht hat, ins Schloß. Noch einmal warnt er; bittet inständig um die Erlaubniß, die Papierbogen ins Kaminfeuer zu werfen. Der Kaiser schüttelt heftig den Kopf. „Ich verspreche mir sehr viel davon." Die Erlasse werden ohne Gegenzeichnung des Kanzlers veröffentlicht. (Der Kaiser hat zu Chlodwig gesagt: „Bismarck versuchte, die Schweiz zu bestimmen, an ihrer Konferenz festzuhalten, was durch Roths, des schweizer Gesandten in Berlin, loyale Haltung vereitelt worden ist." Bismarck erzählte mir, der Kaiser habe Roth nachts ins Schloß holen lassen, drängend den schweizerischen Verzicht auf das Prioritätrecht durchgesetzt, dem Kanzler aber nichts davon gesagt. So habe ichs, nach Roths Bericht, auch von Bamberger gehört.)

An dem Abend, wo der Reichsanzeiger die nicht gegengezeichneten Erlasse veröffentlicht, ist Wilhelm zum Parlamentarierdiner beim Kanzler. Der sagt: „Ich imponire dem Kaiser nicht; versuchen Sie mal Ihr Glück!" Am nächsten Tage kommt Stumm und bringt das Gelöbniß „unverbrüchlicher Treue"; das Sozialistengesetz müsse verlängert, die Industrie vor der unheilvollen Wirkung der Erlasse geschützt werden. Am achten Februar geht an die deutschen Missionen ein Rundschreiben, in dem gesagt wird, nur internationale Vereinbarung könne den Arbeiterschutz sichern. Les classes ouvrières des différents pays, se rendant compte de cet état des choses, ont établi des rapports internationaux qui visent à l'amélioration de leur situation. Die internationale Arbeiterorganisation wird den Regirungen als Muster empfohlen. Und in der Rede, die den Staatsrath eröffnet, spricht, am elften Februar, der Kaiser von „willkürlicher und schrankenloser Ausbeutung der Arbeitkraft." Stumm und Genossen fallen im Staatsrath um; und beschließen, als sie sich nothdürftig wieder aufgerichtet haben, durch Dick und Dünn mit dem Monarchen zu gehen. Der Fürst ist degoutirt und sagt, er wolle aus seinen Aemtern scheiden. Wilhelm redet ihm diese Absicht nicht aus. Am Zehnten ist Bismarck bei Schuwalow; er möchte vor seinem Rücktritt noch den deutschrussischen Assekuranzvertrag verlängert sehen, um wenigstens die internationale Politik vor plötzlichen Ueberraschungen zu sichern. Am Zwanzigsten ist Reichs-

tagswahl; große Verluste der Konservativen, der Reichspartei und der Nationalliberalen; die sozialdemokratischen Stimmen fast verdoppelt. Vorher saßen elf Sozialdemokraten im Reichstag; nun kommen fünfunddreißig hinein. Jetzt vom Platze zu weichen, wäre Feigheit; nach dieser Wahl wäre ein Kanzlerwechsel das offene Geständniß irreparabler Niederlage. Bismarck (den Graf Limburg-Stirum in diesen Tagen „in hochelegischer Stimmung" findet) weist ohne Scheu auf die von ihm vorausgesagte Wirkung der Erlasse hin und erklärt, er fühle sich verpflichtet, einstweilen im Amt zu bleiben. „Das war dem Kaiser unangenehm, aber er remonstrirte nicht dagegen", schreibt Chlodwig. Inzwischen war mit Caprivi schon mehrfach über die Nachfolge Bismarcks verhandelt worden, die General von Albedyll abgelehnt hatte. Am fünften März hält der Kaiser beim Festessen des brandenburgischen Provinziallandtages eine Rede, die mit der Drohung schließt: „Diejenigen, welche sich mir bei meiner Arbeit entgegenstellen, zerschmettere ich." Und überall wird geraunt, hier und da auch deutlich gesagt: „Das geht auf Bismarck!"

Der Fürst war nicht immer „in hochelegischer Stimmung"; auch in diesen schweren Tagen noch zu niederdeutschem Spaß aufgelegt. Er ließ sich Reuters „Stromtid" holen und las aus dem Kapitel vor, das von der Entamtung des alten Inspektors Hawermann handelt. „Ik heww nicks mehr tau seggen; ik bün bi Sid schaben; ik ward den jungen Herrn all tau olt." „Der Herr von Rambow hat Alles so befohlen; und er hält zu Pferd auf dem Haidberg und übersieht und kommandirt das Ganze." „Hat woll in der einen Hand en Sperfektiv und in der andern en Kommandostab as der olle Blüchert auf dem Hoppenmark in Rostock?" Ohne Harm. Ohne sich zu den Gerüchten zu erniedern, die ihm zugetragen werden. Daß Friedrich und Chlodwig ihn für geistig nicht mehr normal hielten, wissen wir schon. Hinzu kam jetzt (wie Bucher behauptete: von Boetticher) die Verdächtigung, er sei Morphinist. Der Kaiser fragt Schweninger; und erhält die Antwort: „Das ist eine elende Verleumdung und ich kenne die Quelle, aus der sie stammt." (Schweninger hat seinem Fürsten bis in die letzten Lebenstage nur in ganz seltenen Nothfällen Narkotika gegeben; meist, unter der Firma Morphium, reines Wasser; und ihm durch die Suggestion des Namens zu Schlaf verholfen.) Bismarck ahnt kaum, was die Maulwürfe erwühlen; noch am Tag der Entlassung hielt er Boetticher für seinen Nachfolger. Doch zur Ruhe kommt er nun nicht mehr. Er will den Rest seiner Einflußsphäre gegen kollegiale Treibereien schützen, den Verkehr der Minister und Staatssekretäre mit dem Kaiser kontroliren; und stößt auf ungeduldigen Widerstand. Der Monarch fordert die Aufhebung

der Kabinetsordre vom achten September 1852, die dem Ministerpräsidenten die straffe Leitung der Geschäfte sichern sollte. „Wenn der König diesen Zustand ändern will, muß er selbst sein Ministerpräsident werden; die Befugnisse des Amtes übt er ja thatsächlich schon aus.“ Mit solchen Redensarten, heißts, sei nichts bewiesen; der Fürst solle über den Gegenstand eine ausführliche und objektive Denkschrift liefern. Am fünfzehnten März wird die internationale Konferenz eröffnet. Der Kanzler nennt sie im Privatgespräch „eine große Phraseologie“; und der Kaiser erfährts. Am Siebenzehnten wird Bismarck zweimal offiziell aufgefordert, schleunig sein Entlassungsgesuch einzureichen. Am Achtzehnten schreibt ers; weil er nach den Mittheilungen der Herren von Hahnke und von Lucanus annehmen müsse, daß er damit den Wünschen des Kaisers entgegenkomme. Sechsunddreißig Stunden danach liest er in einem Handschreiben Seiner Majestät die Worte: „Die von Ihnen für Ihren Entschluß angeführten Gründe überzeugen mich, daß weitere Versuche, Sie zur Zurücknahme Ihres Antrages zu bestimmen, keine Aussicht auf Erfolg haben.“

Generaloberst, Herzog von Lauenburg, „unauslöschlicher Dank“ und, am neunundzwanzigsten März, „Begräbniß erster Klasse.“ Bismarcks einziger Vorgänger, Freiherr vom Stein, war unter sichtbareren Zeichen der Ungnade entlassen worden. Dem hatte, weil er, im Interesse des Staates und der Krone, königlichen Willensmeinungen zu widersprechen wagte, Friedrich Wilhelm der Dritte geschrieben: Ich habe mit großem Leidwesen ersehen müssen, daß ich mich leider nicht anfänglich in Ihnen geirrt habe, sondern daß Sie vielmehr als ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener anzusehen sind, der, auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Capricen geleitet, aus Leidenschaft und aus persönlichem Haß und Erbitterung handelt. Dergleichen Staatsbeamte sind aber gerade diejenigen, deren Verfahrensart am Allernachtheiligsten und Gefährlichsten für die Zusammenhaltung des Ganzen wirkt. Es thut mir wahrlich weh, daß Sie mich in den Fall gesetzt haben, so klar und deutlich zu Ihnen reden zu müssen. Da Sie indessen vorgeben, ein wahrheitliebender Mann zu sein, habe ich Ihnen auf gut Deutsch meine Meinung gesagt, indem ich noch hinzufügen muß, daß, wenn Sie nicht Ihr respektwidriges Benehmen zu ändern Willens sind, der Staat keine große Rechnung auf Ihre ferneren Dienste machen kann.“ Treitschke selbst, der diesen König mit so hitzigem Eifer vertheidigt, muß doch schreiben: „Von Jugend auf an den Umgang mit mittelmäßigen Köpfen gewöhnt, hat er den Widerwillen gegen das Geniale, Kühne, Außerordentliche selten über-

wunden. Ihn erschreckte jener laute, rücksichtlose Freimuth, der den großen Germanen eignet." Und auch an Steins Schicksal dachte er, als er, nach dem Jahr 1890, von der „Undankbarkeit der Hohenzollern" sprach, „dem unschönen Erbfehler des Herrscherhauses, von dem unter allen preußischen Königen allein Friedrich der Große und Kaiser Wilhelm der Erste ganz freigeblieben sind."

Die Motive.

Großherzog von Baden: „Die Ursache des Bruches ist eine Machtfrage. Alle anderen Meinungverschiedenheiten, über soziale Gesetzgebung und Anderes, waren nebensächlich. Der Hauptgrund war die Kabinetsordre vom Jahr 1852. Auch die Unterredung mit Windthorst hätte nicht zum Bruch geführt. Dazu kam das Mißtrauen des Kaisers in die auswärtige Politik des Fürsten. Der Kaiser hatte den Verdacht, daß Bismarck die Politik nach seinen, dem Kaiser unbekannten Plänen leiten und es dahin führen wolle, Oesterreich und den Dreibund aufzugeben und sich mit Rußland zu verständigen, während der Kaiser Dies nicht will und an der Alliance festhält". General von Heuduck: „Der Kaiser hat den Kommandirenden Generalen mitgetheilt, warum Bismarck weggegangen sei. Die Frage der Kabinetsordre und die maßlose Weise, in der er gegen den Kaiser aufgetreten sei, hätten es ihm unmöglich gemacht, länger mit dem Fürsten zusammenzugehen. Rußland wolle Bulgarien militärisch besetzen und dabei die Neutralität Deutschlands haben. Bismarck wolle Oesterreich im Stich lassen. Der Kaiser will mit Oesterreich gehen, selbst auf die Gefahr hin, mit Rußland und Frankreich Krieg zu bekommen". Caprivi: „Bismarck hatte mit Rußland einen Vertrag gemacht, durch den wir Rußland freie Hand in Bulgarien und Konstantinopel garantirten und Rußland sich verpflichtete, im Krieg mit Frankreich neutral zu bleiben. Diesen Vertrag habe ich nicht erneuert, weil das Bekanntwerden den Dreibund gesprengt haben würde." Herr von Holstein: „Bismarcks Plan, Oesterreich im Stich zu lassen, hätte uns so verächtlich gemacht, daß wir isolirt und von Rußland abhängig geworden wären." Der Kaiser: „Bismarck wollte das Sozialistengesetz mit der Ausweisung dem Reichstag wieder vorlegen, diesen, wenn ers nicht annehme, auflösen und dann, wenn es zu Aufständen komme, energisch einschreiten. Dem widersetzte ich mich. Wenn mein Großvater nach einer langen, ruhmreichen Regirung genöthigt worden wäre, gegen Aufständische vorzugehen, so hätte ihm Das Niemand übel genommen. Mir wird man vorwerfen, daß ich meine Regirung damit anfange, meine Unterthanen totzuschießen. Die Verbitterung wurde durch die Kabinetsordre von 1852 verschärft. Auch der Besuch Windthorsts beim Für-

sten gab zu unliebsamen Erörterungen Anlaß, gab aber nicht den Ausschlag. Es war eine hanebüchene Zeit und es handelte sich darum, ob die Dynastie Bismarck oder die Dynastie Hohenzollern regiren solle. In der auswärtigen Politik ging Bismarck seinen eigenen Weg und hat mir Vieles vorenthalten, was er that. Ich habe neulich Herrfurth, der allen Ministerialsitzungen beigewohnt hat, gefragt, ob ich in der ganzen Zeit Etwas gethan habe, was Bismarck verletzen konnte und ihm Anlaß gab, gegen mich aufzutreten. Darauf hat Herrfurth gesagt, alle Minister seien im Gegentheil erstaunt gewesen, mit welcher Langmuth und Geduld ich die Grobheiten Bismarcks ertragen habe."

Die Sozialpolitik. Was vierzehn Jahre lang hier oft ausgesprochen ward, brauche ich heute nicht umständlich zu wiederholen. Die Art, wie Bismarck die soziale Bewegung auffaßte und eindämmen wollte, habe ich immer bekämpft; und trotzdem ichs mit dem Hut in der Hand that, hat dieser Kampf doch für ein ganzes Jahr den mir liebsten Verkehr unterbrochen (dessen Wiederaufnahme dann ein gütiger Wunsch des Fürsten ermöglichte). Wer Bismarcks Reden, namentlich die aus den achtziger Jahren, gelesen hat, kann nicht glauben, daß diesem Mann sozialpolitisches Verständniß fehlte; oft genug ist ihm von den Manchesterleuten Neigung zu Sozialismus und Kommunismus vorgeworfen worden. Daß auch der Aermste ein Wahlrecht hat und daß Deutschland auf dem Weg zum Arbeiterschutz „in der Welt vornan" war, ist sein Verdienst; nur seins. Aber er war 1815 geboren, hat moderne Großindustrie nie gesehen und ohne die Helferkraft der Intuition nirgends Großes vermocht. Die Raschheit seiner Auffassung und Assoziation blieb schwächeren Hirnen stets unbegreiflich; was er aber nicht nah gesehen hatte, blieb ihm innerlich immer fremd. (Beispiele: England, die Kolonien, die asiatischen Völker, Großindustrie.) Er wollte eine starke Staatsgewalt, brauchte sie und war mit der Sorge für die Sicherheit und die Zukunft seines Reiches zu schwer belastet, um sich an Theorien, Utopien, ungewisse Experimente verlieren zu können. Mit Lassalle konnte er sich vielleicht verständigen; nicht mit Marx noch mit dessen Epigonen. Nie hätte er geglaubt (er hat das Thema auf manchem Spazirgang mit mir erörtert), daß die Sozialdemokratie nicht auf den Tag laure, wo sie Revolution machen, den Staat entwaffnen und dem Ausland so zum Spott und zur Beute hinwerfen könne. Wozu sonst der ganze Apparat? Ein Millionenheer und ein Kriegsschatz, für den vom Dürftigsten Tribut geheischt wird? Auch sagens die Leute ja selbst. Sollen wir etwa warten, bis sie sich stark genug fühlen? Je länger wirs mitmachen, desto mehr Blut kostet es nachher. Wir sind als Großmacht neu in Europa, haben die schwierigste Stellung und dürfen uns nicht der Gefahr

einer Revolution und folgenden Anarchie aussetzen. Auch unsere junge Industrie nicht so mit kostspieligen Pflichten bepacken, daß sie unfähig zu erfolgreichem Wettbewerb wird. Das waren seine Leitsätze. Und seine Berather: Stumm und andere tüchtige Industriekapitäne, die für ihre Arbeiter väterlich sorgten, ihr Vaterrecht aber nicht opfern wollten; und deren Sachkunde und Leistungen ihm imponirten. Mehr jedenfalls als die der Bebel und Genossen, deren politische Ziele er indiskutabel und kindisch fand. Sozialistische Republik (wenn sie an sich möglich wäre) zwischen Rußland und Frankreich? Und die Mädchenschulhoffnung, die Menschen würden friedlich fortan, wie die Lämmlein, neben einander grasen?.. Mußte nicht auch die Behandlung, die er von dieser Seite erfuhr, auf ihn wirken? Unwissender Tropf, Abenteurer, Fälscher, Schurke, Verbrecher: Anderes hörte er nach Lassalles Zeit kaum je. Und daß er ein Mensch war, mit Menschenschwachheit und Menschenempfindlichkeit, brauchte uns wirklich nicht erst das kolmarer Schoßkindchen zu sagen.

Ein tragisches Verhängniß wars, daß der Schöpfer des Reiches, der Staatsmann, dem am Ende doch auch der deutsche Arbeiter wohl mehr verdankt als allen Kirchenvätern des Marxismus, allen Organisatoren und Agitatoren, gegen ein Phantom focht, ein großes Gestirn nicht in reinem Glanz schauen lernte. Doch soll man die Tragik nicht ins Kriminalromanhafte verzerren. Nicht thun, als habe in Berlin, Friedrichsruh, Varzin ein blutgieriges Scheusal nach der Möglichkeit gelechzt, „auf das Volk schießen zu lassen". (Ich glaube, daß solche Scheusale sehr selten sind; daß jeder Mächtige mit bangem Herzen den Befehl zu blutiger Repression giebt; daß oft Unverstand den Befehl diktirt; daß aber das Recht, im Interesse des Staates Aufstände niederzuzwingen, mindestens so unbestreitbar ist wie das, gegen den Mißbrauch staatlicher Gewalt die Massen zu waffnen. Nur in Kinderköpfen ist jeder Revolutionär ein lichter Held, jeder General, der die Truppen wider rebellirende Haufen führt, ein Nero oder Alba.) Bismarck wollte „schießen lassen", wenn nur die ultima regis ratio noch die Ordnung sichern konnte. Was der Kaiser dagegen sagt, ist unhaltbar. Ob in solcher Schicksalsstunde der Regent jung oder alt, an Ruhm reich oder arm ist, ob seinem Handeln Beifall oder Zischen folgt, ist gleichgiltig: er hat, ohne an sein Applausbedürfniß zu denken, dem Befehl staatlicher Pflicht und des königlichen Gewissens zu gehorchen. Auch Wilhelms Beispiel ist falsch gewählt. Sein Großvater war nur als junger Mann „genöthigt, gegen Aufständische vorzugehen"; war, ehe er auf den Thron stieg, der „Kartätschenprinz" und in Baden, von der preußischen Demokratie sogar lauter verflucht als Murawiew und Trepow in Rußland. Für die Beurtheilung des Zwistes

vom Jahre 1890 sind psychologische Erwägungen überhaupt wichtiger als theoretisch-politische; warens auch für Bismarck. Hatte der Kaiser denn etwa die Wetterzeichen der Zeit klarer erkannt als der Kanzler? Er sagt: Nächstens werden die Sozialdemokraten die Bürger plündern; mir ists gleichgiltig; ich lasse Schießscharten ins Schloß machen, sehe zu, wie geplündert wird, und warte, bis die Bürger mich um Hilfe anflehen. Wollte also auch „schießen lassen", nur etwas später; und hielt die Sozialdemokraten für Straßenräuber. Warum widersprach er dem Kanzler? Dem wars freilich nicht „gleichgiltig", ob geplündert werde. Der wollte so lange nicht warten. Glaubte, allen Ständen und Klassen staatlichen Schutz zu schulden. Und hat später gesagt: „Ueber Sozialistengesetz und Erlasse ließ sich reden. Aber ich kannte diese Jugend doch genug, um zu wissen, daß die Lokomotive des Sonderzuges nicht lange auf diesem Strang bleiben werde. Und dann? Sobald die unvermeidliche Enttäuschung kam, gings dann in anderer Richtung vorwärts, mußte plötzlich in allen Kesseln Feuer gemacht werden, um das Versäumte nachzuholen. Auf diese Art Politik zu treiben, habe ich aber nicht gelernt. Um Massenbewunderung habe ich nie gebuhlt. Wie bedenklich es ist, die Bourgeoisie vor den Kopf zu stoßen, haben wir in den Konfliktsjahren erlebt. Der junge Herr war ohne alle Erfahrung und bekam von byzantinischen Dilettanten täglich tonics, die sein Selbstbewußtsein stärken sollten und auch wirklich stärkten. Da einfach meine Ueberzeugung abzustreifen wie ein vertragenes Hemd: Das konnte mir nicht einfallen; auch nicht um den Preis von Gnade und Amt. Was da, unmittelbar vor den Wahlen, unternommen werden sollte, war caesarische Politik, meinetwegen auch louisnapoleonische; dafür war ich nicht zu haben." Nicht dafür, wie Caprivi, nachdem man sich eben mit dem „Muth der Kaltblütigkeit" gebrüstet hat, die Umsturzvorlage auszuarbeiten, noch, wie der Jammerchlodwig, ein galantes Leben mit der Vorlegung der Lex Heinze zu krönen. Bismarck könnte heute sagen: Als Wilhelm der Zweite auf den Thron kam, waren 763 128 sozialdemokratische Stimmen abgegeben worden; als er fünfzehn Jahre regirt hatte, warens 3025000. Könnte auf all die Reden weisen, in denen der Kaiser seitdem die Sozialdemokratie gescholten, der ärgsten Verbrechen angeschuldigt hat. Recht oder Unrecht: er ließ sich nicht von Popularitätsucht leiten, nicht von der Gier, sein Amt zu behalten, noch von der Berechnung persönlichen Vortheils. Litt er, litten seine Einkünfte, wenn den Arbeitern der Großindustrie mehr Lohn und mehr Muße bewilligt wurde? Er that, was Pflicht und Ueberzeugung gebot. Setzte seinen Namen nur unter Urkunden, deren Inhalt er billigen konnte. Trotzte der Ungnade, um sich

nicht als einen feigen Wicht verachten zu müssen. Das sollte selbst der erbitterte Gegner anerkennen. Wo ist heute der Mann, der, wenn Gewissensnoth dazu drängt, dem Kaiser so aufrecht entgegentritt? Seit er ging, sahen wir keinen.

Die Kabinetsordre vom achten September 1852. Was Bismarck in dem erzwungenen Entlassungsgesuch darüber gesagt hat, zeigt den Rechtszustand und die Konsequenzen der damals gewünschten Aenderung in einleuchtender Klarheit. Der Ministerpräsident ist für die Gesammtpolitik des Kabinets verantwortlich. Das kann er nur, wenn er im Staatsministerium und in dessen Verkehr mit dem König die Einheit des Wollens und Handelns zu sichern vermag. Kanns aber nicht, wenn jeder einzelne Ressortchef die Möglichkeit hat, in günstiger Stunde, ohne Premier und Kollegen vorher nach ihrer Meinung gefragt zu haben, Anordnungen des Königs zu extrahiren. Im Jahr 1889 hatten einzelne Minister sich an das Ohr des Monarchen gedrängt und waren dann mit den von ihm gebilligten Projekten (eigenen oder geheimräthlichen) ins Staatsministerium gekommen; triumphirend, denn sie hatten die Unterschrift des Königs, vor der jeder Widerspruch verstummen mußte. Um diesen Brauch wieder auszuroden, rief Bismarck den Kollegen die Ordre Friedrich Wilhelms des Vierten ins Gedächtniß zurück. Sie ist von Manteuffel gegengezeichnet und bestimmt: Der Ressortchef hat sich über alle wichtigen Verwaltungmaßregeln mit dem Ministerpräsidenten zu verständigen; bedürfen solche Maßregeln der königlichen Genehmigung, so geht der Bericht des Ressortchefs zunächst an den Ministerpräsidenten, der ihn glossiren kann und dem König vorzulegen hat; will ein Ressortchef dem König Vortrag halten, dann muß er diese Absicht so früh mittheilen, daß der Ministerpräsident, wenn ers nöthig findet, dem Vortrag beiwohnen kann. Diese Bestimmungen fand Wilhelm obsolet. Das Entlassungsgesuch, das, in den Kurialien der Unterthänigkeit, dem König bitterste, heilsame Wahrheit sagt, giebt die Antwort: „In der absoluten Monarchie war eine Bestimmung, wie sie die Ordre von 1852 enthält, entbehrlich und würde es noch heute sein, wenn wir zum Absolutismus, ohne ministerielle Verantwortlichkeit, zurückkehrten. Nach den zu Recht bestehenden verfassungmäßigen Einrichtungen aber ist eine präsidiale Leitung des Ministerkollegiums auf der Basis der Ordre von 1852 unentbehrlich". Jetzt sind die Briefe veröffentlicht worden, die Friedrich Wilhelm der Vierte an seinen Ministerpräsidenten Ludolf Camphausen geschrieben hat. Die lehren, wie es vor dem September 1852 aussah; lehren, welchen Zustand der König ersehnte. Er schreibt: „Für den König soll und muß ein konstitutionelles Ministerium eine deliberirende Versammlung sein. Es soll und muß mit dem König berathen. Das

heißt: ein jeder Minister soll und muß seine Meinung, seine Ansicht im Conseil vortragen. Dann ist der einzige Unterschied unter dem Regime einer Verfassung also der, daß nicht mehr des Königs Wort definitiv entscheidet, sondern daß des Königs Meinung diskutirt wird, vor ihm und mit ihm. Niemals und unter keiner Bedingung darf der König in die Lage gerathen, Abgemachtes und fest Beschlossenes vorgelegt zu bekommen, über welches also nicht die Minister mehr diskutiren können, sondern über welches er allein mit dem Ministerium als solidarischer Person zu diskutiren genöthigt ist. Wie unwürdig und unköniglich bin ich vorgestern und gestern vor Ihnen Allen dagesessen! So regirt man mit dem geistesschwachen Kaiser Ferdinand, aber nicht mit Friedrich Wilhelm von Hohenzollern, König von Preußen!.. Ihr reiner Wille muß sich an meinem spiegeln, abschleifen, sich mit ihm verständigen, ihn verstehen, ihn hören können." Also nicht Beschlüsse des Staatsministeriums, die der König annimmt oder, wenn er die Berather wechseln will, verwirft; sondern Diskussion der einzelnen, durch keinen Beschluß gebundenen Minister mit dem König, der schwache Gemüther dann natürlich leicht auf seine Seite zieht. Das war im Mai 1848 das Ziel. Und im Januar 1890 sagt ein König von Preußen: „Ja, wenn hier mit Majoritätbeschlüssen gegen meine Intentionen gearbeitet wird..." Und bald danach zu einem Führer der konservativen Partei: „Merken Sie sichs: Suprema lex est regis voluntas!" Die Ordre, die Bismarck beseitigen sollte, ist noch heute in Geltung; und kein preußischer König war den Ressortchefs so schwer, so selten erreichbar wie Wilhelm der Zweite.

Windthorsts Besuch. Am vierzehnten März 1890 hatte der Führer der Centrumspartei durch den Mund Gersons von Bleichröder eine Unterredung erbeten, die Bismarck noch für den selben Tag zusagte. Daß ein Vermittler (und just dieser) gesucht worden war, fiel ihm auf; er empfing ja jeden Abgeordneten, der die Geschäfte mit ihm besprechen wollte. Zu solchem Zweck brauchte Boettichers blinder Freund sich nicht erst auf die Beine zu machen. Das Gespräch brachte kein politisch brauchbares Resultat; was der Katholik wünschte (status quo ante 1870), konnte der Protestant nicht gewähren. Bismarck sprach von der Möglichkeit seines Rücktrittes. Windthorst rieth ihm drängend, im Amt zu bleiben; müsse oder wolle er aber durchaus gehen, so sei als für die Nachfolge geeignetster Mann der General von Caprivi zu empfehlen. Dem Kaiser muß dieser Besuch sofort gemeldet worden sein. Von wem? Von einem intimen Feind jedenfalls, der noch in letzter Stunde Caprivis Kandidatur als eine von Bismarck unterstützte diskreditiren wollte. Daß Windthorst sich wissentlich zu der Intrigue hergegeben habe, hat der Fürst nie geglaubt. Seit Hatzfeldt (Sardanapaul) fort war, standen Boetticher und Holstein dem

alten Bankier am Nächsten. Dem Staatssekretär hatte er in der stralsunder Familiensache genützt; der Geheimrath schätzte den Scharfsinn des Greises, die assoziirende Kraft seines Hirnes. Erweislich wahr ist, daß Herr von Boetticher gehofft hat, in Gemeinschaft mit Herbert die Reichsgeschäfte führen zu können. Nicht erweislich, daß er den Besuch bei Hof rapportirt hat.

Am Fünfzehnten kommt der Kaiser sehr früh in Herberts Wohnung und läßt den Kanzler rufen. Der hat abends ziemlich lange gearbeitet, hat den anstrengenden Tag der Konferenzeröffnung (mit Fremdenbesuchen, Zuhörerpflicht und ähnlichem onus) vor sich und liegt noch im Bett. Sein lever war in den letzten Jahren stets langwierig; sollte nach ärztlicher Anordnung so sein. Da wurde gewogen und gemessen, Gewicht und Umfang festgestellt; da gab es Leibesübungen und umständliche Waschungen; Schweninger wurde hereingebeten, kontrolirte die Organe und ihre Funktionen und übte gern die Pflicht des Nachtstuhlinspektors. Nervöse Menschen sind morgens meist geneigt, mit allen Igelstacheln ihre Vision gegen die lästige, allzu helle Außenwelt zu schützen. Und Dieser war fünfundsiebenzig Jahre alt und hatte harten Dienst hinter sich. Hastig nun also aus dem Bett an den Waschtisch, in die Kleider, zum Kaiser; ohne die kleinen Hilfen, mit denen der Arzt ihm sonst den Uebergang in die Alltagsgleise erleichtert. „Disappointed, no reckoning made, but sent to my account whit all my imperfections on my head“: so, mit den Worten des Dänenkönigs, hat er, der seinen Shakespeare immer präsent hatte, lächelnd mir diese Morgenstimmung geschildert. Wilhelm ersucht ihn in gereiztem Ton, künftig nicht ohne sein Vorwissen mit Parteiführern zu verhandeln. „Ich kann mir in meinen alten Tagen nicht das Recht nehmen lassen, in meinen Räumen einflußreiche Parlamentarier zu informatorischer Besprechung zu empfangen, und werde mich an eine Kontrole meines Verkehrs schwerlich noch gewöhnen.“ „Auch nicht, wenn Ihr Herr es Ihnen befiehlt?“ „Die Macht meines Herrn endet am Salon meiner Frau.“ Ueber spitze Worte springt das Gespräch auf die Ordre von 1852; Befehl, sie sofort außer Kraft zu setzen. Der Ministerpräsident soll also nicht mehr die Rechte haben, die Manteuffel 1852 für unentbehrlich hielt; der Kanzler nicht die Befugniß, den Verkehr mit Reichstagsmitgliedern nach seinem Ermessen zu regeln. Das war das Ergebniß des Zwiegespräches, das Bismarck in seinem Entlassungsgesuch als den „ehrfurchtvollen Vortrag vom Fünfzehnten dieses Monats“ erwähnt. Daß der Kaiser hier im Unrecht war, würde er heute wohl selbst zugeben. Er konnte den Fürsten so ungnädig entlassen wie sein Ahn einst den Reichsfreiherrn; aber er durfte ihn nicht einer Lappalie wegen (Das war Windthorsts Besuch) wie einen Lohndiener behandeln, der die Bratensauce aufs Tischtuch

verschüttet hat. Keinen Staatsminister und Kanzler; und erst recht nicht diesen, über den schon 1852, vier Monate vor der Geburt der nun historischen Ordre, Friedrich Wilhelm an Franz Joseph schrieb: „Herr von Bismarck-Schönhausen gehört einem Rittergeschlecht an, welches, länger als mein Haus in unseren Marken seßhaft, von je her und besonders in ihm seine alten Tugenden bewährt hat. Die Erhaltung und Stärkung der erfreulichen Zustände unseres platten Landes verdanken wir mit seinem furchtlosen und energischen Mühen in den bösen Tagen der jüngst verflossenen Jahre. Er ist mein Freund und treuer Diener." War der treue Diener und Freund des Regenten, des Königs und Kaisers Wilhelm; und hat in dieser Zeit für das Haus Hohenzollern immerhin Einiges geleistet; die Krone Karls ihm erstritten. Was müßte geschehen sein, ehe der alte Herr sich entschlossen hätte, den Kanzler aus dem Bett holen zu lassen und zornig zu verhören! Der Enkel hats gethan.

Sich dann bitter beklagt, daß Bismarck an diesem Morgen so heftig geworden sei, und erzählt: „Daß er mir nicht das Tintenfaß an den Kopf geworfen hat, war Alles." Nicht scherzend, wie ich noch 1903 vermuthen mußte, erzählt; ernsthaft, vor den versammelten Kommandirenden Generalen, denen er das Benehmen des Kanzlers so erregt schilderte, daß Moltke, als Erster, das Urtheil in die Worte faßte: „Wenn der Mann sich so vergessen kann, muß er fort." Bismarck, der sein Handeln doch nicht feig zu verleugnen pflegte, hat bestritten, daß er je von der Pflicht zur Ehrerbietung gewichen sei. Als die Tintenfaßlegende, deren Herkunft damals noch unsicher war, immer wieder auftauchte, hat er eine Erklärung gesucht. Die war nicht schwer zu finden. Der Fürst hatte, wenn er lebhaft sprach, die Gewohnheit, mit der rechten Faust kurze, leise, aber starke Stöße gegen die Tischplatte zu führen, von oben her, als wolle er seine Worte in das Holz eindrücken; dabei konnte ein Tropfen Tinte aus dem Fäßchen springen. Herbert behauptete, in dem Zimmer, das der Schauplatz des Gespräches war, habe gar kein Tintenfaß gestanden. Einerlei. Wilhelm heischte mehr Devotion. Wer dem Fürsten aber Flegelei zutraut, zutraut, er habe mit Realinjurien gedroht, hat ihn nie gekannt. Der Riese, der so viel auf „Wohlerzogenheit" hielt, war nicht grob; nur rückhaltlos wahrhaftig. Stand vor jedem König wie ein Edelmann vor dem anderen. Als er, beim ersten Empfang in Sanssouci, Friedrich Wilhelm die Räumung der Hauptstadt vorgeworfen und die über solchen Ton empörte Königin gerufen hatte, daran sei der König, dem seit drei Tagen der Schlaf gefehlt habe, ganz unschuldig, antwortete er ruhig: „Ein König muß schlafen können". Auch harte Wahrheit ertragen. Zur Schranzenservilität und Hundedemuth hatte der Mann keinen Blutstropfen in sich. Hätte niemals, wie Caprivi, den

Vortrag einer wichtigen Sache vertagt, weil „der Kaiser heute übler Laune ist“. Wer vom Genie bedient sein will, muß auf Lakaienkünste verzichten.

Das Verhältniß zu Rußland und zu Oesterreich. Der Vertrag, den Bismarck 1890 mit Rußland schließen wollte, ist nicht veröffentlicht worden; wer die einzelnen Bestimmungen aufzählte, könnte der Gefährdung von Reichsinteressen verdächtigt werden. (Bismarck selbst hat die Frage erwogen, ob er ihn, in extenso und sachgemäß kommentirt, in den dritten Band seiner Erinnerungen aufnehmen solle.) Handelte sichs um die Verlängerung des Assekuranzvertrages oder waren neue Abmachungen vorgesehen? Offiziell wissen wir nichts darüber. Bis zum zwanzigsten März 1890 kannten im Geschäftsbereich des Auswärtigen Amtes nur vier Personen den Entwurf: der Fürst und Herbert, der Unterstaatssekretär Graf Berchem und der Botschafter von Schweinitz. Selbst Herr von Holstein (Herbert hats oft betont) war, weil er in russischen Angelegenheiten als voreingenommen galt, den Verhandlungen nicht zugezogen worden; wußte, als fleißigster Arbeiter und klügster Kopf der Politischen Abtheilung, aber wohl, was vereinbart war, und durfte auch das Geheimste lesen. Die Angaben Chlodwigs, der sich auf Erzählungen Wilhelms und Friedrichs, Caprivis und Holsteins beruft, zeigen ein völliges Mißverständniß bismärckischer Politik, ihrer tiefsten Motive und letzten Ziele.

Rußland, sagte der Kaiser den Generalen, will Bulgarien militärisch besetzen und verlangt dazu unsere Neutralität. Hats ihm Waldersee berichtet? Wars Gewißheit oder Vermuthung? Wilhelm war fest überzeugt, Boulanger werde Kaiser werden, prophezeite Alexander dem Dritten, den er träg fand, das Ende Ludwigs des Sechzehnten und nannte den Thronfolger Nikolai Alexandrowitsch „einen gescheiten Menschen, der ein ganz anderes System befolgen werde“; hat also recht menschlich geirrt. Daß Deutschland das russische Recht auf den „vorwiegenden Einfluß in Bulgarien“ anerkenne und keine Macht, die dieses Recht bestreite, unterstützen werde, brauchte den Russen kein Vertrag vom Jahr 1890 zu verbürgen. Das wußten sie mindestens seit dem elften Januar 1887; seit Bismarck im Reichstage gesagt hatte: Es ist uns vollständig gleichgiltig, wer in Bulgarien regirt und was aus Bulgarien überhaupt wird. Wir werden uns wegen dieser Frage von Niemand das Leitseil um den Hals werfen lassen, um uns mit Rußland zu brouilliren.“ Und schon elf Jahre vorher hatte er gesagt, die ganzen Orienthändel seien uns nicht die gesunden Knochen eines einzigen pommerschen Musketiers werth. Hier hat das lange Sündenregister also das erste Loch. Die Russen brauchten 1890 nicht zu erhandeln, was ihnen seit Jahren gesichert, was von einem Lebensinteresse des Deutschen Reiches geboten war. Weiter. Wer wollte damals Bulgarien besetzen? Vielleicht

Ignatiews Slavische Wohlthätigkeitgesellschaft; sicherlich weder Alexander noch Giers. Möglich, daß sie sich an den Dardanellen festsetzen wollten; dann könnte Oesterreich warten, bis England dagegen Front macht. Aus Schweinitzens Bericht vom vierzehnten Dezember 1889 wußte Bismarck, daß Rußland, wegen der Mängel des Transportwesens und der Bewaffnung, vor 1895 keinen irgendwie beträchtlichen Krieg wagen konnte. Er zweifelte nicht, daß Ferdinand sich halten und mit Petersburg verständigen werde; denn „ein Koburger frißt sich überall durch". Wußte aber auch, daß Rußland, gerade weil es mit dem Gewehr und mit den strategisch wichtigsten Bahnen rückständig war, fürchtete, in dieser Zeit halber Ohnmacht von Oesterreich angegriffen zu werden: und machte sich zum Bürgen gegen die Ausführung solcher Angriffsabsicht. Die Russen sollten sicher sein, daß Oesterreich bei einem Angriff (den, ohne die unklügste Provokation, kein englisches Kabinet mitmachen würde) isolirt wäre; aber auch nie vergessen, daß sie als Angreifer Deutschland an Oesterreichs Seite finden müßten. Diese Friedensassekuranz war Bismarcks Ziel.

Nicht das einzige, das die Mühe des Weges belohnen konnte. Seine Gegner (unter ihnen sein Kaiser) warfen ihm „Schwankungen" vor. Aus dem Grab hat er geantwortet: „Die internationale Politik ist ein flüssiges Element, das unter Umständen zeitweilig fest wird, aber bei Veränderungen der Atmosphäre in seinen ursprünglichen Aggregatzustand zurückfällt." Seit 70 bestand die Gefahr eines (schon vom ersten Nikolaus für den Fall deutscher Einigung vorausgesagten) franko-russischen Bündnisses. Die mußte vermieden werden. Mit Frankreich allein würden wir fertig; mit Beiden? Deshalb mag Frankreich in Afrika nehmen, was es erlangen kann: Tunis, Marokko, noch mehr; dann ists für etliche Menschenalter beschäftigt und starrt nicht immer auf das Vogesenloch. Deshalb mag Rußland sich durch Stillung seines Balkanappetits schwächen (der Bissen Konstantinopel ist noch Keinem je gut bekommen); darf nur das österreichische Lebenscentrum nicht antasten: sonst müssen wir eingreifen. Weil Oesterreich, wenn es sich isolirt russischem Angriff ausgesetzt sähe, im Westen Bündnisse suchen müßte (und auf Kaunitzens Weg finden könnte), schließt er, innerhalb des Dreikaiserverhältnisses 1879, gegen Wilhelms Herzenswunsch, den deutsch-österreichischen Vertrag. Benutzt die Divergenz der österreichischen und der russischen Balkaninteressen als einen unserer Rechnung nützlichen Posten. Bleibt aber nicht noch die Gefahr, uns in Orienthändel verwickelt zu sehen? 1886 schlägt der ehrliche Makler eine Balkanentente der Ostmächte vor; ungefähr auf der Linie, die viel später von Lobanow und Aehrenthal, Lamsdorff und Goluchowski markirt und im mürzsteger Programm sichtbar wurde. Er erlebts nicht. Erlebt im Amt aber die schnelle

Slavisirung Oesterreichs und ihre Folge: die wachsende Unzufriedenheit der Deutschen, besonders in Böhmen und den Alpenländern. Und sagt sich: Dieses verslavte Oesterreich kann gegen Rußland kaum noch Krieg anfangen; das Haus Habsburg-Lothringen kann, weil es seine deutschen Länder nicht verlieren will, aber auch nicht wünschen, unser Prestige und unsere Anziehungskraft noch gesteigert zu sehen. Was liegt da näher als eine russo-österreichische Verständigung auf unsere Kosten? Kommt sie, dann ist Frankreich natürlich sofort der Dritte im Bund, Italien wahrscheinlich der Vierte; und England weiß sich mit jeder starken Koalition bald abzufinden. Der alte Entenjäger sucht eine neue Bülte; und findet sie. Wenn die Russen so dumme Kerle sind, daß sie heute noch einen Angriff dieses Slavenstaates mit bröckelnder deutscher Fassade fürchten: diese Furcht kann uns Profit bringen. Im Rahmen des Dreikaiserbundes war der deutsch-österreichische Vertrag möglich; im Rahmen des neuen Dreibundes ists der deutsch-russische Vertrag. Der erste wurde den Russen mitgetheilt, der zweite den Oesterreichern verborgen? Ein Unterschied für fromme Knaben. Zu Bismarcks Lieblingworten gehörte auch dieses: „Geheimnisse giebt es nicht." Wißt Ihr denn übrigens, was er Kalnoky gesagt hat und wie lange der neue Vertrag den Wienern unbekannt geblieben wäre? Mußte er sie schrecken? Er schützte sie vor russischem Angriff und nahm ihnen keine Balkanhoffnung.

Genug für heute. „Wilhelm wollte Oesterreich die Treue halten, Bismarck sie brechen". Soll man wüthend aufbrüllen oder lachen, wenn mans liest? Was hat der Kaiser für Oesterreich gethan? Nichts; konnte auch nichts thun. Die Verherrlichung der „ritterlichen Söhne Arpads" (die seitdem Habsburg aus der Großmachtstellung drängen) und die Mensurdepesche stehen auf der Debetseite seiner Bilanz; auf der anderen die eifrigsten Regungen guten Willens. Und Bismarck? In Nikolsburg hat er mit letzter Nervenkraft, ein von schmerzhafter Krankheit Gepeinigter, gegen den König, Moltke, die ganze Generalität als einziger Civilist gekämpft; sich in Weinkrämpfen auf seinem Feldbett gewälzt; den Selbstmord erwogen; seine Entlassung gefordert; und schließlich durchgesetzt, daß auf die Fortsetzung des Krieges („da mein Ministerpräsident mich vor dem Feind im Stich läßt") und auf Westsachsen verzichtet, Oesterreich nicht schwer verwundet und die Bündnißmöglichkeit offen gehalten wurde. Um aus dieser Möglichkeit eine Thatsache zu machen, mußte er 1879 wieder harte Kämpfe mit dem König bestehen (nachdem Alexander der Zweite in unhöflichen Briefen dem Oheim mit Krieg gedroht hatte). Wenns nach dem Hohenzollern gegangen wäre, hätte Habsburg aus schlimmeren Wunden geblutet; und wäre danach der Freund jedes unserer Feinde geworden. Bismarck brauchte diesen Stein auf dem europäischen Schachbrett; konnte

ihn in kleinerem Format nicht brauchen. Er wollte es auch 1890 nicht „im Stich lassen“. Wollte ihm nur nicht (wie an der Donau manche Leute wünschten) mehr gewähren, als im Bündnißvertrag vorgesehen war. Weder für österreichische noch für russische Interessen in Anspruch genommen sein. Als Oesterreich sich zur Neutralität im Türkenkrieg verpflichtete, ließ es sich, in der Konvention von Reichstadt, mit Bosnien und der Herzegowina bezahlen. Bismarck hat den Russen weder einen Gebietszuwachs verheißen noch ein Neutralitätversprechen gegeben, das nicht längst durch das deutsche Interesse geboten und publici juris geworden war; und dennoch erreicht, daß von Petersburg die schriftliche Versicherung kam: Für den Fall eines französischen Angriffes seid Ihr unserer wohlwollenden Neutralität gewiß. Von wo konnte der Sturm nun noch kommen? Russischer Angriff: wir haben Oesterreich; das gegen Schwächung von der russischen Seite her wiederum bei uns assekurirt ist. Frankreich ist allein und kann sich in neuen Kolonien an Englands Mittelmeerflanke reiben. Als dem Genie des Vaters, dem Fleiß des Sohnes diese Frucht endlich gereift war, wurden sie weggeschickt und treulose Diener gescholten.

Was der Kaiser damals wollte, lehrte, außer Privatbriefen, die Waterlooreде vom einundzwanzigsten März 1890 (die Moltke sekretirt wünschte); lehrt Alles, was zwischen dem Besuch in Spala und dem Abschluß des Sansibarvertrages geschah; lehrt in Bismarcks Entlassungsgesuch der Satz, er könne nicht ausführen, was der Kaiser auf dem Gebiet internationaler Politik angeordnet habe; „ich würde damit alle für das Deutsche Reich wichtigen Erfolge in Frage stellen, welche unsere auswärtige Politik seit Jahrzehnten in unseren Beziehungen zu Rußland unter ungünstigen Verhältnissen erlangt hat.“ Wirkung: Rußland wird mißtrauisch und sucht neue Freundschaft. Frankorussisches Bündniß (Caprivi jauchzt). Verständigung mit Italien (Rudini) und Oesterreich-Ungarn (Goluchowski). Frankreich ist endlich also wieder bündnißfähig; lockt mit moskowitischer Hilfe Italien aus dem Dreibundreigen (Bülow lächelt: Extratour!); wird als mohammedanische Macht geärgert und verlobt sich in heißer Altersliebe den Briten (Bülow jauchzt). Italien brüstet sich im Concern der Westmächte, dem Oesterreich-Ungarn von Mond zu Mond näher rückt (Tschirschky jauchzt). Und England denkt an die Jamesondepesche, die Weltmarktkonkurrenz und die Bagdadbahn. Jetzt, nach einer Serie arger Enttäuschungen, wird der Rückweg zu einer Verständigung der drei Kaiserreiche gesucht, zu dem Ziel, das Bismarck per varios casus, per tot discrimina rerum erreicht hatte. Ob der Weg noch frei ist? Gangbar? Und: lohnend?

Caprivi ließ sich am ersten Tag seiner Kanzlerschaft den Entwurf des Geheimvertrages, dem die russische Unterschrift gesichert war, vorlegen, trug

ihn ins Schloß und kam mit der Entscheidung zurück: Wird abgelehnt! Schuwalow nannte ihn drum un trop honnête homme; in der plumpen deutschen Sprache wärs so höflich nicht auszudrücken. Mit Bismarck, der ihn artig an seinen Familientisch gezogen und sich zu jeder politischen Auskunft bereit erklärt hatte, hat er keine Silbe über den Vertrag gesprochen; nur mit ihm Untergebenen, die einem neuen Herrn nicht gern unerwünschte Antworten geben. Vielleicht hätte erst der Autor den Sinn seines Werkes richtig erklärt. Hugo Grotius liest anders als Schulknaben. Vielleicht hätte der bewährte Mann, dem mit dem Amt ja nicht auch aller Verstand genommen war, sich erboten, ein etwa aufkommendes österreichisches Ressentiment zu beschwichtigen; nach Wien zu fahren (der Vertrag war ihm größere Strapazen werth); an Franz Joseph zu schreiben. That Das der Kaiser? Am dritten April 1890 überbrachte der Flügeladjutant Graf Wedel (er ist jetzt unser Botschafter in Wien) dem Kaiser von Oesterreich ein ungewöhnlich langes Allerhöchstes Handschreiben; darin waren, wie nach Friedrichsruh berichtet wurde, die Gründe aufgezählt, die „zur Entlassung Bismarcks zwangen". Auch die Untreue? Im Juni 1892 ging der Fürst, zu Herberts Hochzeit, nach Wien. Er hatte gebeten, von Franz Joseph empfangen zu werden, und die Audienz war gern gewährt worden, sogar mit dem beneficium, im Ueberrock erscheinen zu dürfen. Er wollte die „doppelte Assekuranz" zur Sprache bringen; die Legende vom treulosen Kanzler endgiltig beseitigen. Doch der Uriasbrief Caprivis war ihm vorausgeeilt. Zwar kam Kalnoky zu ihm und der Hof zeigte zunächst wenig Lust, „d'épouser les haines d'autrui"; konnte aber wiederholten „dringenden Vorstellungen" aus der Hauptstadt einer befreundeten und verbündeten Großmacht nicht widerstehen. Der Hochzeitvater wird ersucht, auf die Audienz zu verzichten, und muß abreisen, ohne den Kaiser gesehen zu haben, mit dem er, vor genau vierzig Jahren, als Gesandter Friedrich Wilhelms des Vierten, in dienstlichen Verkehr getreten war. Als Clodwig ein paar Tage später nach Wien kommt, kann er mit Behagen feststellen, daß die hohe Aristokratie der Hochzeit Herberts fern geblieben ist. Und aus dem Munde des alten Kaisers hört er über Bismarck das Wort: „Es ist traurig, daß ein solcher Mann so tief sinken konnte".

Der Vertrag, den Caprivi so komplizirt fand, war im Grunde ziemlich einfach. Er sagte den Russen laut: Wir müssen den Oesterreichern helfen, wenn Ihr über sie herfallt, helfen ihnen aber nicht, wenn sie Euch angreifen; dafür haben wir bei französischem Angriff Eure Neutralität sicher. Er konnte den Oesterreichern sagen: Daß wir aggressivem Balkanehrgeiz nicht deutsches Blut opfern wollen, wißt Ihr längst; greift also die Russen gefälligst nur an, wenn Ihr Euch allein dazu stark genug fühlt oder auf andere Hilfe rechnen könnt;

wollen sie Euch ans Leben, dann sind wir zur Stelle; auch für Euch tritt der casus foederis nach unserem Vertrag ja nur ein, wenn wir angegriffen werden, nicht, wenn wir angreifen; unsere Konten stimmen also. Beide Verträge sollten und konnten jedes der drei Kaiserreiche vor der ihm nächsten und drum gefährlichsten Koalition schützen: Rußland vor der deutsch-österreichischen, Oesterreich vor der russisch-deutschen, Deutschland vor der russisch-österreichischen und (namentlich) vor der franko-russischen. Und der Erfinner dieser Rückversicherungen konnte sich, bei seiner Erfahrung, seiner Monarchen- und Personalkenntniß, obendrein sagen: Rußland greift Oesterreich, Oesterreich Rußland nicht an, Beider Furcht sieht nur Gespenster spuken und die uns widrigsten Fälle bleiben auf dem Papier (so ists ja auch geworden); wir heimsen ohne nennenswerthen Aufwand also großen Ertrag ein. Dem Mann, der Solches ersonnen und dem Mißtrauen Alexanders abgerungen hatte, hätten manche Völker Altäre gebaut, manche einen Thron gezimmert. In Deutschland wurde er weggejagt und geächtet. Warum? Weil dem Deutschen Kaiser ins Ohr geraunt worden war: „Dieser Vertrag hat nur den Zweck, dem Kanzler für Lebenszeit, auch wider Deinen erhabenen Willen, die Herrschaft zu sichern. Denn mit diesem unsauberen Instrument kann nur er arbeiten; nur er kann, mit dem unvererbbaren Vertrauen, dessen er sich laut gerühmt hat, in Nothfällen, je nach Bedarf, in Petersburg oder in Wien die letzte Karte aufdecken. Wird er Dir aber lästig oder zu alt, hast Du ihn am Ende, nach Deinem Königsrecht, gar doch weggeschickt, dann läßt er irgendwo das Vertragsgeheimniß entschleiern und wir kommen, zwischen der österreichischen Wuth und der russischen Mitschuldblamage, in eine so schlimme Lage, daß der einstimmige Wunsch der Nation mit unwiderstehlicher Tonwucht ihn als Retter zurückruft. Das ist sein wohlerwogener Plan. Hilfst Du ihm zur Verwirklichung oder bleibst Du Kaiser, König und Herr?" Hintertreppe? Nein. Das ist dem Deutschen Kaiser gesagt worden. Und Das hat Wilhelm, Wilhelms Enkel, geglaubt. Solchen Trachtens, wir wissens nun Alle von Chlodwig, schien ihm 1890 der Mann fähig, dem er 1888 als dem Fahnenträger folgen wollte. So weit hatte man ihn gebracht. Und nicht Einer stand auf und sprach: Sieh auf das Leben dieses Mannes, das Arbeit für Dein Haus war. Nicht Einer. Chlodwig, der dreimal, zuletzt am fünfzehnten Dezember 1889, von Bismarcks Lippe die Worte abgeschrieben hat: „Wenn der Bestand der österreichischen Monarchie gefährdet wird, sind wir gezwungen, loszuschlagen", Chlodwig hat den guten schwarzen Rock an, hält den Mund und notirt emsig: „Er wollte Oesterreich im Stich lassen"... Nur der alte General Pape hat seinem ehrlichen Soldatenherzen einmal Luft gemacht und gepfaucht: „Die Leute, die sich an Eure Majestät herandrängen, sind lauter Hochverräther!"

*

Park am Comersee.

Der Abend hat singend, im Vorüberschreiten,
Den Wipfeln einen Mantel umgethan.
Mit leisen, unnennbaren Traurigkeiten
Rührt er den Kranz der hängenden Gärten an.

Die Palmen schlummern ein und zärtlicher zittert
Der Winde Hand aufharfend durchs Geäst . . .
Was hat Dich, Herz, mein Herz, so jäh erschüttert,
Daß Du erbebst und all Dein Singen läßt?

Siehst Du das Wunder nicht auf diesem Hügel,
Von Engeln tröstend in die Nacht gesandt:
Einer Cypresse schwarzen, schwankenden Flügel,
Ganz durchwirkt von silbernem Rosenband?

Süß ins Todesschluchzen der Cypresse
Küßt die Rose ihr seliges Lebenslied.
Fühlst Du, Herz, wie jetzt einer heiligen Messe
Orgelton durch schauernde Gärten zieht?

Lust und Schmerz umfassen sich. Verzückter
Stimmen Einklang schwebt in ruhiger Pracht.
Dunkel will Dir leuchten. Und beglückter
Trinkst Du reinen Trost aus Kelchen der Nacht.

Wien. Hans Müller.

Transvaal.

Die englische Politik im Transvaal hat in den letzten Jahrzehnten oft das Auge, das Interesse und die Kritik der Welt auf sich gelenkt. Nach dem Burenkrieg, der die nun wohl endgiltige Einverleibung des Transvaal in das englische Kolonialsystem zur Folge hatte, war das Interesse der kontinentalen Kritiker Englands allmählich erlahmt. Man war im Allgemeinen geneigt, der britischen Geschäftsklugheit zuzutrauen, sie werde mit der neu erworbenen Kolonie so verfahren, wie es das Handelsinteresse Englands (und damit natürlich aller anderen engagirten Länder) erheische; war bereit, alle politischen Kontroversen fallen zu lassen und, im Verein mit England, an dem kommerziellen und industriellen Ausbau des Goldlandes zu arbeiten. Die Politik aber, die Großbritanien heute im Transvaal treibt, und die akute Geldkrisis, die wir in diesem Herbst erleben,

machen es auch dem fernen Interessenten zur Pflicht, sich um die Vorgänge, deren Schauplatz das Vaalgebiet ist, wieder zu kümmern.

Ein kurzer Rückblick. Jeder weiß, aus wie kleinen Anfängen die südafrikanische Goldindustrie hervorgegangen ist. Sie hat, von ihrer frühsten Zeit an, mehr als einmal zu allen Uebertreibungen und Auswüchsen geführt, die sich immer da gezeigt haben, wo Gold gefunden wurde. Ihre Grundlage aber war und blieb solid. Wenn man von vereinzelten Ausnahmen absieht, handelte sichs überall um große, abbauwürdige Goldlager, deren Rentabilität gesichert sein mußte, sobald die anfangs sehr hohen Kosten der Produktion in verständiger Weise verringert waren. Das Geschäftsjahr 1894/95 brachte den ersten Boom, dem ein eben so großer Zusammenbruch folgte. Dieser Zusammenbruch war nicht etwa eine Begleiterscheinung des unseligen „Jameson Raid"; er war schon früher vorauszusehen und mußte naturgemäß in dem Augenblick kommen, wo die Spekulation alle Zukunftchancen der Industrie für Jahre hinaus überdiskontirt hatte.

Die von den Führern der Minenindustrie schon damals gebildete Gruppe war so zusammengesetzt, daß Großbritanien nicht berechtigt gewesen wäre, ihr Vorwürfe zu machen, wenn ihre geschäftlichen Beschlüsse nicht in erster Reihe von englisch-patriotischen Rücksichten bestimmt worden wären. Die meisten dieser Männer waren nicht unter der englischen Flagge geboren, hatten nur Jahre lang unter ihr gelebt und sie im Lauf der Zeit mit beinahe zärtlicher Sympathie betrachten gelernt. In den letzten Monaten des Jahres 1898 hatte die Goldindustrie solche Fortschritte gemacht, daß man in absehbarer Ferne eine Berechtigung der in der Zeit des Taumels erreichten Preislagen sehen konnte. Die Elemente, die im Gebiete der südafrikanischen Minenhäuser die heilige Sache des englischen Patriotismus vertraten, waren langsam zu der Ueberzeugung gekommen, daß sie, um das Recht ihrer Aktionäre wirksam zu wahren, sich mit der Regirung der Südafrikanischen Republik verständigen müßten. Sie entschlossen sich also um diese Zeit, im Einverständniß mit den Minenherren fremder Herkunft, mit dem Präsidenten Krüger zu verhandeln und einen Kompromiß vorzuschlagen, dessen Inhalt, kurz ausgedrückt, sein sollte: Die Goldindustriellen verzichten auf jede politische Agitation, die Regirung verbürgt ihnen Ruhe und Ordnung und erleichtert ihnen die Arbeiterrekrutirung. Die Verhandlung über diesen Vorschlag war im Februar 1899 schon sehr weit gediehen und den in Südafrika interessirten Bankiers genau bekannt. Da bekam auch die englische Regirung (richtiger: Mr. Chamberlain, der damals Kolonialminister war) von ihnen Kenntniß. Die nächste Folge war, daß er sich offiziös mit den Führern der Minenindustrie in Verbindung setzte und ihnen vorstellen ließ, der geplante Kompromiß müsse die Suzerainetätrechte Englands schädigen und könne sie für alle Zukunft in Frage stellen. Auf seinen Rath gaben die Industriellen die Verhandlung auf; sie wurde nun in London, vom Kolonialamt, weitergeführt. Daß die Mineniundustriellen dieses Opfer brachten, sollte sie

eigentlich vor dem Vorwurf schützen, sie hätten nur ihre Sonderinteressen gefördert. Als sie die Verhandlung abbrachen, gaben sie die fast schon gesicherte Zukunft ihrer Industrie auf und tauschten dafür ein gefährliches Risiko ein. Verhandlungen, die das Kolonialamt führte, konnten kriegerisch enden. Darüber hat man sich im Transvaal nie getäuscht. Einerlei: die Goldindustrie opferte ihre privaten Interessen den nationalen einer weiter ausgreifenden Kolonialpolitik.

Das Resultat der von Chamberlain geleiteten Verhandlungen steht heute im Buch der Geschichte. Ob der Krieg von vorn herein in Chamberlains Absichten lag oder ob er gegen Wunsch und Erwartungen des Staatssekretärs heraufbeschworen wurde, fällt hier nicht ins Gewicht. Daß Chamberlain aber die moralische Pflicht hatte, die durch den Krieg so schwer geschädigte Goldindustrie wieder flottzumachen, und daß er, bis Das geschehen war, das Steuer nicht muthwillig aus der Hand geben durfte, kann einem Zweifel nicht unterliegen; eben so wenig, daß er zur Erfüllung dieser Pflicht nichts gethan hat.

Als der Krieg aus war, reiste Chamberlain nach Südafrika. Schon damals war völlig klar, daß unter englischem Regime, so lange es jede erzwungene Minenarbeit der eingeborenen Schwarzen streng verbot, ein ausreichendes Quantum billiger „schwarzer Arbeit" für die Minen nicht zu beschaffen sein werde. Nur die Chinesenarbeit konnte aus dieser Noth helfen. Man mußte Kulis einführen. Chamberlain besprach die Sachlage mit den Häuptern der Mineninduſtrie im Transvaal oft und ausführlich. Ein dokumentarischer Beweis ist nicht zu erbringen; welcher Unbefangene wird aber glauben, daß die Minenhäuser sich bereit erklärt hätten, eine 30 000 000 Pfund Sterling betragende Indemnitätanleihe zu befürworten und die erste Emission von 10 000 000 Pfund Sterling selbst zu unterschreiben, wenn ihnen nicht die Einfuhr chinesischer Arbeiter in Aussicht gestellt worden wäre? Kein Zweifel: ein der Industrie günstiges Ausnahmegesetz für Chinesenarbeit ist versprochen worden. Hätte mans in Kraft gesetzt, dann wäre das Land jetzt längst in einem Zustand, der ihm ermöglichte, diese Indemnitätanleihe ohne berechtigte Bedenken aufzulegen und so das Versprechen der Minenindustriellen zu erfüllen. Leider entzog Chamberlain sich durch die Flucht seiner moralischen Verpflichtung. Durch die Flucht: anders kann ich das Vorgehen des Kolonialministers nicht nennen, der, statt nach der Rückkehr im März 1903 seinen großen persönlichen Einfluß sofort und entschlossen für ein Chinesengesetz aufzubieten (das natürlich für die Sicherheit und für anständige Rückbeförderung der Kulis, aber auch für erträgliche Rekrutirung- und Zahlungbedingungen sorgen mußte), mehrere Monate an unersprießliche theoretische Erörterungen dieser brennenden Frage vertrödelte und, als die Zeitungstimmen ihn mit der Unpopularität geängstigt hatten, die einem für den Chinesenimport kämpfenden Staatsmann drohen könne, sich eilig in ein neues politisches Abenteuer stürzte. Die Aera seiner Fiskalpolitik begann. Daß dieser Feldzug im Ministerium

zu erheblichen Meinungverschiedenheiten führen und dem Staatssekretär dadurch die Möglichkeit geben würde, aus dem Kolonialamt zu scheiden, mußte er voraussehen. Er hats auch vorausgesehen. Ohne Schrecken. Wenn er ging, war er ja der Pflicht gegen die Mineinindustrie ledig. Und er ging wirklich.

Diese Fahnenflucht hatte für die Goldbezirke die Wirkung einer verlorenen Schlacht. Ein Mann zweiten Ranges kam ins Kolonialsekretariat. Lyttleton hatte nicht die Autorität Chamberlains. Was er vorschlug, wurde nicht nur von der Opposition, sondern auch im eigenen Lager unfreundlich kritisirt und bemäkelt. Schließlich kam ein Chinesengesetz zu Stande, das dem Bedürfniß der Mineinindustrie nicht entsprach. Da man nicht mehr bekommen konnte, nahm man natürlich, was zu haben war. Die Chineseneinfuhr mußte aber sehr langsam und vorsichtig betrieben werden; denn erst eine Probezeit konnte lehren, ob das Experiment unter den erschwerten Bedingungen für die Mineinindustrie überhaupt noch lohnend sei. Als sich herausgestellt hatte, daß, trotz allen aufgethürmten Hindernissen, die Chinesen, die sich in ihre neue Thätigkeit eingewöhnt und für längere Zeit den Minenleitern verpflichtet hatten, rentable Arbeit leisteten, nahmen die Importe langsam zu. Endlich war man auf ungefähr fünfzigtausend Mann gekommen: da, gegen Ende des vorigen Jahres, sah die unionistische Regirung (die Chamberlains Rücktritt geschwächt, Chamberlains Tarifparole völlig zersplittert hatte) sich zur Abdankung veranlaßt. Plectuntur Achivi. Wieder wurden am Vaal die Folgen besonders fühlbar. Daß die Wahlen eine liberale Mehrheit ergeben mußten, war sicher. Gegen die südafrikanische Politik der Regirung hatten die Liberalen ihre schärfsten Angriffe gerichtet. War dieser Theil ihrer Politik nun von den Unionisten, die sich doch an Gladstones Preisgebung des Transvaal erinnern und neue liberale Thorheiten fürchten konnten, vor der Niederlage wenigstens in Sicherheit gebracht worden? Nein. Der Transvaal war noch eine Kronkolonie; die ganze Exekutivgewalt lag also in den Händen des jeweiligen Ministeriums. Die Unionisten brauchten nur auf Milner zu hören und dem Transvaal selfgovernment zu geben: dann war die Gefahr beseitigt, die entstehen mußte, wenn eine liberale Regirung etwa wieder mit den Buren zu liebäugeln begann. Es sollte nicht sein. Balfour und seine Leute zogen ab und ließen ihren Nachfolgern im Transvaal freie Hand.

Nun geschah das Unglaubliche. Die liberale Regirung fragte den Teufel nach der Pflicht zu einer gewissen Kontinuität innerer Politik: sie that, als sei die ungemein wichtige Frage nach der Zulassung chinesischer Arbeiter überhaupt noch nicht beantwortet. Nicht endgiltig wenigstens. Und die Wirkung dieses erbaulichen Verfahrens? Um die Chinesen, ohne deren Arbeit die Mineinindustrie kaum noch lebensfähig ist, im Land behalten zu können, müssen britische Bürger den Buren Zugeständnisse machen, die Englands nationalem Interesse eines Tages vielleicht gefährlich, die vielleicht der Ausgangspunkt neuen politischen Streites

werden können. Dabei hat die liberale Parteiregirung nicht einmal den Muth zur Aufrichtigkeit. „Sklaverei!": mit diesem schreckenden Demagogenwort hatten die liberalen Wahlaufrufe die Chineseneinfuhr verpönt. Als die Sache dann im Parlament besprochen war, mußten die höchst ehrenwerthen Herren dieses Schlagwort selbst für unhaltbar erklären. Da ergab sich nämlich bald, daß die Chinesen im Transvaal unter mindestens eben so günstigen, wahrscheinlich unter viel günstigeren Bedingungen dienen als, zum Beispiel, der geworbene Soldat im englischen Landheer und sicher unter viel günstigeren als der schwarze Arbeiter in den Transvaalminen. Auch bei der Ueberfahrt haben sies so gut wie nie vorher im Leben. Ein paar Hauptschreier gaben sich aber Mühe, von der Wahlparole wenigstens Etwas zu retten; und in der dem Transvaal zugedachten Verfassung sollen die Einfuhrrechte wirklich durch allerlei chicanöse Bestimmungen geschmälert werden. Auf die Dauer wirds aber nicht helfen. Die Kolonie braucht die Chinesen wie das liebe Brot. Weigert man sie ihr, dann steht sie vor dem Bankerot.

Der Transvaal produzirt im Monat über zwei Millionen Pfund Gold und wird, wenn man ihn sich endlich frei entwickeln läßt, nach Ablauf weniger Jahre den doppelten Betrag produziren. Schon die fünfundzwanzig Millionen Pfund, die er heute zur Goldproduktion der Welt beiträgt, sind aber ein in der gesammten Jahresförderung so wichtiger Faktor, daß man sich kaum vorstellen kann, wie in Europa und Amerika die Finanzen aussehen würden, wenn diese Goldproduktion plötzlich stockte. Deshalb scheint mir, daß außer den Engländern noch andere Völker, insbesondere Franzosen und Deutsche, über dieses Thema mitzureden haben. Auch wenn sie nicht Großaktionäre der südafrikanischen Goldindustrie wären, müßten sie gehört werden. Soll es dahin kommen, daß die seit Jahren mit Skorpionen gezüchtigten Minenbetriebsleiter der Regirung, die sich um das Lebensinteresse des Landes nicht kümmert und seine wichtigste Industrie, die einzige, die es solvent erhält, zu Grunde richtet, den Krieg erklären, daß sie die Minen schließen und durch Einstellung der Goldproduktion den Geldmarkt Englands, Europas aushungern? Die Folgen wären unabsehbar. Sicher nur ganze Serien von finanziellen Zusammenbrüchen. Ohne schwere Schädigung kämen am Ende nur die „Minenmagnaten" davon; denn bisher haben alle Minengruppen von irgend welcher Bedeutung ohne Hinzuziehung fremden Kredites finanzirt. Sie allein könnten es also aushalten, wenn eine Panik, größer als alle bisher erlebten, die Mehrzahl der noch umsetzbaren Minenwerthe auf Nonvaleurpreise würfe; denn lange könnte ja der Krieg zwischen dem englischen Ministerium und den Minenfirmen nicht dauern. Dazu ist auch die heute herrschende Partei nicht stark genug. Die englische Finanzwelt würde der liberalen Regirung wohl bald zu verstehen geben, daß gerade in England kein Ministerium und keine Partei ungestraft die Pflichten versäumt, zu deren Erfüllung ein nationales und ein finanzielles Interesse ruft.

Felix Franz.

Selbstanzeigen.

Christus und Sophie. Akademischer Verlag in Wien.

Der Titel „Christus und Sophie" ist eine Tagebuch-Notiz von Novalis Novalis will damit die zwei Namen nennen, die seinem Leben und seiner Seele die theuersten und unentbehrlichsten waren. Ich benutze sie im Titel, um gleichsam symbolisch, den Typ einer ganz bestimmten Mannheit und Weibheit anzudeuten, der die innerste Seele meines Buches sein will: den Typ des Christus und eines Ausnahmeweibes, als welches ich die jung gestorbene Braut von Novalis, Sophie von Kühn, schon früher (in meiner Monographie „Novalis und Sophie von Kühn", E. W. Bonsels, München-Schwabing) gekennzeichnet habe. Ich weiß, daß ich mit Dem, was ich hier meine, zunächst sehr in Widerspruch stehe mit einer jetzt in vollster Blüthe stehenden Auffassung von Mannheit und Weibheit; die aber nichts bedeutet als eine jener Modespielereien, mit der, in diesem Fall, unser heutiger Snobismus sein Ideal aus einem mißverstandenen Nietzsche konstruirt hat; ein Ideal, das zudem im engsten Zusammenhang steht mit dem grassirenden, recht unbesehenen artistischen Schwarm für die Erscheinung der italienischen Renaissance. Unsere neuste moderne deutsche Geisteskultur datirt seit der Zeit unserer Frühromantik; und diese wieder bedeutet eine organische Fortsetzung der ersten Jugendperiode unserer großen Klassik, die jene anhebende rein deutsche Geistes- und Rassenkultur von dem Rokoko befreite und aus diesem hervorrang. Leider erfuhr dieses organische Werden einen Knick durch die Antike, bis dann die Frühromantiker diesen Knick ausglichen und die weitere Entwickelung jener Kultur wieder in ihre organischen und nothwendigen Bahnen lenkten, auf denen sie neuerdings in der Erscheinung Nietzsches eine vorläufige äußerste Vollendung und zugleich eine bedeutsame Metastase erreichte. Der intime Zusammenhang, der zwischen Nietzsche und der Frühromantik besteht, ist durch den baseler Professor Karl Joel unmißverständlich und unwiderleglich bewiesen worden; auch ich hatte in meinem Buch Gelegenheit, vorübergehend, ich denke, nicht minder unmißverständlich, ihn zu zeigen. Wenn wir unsere neuste Moderne und die besten und fruchtbarsten Triebe ihrer Seele verstehen wollen, so müssen wir zunächst der Frühromantik uns zuwenden Ich thue Das im ersten Theil meines Buches. Aber ich durfte mir die Arbeit insofern abkürzen, als ich mich auf Novalis beschränkte, den hervorragendsten und interessantesten der Frühromantiker, weil er die Spekulation der Romantik und deren seelisches Empfinden, Erleben und Dichten nicht nur in eine dichterische, sondern zugleich in eine sogar überaus werthvolle menschlich-persönliche Einheit organisch zusammenschloß. An ihm suche ich denn also die Frühromantik auszuholen und zu demonstriren, durch eine möglichst eingehende und umfassende Analyse von Novalis' (und seiner Braut) menschlich-persönlicher Erscheinung und daneben seiner dichterischen, indem ich sein Werk nach dem genetischen Zusammenhang seiner Grundidee und deren seelischer und geistiger Wesenheit entwickele, die sich identisch zeigt mit einer großen und zugleich sehr intimen allumfassenden Vision einer nahenden Vollendung europäischer Geistes- und Seelenkultur und wohl auch bereits von dem Ausbau einer sie begleitenden neuen civilisatorischen Evolution Das Alles aber läuft, wie ich darzuthun suche, schließlich auf die Vollendung eines modernen Mann- und Weib-Typus heraus. Zugleich zeige ich, daß dies Wesen

von Novalis' Werk im intimsten Zusammenhang steht mit einer bis dahin noch nie in solcher Gestalt dagewesenen Wiederaufnahme des reinen urchristlichen Prinzips, das völlig identisch ist mit einem erwachten reinen, umfassendsten menschheitlichen Artbewußtsein; womit ich bewußt dem urchristlichen Prinzip eine psychologische Bedeutung zuspreche, die mir aber völlig identisch ist mit einer zugleich religiösen und mir als Religion an und für sich erscheint. Ich sehe in der ganzen kulturellen und civilisatorischen Entwickelung der beiden christlichen Jahrtausende ein großes neues psychophysisches Werden, das einer reinen Vollendung rein menschheitlichen Artbewußtseins zustrebt. Von Alledem handelt der zweite Theil meines Buches, in dem ich zunächst darlege, was das urchristliche Prinzip in seiner Reinheit ist, durch eine Analyse dieses Prinzips und der historischen und göttlichen Bedeutung des Christus selbst. Diese suche ich, unter Benutzung des uns heute hier reichlich zu Gebot stehenden wissenschaftlich-kritischen Materials und Werkzeuges, in ihrer Reinheit und Wahrheit darzubieten und damit zu zeigen, wie der Christus den Prototyp einer werdenden neuen, psychophysisch-organischen Elite-Mannheit bedeutet. Hier hat sich mir auch Gelegenheit geboten, auf das Problem des „Antichrist" einzugehen, den ich genau zu definiren gesucht habe, um zu dem gewiß überraschenden Ergebniß zu gelangen, daß der Begriff des „Antichrist" (so weit er etwa heute auf Erscheinungen wie Julian, Leonardo da Vinci und Andere angewendet wird) völlig identisch ist mit dem sich lediglich über solche Erscheinungen hin vorwärts entwickelnden Christus-Typ; denn die psychologischen Merkmale der erwähnten Erscheinungen sind durchaus identisch mit denen, welche die Erscheinung des Christus selbst darbietet. Der übrige Inhalt meines Buches benutzt die von mir gewonnenen Gesichtspunkte zur Betrachtung unserer kulturellen Zustände.

Kritik der tainischen Kunsttheorie. Akademischer Verlag in Wien.

Es scheint neben Taines Kunsttheorie kaum noch eine andere heute in Betracht zu kommen und möglich zu sein; sie scheint die moderne Kunsttheorie an und für sich. Dennoch ist sie in Wirklichkeit nichts als eine (wenn auch sehr werthvolle und in mancher Hinsicht unentbehrliche) Vorstufe zu einer vollendeten modernen Kunsttheorie und Aesthetik. Dies weist mein Buch nach; und zugleich, daß Taines Kunsttheorie nicht länger mehr ausreicht, ja, daß sie in manchen ihrer Deduktionen direkt falsch und insbesondere in ihrer schließlichen Definition durchaus unhaltbar ist. Die allerbedenklichste Lücke dieser Aesthetik und dieser Definition klafft in dem Satz: „Das Kunstwerk hat das Ziel, irgend einen wesentlichen oder hervorspringenden Charakter . . . zu offenbaren." Eine Definition darf keinen Begriff irgendwie unbestimmt lassen, wenn sie nicht auf der Stelle nichtig werden soll. Taine aber sieht nicht diesen „wesentlichen Charakter" und er ist völlig außer Stande, ihn zu fixiren; worauf doch gerade Alles ankommt. So steht denn auch zu vermuthen, daß unter Umständen, wenn dieser Charakter sich dennoch fixiren läßt (und er muß es und läßt es auch zu), diese seine Eigenschaft die ganze tainische Aesthetik umwirft, außer an dem Punkt, wo sie bis zu einer solchen bestimmten thatsächlichen Eigenschaft heranleitet. Dies ist denn auch der Fall. Meine Beweisführung und sonstige Deduktion gelangt dazu, die Individualität, insbesondere und vor Allem aber die religiöse Individualität als diesen Faktor und „Charakter" zu erkennen und darzuthun.

Weimar. Johannes Schlaf.

Advent. Axel Juncker in Stuttgart.

Ein Buch, in dem wenig gesprochen wird, aber die toten Dinge reden. Die toten Dinge, die so seltsam mit dem Leben verwachsen sind. Das Malerische, Bildhauerische ist vorherrschend: Farben, die in der Dämmerung brennen. Schweigende Menschen, deren Gesten im Schmerz wie im Marmor erstarrten. Lichtwirkungen, Bewegunglinien. Innere Vorgänge. Sie vollziehen sich in einer Frau. Die Dumpfheit und Finsterniß, in der ihr Ungeborenes sich verdichtet, bedrängt sie, verhängt ihr den Blick ins Ewige. Ein Mann berührt sie. Die Nacht des Chaos verebbt in Dämmerungen. Ihre blinde Seele ahnt das Licht, wird lauschendes, weibwaches Auge. Advent! Horchendes Harren. Inbrünstig und schmerzhaft wartet sie auf die Offenbarung eines Blutes, das die Geburt des Lichtes in ihr zeugen wird.

Wilmersdorf. Inge Maria.

Peter von Rußland. Tragoedie in fünf Akten mit einem Vorspiel und einer Einleitung: Der Weg zur Tragoedie. München, Georg Müller.

Schon in der Vorrede zu diesem Stück habe ich angedeutet, was ich nun in der Selbstanzeige offener und also auch wohl unbescheidener aussprechen möchte: In meinem „Peter von Rußland" hat das naturalistische Drama, das vor bald zwei Jahrzehnten begründet und dann zu rasch von der Neuromantik verdrängt wurde, erst seinen Gipfel erreicht, indem es zu der ihm möglichen Tragoedie gelangte. Darauf lege ich das Hauptgewicht, weil jetzt das Gefühl für die eigentliche Natur der Tragoedie, die sich von einem beliebigen Drama mit unglücklichem Ausgang sehr wesentlich unterscheidet, in weiten Kreisen verloren gegangen ist. Zwei Elemente gehören zur Tragoedie: eine klare Nothwendigkeit, die sich auch vor dem kontrolirenden Verstand als solche ausweist, und ein starker Wille, der sich mit Einsatz einer außerordentlichen Kraft dieser Zwangslage entgegenwirft und in einem heroischen Kampf zu Grunde geht; aber nach spartanischer Art mit Todeswunden auf der Stirn und Brust. Für den Naturalismus, der die spezifisch moderne Nothwendigkeit des Milieu entdeckt hat, lag die besondere Schwierigkeit darin, den Zwang dieses Schicksals an einem starken Willen zu erproben, für den gemeinhin das Milieu keine unüberwindliche Macht bedeutet: nur für den Durchschnittsmenschen ist die gesellschaftliche Umwelt das Verhängniß. Zwei bemerkenswerthe Versuche bedeutender Künstler haben nicht ans Ziel geführt, weil das Problem beide Male doch eigentlich umgangen wurde. Das Schicksal, das Schlafs Meister Oelze erleidet (dieser Mörder, der sein schlimmes Geheimniß in das Grab hinabnimmt), könnte sich auch in jedem anderen Milieu vollenden; und der organisch-konstruktive Fehler von Hauptmanns „Florian Geyer" liegt weit mehr in diesem Geistigen als im eigentlich Dichterischen, mit dem allein es im Drama, zumal in der Tragoedie, noch lange nicht gethan ist. Florian Geyer läßt seine hemmenden Mitführer nicht durch seine Getreuen zusammenhauen und er reißt die Hauptmannschaft nicht an sich, obgleich er dazu die Macht hätte; sondern er geht nach Rothenburg, um Geschütz zu holen, und inzwischen hat der Unverstand freie Bahn. Aus Gründen einer zarten und achtungwerthen Innerlichkeit handelt der Schwarze Geyer in so unzweckmäßiger Art. Seine eigentlichste Persönlichkeit führt eben ein Sonderleben und mit seinem revolutionären Milieu ist er durchaus nicht zu einer

inneren Einheit verwachsen. So konnte eine Dichtung entstehen, die werthvolle Einzelheiten genug aufwies; aber die erstrebte Tragoedie mußte mißlingen. Hinzugefügt mag werden, daß auch das Drama der Neuromantik dieses Problem nicht gelöst und nicht einmal gesehen hat. Die Neuromantik gestaltet starke Persönlichkeiten oder könnte sie wenigstens gestalten; zwar nicht durch plastische, aber immerhin durch malerisch-rhythmische Darstellungmittel. Ihr ist jedoch in keiner Weise gegeben, ein kontrolirbares Schicksal zu formen, weil die Abhängigkeit von mystisch-naturhaften Gewalten sich nur fühlen und ahnen und nicht unmittelbar darstellen oder gar kontroliren läßt. Statt eines Schicksals giebt das neuromantische Drama lyrisch-farbige Symphonien über das Schicksal und über tragische Weltanschauung überhaupt. Diese manchmal wundervollen Rhythmen, die vielleicht der Leser mit Entzücken in sich aufnimmt, wirken von der Bühne herab als Große Oper. Aus diesem Grund betrachtete ich das neuromantische Drama mit tiefem Mißtrauen und hielt mich zunächst an den Naturalismus, an dessen Entwickelungfähigkeit ich glaubte. Ich dachte über das Problem eindringlich nach und fand endlich die Lösung, über die ich mich in der Vorrede zu meiner Tragoedie ausführlich ausgesprochen habe. Mein Gedanke läßt sich in die Formel zusammenfassen: Ein Napoleon kann kein Louis Philippe sein. Er ist mit dem gesellschaftlich-geschichtlichen Milieu und der Aufgabe, die ihm daraus erwächst, viel zu eng verknüpft, zu sehr selbst eben dieses Fleisch gewordene Milieu, als daß er fähig wäre, seiner Nothwendigkeit untreu zu werden und auf halbem Weg stehen zu bleiben. Aber gegen die Spitze der Maschine empören sich die unteren Kräfte: das Material würde sich vor der Zeit verbrauchen, wenn ihm nicht das Gesetz der Trägheit zu Hilfe käme. So entwickelt sich ein passiver Widerstand und Gegensatz in dialektischer Form: die Gesellschaft wendet sich gegen ihren Beauftragten, weil er ihren Auftrag ernst nimmt und ernst nehmen muß, da er selbst eine Funktion eben dieser Gesellschaft ist, der er erliegt. Eine solche Situation ergiebt unzweifelhaft eine Tragoedie, und zwar die einzige, die innerhalb der engen Schranken des Naturalismus möglich scheint. Es giebt manche bedeutende naturalistische Dichtung, aber keine naturalistische Tragoedie außer meinem „Peter von Rußland“. Diese Behauptung möge mir nicht als Unbescheidenheit ausgelegt werden, da sie lediglich der Erkenntniß entspringt, daß keineswegs nur das Talent entscheidet, sondern auch der richtige Wille und der richtige Weg. Ich gebe sogar zu, daß mich andere Dichter in vieler Beziehung weit übertreffen mögen. Ich komme dem einen nicht gleich an plastischer Gestaltungskraft, die immerhin in diesem Drama nicht fehlt; noch weniger wetteifere ich mit den virtuosen Sprachkünstlern unter den Neuromantikern, und wer lyrischen Glanz sucht, findet bei mir kaum seine Rechnung. Doch der richtige Weg führte mich näher an das Ziel: ich habe (in einem zwar engen Umkreis) eine Tragoedie geschaffen. Allerdings nur eine naturalistische Tragoedie; und mir ist inzwischen der Irrthum, dem ich noch in meiner Vorrede huldigte, klar geworden: wir sind keineswegs gezwungen, Naturalisten zu bleiben und uns als Tragiker an diese eine soziologische Situation zu halten. Auch hatte ich meinen Irrthum in gewissem Sinn zu büßen. Die naturalistische Methode verbot mir, den barbarischen Stoff zu steigern und den ungefügen und stummen Seelen meiner Menschen allzu sehr zu Hilfe zu kommen.

Samuel Lublinski.

Goldhunger.

Um das gleißende Gold der Erde wird in diesem Jahr mit besonders hitzigem Eifer gekämpft. Die großen Notenbanken suchen ihre Goldbestände vor der Gier der Vereinigten Staaten zu schützen. Daß die Bank von England im Zeitraum von zehn Tagen ihre Rate zweimal um ein volles Prozent erhöhen mußte, wird die moderne Finanzgeschichte nicht so bald wieder vergessen. Einen Wechselzinsfuß von 6 Prozent hat das englische Centralnoteninstitut seit dem Dezember 1899 nicht mehr gehabt. Damals stieg bei unserer Reichsbank der Diskontsatz auf 7 Prozent. Europa hatte eine industrielle Hochkonjunktur; heute muß die Bank von England sich gegen den amerikanischen Ansturm waffnen. Die Vereinigten Staaten leiden unter dem selben Mangel an Umlaufsmitteln, der den Metallbestand der Reichsbank zusammenschrumpfen ließ, sind, mit ihrer aktiven Handelsbilanz, aber die Gläubiger Europas und können mit ihren Finanzwechseln die großen kontinentalen Geldmärkte überschwemmen. Auch Egypten hatte schon viel Gold aus London geholt; ein Theil dieser Goldkäufe war eine mittelbare Folge der amerikanischen Baumwollspekulation, von der die egyptischen Spekulanten sich anregen ließen. Also auch hier amerikanischer Einfluß. Der Status der Bank von England hatte sich so verschlechtert, daß Mitte Oktober nur noch 37¾ Prozent der Verbindlichkeiten durch die Totalreserve gedeckt waren (gegen 43¼ Prozent in der selben Zeit des Jahres 1905 und 56½ Prozent vor zwei Jahren). Das Verhältniß von Barvorrath und Passiven ist bei dieser Bank sonst als stabil bekannt. Und die Bank von England beherrscht den wichtigsten Goldmarkt der Welt und verfügt nicht nur über das Land, das die größte Goldproduktion hat, sondern ist auch die Durchgangsstation für das Gold aus aller Herren Ländern. Deshalb kann diese Bank eine Politik treiben, die ihr unter normalen Verhältnissen einen ausreichenden Goldvorrath sichert. Ich habe schon früher auf die Wirkung hingewiesen, die die Bewegung der internationalen Wechselkurse auf die Goldströmungen übt. Jetzt ist der londoner Checkkurs nah an den Goldpunkt gelangt; heute ists also rathsam, Gold nach London zu schicken, statt Wechsel auf London zu kaufen. Wie groß die Gefahr für die Reichsbank ist, wenn die Möglichkeit lohnender Goldausfuhr von den Banken ausgenützt wird, ging aus einer offiziösen Erklärung hervor, in der es hieß, die Reichsbank werde vor einer Erhöhung des Diskonts auf 7 Prozent nicht zurückschrecken, wenn dem Institut etwa noch Gold für England entzogen werde. Im Allgemeinen haben unsere Bankiers bisher kaum versucht, sich durch Ausnutzung hoher Devisenkurse einen Vortheil zu verschaffen; man scheut sich doch, die heimischen Goldbestände zu schmälern; aber die Reichsbank muß beim Steigen der ausländischen Wechselkurse mit der Möglichkeit des Goldexportes rechnen. Bei uns kann man die Goldbestände nicht so leicht ergänzen wie in England. Das englische Noteninstitut pflegt alle Minen springen zu lassen, wenn sichs um die Ergänzung der Goldreserven handelt. Eins der Mittel, die dann angewandt werden, ist die Erhöhung des Einkaufspreises für Gold. Dieser Preis ist durch die Peelsakte auf 77 s 9 d für die Unze Feingold festgesetzt worden. Die Bank kann aber den Preis erhöhen; jetzt ist sie für Goldbarren auf 77 s 10½ d hinaufgegangen, hat den Metallwerth also um ½ Penny überboten und sich damit der Höchstgrenze von 77 sh 11 d genähert. Auch den Preis für ausländische Goldmünzen, die auch per Unze bezahlt werden, hat sie gesteigert, um die fremden Goldreserven zu Gunsten ihrer

eigenen Kassen zu schwächen. Die Erhöhung des Verkaufspreises für Gold soll verhindern, daß zu viel Gold abfließt. Die Sitte, mit abgenutzten Goldmünzen zu zahlen (in England hören die Goldmünzen auf, gesetzliche Zahlungmittel zu sein, wenn sie über $^3/_8$ Prozent ihres legalen Gewichtes durch Abnützung verloren haben) bezweckt natürlich auch die Schonung des Goldvorrathes. Die Bank von England kann eine rücksichtlose Goldpreispolitik wagen, weil sie im Mittelpunkte des Goldverkehres steht; unsere Reichsbank würde, weil sie zu abhängig von den fremden Plätzen ist, auf diesem Weg nicht viel zu hoffen haben. Als man einmal versuchte, durch das Angebot höherer Preise für Barrengold die Goldbestände zu ergänzen, blieb das Resultat weit hinter den Erwartungen zurück.

Nordamerika zieht alles erreichbare Gold an sich. Die Union weiß nichts von einer Centralisirung des Notenumlaufes. Tausende von Notenbanken verfügen dort über die Papiergeldpresse; und so kümmern sich die Yankees, im Bewußtsein ihrer kommerziellen Ueberlegenheit, verdammt wenig darum, daß die Leiter der europäischen Banken mit heißem Bemühen danach trachten, sich die für ihr Papiergeld erforderliche Golddecke nicht verkürzen zu lassen. Der amerikanische Schatzsekretär Shaw, der seine famosen Maßregeln zur Heranziehung ausländischen Goldes nicht lange überleben konnte und nun durch den Generalpostmeister Cortelyou ersetzt ist, hat die Spekulation nur noch mehr gestachelt und die Sicherheit des amerikanischen Notenumlaufes noch verringert. Schließlich spielte er sich sogar als Protektor Europas auf: er erklärte, er habe keine Neigung, in die Verhältnisse der kontinentalen Märkte störend einzugreifen, und fiel als Märtyrer für die europäische Diskontpolitik. Risum teneatis? Seinen Landsleuten aber zeigte er ein neues Mittel, das den Notenumlauf erhöhen könne: auch andere unzweideutige Werthe, sagte er, sollten, außer den schon hinterlegten Regirungbonds, als Sicherheiten angenommen werden. Wie hat man über die Arbeit der russischen Notenpresse und ihre schlimmen Folgen gezetert! Und doch erscheint diese Leistung unbeträchtlich, wenn man sie Dem vergleicht, was in Amerika geschehen ist. Shaw hat diese Zustände in ihrer genialen Unordnung gezeigt. So lange Amerika keine einheitlich organisirte Centralstelle für die Regulirung des Notenumlaufes besitzt, bleibt es eine Gefahr für den internationalen Geldmarkt, den der Goldhunger der Union immer wieder in Verlegenheit bringt.

Die Bank von Frankreich, die einen stabilen Goldbestand von ungefähr 2800 Millionen Francs hat, kann manchmal helfend eingreifen. Die Bank von England hat sich für den Nothfall 6 Millionen Pfund bei der Nachbarin an der Seine gesichert. Wird auch dort aber der Diskontsatz (3 Prozent) erhöht, dann wankt die letzte Stütze. Die Bank von Frankreich darf sich heute des niedrigsten Wechselzinsfußes unter den europäischen Notenbanken rühmen. Sie pflegt ihre Rate nur in äußerster Noth zu erhöhen und konnte einmal um 3 Prozent unter dem Diskontsatz der Bank von England bleiben. Damals, Ende 1899, dauerte aber diese Differenz von 3 zu 6 nicht sehr lange; das französische Institut mußte seine Rate bald erhöhen. Auf die Bank von Frankreich, die, trotz reichlichem Goldabfluß, doch immer den größten Vorrath an gelbem Metall hat, haben die Bimetallisten oft hingewiesen, um die Richtigkeit ihrer Argumente zu zeigen. Die Bank von Frankreich vertheidigt ihren Goldschatz durch ihre vielgerühmte Goldprämienpolitik, die darauf beruht, daß das Institut silberne Fünffrancsstücke in jedem beliebigen Betrag in Zahlung geben kann. Während die Reichsbank ihre Noten in Gold einlösen muß, giebt die Bank

von Frankreich gewöhnlich zur Hälfte Gold und zur Hälfte Silber. Jedenfalls ist sie berechtigt, falls die Auszahlung in Gold verlangt wird, eine Prämie zu verlangen; zu dem Goldpreis von 3437 Francs für 1 Kilogramm Feingold kommt dann noch ein Aufgeld von 4 bis 8 Promille. Ueber den Werth dieser Goldprämienpolitik sind die Meinungen sehr getheilt. Auf Fremde, die aus Goldwährungländern nach Frankreich kommen, macht die Auszahlung von Silber an den Kassen des Centralnoteninstitutes keinen guten Eindruck; aber die Franzosen sind sehr stolz auf ihre Bank, die unbestreitbar einen großen Vorzug besitzt: durch minimale Provisionen beim Wechseldiskont kommt sie den Kreditbedürfnissen der kleinen Gewerbetreibenden weit entgegen. Sie diskontirt Wechsel bis zum Betrag von 5 Francs hinunter, ist also wirklich die Bank des kleinen Mannes, was man von der Reichsbank nicht sagen kann. Ihren großen Goldvorrath verdankt sie aber noch einem anderen Umstande: der Ausgabe kleiner Banknoten. Sie hat neben ihren Billets zu 1000 und 100 Francs Noten zu 50 Francs ausgegeben, die sehr beliebt sind und oft verlangt werden; dadurch wurde der Goldbestand erhalten. Der Reichsbank giebt das Gesetz vom sechsundzwanzigsten Februar 1906 das Recht zur Ausgabe kleiner Banknoten von 50 und 20 Mark. Dadurch sollte der Metallbestand der Bank entlastet werden. Als der Gesetzentwurf dem Reichstag zum zweiten Mal vorgelegt werden sollte, wies ich hier auf die Gründe hin, die für das Gesetz sprechen. Heute will ich, statt sie zu wiederholen, nur an einen Satz des Reichsbankpräsidenten erinnern. Herr Dr. Koch sagte, es sei sehr lästig, daß am Quartalsschluß der Reichsbank von Geschäftsleuten und Behörden zu Gehalt- und Lohnzahlungen stets große Beträge in Gold entzogen werden, die eben so gut in Banknoten entnommen werden könnten. Das Gesetz ist nun seit acht Monaten in Kraft, scheint aber nicht wesentlich gewirkt zu haben. Die Reichsbank hat auch heute noch über den Mißstand zu klagen, der durch die Ausgabe kleiner Banknoten beseitigt oder doch abgeschwächt werden sollte. Die Großindustrie zahlt ihre Wochenlöhne in Gold. Dadurch, sagt man, werde der Goldschatz der Reichsbank beträchtlich vermindert. Ist die Schätzung richtig, daß allein Westfalen in jeder Woche 15 Millionen Mark für Arbeitlöhne ausgiebt, so kann an der Bedeutung dieses Momentes nicht gezweifelt werden. Einstweilen nimmt der Arbeiter, wie andere Leute, lieber Gold als Papier. Vielleicht werden die Noten zu 50 und 20 Mark noch beliebt, wenn man erkennt, wie nothwendig und wie nützlich, für die Nationalwirthschaft und für den Einzelnen, die nachhaltige Unterstützung der Reichsbankdiskontpolitik ist. Diese Politik wirkt ja auch auf das Schicksal des Arbeiters. Entzieht er der Reichsbank Gold für seinen Lohn, so erschwert er dem Unternehmen, das ihm Arbeit giebt, die Erlangung des nothwendigen Kredites; und wenn der hohe Wechselzinsfuß die Industrie zur Einschränkung ihrer Ausgaben zwingt, wird zunächst gerade der Arbeiter davon getroffen. Ueber die Bedeutung jedes Schrittes, der den Goldvorrath der Reichsbank sichern kann, sollten auch die Massen aufgeklärt werden. Um die liquiden Mittel der Reichsbank zu steigern, wird übrigens die Aenderung einzelner Vorschriften im Giroverkehr geplant, der ungeheure Dimensionen angenommen hat (in den ersten neun Monaten dieses Jahres ist er um 30 Milliarden gestiegen). Man will die geforderten Mindestbeträge der Giroguthaben erhöhen. Jeder gescheite Versuch, das Uebel zu lindern, soll willkommen sein. Daß wir in einer Zeit stärkster Produktion und reichlichsten Absatzes nur durch den Goldhunger der Anderen und durch den Mangel an Geld (was nicht heißt: an Kapital) in Noth gerathen, ist sicher kein Zeichen normaler Zustände. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Berlin, den 10. November 1906.

Enthüllungen.

IV.*)

Getretener Quark.

In Folge des alten, unversöhnlichen Krieges, den überall und immerdar „die Unfähigkeit und Dummheit gegen Geist und Verstand führt (sie durch Legionen, er durch Einzelne vertreten), hat Jeder, der das Werthvolle und Echte bringt, einen schweren Kampf zu bestehen: gegen Unverstand, Stumpfsinn, verdorbenen Geschmack, Privatinteressen und Neid, alle in würdiger Alliance, ähnlich der, von welcher Chamfort sagt: En examinant la ligue des sots contre les gens d'esprit, en croirait voir une conjuration de valets pour écarter les maitres." Daß dieser schopenhauerische „Aphorismus zur Lebensweisheit" nicht übertreibt, hat Bismarck öfter als andere Menschen hohen Wuchses erfahren; und erfährt es, als Ueberlebender, noch heute. Daß er eine Dynastie gründen, die Hohenzollern ins Dunkel drängen, dem Haus Oesterreich die Treue brechen und sich mit Haut und Haar Rußland verschreiben, als ein neuer Busiris das Volk metzeln wollte: Das Alles und manches Andere ist unwiderleglich als falsch erwiesen. Thut nichts. Der Riese soll und muß verbrannt werden oder im Schandpfuhl ersticken. Neue Scheite werden geschichtet, neuer Klatsch wird, neue Verleumdung auf den Markt geschleppt; hundertmal beschnüffelter Brei noch einmal beleckt. Irgendwer hat von dem Geheimrath Heinrich Geffcken (der nun zehn Jahre, fünf Monate und zehn Tage tot ist und dem man den letzten Schlaf des Gerechten gönnen dürfte) gehört, der erste Kanzler habe die Absicht gehabt, den ihm unbequemen Kron-

*) S. „Zukunft" vom 13., 20., 27. Oktober und 3. November 1906.

prinzen Friedrich Wilhelm in Preußen (und also auch im Reich) von der Thronfolge auszuschließen. Schon als Lebender war Geffcken für die Kronzeugenrolle nicht zu brauchen. Der Befangenheit allzu verdächtig. Ihn hat der Zorn des Peliden hitziger verfolgt, als dem ruhig Zuschauenden nöthig schien. Kein Wunder. Bismarcks Genius lebte in Leidenschaften; hat sich im Feuer verzehrt. Wer den Mann nüchternen Diplomaten, kühlen Hütern des Gesetzes vergleicht, ihn für kalt und klug hält, für den schlausten Errechner möglicher und nützlicher Wirkung, Der vergreift sich im Maß. Dieser (immer muß ichs wiederholen) gehört zum genus irritabile vatum. Hatte das heiße Temperament, die empfindlichen Nerven, die musische Grundstimmung, die jähe Subjektivität des vom Genius dem Mutterschoß entbundenen Künstlers. War von den großen Schöpfern, den Kündern neuen Heils je Einer stets gerecht? Auch dem Gegner stets, der ihm die Wirkung ins Weite zu wehren trachtete? Keiner. Nicht einmal Jesus, unter Allen der Mildeste. Und die Anderen gar, deren Erdenspur das Späherauge nachprüfen kann! Paulus und Mohammed, Hildebrand und Luther, Caesar, Karl, Fritz, Buonarotti und Buonaparte, Goethe und Wagner: dem Aristeides gleicht Keiner (und Aristeides selbst, der Gerechte, hat früh erkennen gelernt, daß sein Gesichtsfeld schmaler gewesen war als des Themistokles). Muß ewig denn das Wort der goethischen Ottilie wahr bleiben, daß der Held nur vom Helden anerkannt werden, der Kammerdiener nur Seinesgleichen schätzen könne? Will man sich nie entschließen, Otto Bismarck als Einen sui generis zu nehmen, nie aufhören, die „Fehler“, ohne die seine wuchtige Wirkung, seine Tragoediengröße doch nicht zu denken ist, ihm ins Schuldbuch zu setzen? Er hat eine lichtlose Kindheit gehabt, die Mutter nie lieben gelernt, sich selbst erzogen, gegen feindliche Welten gekämpft und, das hohe Ziel vorm Auge, unter der Last einer Aufgabe, die kein Anderer bewältigen konnte, auch da persönliche Feindschaft gewittert, wo ein Kälterer nur sachlichen Gegensatz konstatirt hätte. Konnte ers jedesmal sorgsam abwägen? Blieb ihm dazu denn Muße? Er hatte Wichtigeres zu tun; und mußte auf Jeden schießen, der ihm den Weg sperren wollte.

So ists dem guten Geffcken gegangen. Sein Martyrium war nicht allzu schlimm. Drei Monate Untersuchunghaft. Dann wurde das Verfahren eingestellt. Der allmächtige Hausmeier war doch nicht mächtig genug, um auch nur die Eröffnung des Hauptverfahrens erwirken zu können. Während der Untersuchung ist Geffcken unsanft behandelt worden; als er aus dem Gefängniß zu Bamberger kam, lechzte er nach einer Cigarre. Vielleicht schrieb er diese schlechte Behandlung nicht ohne Fug dem Kanzler zu. Der konnte den ham-

burger Juristen längst schon nicht riechen. Ein Hyperkonservativer, dem auch der radikalste Demokrat willkommen war, wenn er sich ihm gegen Bismarck verbünden konnte. Die Deklaranten der Kreuzzeitung, Roggenbach, Stosch, Bamberger: wie sichs gerade traf. Und immer dicht beim Kronprinzen, immer bemüht, den Groll des müßig alternden Herrn gegen die Politik des Kaisers, des Kanzlers zu schüren. Als im Jahr 1885 der alte Wilhelm ernstlich erkrankt war, sorgte das Konsortium für den Fall des Thronwechsels vor: Geffcken schrieb den „Erlaß an den Reichskanzler", der im März 1888 dann veröffentlicht wurde. Der Kronprinz hat ihn gebilligt; um die selbe Zeit Bismarck nach Potsdam gerufen und gefragt, ob er auch unter dem zweiten Kaiser im Dienst bleiben werde. Ja, war die Antwort, wenn keine Parlamentsregirung beabsichtigt und unsere Politik vor fremdländischem Einfluß gesichert ist. Beides, sagte der Kronprinz „mit einer entsprechenden Handbewegung", sei nicht im Geringsten zu fürchten. Der Pakt war also geschlossen; und Geffcken blieb im Hintergrund. Wilhelm stirbt, die (von Geffcken verfaßten) Erlasse des Kaisers werden als ein Bekenntniß zum Liberalismus und als Friedrichs eigenstes Werk bewundert; und nach den neunundneunzig Tagen wird das Kriegstagebuch des Kronprinzen veröffentlicht. Daß die Publikation einzelne Bundesfürsten kränken und die Süddeutschen verstimmen mußte, daß sie dem Gefüge des jungen Reiches gefährlich werden konnte, wissen wir aus Bismarcks Immediatbericht; daß dieses Tagebuch nicht überall haltbare Wahrheit bot, auch aus Freytags Schrift über den Kronprinzen. Und hinter dem Busch fand der Kanzler wieder den alten Feind. Der hatte Friedrich beschwatzt, ohne Bismarcks Hilfe den ersten Schritt ins Regentenleben zu thun. Der war der Interpolator des Tagebuches. Dessen Taktlosigkeit konnte jetzt kaum beschwichtigten Mißmuth aufstacheln. Da hat den Recken, der den schwierigsten Theil seiner Arbeit bedroht sah, der Zorn übermannt. Wie im Lauf eines langen Lebens so manchen Gegner, hat er auch Geffcken überschätzt. Der Hanseat (ich hatte ein paar Briefe von ihm, der sich auch als Dichter strebend bemühte) war wohl nicht bösartig; täppisch nur und von unklug bedientem Ehrgeiz geblendet. Ein Wortgläubiger; kein Politiker. Einzelne erinnern sich vielleicht noch an sein Buch „Frankreich, Rußland und der Dreibund". Das thörichteste Zeug, das zu erdenken war. Bismarck hat die Russen in den Krieg gegen die Türken gehetzt und wollte 1875 über Frankreich herfallen. Der Elsaß muß badisch werden (Weise, Text und Verfasser sind uns bekannt), Lothringen fortan zu Preußen gehören. Dem Dreibund droht (1893, als Bismarck ihn schon recht locker fand) keine Gefahr. Und ein franko-russisches Bündniß ist und bleibt unmöglich. Die Darstellung könnte

aus den opera postuma eines Gregor Samarow stammen. Was der Zar mit Katkow und Giers, was Bismarck mit Oubril und Gortschakow unter vier Augen besprochen hat: Alles ist dem Herrn Geheimrath bekannt; und wörtlich, in Anführungstrichen, ganz wie der Hannoveraner aus Ostpreußen, bringt er die wichtigsten Aussprüche lebender und toter Monarchen und Staatsmänner. Ein der Fälschung überführter Dragoman ist sein Hauptzeuge, Zeitungen sind seine Quellen. Er hat das Wort Napoleons nie verstanden: Les événements actuels sont tels qu'il faut en chercher la comparaison dans l'histoire et non dans les gazettes du siècle dernier. Kein Aederchen von einem Politiker. Und das Zeugniß dieses Mannes soll nun erweisen, daß der erste Kanzler den Sohn seines Kaisers von der Thronfolge ausschließen wollte.

Hundertmal ists widerlegt worden. Doch wir müssens noch einmal lesen. Bismarck selbst hat gesagt, „an der Geschichte sei nicht ein Schatten von Wahrheit." Weder nach der preußischen Verfassung noch nach dem hohenzollernschen Hausgesetz kann einem Thronfolger, weil er an einer unheilbaren Krankheit leidet, die Krone geweigert werden. Herbert soll zu Eduard (der damals noch Fürst von Wales war) gesagt haben, wer nicht sprechen könne, könne eigentlich auch nicht regiren. Mag sein; ein Urtheil über diese Aeußerung wäre erst möglich, wenn der Zufallsverlauf des Gespräches, in dem sie fiel, bekannt würde. Herberts Vater hat jedenfalls nicht einen Augenblick daran gedacht, dem Kronprinzen sein Erbrecht zu versagen. Hätte, auch wenn er der gewissenlose Egoist und Kleber der Legende gewesen wäre, nicht den mindesten Grund gehabt, Solches zu planen. Daß Friedrich auf seine Mitarbeit rechne, wußte er seit 1885; wußte: „Auch bei der Kronprinzessin bestand die Ueberzeugung, daß meine Beibehaltung bei dem Thronwechsel im Interesse der Dynastie liege." Als dieser Thronwechsel in Sicht kam, war Friedrich ein von den Sachverständigsten aufgegebener Mann. (Mackenzie hatte eine politische, nicht eine ärztliche Aufgabe; die, dafür zu sorgen, daß Friedrich als Kaiser sterbe, seine Witwe als Kaiserin lebe.) In die Behandlung des Kranken hat Bismarck nur einmal eingegriffen. „Die behandelnden Aerzte waren Ende Mai 1887 entschlossen, den Kronprinzen bewußtlos zu machen und die Exstirpation des Kehlkopfes auszuführen, ohne ihm ihre Absicht angekündigt zu haben. Ich erhob Einspruch, verlangte, daß nicht ohne die Einwilligung des Patienten vorgegangen und, da es sich um den Thronfolger handle, auch die Zustimmung des Familienhauptes eingeholt werde. Der Kaiser, durch mich unterrichtet, verbot, die Operation ohne Einwilligung seines Sohnes vorzunehmen". („Gedanken und Erinnerungen", zweiter Band, letztes Kapitel.) Wenn Fried-

rich diese Operation überlebt hätte, wäre er doch durch den Ruf seines Pflichtgefühles gezwungen worden, als ein hoffnunglos hinsiechender Mann auf die Krone zu verzichten. Daß er nicht vor diesen Entschluß gestellt ward, hatte er Dem zu danken, der die heimliche Operation hinderte. Kanzler und Kronprinzessin fanden sich damals in derselben Forderung. Wir haben jetzt ja einen neuen Zeugen. Am sechsten Juli 1887 notirt Chlodwig, der in Ems mit dem Kaiser und dem Prinzen Wilhelm, mit Wilmowski, Perponcher, Reischach und Anderen gesprochen hatte: „In Berlin wollten die Aerzte operiren. Mackenzie kam im letzten Augenblick und verhinderte die Operation. Bismarck hatte sich zum Kaiser begeben und gegen die Operation gesprochen. Theilnahmlosigkeit des alten Herrn, auch des Hofes, Das heißt: der Umgebung. Prinz Wilhelm wollte die Vertretung in London (beim Jubiläum der Königin) haben und war dann mißgestimmt, als der Kronprinz selbst ging. Es giebt Leute, die den Prinzen Wilhelm als Nachfolger vorzögen und wahrscheinlich hetzen.“ (Einen, der unter Friedrich nicht auf die Nachfolge Moltkes rechnen konnte.) „Der Reichskanzler ist für den Kronprinzen. Hoffentlich wird er wieder gesund; denn Prinz Wilhelm ist noch zu jung.“ Vor vier Wochen lasen wirs; und hören jetzt wieder die Frage erörtern, ob Bismarck den Kronprinzen ums Erbrecht prellen wollte.

Noch ernsthafter die nicht minder alberne Frage, ob es wahr sei, daß Bismarck 1890 das Allgemeine Wahlrecht abschaffen und später ins Amt zurück wollte, um diese Arbeit zu leisten. Erstens: er wollte überhaupt nicht zurück (hätte er sonst so gesprochen, wie er, in Friedrichsruh, Wien, Jena, Kissingen, sprach?); wäre um keinen Preis der Welt unter Wilhelm dem Zweiten je wieder Minister geworden. Ein einziges Mal hat er die Möglichkeit der Rückkehr erwogen. Als Herr Normann-Schumann, den Waldersee bezahlte, mit seinen Berichten den Irrglauben geschaffen hatte, dem Leben des Kaisers drohe vom Mittelohr her Gefahr. Damals hieß es, Wilhelm sei schlaflos, nervös überreizt und wolle, während er auf dem Meer Erholung suche, die Regentenpflicht seinem Bruder anvertrauen, der entschlossen sei, in diesem Fall Bismarcks Hilfe zu erbitten. Die Gerüchte wurden auch in den Sachsenwald getragen. Der Fürst hörte der Erzählung still zu, blickte still den Rauchwölkchen nach, die aus dem Pfeifenkopf zum Bilde des alten Kaisers hinzogen, und sagte dann: „Nach meiner ganzen Vergangenheit könnte ich mich unter diesen Umständen dem gewünschten Dienst ja schwer entziehen und müßte wohl irgendwie mitrathen und mitthaten. Aber ich glaube nicht, daß ich in Anspruch genommen, daß man selbst in schwieriger Lage die Nothwendigkeit solchen Schrittes zugeben würde; und bin recht froh darüber, daß ichs nicht zu glauben brauche“. Mit der äußersten Entschiedenheit

hat er sich sonst stets gegen die Zumuthung gewehrt, die Last wieder auf sich zu nehmen. Wenn er den Ausdruck solcher Furcht oder Hoffnung in der Presse fand, lächelnd nur gesagt: „Die Leute müssen sonderbare Vorstellungen von meinen Lebensgewohnheiten haben". Zu Chlodwig, sieben Tage nach der Entlassung: „Diese drei Wochen noch einmal durchmachen? Nein. Hier werden Sie mich nicht wiedersehen." So ist die Stimmung geblieben. Zweitens: daß er 1890 das Wahlrecht ändern wollte, haben selbst seine Todfeinde bisher nicht behauptet. Chlodwigs Belastungzeugen streifen die Frage nicht einmal und im Entlassungsgesuch wird sie nicht erwähnt. Stünde Bismarck als ein schlechter Kerl da, wenn er die ihm jetzt zugeschriebene Absicht wirklich gehegt hätte? Kinder mögens glauben. Kindsköpfe, denen jeder Freund gleichen Wahlrechtes ein Heros, jeder Gegner dieses gepriesenen Systems eine Vogelscheuche ist. Wollen wir uns bei solcher Narrheit aufhalten? Dann müssen wir England schelten und Persien rühmen. Ein Wahlrecht ist gut, wenn es dem Bedürfniß der Volkheit genügt; ist schlecht, wenn es eine verständige Politik hindert oder erschwert. Wahrheit, die immer und überall wahr bleibt, giebt es auch im Komplex dieser Fragen nicht. Männer, die viel mehr nach der Seite des Liberalismus hinneigten als der schönhauser Junker, haben die Gewährung des allgemeinen und gleichen Wahlrechtes bekämpft und später (ich erinnere heute nur an Schaeffle) die Aenderung des Wahlgesetzes empfohlen. Bismarck? Am vierundzwanzigsten Januar 1887 hat ihn Windthorst im Reichstag gefragt, ob er, wie Fama behaupte, das Wahlrecht ändern wolle. Hier die Antwort: „Der Herr Abgeordnete sagt, er habe ursprünglich das Wahlgesetz nicht gebilligt. Ich habe es ursprünglich gebilligt. Ich habe es vorgeschlagen. Ich bekenne mich vor der Nation als den schuldigen Urheber dieses Wahlrechtes und ich habe es als mein Kind gewissermaßen zu vertreten. Ich gebe deshalb dem Abgeordneten die von ihm verlangte Versicherung voll und unumwunden: Im Schoß der Verbündeten Regirungen ist von einer Anfechtung des giltigen Wahlgesetzes in keiner Weise die Rede." Das war vor der Entlassung. Nachher, am zehnten August 1891, sagte er zu deutschen Hochschullehrern (in Kissingen): „Wahren Sie die Reichsverfassung, selbst wenn sie Ihnen hier und da später nicht gefallen sollte! Rathen Sie zu keiner Aenderung, mit der nicht alle Betheiligten einverstanden sind! Das ist die erste Bedingung der politischen Wohlfahrt des Reiches." Ein paar Sätze aus seinem Buch: „Ich habe nie gezweifelt, daß das deutsche Volk, sobald es einsieht, daß das bestehende Wahlrecht eine schädliche Institution sei, stark und klug genug sein werde, sich davon frei zu machen. Kann es Das nicht, so ist meine Redensart, daß es reiten könne, wenn es erst im

Sattel säße, ein Irrthum gewesen. Ich halte noch heute das Allgemeine Wahlrecht, nicht blos theoretisch, sondern auch praktisch für ein berechtigtes Prinzip, sobald nur die Heimlichkeit beseitigt wird, die außerdem einen Charakter hat, der mit den besten Eigenschaften des germanischen Blutes in Widerspruch steht. . . Der Einfluß der Gebildeten würde sich stärker geltend machen, wenn die Wahl öffentlich wäre." Kein Wort von der Absicht, auch nur von dem Wunsch, das Wahlrecht einzuschränken. Im Entlassungsgesuch wird die Gefahr des Absolutismus, nicht die übermächtiger Massenherrschaft gezeigt. Trotz Alledem wird der aufgewärmte Kohl uns wieder vorgesetzt. Occidit miseros crambe repetita magistros, ruft Juvenal. Bei uns giebts Magister, die, wie Buschens Witwe Bolte, von diesem Gericht nie genug bekommen können.

Bismarcks Vorlage hatte die öffentliche Abstimmung verlangt; geheim wurde sie erst durch die Annahme des Antrages Fries. Diese (nicht aus seinem Willen stammende) Bestimmung hätte er später gern wieder beseitigt. Er meinte, die Sozialdemokratie terrorisire den Arbeiter, zwinge auch den ihr nicht zugehörigen, für sie zu stimmen. (Ich glaube, daß er irrte, daß auch die Oeffentlichkeit der Abstimmung das Wahlergebniß nicht dauernd geändert hätte; und habe ihm diesen Glauben nicht verschwiegen.) Er fand, wer nicht den Muth habe, die Konsequenzen der Wahlpflichterfüllung auf sich zu nehmen, verdiene nicht die Rechte des freien Mannes. Sah in den „Einflüssen und Abhängigkeiten, die das praktische Leben der Menschen mit sich bringt, gottgegebene Realitäten, die man nicht ignoriren kann und soll". Hätte, da ihm der Begriff des Klassenkampfes fremd war, gar nicht fürchterlich gefunden, wenn abhängige Leute geglaubt hätten, so stimmen zu müssen wie die Herren, an deren Unternehmerthätigkeit er ihr Interesse geknüpft sah. Rückständig? Meinetwegen. Auch das Genie bleibt ein Kind seiner Epoche, behält das Mal der Zeit, der es entbunden ward. Bismarck hat zwanzig Jahre lang nie auch nur versucht, die geheime Abstimmung aus dem Gesetz zu tilgen. Hätte es (davon bin ich überzeugt) auch nicht versucht, wenn er länger im Amt geblieben wäre; schon um im Ausland nicht den Glauben zu stiften, unsere Verfassungzustände seien unhaltbar geworden. Er hat in seiner Muße mit dem Gedanken gespielt. Niemals aber an die Beschränkung des Wahlrechtes gedacht. In sechsjährigem Verkehr habe ich nie von ihm ein Wort gehört, das von fern auf solchen Wunsch hindeuten konnte. Keiner, der ihm nah kam, weiß solches Wort zu melden. Als gegen das Reichswahlrecht (ich glaube: im preußischen Herrenhaus) geredet worden war, sagte er zu mir: „Das ist zum Mindesten recht unzeitgemäß; heutzutage müssen wir froh sein, wenn nicht an die Verfassung gerührt wird, und uns

hüten, selbst daran zu rütteln". Und feig war der Mann nicht. Hätte nie, um einer Mehrheit nicht zu mißfallen, gehehlt, was ihm auszusprechen nothwendig schien.

Noch ein Quarkgerinnsel. Der Kanzler, heißts, war 1890 fertig; hatte kein Ziel mehr und keinen Schöpfergedanken. Vidé, mon pauvre Otton! Das kann säuberlich gedruckt werden und wird durch Alldeutschland weiterverhökert. Lest, was der Kanzler in Reichstag und Landtag noch in den letzten Jahren gesprochen, was der Entamtete zu sagen gewußt hat; lest sein postumes Buch: und lacht dann die Faselhänse derb aus, die ihn Euch als kraftlosen, erschöpften Jammermann zeigen. Daß er nach dem März 1888 nichts Rechtes mehr zu leisten vermochte, ist richtig. Hat er selbst oft betont. Die Ursache lag aber nicht in ihm, sondern in den Verhältnissen. Keiner hats seitdem vermocht. Die Caprivi, Hohenlohe, Bülow so wenig wie unter Friedrich Wilhelm dem Vierten die Arnim, Brandenburg, Hohenzollern und Auerswald. Der Stärkste selbst hätte es nicht gekonnt; auch ein junger Bismarck nur den Abschied erbeten. Weil für einen selbständigen Staatsmann nicht mehr Raum war. Weil der Kaiser „nun einmal allein regiren wollte." Das weiß im deutschen Land (und auch draußen leider) jedes Kind. Wissen längst Alle, die damals, weil sie nicht hinter den Vorhang gucken konnten, wähnten, des Kanzlers Genie sei welk geworden. Und doch darf man drucken: Bismarck war fertig und mußte drum gehen. Wo sind eigentlich all die „Verehrer" des Großen geblieben? Seit Wochen wird er in der Heimath geschmäht, wird sein Bild den Volksgenossen von Bubenhand besudelt: und von Empörung ist nichts zu spüren. Sind die Treugelübde ins Leere verhallt und nur Bezechte noch, an der Kneiptafel, bereit, ihn zu feiern? Den détracteurs Bonapartes (zu denen selbst Taine gezählt wurde) hat man das Leben nicht so leicht gemacht. Fragt, liebe Leute, fortan doch wenigstens, ehe Ihr Euch mit dem Milchmatz füttern laßt, aus welcher Tasche die Kosten der Herstellung bezahlt worden sind. Manchmal findet Ihr dann vielleicht die Lösung des Räthsels.

(Da Wahres und Falsches jetzt wieder wie Koriander und Mäusedreck durcheinandergeworfen wird, will ich erwähnen, daß im Ministerium des Königlichen Hauses zwei Kriegstagebücher des Kronprinzen Friedrich Wilhelm liegen, die am neunten Oktober 1888, also nach der Abfassung des Immediatberichtes, auf Befehl des Königs nach Friedrichsruh geschickt worden sind. Beide sind von der Hand des Kronprinzen geschrieben. Das von Geffcken veröffentlichte war ein Theil des längeren, offenbar erst nach dem Krieg in dieser Form entstandenen, in dem Bismarck, Rottenburg und Busch viele Interpolationen feststellen konnten. Politisches war eingeflickt worden. Nach zwei Tagen gingen die Dokumente ins Ministerium zurück).

Kaiser und Kanzler.

Am vierten November ist in den Leipziger Neusten Nachrichten ein Stück aus Bismarcks „vertraulichen Aeußerungen über die Motive meines Rücktrittes aus dem Dienst" veröffentlicht worden. Ich habe Grund, zu glauben, daß diese Publikation nicht von Erben des Fürsten bewirkt worden ist. Von wem? Bismarck hat den Entwurf (der zunächst nur intimem Gebrauch zugedacht war) am vierundzwanzigsten März 1891 in Friedrichsruh, nebst dem Entlassungsgesuch, dem alten Moritz Busch übergeben und ihm nicht verboten, diese Schriftstücke für sich zu kopiren. Das wußten die Söhne; und waren angenehm erstaunt, als am Tag nach dem Tode des Vaters nur das Entlassungsgesuch (im Berliner Lokalanzeiger), nicht auch der Kommentar veröffentlicht wurde. Nun ist er doch aus dem Dunkel getaucht. Und bestätigt authentisch, was ich vor acht Tagen hier über die Hauptursache des Bruches gesagt habe.

Ueber das Morgenverhör, das dem Besuch Windthorsts folgte, heißt es (in dem jetzt gedruckten Theil des Entwurfes) nur: „Einer Allerhöchsten Kontrole meines persönlichen Verkehrs in und außer Dienst kann ich mich nicht unterwerfen". Dieses Thema ist einstweilen erledigt; ein wichtigeres folgt. „In meinem Entschluß zum Rücktritt von meinen Aemtern bin ich dadurch gefestigt worden, daß ich mich überzeugt habe, auch die Auswärtige Politik Seiner Majestät nicht vertreten zu können. Ungeachtet meines Vertrauens auf die Triplealliance habe ich doch die Möglichkeit, daß sie einmal versagen könne, nie aus den Augen verloren. In Italien steht die Monarchie nicht auf starken Füßen; die Eintracht zwischen Italien und Oesterreich ist durch die Irredenta gefährdet; in Oesterreich kann, trotz der Zuverlässigkeit des regirenden Kaisers, die Stimmung anders werden. Ungarns Haltung ist nie sicher zu berechnen; es kann sich und Oesterreich in Händel verwickeln, denen wir fern bleiben müssen. Deshalb bin ich stets bemüht gewesen, die Brücke zwischen uns und Rußland nie abzubrechen, und glaube, den Kaiser Alexander in friedlichen Absichten so weit bestärkt zu haben, daß ich einen russischen Krieg, bei dem auch im Fall eines siegreichen Verlaufes nichts zu gewinnen ist, kaum noch befürchte; höchstens würde von dort aus uns entgegengetreten werden, wenn wir nach einem siegreichen Krieg von Frankreich neue Gebietsabtretungen verlangten. Rußland bedarf der Existenz Frankreichs, wie wir der Oesterreichs als Großmacht bedürfen. Nun hat der deutsche Konsul in Kiew eingehende Berichte, zusammen wohl zweihundert Seiten stark, über russische Zustände, darunter auch über militärische Maßnahmen, eingesandt, von welchen ich einige, politischer Natur, Seiner Majestät eingereicht, andere, militärische, dem Generalstab der Armee (in der

Annahme, daß dieser sie an Allerhöchster Stelle zum Vortrag bringen werde, falls sie dazu geeignet wären) übersandt, die übrigen, um sie mir vortragen zu lassen, dem Geschäftsgang übergeben habe. Die Berichte waren zum Theil veraltet, da die sicheren Gelegenheiten von Kiew selten sind. Darauf ist mir das nachstehende Allerhöchsteigenhändige Schreiben zugegangen." Hier ists: „Die Berichte lassen auf das Klarste erkennen, daß die Russen in vollem strategischen Aufmarsch sind, um zum Krieg zu schreiten. Nur muß ich sehr bedauern, daß ich so wenig von den kiewer Berichten erhalten habe. Sie hätten mich schon längst auf die furchtbar drohende Gefahr aufmerksam machen können! Es ist die höchste Zeit, die Oesterreicher zu warnen und Gegenmaßregeln zu treffen. Unter solchen Umständen ist natürlich an eine Reise nach Krasnoje meinerseits nicht zu denken. Die Berichte sind vorzüglich. W." Bismarcks Kommentar lautet: „In diesem Schreiben ist erstens der Vorwurf ausgedrückt, daß ich Seiner Majestät Berichte vorenthalten und Allerhöchstdenselben nicht auf die vorhandene Kriegsgefahr aufmerksam gemacht habe. Zweitens enthält es politische Weisungen, die ich nicht ausführen kann. Wir sollen Oesterreich warnen und selbst Gegenmaßregeln treffen. Und der Besuch Seiner Majestät zu den russischen Manövern, zu welchen der Herr sich selbst, ohne mein Zuthun, angemeldet hat, soll unterbleiben. Ich bin überhaupt nicht verpflichtet, Seiner Majestät alle Berichte, die mir zugehen, vorzulegen, und ich habe unter diesen die Wahl je nach dem Inhalt, für dessen Eindruck auf Seine Majestät ich glaube die Verantwortung tragen zu können. Die fraglichen Berichte waren sämmtlich nur für den Generalstab von Interesse und auch für diesen meist veraltet. Ich habe nach bester Einsicht eine Auswahl für Seine Majestät getroffen und finde in dem Handschreiben ein unverdientes kränkendes Mißtrauen. Bei meiner noch jetzt unerschütterten Auffassung von den friedlichen Absichten des Kaisers von Rußland bin ich aber außer Stande, Maßnahmen zu vertreten und in Oesterreich zu veranlassen, wie Seine Majestät es verlangt."

Das Handschreiben hatte der Kanzler am siebenzehnten März empfangen; am Morgen des Tages, der ihm aus dem Munde der Herren von Hahnke und von Lucanus dann zwei Excitatorien brachte, zwei Aufforderungen, mit unbedächtiger Schnelle seine Entlassung zu erbitten. Drei Monate vorher hatte General von Schweinitz, Deutschlands Botschafter am Zarenhof, ihm aus Petersburg gemeldet: Die Russen beeilen weder die Herstellung des neuen Gewehres noch den Bau der strategisch wichtigen Eisenbahnen; mit dem Gewehr sind sie erst in drei Jahren fertig. Chlodwig hat die Depesche gelesen; und von Bismarck gehört: „Ich sehe keine Wahrscheinlichkeit, daß wir bald Krieg be-

kommen. Waldersee will ihn, weil er fühlt, daß er zu alt wird, wenn der Friede noch lange dauert. Kommt der Krieg, dann bricht er mit Rußland und Frankreich zugleich aus. So lange der Kaiser Alexander lebt, glaube ich nicht daran. Wir wären nur gezwungen, loszuschlagen, wenn der Bestand der österreichischen Monarchie gefährdet würde." War das Vertrauen auf Alexander berechtigt? Als Wilhelm der Zweite den Schöpfer des Reiches hassen gelernt hatte, hat er, spöttisch lachend, behauptet: „Der Kaiser von Rußland hat mir gesagt, er sei, wenn Bismarck ihm Etwas gesagt habe, immer überzeugt gewesen, ‚qu'il me tricherait.'" Ehe Wilhelms Enkel so weit gebracht war, sprach er anders. Am fünfundzwanzigsten Mai 1888: „Bismarck hat sich mit dem Kaiser von Rußland sehr gut auseinandergesetzt. Dieser hat aber das Mißtrauen aller wenig begabten Menschen gegen sehr hervorragende Individualitäten." Bismarck selbst hat geschrieben: „Kaiser Alexander hat mir ein Wohlwollen bewiesen, das in Skierniewice und in Berlin zum authentischen Ausdruck kam und darauf beruhte, daß er mir glaubte. Selbst die durch ihre unverschämte Dreistigkeit eindrucksvolle Intrigue mit gefälschten Briefen, die ihm in Kopenhagen zugesteckt worden waren, wurde durch meine einfache Versicherung sofort unschädlich gemacht. Eben so gelang es mir bei der Begegnung im Oktober 1889, die Zweifel, die er wieder aus Kopenhagen mitgebracht hatte, zu zerstreuen, bis auf den einen, ob ich Minister bleiben würde. Er war wohl besser unterrichtet als ich, als er die Frage an mich richtete, ob ich meiner Stellung bei dem jungen Kaiser ganz sicher sei. Er gab (als der Fürst die Frage bejaht hatte) seiner großen Genugthuung über meine Zuversicht Ausdruck, wenn er sie auch nicht unbedingt zu theilen schien." Der Kanzler, der selbst nach dem Urtheil seiner Gegner das internationale Geschäft doch leidlich verstand, hatte im Oktober also mit dem Zaren gesprochen, im Dezember von Schweinitz den Bericht erhalten, der nahe Kriegsgefahr fast völlig ausschloß; inzwischen über die Verlängerung des Assekuranzvertrages verhandelt und am zehnten Februar von Schuwalow, der aus Petersburg kam, gehört, der Erfolg deutscher Politik am russischen Hof habe eine „über Erwarten große Bedeutung" erlangt. Am siebenzehnten März aber empfing er den Rügebrief; wurde von seinem Kaiser ihm vorgeworfen, er habe die Majestät wissentlich ungenügend informirt und den Hinweis auf die „furchtbar drohende" Kriegsgefahr leichtsinnig versäumt.

Wer hat Recht behalten? Die Monarchie scheint in Italien heute nicht ernstlich bedroht; fürs Erste die Zeit vorüber, wo fromme Seelen hoffen durften, der Statthalter Petri werde den Zwist mit dem Staat enden und sich mit historisch Gewordenem friedlich abfinden, wenn er, über ein Kleines, in

einer italischen Republik als einziger Souverain (freilich einer ohne Territorialmacht) throne. Auch die Irredenta ist stiller geworden. Dafür glimmts jetzt an der dalmatischen Küste, im Arnautengebiet, in der Gegend, die der montenegrinische Schwiegervater Victor Emanuels mit wachsamem Mißtrauen überblickt; und der militärische Vertrauensmann des Erzherzogs Franz Ferdinand hat die Verstärkung der tirolischen Garnisonen durchgesetzt. Wie es in Oesterreich und Ungarn aussieht, wissen wir; die nicht ganz Blinden ahnen auch, wie es nach dem Thronwechsel da aussehen wird. Ueber den Dreibund standen, während Herr von Tschirschky den (noch lange nicht genug beachteten) Besuch in Rom machte, im Temps die Sätze: La faiblesse que la Triple-Alliance porte en elle, la haine austro-italienne, survivra à la visite de M. de Tschirschky comme aux visites précédentes. Par contre, la force réelle dont elle dispose, c'est-à-dire la nécessité où est l'Italie d'être l'alliée de l'Allemagne pour se couvrir contre l'Autriche, subsistera, elle aussi, quelles que soient les manifestations nationales en Autriche et en Italie. Präziser läßt sich die Thatsache nicht ausdrücken, daß der Dreibund für Italien heute nur noch den Zweck hat, es unter Deutschlands Hut gegen Oesterreich zu sichern. Mit all diesen Möglichkeiten hat Bismarck gerechnet. Er wollte auf festen Grund bauen. Noch drei Jahre nach der Entlassung schrieb er: „Ich glaube nicht, daß Rußland, wenn es fertig ist, ohne Weiteres Oesterreich angreifen würde, und bin noch heute der Meinung, daß die Truppenaufstellung im russischen Westen auf keine direkt aggressive Tendenz gegen Deutschland berechnet ist". Als er diesen Satz formte, ahnte er nicht, daß vom Fürsten Lobanow-Rostowski in Wien, vom Bothschaftrath Freiherrn Lexa von Aehrenthal in Petersburg schon die austro-russische Verständigung vorbereitet war. Am Tiber, diesseits und jenseits von der Leitha konnte das Wetter leicht wechseln. Den russischen Islam, die Riesengemeinde der ihrem Gott geduldig ergebenen Slavenmenschheit, schafft kein aus der Theatermaschine herdonnernder Gott uns vom Leib. Daß Rußlands Macht durch revolutionäre Umtriebe für eine Weile gelähmt werden könne, hielt auch Bismarck für wahrscheinlich; ein auf so langer Grenze uns benachbartes Reich von hundertvierzig Millionen Menschen und fast völlig unberührten Bodenschätzen aber für eine im politischen Kalkul so wichtige Ziffer, daß er alles mit der Ehre und dem Interesse Deutschlands Vereinbare thun wollte, um in diesem Reich, aus dem nichts uns Lohnendes zu holen ist, nicht unversöhnlichen Haß zu säen.

Wilhelm wollte gegen Rußland die Grenze waffnen, Oesterreich warnen, den Besuch, den er, wider des Kanzlers Wunsch, am dreizehnten Oktober 1889

dem Zaren angeboten hatte, absagen. Warum? Weil veraltete und einseitige Konsularberichte meldeten, was einer persönlichen Verstimmung entsprach (und was Waldersees Ehrgeiz gern hörte). Der Protest gegen dieses Vorhaben war Bismarcks letzte Kanzlerthat. „Ich würde damit alle für das Deutsche Reich wichtigen Erfolge in Frage stellen, welche unsere Auswärtige Politik seit Jahrzehnten im Sinne der beiden hochseligen Vorgänger Eurer Majestät in unseren Beziehungen zu Rußland unter ungünstigen Verhältnissen erlangt hat." Alexander hat weder gegen Oesterreich noch gegen Deutschland Krieg geführt. Wilhelm hat den Besuch in Spala nicht abgesagt. Hat er Oesterreich gewarnt? Vielleicht in dem Brief, den Graf Wedel am dritten April 1890 in die Hofburg brachte. Doch in Wien wußte man, daß eine kriegerische Balkanaktion damals nicht im Plan des Gossudars lag, und wurde deshalb nicht nervös. Auch nicht, als man (ziemlich früh) erfuhr, was Wilhelm im Schloß über des Kanzlers Treulosigkeit den Kommandirenden Generalen gesagt habe. Daß in dem Schicksalsmärz die internationale Politik des Deutschen Reiches einen neuen Pivot wählte, spüren wir heute noch. Und haben in frostiger Einsamkeit Grund, dem Wort Bismarcks (aus dem Kapitel über die russische Politik) nachzudenken: „Meine Befürchtung ist, daß auf dem eingeschlagenen Wege unsere Zukunft kleinen und vorübergehenden Stimmungen der Gegenwart geopfert wird. Frühere Herrscher sahen mehr auf Befähigung als auf Gehorsam ihrer Rathgeber; wenn Gehorsam allein das Kriterium ist, so wird ein Anspruch an die universelle Begabung des Monarchen gestellt, dem selbst Friedrich der Große nicht genügen würde, obschon die Politik in Krieg und Frieden zu seiner Zeit weniger schwierig war als heute."

Hätten Alle, die es anging, vor acht Jahren diese Worte mit wachem Sinn gelesen, dann stünden wir jetzt nicht, wo wir stehen; brauchten hochkonservative Herren nicht laut vor „Entgleisungen in den Bereich des Absolutismus" zu warnen. Doch damals lebte noch die Legende, das Verhältniß des dritten Kaisers zum ersten Kanzler sei nach kurzer Trübung ungemein herzlich geworden und Bismarck habe sterbend das Werk Wilhelms gesegnet. Hatte er nicht den Kaiser, ihn nicht der Kaiser besucht? Den Reckenleib mit einem grauen Mantel gewärmt, mit Küraß und Palasch geschmückt, alle Ehren auf das greise Haupt gehäuft und den Reichstag, der dem Achtzigjährigen den Glückwunsch weigerte, mit rauhem Zornruf getadelt? Nur Brunnenvergifter konnten noch leugnen, daß der holdeste Friede, die zärtlichste Eintracht hergestellt sei; professionelle Hetzer. Auch darüber muß, ehe wir Chlodwigs Klatschbibel neben Varnhagens aufs Bücherbrett stellen, in aller Ruhe geredet werden.

Die Versöhnung.

Bismarck war als ein wohlerzogener Mann aus dem Amt gegangen. Er hatte den Nachfolger, der ihm, auf Befehl, so hastig ins Haus gerückt war, als Junggesellen an seinen Familientisch geladen. Der blieb meist ein schweigsamer Gast; sagte aber zu Frau Johanna: „Mir ist zu Muth wie einem Kinde, das man mit verbundenen Augen in ein dunkles Zimmer gestoßen hat.“ (Graf Brandenburg, der Troupier Friedrich Wilhelms des Vierten, sagte im November 1848 zu dem Junker aus Schönhausen: „Ich gehe in die Sache wie ein Kind ins Dunkel. Ich bin mit staatsrechtlichen Fragen unbekannt und kann nichts weiter thun, als meinen Kopf zu Markte tragen. Ich brauche einen Kornak, einen Mann, dem ich traue und der mir sagt, was ich thun kann.“ Alles wiederholt sich nur im Leben.) Am vierundzwanzigsten März saß der Kürassier mit dem Infanteristen allein beim Frühstück. Caprivi: „Wenn der Kaiser mich mit meinem Armeecorps an eine Stelle geschickt hätte, wo uns der Untergang drohte, hätte ich zuerst remonstrirt, wiederholtem Befehl aber stumm, ohne nach dem Ausgang zu fragen, gehorcht. So mache ichs auch auf diesem Posten.“ Ehrenwerth; aber gefährlich. Vor der Abreise kam der Fürst in das Arbeitzimmer des Generals. „Haben Eure Excellenz mir noch Etwas zu sagen, mich Etwas zu fragen?“ „Ich habe Eurer Durchlaucht nichts zu sagen und habe Eure Durchlaucht nichts zu fragen.“ Am neunundzwanzigsten März gings in den Sachsenwald. Im April erzählte Bucher, die Herren von Holstein und Rudolf Lindau seien vom Fürsten abgefallen, und erfuhr von Busch, Paul Kayser, das Gunstkind bismärckischer Laune, habe anonym einen unfreundlichen Artikel über des Kanzlers Rücktritt veröffentlicht. Herbert giebt den Herren des Auswärtigen Amtes ein Abschiedsessen; vier Herren, „die meinem Vater Alles verdanken“, schicken Absagen. Der Fürst hört, daß Caprivi den Geheimvertrag mit Rußland nicht erneuert hat; und liest in der ersten Rede des preußischen Ministerpräsidenten den Satz: „Ich halte es für eine überaus gnädige Fügung der Vorsehung, daß die Person unseres jungen erhabenen Monarchen geeignet ist, die Lücke zu schließen und vor den Riß zu treten.“ Ein Gehorcher. Das also war die Absicht. Dennoch geht an die Redaktion der Hamburger Nachrichten die Weisung, Herrn von Caprivi, den der Fürst wegen seiner persönlichen Eigenschaften hochschätze, mit Rücksicht zu behandeln. (In den Tagen, wo Friedrich von Baden sagte, Bismarck lasse in Hamburg empörende, infame Artikel schreiben; über die auch der Kaiser sich zu Chlodwig „sehr entrüstet aussprach.“) Vier Wochen danach geht die Cirkularnote gegen Bismarck ins Land. Von den Grafen Lehndorff und Stirum, den Herren Krupp, von Kardorff und

Stumm, die sich noch nach Friedrichsruh wagen, heißts in einem Brief Buchers schon, sie hätten „der Allerhöchsten Ungnade getrotzt". Am Tag von Hochkirch und Jena schreibt der bittere Lothar: „Ich will auch einen anständigen Mann erwähnen. Graf Arco, Gesandter in Washington, ist auf einige Tage hier zum Besuch. Rara avis." Und warnt in jedem Brief vor dem Schwarzen Kabinet. (Zu Zeiten wurden alle im Sachsenwaldhaus geschriebenen Briefe in einem Körbchen nach Bergedorf gebracht und dort erst in den Postkasten geworfen; der Sicherheit wegen.) Münster und Hatzfeldt petzen jedes rasche Wort, das Herbert in London gesprochen hat, flink nach Berlin; und Radolin „erzählt manche unerfreuliche Züge vom alten Fürsten". Der Kaiser, der im März seinen Kanzler zu russophil fand, tadelt nach der Weihnacht den Fehler, den Bismarck gemacht habe, als „er gegen die russischen Finanzen Krieg führte"; ist aber zuversichtlich: „Mit den Hamburger Nachrichten dauerts noch ein Jahr oder zwei; dann hört die Opposition auf." Bald danach: „Man drängt mich von vielen Seiten zur Versöhnung mit Bismarck. Ich bin dazu bereit, aber es ist nicht an mir, den ersten Schritt zu thun. Die Russen brauchen eine Anleihe von sechshundert Millionen Rubel, die sie nicht bekommen. Mit dem Kaiser Alexander stehe ich jetzt gar nicht. Er ist hier durchgereist, ohne mich zu besuchen, und ich schreibe ihm nur ceremonielle Briefe." Im Juni 1892 klopft Chlodwig, das goldene Gemüth, an; die Elsässer fürchteten, daß Bismarck wiederkomme. Der Kaiser lacht: „Da können sie ruhig sein. Der kommt nicht wieder." Nach der wiener Reise des Fürsten: „Wenn die Leute glauben, daß ich Bismarck maßregeln, etwa nach Spandau schicken werde, so irren sie sich; ich denke nicht daran, aus ihm einen Märtyrer zu machen, zu dem die Leute wallfahren würden." (Hatte er denn ein strafbares Verbrechen begangen? Gabs einen deutschen Gerichtshof, der ihn verurtheilt hätte? Und wars nur kaiserliche Gnade, die ihn dem Schuldspruch entzog?) Im November: „Wenn man Das, was Bismarck thut, mit Dem vergleicht, wofür der arme Arnim leiden mußte!" (Arnim war zuerst zu neun Monaten Gefängniß, dann zu fünf Jahren Zuchthaus verurtheilt worden.) Bismarck und Waldersee sei ganz gleichgiltig, was dem Reich geschehe; das Ziel ihres gemeinsamen Hasses sei nur, Caprivi zu stürzen. Chlodwig hält die Versöhnung, von der bei Hof noch immer geredet wird, für unmöglich; und notirts.

Im August 1893 war Bismarck in Kissingen erkrankt. Von dieser Krankheit sprach, am vierzehnten September, der Kaiser zu Chlodwig; aber auch „von Bismarcks bisheriger feindlicher Thätigkeit". Triumphirend fügt Onkel Jottedoch hinzu: „Von einer versöhnlichen Stimmung fand ich keine Spur." Wilhelm ging nach Ungarn und schickte aus Güns eine Depesche, die seine

Freude über die Genesung des Fürsten in herzliche Worte faßte und ihm ein süd- oder mitteldeutsches Schloß als Rekonvaleszentenheim anbot. Bismarck dankte ehrerbietig; sein Arzt wünsche aber, ihn in vertrauten Verhältnissen der völligen Gesundung entgegenzuführen. In der Vossischen Zeitung stand: „Wenn Fürst Bismarck fortan den Kampf, wie bisher, gegen den Grafen Caprivi, gegen die Regirung, gegen die Politik des Neuen Kurses führen sollte, dann wäre er durch die Depesche von Güns ins Unrecht gesetzt.“ In der „Zukunft“: „Wenn Fürst Bismarck, weil er durch kaiserliche Huld ausgezeichnet worden ist, auch nur um Haaresbreite seine politische Haltung änderte, dann würde er dem Wahn Recht geben, daß nicht große sachliche Bedenken ihn in die Opposition gedrängt haben, sondern kleine persönliche Verstimmungen, die ein Gnadenbeweis rasch beseitigen kann.“ Natürlich blieb Alles, wie es vorher gewesen war. Nach dem Ordensfest kann, im Januar 1894, Chlodwig aber notiren: „Das Ereigniß des Tages, das auch abends bei Holstein mit Pourtalès und Marschall besprochen wurde, war das Erscheinen Herberts. Ich sah ihn in der Kapelle, wo er sich sehr unbefangen bewegte. Im Kasino wird dem Kaiser vorgeworfen, er habe Herbert sagen lassen, er wolle ihn sprechen, und habe ihn dann geschnitten. Die Wahrheit ist, daß Eulenburg durch Kanitz und Blumenthal Herbert in die Nähe des Kaisers hat bringen lassen. Man hatte gehofft, eine Annäherung herbeizuführen und damit Caprivis Stellung zu erschüttern. Das ist nun mißlungen.“ Welche Absicht der Eulenmarschall in seines Busens Tiefe barg, weiß ich nicht. Wohl aber, daß Herbert glauben mußte, der Kaiser wünsche, ihn beim Ordensfest zu sehen. Einer Ansprache wurde er nicht gewürdigt. Wenige Schritte vor seinem Standort drehte Wilhelm, nachdem er mit dem Abgeordneten Alexander Meyer gesprochen hatte, sich um und schritt rückwärts. (Hofleute erzählten, er habe gesagt: „Da wende ich mich doch lieber direkt an den Alten!“ Und noch in derselben Stunde den Brief geschrieben, den ein Flügeladjutant dann in den Sachsenwald trug; ein Moltke zu Bismarck.)

Wer Chlodwig, den zuverlässigen Historiker und redlichen Freund, richtig einschätzen will, muß ihn jetzt stöhnen hören. Am zweiundzwanzigsten Januar: „Der Kaiser war heute bei Marschall und schimpfte über Herbert. Trotzdem hat er gleichzeitig einen Adjutanten mit Wein nach Friedrichsruh geschickt und dem Fürsten seine Freude aussprechen lassen über seine Genesung. Bismarck hat in einem verbindlichen Schreiben geantwortet und gesagt, er werde nach dem Geburtstag hierher kommen, um dem Kaiser persönlich zu danken“. Dreister kann man, was vor Aller Augen geschehen ist, kaum noch entstellen. Der Kaiser, der seit fünfundzwanzig Jahren die preußische Uniform

trug, hatte, in freundlich drängenden Ausdrücken, zu diesem militärischen Fest auch den Generaloberst en Fürsten Bismarck geladen; zweimal im Verlauf zweier Tage. Der Fürst, der dem hohen Herrn nicht einen Theil des Jubels ablenken wollte, hatte um die Erlaubniß gebeten, Glückwunsch und Dank am Tag vor der Feier abstatten zu dürfen. Chlodwig aber spricht keck von einer „Annäherung“ Bismarcks. „Meine Freunde im Auswärtigen Amt sind etwas beunruhigt, weil sie fürchten, daß Bismarck dem Kaiser rathen könne, einen anderen Reichskanzler zu wählen, und Holstein meinte sogar, ich sollte dem Kaiser rathen, mich zuzuziehen, wenn er Bismarck empfinge.“ So unklug war Herr von Holstein selbst in einer Schreckensstunde gewiß nicht. „Jedenfalls ist Vorsicht nöthig. Käme ein bismärckisches Regime, so würde ich natürlich nicht mehr lange in Straßburg bleiben, sondern müßte einem Freunde Bismarcks Platz machen.“ Der erste, der letzte Gedanke des selbstlosen Patrioten. Inde illae irae. Und aus Angst und Wuth entbindet sich das Geständniß: Einen Freund Bismarcks darf ich mich nicht nennen. „Die Konservativen und Caprivi-Gegner triumphiren heute. Ich glaube aber immer noch, daß die Sache nicht so schlimm verlaufen wird, wie sie aussieht. Jedenfalls ist es gut, daß ich jetzt hier bin.“ Sehr gut. Drei Tage danach: „Die Sache hat ihre Gefahren. Caprivi gesteht zu, daß er von der Absicht des Kaisers nicht informirt war. Er erträgt Das mit Resignation. Ich möchte unter solchen Umständen nicht Reichskanzler sein. (Warte nur: balde!) Doch ist es gut, daß er diese Resignation besitzt und wir ihn behalten, wenn nicht Bismarck bei seinem Besuch Mittel und Wege findet, ihn beim Kaiser zu verdächtigen.“ (Der edle Reichsfürst glaubt offenbar, jede Durchlaucht müsse ihm an Takt und Anstandsgefühl gleichen; sonst könnte er dem Gast des Kaisers nicht so plumpe Niedertracht zutrauen.) „Gott gebe, daß dieser Sturm an Caprivi vorübergehe!“ Von der Russischen Botschaft aus sieht er Bismarck ins Schloß fahren. „Von einem großen Enthusiasmus war nichts zu spüren.“ Wirklich? Vielleicht nicht hinter Schuwalows Doppelfenstern. Trotzdem man zwischen der Reiterhecke in der Galakutsche nur einen weißen Handschuh, einen gelben Streifen, das Funkeln eines Stahlhelmes sah, gings wie ein Rausch durch die Massen. Nie erlebte ich mehr Enthusiasmus. Gehörssache. „Es ist sicher, daß diese Aussöhnung dem Kaiser viele Popularität in ganz Deutschland erworben hat.“ Und doch meinte der gute Onkel, sie sei gefährlich, meinte, sie sehe schlimm aus? Weil er an Straßburg und Werki, Werki und Straßburg dachte und zu anderer Erwägung erst später Zeit fand.

(Neun Monate danach war der Brave Kanzler des Deutschen Reiches. Kein Wörtchen des Bedauerns darüber, daß dieser Sturm nicht an Caprivi

vorübergegangen sei. An Bismarck, den sein heißes, ungestilltes Prestigebedürfniß braucht, ein huldigender Brief; plötzlich der Wunsch, „mich von dem Befinden Eurer Durchlaucht und der Frau Fürstin durch einen persönlichen Besuch zu überzeugen.“ Im Januar der Besuch; der Wirth wünscht ihm beim Abschied „Tapferkeit“; und das Männlein fühlt den Hohn gar nicht. Als er schon arg wackelt, eine Kommersrede. „Der Größte jener Helden steht noch unter uns wie eine der Eichen des Sachsenwaldes. Unentwegt treue Verehrung dem Manne, der sein Leben eingesetzt hat...“ Wer speit da? Und Bismarck, der oft schlauster Tücken Geziehene, war zu nobel, um diesem hymnischen Lied zu mißtrauen. Dankte für die „wohlwollende und ritterliche Kundgebung“. Dankte dem Mann, der in sein Tagebuch geschrieben hatte, der Kanzler habe ihm „die Anerkennung der Welt oder des Kaisers“ niemals gegönnt und sich bemüht, ihm die Statthalterstellung zu verderben, weil „die Familie Bismarck Neid darüber empfunden hat, daß ich diese erbliche Stelle erhalten sollte, während Bismarck nicht erblicher Herzog von Lauenburg geworden ist“. Zwar hat Bismarck ihn mit Mühe als Statthalter durchgesetzt. Aber Maxime Ducamp erzählt, die Statthalterschaft solle erblich werden. „Das giebt mir zu denken. Deshalb hat Bismarck mir Prügel zwischen die Füße geworfen“. He was a man.

Am Tag nach Bismarcks Besuch sagt der Kaiser zu Chlodwig: „Jetzt können sie ihm Ehrenpforten in Wien und München bauen; ich bin ihm immer eine Pferdelänge voraus. Wenn jetzt die Presse wieder schimpft, setzt sie sich und Bismarck ins Unrecht.“ Eine Woche danach war hier zu lesen: „Mit ganz anderer Ruhe, ganz anderer Offenheit und mit unvergleichlich größerem Nachdruck kann Bismarck jetzt seine Stimme erheben, wenn es ihm wieder nöthig scheint, vor falschen, gefährlichen Wegen zu warnen; denn auch der Kurzsichtige muß nun erkennen, daß ein persönlich nach jeder Richtung reichlich saturirter Mann Erfahrung und Einsicht dem Reich und dem Kaiser nutzbar zu machen versucht.“ Und noch im selben Monat („Otto der Zahme“): „Für einen Mann, der in seiner politischen Haltung von persönlichen Momenten, von Gnade oder Ungnade des Monarchen, sich bestimmen läßt, werden nur Lohndiener noch eintreten; die Anderen werden dem großen Diplomaten, den sie als kleinen Menschen erkannt haben, in erkühlter Bewunderung den Rücken kehren. Wer so gesprochen hat wie Bismarck während der letzten zwei Jahre, Der muß von unserer Lage eine tief pessimistische Auffassung haben und würde sich selbst vor dem Urtheil der Geschichte verkleinern, wenn er durch äußerliche Erscheinungen sich aus seiner Bahn drängen ließe.“ Er hats nicht gethan; ist avant et après la bouteille der Selbe geblieben. Und der Kaiser? Das letzte Wort,

das Chlodwig aus seinem Mund über Bismarck hört, klingt noch genau so hart, so heftig wie das nach der Entlassung im Märzgroll gesprochene.

Daß es so kommen werde, hatte Bismarck nie bezweifelt. Nicht eine Minute im Ernst an eine „Versöhnung" gedacht. Er mußte viel gelitten, sehr viel überwunden haben, ehe er sprechen konnte, wie er seit dem glorreichen Sommer des Uriasbriefes sprach. Die Ueberwindung war endgiltig, der Riß aus der Wurzel des Gemüthes unheilbar. Der Einladung ist er sehr ungern gefolgt; und hat doch keinen Augenblick vor der Entscheidung gezaudert. Le bouchon est tiré, il faut boire, hörte ich ihn zu Herbert sagen, den die Reise schreckte; dabei wies er mit freudlosem Lächeln auf die Steinbergerflasche. „Weiche ich wieder aus, wie nach der günser Artigkeit, dann bin ich der alte Sünder, der die hingestreckte Hand seines gnädigen Herrn nicht ergreift, und Alles, was offiziös ist oder sein möchte, empfängt die Parole: Der Kaiser hat seinen Rath verlangt und der rachsüchtige Greis ist nicht gekommen! Dann denken meine Landsleute, ich hätte helfen können; und ich werde von morgen an für die Firma mithaftbar gemacht. Ich bin fest überzeugt, daß mein Rath nicht verlangt, nach meiner Meinung nicht gefragt und kein Wort über die Geschäfte gesprochen wird. Um auch Andere davon zu überzeugen, muß ich hin. Politesse n'est pas politique." In dem eskortirten Prunkwagen kam er sich „wie ein wichtiger Staatsgefangener" vor. Bat, da er hörte, welche Hoffnung das Volk an den Besuch knüpfe, noch im Schloß den Grafen Henckel, „draußen abwiegeln zu lassen". Und sagte lächelnd nach der Heimkehr, er habe nie so viele Ballgeschichten erzählt wie in den berliner Stunden, in die aus der Welt politischen Getriebes, wie er erwartet und gehofft habe, kein Sterbenswörtchen gedrungen sei. Er wußte, warum er bemüht worden war; und hätte nie pedantisch, wie Caprivi, dem Kaiser vorgeworfen, seine privaten Aeußerungen stünden oft in Widerspruch zu seinen „offiziellen Kundgebungen". Solches kann der Wahrer der Staatsraison an Sturmtagen nicht immer vermeiden. Die Frau citirte schmunzelnd aus dem Brief einer Freundin den Ausdruck der Freude darüber, daß „Ottochen" noch einmal im Triumph durchs Brandenburger Thor eingeholt worden sei. Der Mann, dem sie bald danach wegstarb, hat sich noch ein paar Jahre lang leise gehärmt. Die Behauptung, er habe je wieder hoffen, hellen Auges in die nahe Zukunft des Reiches blicken gelernt, ohne Konvenienzzwang die neue Regirungmode gelobt, ist wohlmeinender Trug. Den wollte er nicht. Weder an Feiertagen sich lebend als Nationalgötzen umtanzen lassen noch gar eine schöne Leiche werden. „Nur den Leuten nicht Sand in die Augen streuen": war seine stete Warnung. Jedem, ders hören mochte, sagte er, daß er zwar stiller, („Das Alter setzt mir

mehr zu als alle meine Feinde"), doch der Sorge nicht ledig geworden sei. Er sicherte sich die letzte Ruhe; geräuschloses Begräbniß. Und starb unversöhnt.

Sein Schatten ist zu versöhnen. Nicht durch Harnisch und Goldpalasch; durch alle Ehrenqualitäten unseres kreisenden Balles niemals. Wann wird das Bismarckdrama historisch, weitet sichs aus täglich mit neuem Weh empfundener Wirklichkeit zum germanischen Mythos? Wenn der Irrthum, der es zu jäher Katastrophe trieb, getilgt ist. Wenn der alternde Kaiser der Deutschen, wie einst den treusten Mann, nun den trügerischsten Glauben verbannt; den: er könne allein regiren. Kein Gekrönter kanns heute noch. Jeder muß, auch einer von brillanter Naturanlage, glücklich sein, wenn er sich, ohne säumig der Pflicht zu fehlen, von der Verantwortlichkeit für die Riesenmaschine entbürden kann. Bismarck wollte unter Friedrich Wilhelm dem Vierten nicht Minister sein. „Mir war die Schwierigkeit klar, welche ein verantwortlicher Minister dieses Herrn zu überwinden hatte bei dessen selbstherrlichen Anwandlungen mit oft jähem Wechsel der Ansichten, bei der Unregelmäßigkeit in Geschäften und bei der Zugänglichkeit für unberufene Hintertreppeneinflüsse von politischen Intriganten, wie sie von den Adepten unserer Kurfürsten bis auf neuere Zeiten in dem regirenden Hause Zutritt gefunden haben, — pharmacopolae, balatrones, hoc genus omne. Die Schwierigkeit, gleichzeitig gehorsamer und verantwortlicher Minister zu sein, war damals größer als unter Wilhelm dem Ersten." Wollen wir lügen? Noch länger feig leugnen, daß sie heute nicht geringer ist und nur, wenn sie endlich schwindet, das Reich zu gedeihen vermag? Allein zu regiren, hat oft schon ein junger Herr versucht; keinem gab in unseren Tagen Fortuna den Preis. Wallenstein spottet über die blutigen Treffen, die um nichts gefochten wurden, „weil einen Sieg der junge Feldherr braucht". Wie viele sah unser sehnender, unser enttäuschter Blick! Nicht auf rothem Schlachtgefild. Wurden sie uns drum minder verhängnißvoll? Als der Friedländer das Kommando übernahm, stellte er die Bedingung: „Daß mir zum Nachtheil kein Menschenkind, auch selbst der Kaiser nicht, bei der Armee zu sagen haben sollte; wenn für den Ausgang ich mit meiner Ehre und meinem Kopf soll haften, muß ich Herr darüber sein". Was hier der Feldherr heischt, muß auch der Staatsmann als sein Recht fordern. Wer sich ohne solche Zusicherung ins Führeramt drängt, ist, mit der glattesten Zunge und der Grimasse des überlegenen Weltmannes, ein armer Wicht. Gieb uns, Kaiser, den Mann, der auch vor Dir, vor dem Glanz der Gottesgnade, der Kleinodien den Nacken nicht beugt; und laß ihn regiren, den Mann! Dann löst sich der Schatten in Morgenluft. Doch schon ists spät geworden. Und Deutschland wird ungeduldig.

❦

Der Friedenspalast.

Im Haag will man als ständigen Sitz für die internationale Friedenskommission einen großen Palast errichten. Als ein Monument der dem Schoß unserer Zeit entsprossenen Idee eines dauernden Weltfriedens soll er mächtig sich erheben, eine symbolische Stätte der edelsten Menschheitbeglückung. Viele innige Wünsche, doch auch viel kühle Skepsis werden diesen Bau begleiten. Man lächle aber nicht über den himmelblauen Idealismus, der seines Zieles im Grunde so wenig sicher ist und sich dennoch so eifrig und verschwenderisch bethätigt. Nur so lange die Menschheit nicht aufhört, Unmögliches zu erstreben, wird sie stark genug bleiben, das Mögliche in Wahrheit zu erreichen. Gewiß wird die methodisch-nüchterne Arbeit, die im Dienste der Zeit und des Tages den nahen und sichtbaren Zielen kämpfend entgegenschreitet, im praktischen Leben stets die Hauptsache bleiben. Aber für das intensive Ringen der Völker nach Entfaltung höchster Kraft, für die bewußte Willensanspannung der Menschheit nach thätiger Vervollkommnung ihrer Art ist stets eine ideale Sehnsucht nothwendig, die heiß wie ein Gebet im Herzen quillt und hart wie ein Gebot die Sehnen stählt. Soll Friede auf Erden herrschen, so ist die primitivste Grundvoraussetzung dazu die, daß die Menschheit den Frieden will. Erst wenn sie diesen Willen stark und deutlich deklarirt hat, vermögen die klugen Künstler der Realpolitik in langsamer Arbeit die Mittel zu finden, um ... nun, meinetwegen, um dieses Ziel mit Anstand zu verfehlen. Aber selbst in diesem Verfehlen wird dann Etwas gethan und es wird Besseres erlangt sein, als wir heute besitzen.

Also der Friedenspalast soll gebaut werden. Carnegie, der amerikanische Milliardär, hat seine Meinung über die Wichtigkeit dieser Sache dadurch ausgedrückt, daß er für diesen Zweck das nette runde Sümmchen von zwanzig Millionen Francs ausgeworfen hat. Darauf hat man eine Preiskonkurrenz ausgeschrieben und vor einigen Wochen die Preise vertheilt. Den ersten Preis von zwölftausend Francs erhielt der französische Architekt Cordonnier. Dessen Projekt wird nun in den illustrirten Blättern veröffentlicht. Ob es durch die Preisverleihung bereits zur Ausführung bestimmt ist, weiß ich nicht. Ich möchte nur sagen, daß die Ausführung dieses Entwurfes die denkbar stärkste Kompromittirung der Friedensidee und eine unaustilgbare Blamage vor dem Richterstuhl der Jahrhunderte sein würde.

Unsere Zeit wird kaum wieder ein Bauwerk zu errichten haben, das so bestimmt ist, in die Zukunft hinauszuweisen, wie dieser haager Friedenspalast. Wenn irgend ein Bau, so wird dieser ein Denkmal und Maßstab für die künstlerische Höhe unserer Zeit werden. Deshalb hat Jeder, der sich als Bürger unserer Zeit und ein Wenig auch als Hüter ihres Kunstgewissens fühlt, die

einfache Pflicht, in dieser Angelegenheit seine Meinung zu sagen. Es kann aber unter Menschen, die für den lebendigen Organismus eines Bauwerkes sich ein natürliches Gefühl bewahrt haben, keinerlei Meinungverschiedenheit darüber bestehen, daß in Cordonniers Entwurf ein solcher „Organismus“ nicht zu fühlen ist. Vielmehr ist Alles und Jedes so unorganisch wie nur möglich zusammengestoppelt und es ist in dem Ganzen nicht die mindeste lebendige zusammenhaltende Idee erkennbar. Ueber alle Maßen erkennbar ist leider aber das hohle theatralische Blendwerk, die auf Verblüffung berechnete Coulisse. Wie es möglich war, daß dieser Entwurf gekrönt wurde, will und mag ich nicht untersuchen. Ich würde ihn nicht einmal für einen Kinderbaukasten zulassen; denn ich würde befürchten, den Geschmack der kommenden Generation damit zu verderben.

Charakteristisch für den Entwurf ist, daß er nicht eine einzige klar durchgeführte Linie zeigt. Vielmehr wuchert allüberall ein sinnloses Unkraut von Schnörkelwerk. Wahrscheinlich soll Das „französische Renaissance“ sein. Vor Allem aber wird ein ganz lächerlicher Unfug mit Thürmen getrieben. Vier mächtig zugespitzte Eckthürme flankiren den Bau; außerdem reitet auf jedem der vier Dächer ein aufgeputzter Dachreiter. Nicht genug damit, werden winzige thurmartige Anbauten an allen möglichen und unmöglichen Stellen, auf Dächern und an Fenstern, wie Kinkerlitzchen und Zuckerkant munter angeklebt. So bietet sich uns ein verwirrender Anblick von allerlei zweckwidriger Zwergromantik, die den Bauriesen parasitenhaft umklettert. Fromme Laien, die in ihrer Jugend für Ritterburgen geschwärmt haben, pflegen Derartiges „Phantasie“ zu nennen. Die „edle Himmelstochter“ wird sich aber bedanken und bescheiden darauf hinweisen, daß all diese Requisite aus jedem Musterbuch geholt und blind kopirt werden können und daß die einzige Originalität, die hier bemerkbar wird, in der ungeheuerlichen Geschmacklosigkeit und Sinnlosigkeit der Verwendung besteht.

Doch auf eine ausführliche Kritik kann ich mich nicht einlassen. Meine Absicht ist nur, zu warnen. Wird doch unsere Zeit schon so manches Andere mit in die Jahrhunderte zu nehmen haben, das ihr den schlimmen Ruf eines kunstschänderischen Zeitalters zuzuziehen vermag. Soll sie auch diesen aufgedonnerten Koloß noch mit sich schleppen, den schlimmsten von allen? Was hat unsere Zeit denn verbrochen, daß sie so viel Schande auf sich nehmen muß? War sie etwa unfähig, wahrhaftige Künstler hervorzubringen? Ach nein, Künstler hat sie nicht weniger als jede andere kulturell hochstehende Zeit. Aber daneben hat sie die unselige Gabe, den wahren Künstler nicht zum Wort kommen zu lassen und klägliche Stümper, die ihrem Plebejersinn schmeicheln, zu fördern und zu hätscheln.

Den Freunden der Friedensidee aber gebe ich noch Dieses zu bedenken:

Der Palast, den Ihr bauen wollt, soll die Idee, der Ihr dient, symbolisch zum Ausdruck bringen. Er soll in seinem Aeußeren verkünden, daß er einem Zeitalter entstammt, das den Krieg mit seinem Gefolge von Mord, Brand und roher Rauflust verurtheilt. In seiner ganzen Formensprache soll er uns den Sieg des Friedens, der Gesittung, der Harmonie ahnen lassen. Und um dieses Evangelium der Welt zu verkünden, wollt Ihr einen Bau errichten, der wie eine mittelalterliche Festung aussieht, an deren Wänden Blut klebt und von deren Thürmen der Mord droht? Habt Ihr denn alles Gefühl für die Symbolik der architektonischen Kunstsprache verloren? Eine Festhalle müßt Ihr bauen, die ein Tempel der Wohligkeit und der friedlichen Ergötzung ist. Ruhige, sanft ausklingende Linien müßten ihren Umriß rahmen. Das feinste, kultivirteste Zweckbewußtsein müßte in geadelten Formen die Herrschaft von Ordnung, Vernunft und Behaglichkeit ausdrücken. Und statt mit bewehrten Zinnen und stacheligem Fialenwerk ins Land zu dräuen, sollte ihre milde Fassade mit einladend breiten Pforten und anmuthend gedehnten Rampen die Völker zu sich herrufen und sprechen: Kehrt Alle ein unter mein schützendes Dach; hier ist Friede und Wohlsein!

Wien. Dr. Franz Servaes.

Wenigen ward es gegeben, einen Babelgedanken in der Seele zu zeugen, ganz, groß und bis in den kleinsten Theil nothwendig schön, wie Bäume Gottes; Wenigeren, auf tausend bietende Hände zu treffen, Felsengrund zu graben, steile Höhen drauf zu zaubern und dann sterbend ihren Söhnen zu sagen: Ich bleibe bei Euch in den Werken meines Geistes; vollendet das Begonnene in die Wolken ... Schädlicher als Beispiele sind dem Genius Prinzipien. Vor ihm mögen einzelne Menschen einzelne Theile bearbeitet haben; er ist der Erste, aus dessen Seele die Theile, in ein ewiges Ganze zusammengewachsen, hervortreten. Aber Schule und Prinzipium fesselt alle Kraft der Erkenntniß und Thätigkeit ... Säule ist mitnichten ein Bestandtheil unserer Wohnungen; sie widerspricht vielmehr dem Wesen all unserer Gebäude. Unsere Häuser entstehen nicht aus vier Säulen in vier Ecken; sie entstehen aus vier Mauern auf vier Seiten, die statt aller Säulen sind, alle Säulen ausschließen; und wo Ihr sie anflickt, sind sie belastender Ueberfluß. Eben Das gilt von unseren Palästen und Kirchen, wenige Fälle ausgenommen, auf die ich nicht zu achten brauche. Eure Gebäude stellen Euch also Flächen dar, die, je weiter sie sich ausbreiten, je kühner sie gen Himmel steigen, mit desto unerträglicherer Einförmigkeit die Seele unterdrücken müssen. Wohl! Wenn uns der Genius nicht zu Hilfe käme, der Erwinen von Steinbach eingab: Vermannichfaltige die ungeheure Mauer, die Du gen Himmel führen sollst, daß sie aufsteige gleich einem hocherhabenen, weitverbreiteten Baum Gottes, der mit tausend Aesten, millionen Zweigen und Blättern wie der Sand am Meer ringsum der Gegend verkündet die Herrlichkeit des Herrn, seines Meisters. (Goethe.)

Glossen.

Die Gebildeten des Inselreiches streiten sich, ob dem Evangelisten des Entwickelungsgedankens ein Marmordenkmal oder wenigstens ein Gedenkstein in der Westminster-Abtei gebühre. In dem Pantheon des nationalen Ruhmes, sagen die Einen, dürfe neben Charles Darwin, dem Biologen, dessen „Ursprung der Arten" erst vier Jahre nach Spencers „Psychologie" erschien (1859), der Philosoph nicht fehlen, dürfe der Mann nicht fehlen, der, als einer der Ersten unter den Modernen, den Lebensprozeß des Kosmos in physikalischen Ausdrücken wiederzugeben, auf wissenschaftliche Weise zu erklären versucht und die Grundbegriffe des sozialen Denkens in der ganzen Weite seiner Beziehungen revidirt habe. Dieser Anspruch läßt sich wohl begründen. Spencers Recht auf Unsterblichkeit beruht auf drei Leistungen: auf seinen Beiträgen zur Morphologie der Materie oder der Kosmologie; zur Morphologie der menschlichen Seele oder Psychologie; zur Morphologie der menschlichen Gesellschaft oder Soziologie. Die Leistung bleibt in der That staunenswerth, selbst wenn die Kritik Grund haben sollte, an Einzelheiten zu mäkeln, den Glauben an seine méthode infaillible et calculée d'être heureux zu belächeln und die Leerheit vieler Verallgemeinerungen zu beanstanden. In kaum ermeßlicher Fülle strömten von seinen zahlreichen, mit Cyklopenfleiß gethürmten Werken Anregungen Denen zu, die ein unzerstörbarer Lebensinstinkt treibt, modern zu sein und die Scheinweisheit der Theologen und Pseudophilosophen zu verachten. Schon daß er mied, sich mit halben Ueberzeugungen zufrieden zu geben, seine Prämissen stets zu Ende dachte und sein Leben, rücksichtlos und mannhaft, fern von den ausgefahrenen Gleisen ordnete und lebte: Das allein macht ihn uns werth, stempelt ihn zum Helden; und wir begreifen, daß Abertausende seiner Landsleute, zu denen dieser seltene Erzieher in den vertrauten Klängen des Heimathidioms sprach, ihn, den Befreier aus dem Joch niederziehender Vorurtheile, neben dem Sklavenbefreier Wilberforce verewigt sehen wollen. Und was sagen die Anderen? Mit Dem, was sie sagen, möchte ich den Leser eigentlich verschonen. Er wird sichs hinzudenken, wenn ich verrathe, was er ahnt: daß sehr ehrwürdige (right reverend) Mitglieder der Klerisei die Gegentruppe führen. Den Mann, der sich, bescheiden, mit dem frömmsten Mystiker einen Agnostiker nannte, schelten sie einen Atheisten; und sie fürchten, sie, die noch immer an ihren alten und neuen hebräischen Kleidern flicken, er werde die alte Kultstätte schänden, die, unentweiht in ihrer Heiligkeit, eine wunderliche Schaar von Heiligen, darunter sogar Komoedianten wie David Garrick und John Philip Kemble, schmückt. Schmerzlicher ist es, neben diesen Geistern, die groß sind im unduldsamen Anschwärzen und im Namen des Allgütigen stets absprechen und verwerfen, Gelehrte von Wissen und

Werth gegen Spencers Anspruch auf die Denkmal-Unsterblichkeit sich ereifern zu sehen; unter ihnen Lord Kelvin (Sir William Thomson), den bedeutenden Physiker. Aber wir wissen ja, wie unphilosophisch, wie unvermögend, philosophische Erkenntniß zu würdigen, oft der glänzendste Fachverstand ist. Sie schmachten im Kerker eines mißverstandenen Realismus und wollen uns, die an den facultés dispersives leiden, einreden, nur da sei grüne Weide. Uebrigens verdient Spencer (Das sei deutschen Verkleinerern gesagt) allein schon als Organisator der soziologischen Sammelarbeit Bewunderung, wenn man sich berufen glaubt, über seinen großartigen Entwurf einer Gesellschaftlehre auf prähistorischer Grundlage zu lächeln. Zu lächeln wie die Schüler über ihre besten Lehrer: die Männer, die sich am Schnellsten überflüssig machen.

Theodore Roosevelt hat zur Eröffnung des Kapitols von Harrisburg am vierten Oktober eine beachtenswerthe Rede gehalten: ich weiß nicht, ob der Geist so zu sagen soziologisch begründeter Menschenfreundlichkeit jemals einen so klassischen Ausdruck gefunden hat, wie, nach seines Freundes Münsterberg Rezept, eine innerliche aristokratische Ergänzung zum herrschenden demokratischen System es verlangt. Einige Sätzchen als Probe. „Es gilt, ein Bollwerk zu errichten gegen die großen Geldinteressen, die Macht der entfesselten Gier zu brechen, so daß dem Kapital, der Arbeit und dem allgemeinen Publikum die selbe gerechte Behandlung zu Theil werde". Ich mache auf die interessante Nebeneinanderstellung ökonomischer Denkbegriffe (Kategorien), vulgo Abstraktionen, und der ungeschiedenen Masse wirthschaftender Individuen aufmerksam, von der wir rückständigen Europäer bisher angenommen haben, sie umfasse Kapitalisten aller Art und Arbeiter aller Art. Interessant und für uns neu. Vielleicht wird an den von Roosevelts Gunst beschienenen Universitäten Harvard und Yale nach diesem Eintheilungprinzip Wirthschaftkunde bereits gelehrt. „Besser als der Versuch, durch neue Erfindungen aus dem Unbekannten das industrielle Wachsthum zu beschleunigen, ist die den Amerikanern zufallende Aufgabe, der vorhandenen Civilisation eine neue Form zu geben". Für die Substanz dieses Satzes bürge ich; schon Andrew Carnegie hatte mir, in einer visionären Stunde, verrathen, daß das senile Europa die neue Form der Civilisation aus Amerika bald fertig zu beziehen haben werde („Zukunft" XIV, 2); die Idee scheint also im Bewußtsein der Führenden drüben fest verankert. Aber die Form, die Form . . Es war mir schwer, aus dem an Blödsinn streifenden Zeitungbericht den Satz zu rekonstruiren. Hier ertappen wir senil gescholtenen Europäer den Pan-Amerikaner, trotz der „Tiefendimension" seiner aristokratischen Verfeinerung, auf einer Rückständigkeit: giebts irgendwo in deutschen Landen einen Serenissimus, der, ohne Begleitung eines Stabes vereideter Stenographen, die für die Worttreue mit ihrem Kopfe

haften, den Mund aufzuthun wagte? . . Aber sicher interessirt den Leser mehr als die Form rooseveltischer Sätze die Form der neuen Civilisation, die er großmüthig in Aussicht stellt; mich nicht weniger, der ich seit vielen Jahren im Nebel des Zukünftigen sie zu erkennen suche und froh wäre, die Heilsbotschaft als Erster nach Europa bringen zu dürfen. Leider betrachte ich mich als durch unsere Theorie und Praxis zu verwöhnt, um in diesem positivsten aller rooseveltischen Sätze Neues, Zukunftschwangeres, Prophetisches zu erblicken: genau überwachte Privatbahnen sind unvergleichlich besser als Staatsbahnen. Es kreißen die Berge . . . Ob für diese Armuth einige tönende Worte entschädigen? „Solche Civilisation sollte keine bloße Plutokratie sein, weder Bankhaus noch Wallstraßen-Syndikat; dürfte auch nicht in Pöbelherrschaft mit Klassenhaß, Groll und Brutalität ausarten; denn Das würde das Ende jeder Civilisation sein". Sollte nicht, dürfte nicht: so nimmt sich die Weisheit aus, mit der der schnell um sich fressende Groll der Ritter der Arbeit besänftigt, der stetig wachsenden Ausbreitung der vom Goldgräber Henry George popularisirten Sozialistenlehre Einhalt gethan werden soll. Des Präsidenten sozialpolitische Anschauung darf aber als bekannt vorausgesetzt werden. Wir Deutsche nennen sie die organische, weil sie nicht atomistisch ist, und hoffen, daß die von Hegel eingeführte dialektische Selbstbewegung der Begriffe die polaren Gegensätze von Reich und Arm, Trustmagnaten und Lohnsklaven versöhne, als Nebeneffekt Thron und Altar auf den Fels der Ewigkeit gründe; Herr Roosevelt und seine Amerikaner hoffen das Selbe, als Nebeneffekt aber, daß er zum zweiten Mal als Präsident der Vereinigten Staaten wieder gewählt werde. Das ist bekanntlich aber eine heikle Sache, die uns zwingt, still zu stehen. Am Tag seiner Wahl, in der seine Volksbeliebtheit in Riesenziffern zum Ausdruck kam, erklärte er in seiner Botschaft an das amerikanische Volk: „Unter keinen Umständen werde ich ein zweites Mal kandidiren, eine Wiederwahl annehmen". Grund: das Interesse an der Erhaltung republikanischer Prinzipien. Was ist inzwischen Ungeheures denn geschehen, das ihn zwänge, dem freilich gegebenen Versprechen untreu zu werden? Braucht man, zur Durchführung des Imperialismus ältesten Stils, einen Caesar up to date? Ist ein neuer Sezessionkrieg, diesmal etwa zwischen Ost und West, zu fürchten? Oder hängt der Fortbestand der Vereinigten Staaten an der unverzüglichen Durchführung einer Reform der krausen englischen Orthographie, um die sich neuerdings dieser allinteressirte Präsident, neben dem Schalk Mark Twain und dem unvermeidlichen Andrew Carnegie, krampfhaft bemüht? Fast scheints so; denn ein ohne Zweifel im Weißen Haus inspirirter Artikel in der North American Review, vielleicht dem ehrlichsten Spiegelbild von des Yankee Streben und Hoffen, sagt: in zeitgeschichtlich wichtigen Augenblicken, in denen sichs „um die Wohlfahrt von Millionen

Menschen“ handle, gebe „die buchstäbliche Interpretation einer individuellen Aeußerung von weitreichender Bedeutung nicht nothwendig thatsächlichen Sinn wieder“. Hinter dem O. des Verfassers verbirgt sich (eine Bemerkung im Notizbuch des Herausgebers verräth es) ein sehr hoher, ganz sicher dem engsten Freundeskreis Roosevelts zugehöriger Beamter, der für sich einen persönlichen Antheil an der Wiederwahl des Präsidenten energisch ablehnt. Auch dieser Artikel gehört zum Bilde des Mannes und verdient, beachtet zu werden; er beweist, daß auch der Byzantinismus gelernt sein will, daß nicht der erstbeste Dilettant seine so zarten, ästhetischen Formen zu brauchen versteht. O.'s Beweisführung würde vielleicht sogar in der Türkei Kopfschütteln erregen, im Zarenreich sicher homerisches Gelächter auslösen. Um zu zeigen, welche Ausnahmestellung man den Fürsten in monarchischen Staaten, trotz ihrer gesunden Volksmoral, zuerkennt, wird gesagt, sie brauchten verlorene Wetten nicht zu bezahlen, dürften sich offen Maitressen halten, durch neckische Spielereien sich die Zeit vertreiben und überhaupt, wie auch sonst Ausnahmemenschen, die Fesseln der Konvention je nach den Geboten des eigenen Gewissens tragen oder abwerfen. Das eigene Gewissen! Meinte nicht schon Goethe:

Geschwind nun wende Dich nach innen,
Das Centrum findest Du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.

O. zweifelt nicht daran . . . Dann erst kommen, als Mark der Begründung, lange Citate aus Machiavellis Fürstenbuch. Spottet seiner selbst und weiß nicht: wie. Der Moraltrompeter im Weißen Haus wird mit Lorenzo de' Medici, das Italien der Hochrenaissance mit Goldbergers Land der unbegrenzten Möglichkeiten, die chronische Anarchie in den von Päpstlern und Nepoten ausgesogenen Apenninstaaten mit den wohlgeordneten und gesitteten Vereinigten Staaten verglichen, die bisher ohne jede Däumling-Vorsehung ihren Weg zu finden wußten. Wenn in Roosevelts Bemühen überhaupt eine stetige Richtung zu erkennen war, konnte es nur der vom Puritanerideal seiner Väter genährte Wille sein, die Politik zu einer Provinz der Moral zu machen. Und nun? Ist Nordamerika staatsstreichreif geworden? Wir Europäer stehen erstaunt vor dem Räthsel, daß die Intelligenz des Riesenreiches (denn die liest die N. A. R.) sich das unreife Gestammel eines Offiziosus gefallen läßt und die eingerührten Brocken unverdaulicher historischer Erinnerungen nicht unwillig ausspeit.

— —

Nun aber, um reinere Luft zu schlürfen und in den uns vertrauten Kulturkreis des thorough-bred gentleman zurückzukehren, schnell ins schottische Hochland, wo Lord Rosebery an der vom Balladendichter Hamilton von Bangour geweihten Stätte ein neues Irrenhaus eröffnet und beim Festbanket dem lokalen Ereigniß einige Worte widmet. Was scheren uns schottische Siechenhäuser? Gewiß: der Anlaß der Rede ist ferner Stehenden gleichgiltig; nur zufällig

fiel, beim Durchblättern englischer Zeitungen, das Auge auf den Bericht des Vorganges; aber einmal gefesselt, enthüllte es das reizvolle Bild des britischen Aristokraten in wohlthuendem Gegensatz zum allzu menschlichen Uebermenschenthum Roosevelts, das, in hitzigem Wetteifer, die Presse beider Welten mit anwidernder Aufdringlichkeit vor uns aufrichtet. Die Frische, die Anmuth, die Unaufdringlichkeit, mit der Pointen über die Rede ausgestreut werden, vergolden bei Rosebery selbst Banalitäten; wie er, bei Tisch, Ernst und Scherz zu mischen versteht, ist bezaubernd; und die Regsamkeit seines sozialen Gewissens, der moderne Glaube, der in Krankheit und Verbrechen nur wissenschaftliche und ökonomische Unwissenheit sieht, berühren an dieser saturirten Persönlichkeit herzlich sympathisch. Solche Menschen haben Kultur; und so lange Großbritanien Typen wie diesen hervorbringt, so lange es in ihnen das Ideal verehrt, dem, auch ohne die Millionen Roseberys, nah zu kommen, fast in jedes Mittelklassenmenschen Macht stehe, werden wir nicht aufhören, zu glauben, daß die alte Welt der neuen an echter Kultur noch immer überlegen ist. Denn unser Begriff von ihr hat auch (und vor Allem) ästhetische Merkmale, nicht nur, wie der amerikanische, technische und grob moralistische.

— —

Bernard Shaw ist auf dem besten Wege, durch seine satirischen Ausfälle gegen die sozialdemokratische Orthodoxie sich das Herz unserer Bourgeoisie zu erwerben. An seinen witzigen Theaterstücken findet sie nur sehr bedingt Gefallen, übt sie die Kritik des bekannten Gesunden Menschenverstandes, der dort, auf ästhetischem Gebiet, seine magenstärkenden Ansprüche stellt. Aber den Gesunden Menschenverstand in seiner Kritik unserer unentwegten Genossen findet sie prachtvoll. Neben der Spar-Agnes, Eugen Richters phantasievoller Schöpfung, im Kampf gegen den Sozialismus wohl zu brauchen. Spaßhaft ist nur, daß die Presse, die ihr dient, nicht verräth, welche führende Rolle Shaw seit Jahren, längst bevor er (oder die Hörerschaft) sein Talent für das satirische Schauspiel entdeckte, unter den Fabiern spielte. So nennt sich drüben eine Gesellschaft von dogmenlosen Sozialisten, die nächste Ziele den phantasievollen Endzielen voranstellt, eine langsame („organische") Sozialisirung der wirthschaftlichen Thätigkeit erstrebt und auch thatsächlich durch die außerordentlich geschickte und intelligente Art ihrer Propaganda das politische Denken von Hunderttausenden wirksam beeinflußt. Shaw gehört zu den Begründern der Gesellschaft und hat, mit dem unbestechlichen Blick des geborenen Satirikers, früher als selbst die gescheitesten seiner Genossen (darunter befinden sich Leute wie Sidney Webb) die Gefahren gewittert, die der gesellschaftlichen Entwickelung durch starres Festhalten am Bekenntnißzwang erwächst. Unter den von der Gesellschaft vertriebenen Propaganda-Schriften, den Fabian Tracts, nehmen die Shaws auch sachlich, neben denen des Ehepaares Sidney und Beatrice

Webb, die erste Stelle ein; aber ihrem Stil und ihrem Ton nach treten sie außer Reihe und Glied. Es sind Meisterstücke der Dialektik; und so groß ist, bei allem Ernst der Grundüberzeugung, die Freiheit vom sozialdemokratischen Vorurtheil, so wach das Mißtrauen gegen die eigene Vortrefflichkeit, so aufrichtig der Haß gegen die Methode der großen Worte und revolutionären Geberden, so stark, längst vor der Epoche der hohen Tantiemen und des Rentengenusses der schwer reichen Frau, das Zusammengehörigkeitgefühl mit der Gesellschaft, die man an Haupt und Gliedern doch reformbedürftig glaubt, daß man ahnt: dieser so reiche, aber von der Skepsis immer wieder ins Reich individueller Freiheit gelockte Geist werde auf politischem Felde seine höchsten Siege schwerlich erfechten. Daher seien die Abhandlungen: „Die Unmöglichkeiten des Anarchismus“ und „Die Gesellschaft der Fabier“ Sozialpolitikern wie Aestheten gleich warm empfohlen.

— —

Nachschrift. Mancher Leser der „Zukunft“, der meinen Beiträgen eine liebenswürdige Beachtung schenkt, wird sich vielleicht noch des harmlosen Artikels erinnern, der unter dem Titel „Britische Philogermanen“ in den Hundstagen des verflossenen Sommers hier abgedruckt war. Ich nenne den Artikel harmlos, weil die Thatsachen, an die er erinnerte, so wenig neu waren, wie ihre Interpretation als sensationell aufgeputzt gelten durfte. Um den im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts von Thomas Carlyle im Britenreich begründeten Goethe-Kultus wissen nicht wenige Gebildete hüben und drüben; und auch, daß er ideell keine rechten Folgen hatte, darf eher als bekanntes Faktum angesehen denn als subjektive, willkürliche Deutung der Afterkritik unterzogen werden. Indem ich, zur Zeit der heißesten Verbrüderungfeste zwischen deutschen und englischen Journalisten, auf die von Carlyle erträumten Tugendbünde britischer Philogermanen die Aufmerksamkeit zurücklenkte und aus völkerpsychologischen Gründen plausibel zu machen suchte, warum diese Bünde im Vereinigten Königreich nicht gedeihen konnten, sie so wenig wie der Goethe-Kultus, war ich mir bewußt, zwar „nur“ ein „aktuelles“ Thema innerhalb der Schranken meines Wissens und Könnens zu behandeln; aber ich nährte, so weit ich die Wirkung überhaupt vorherbedachte, die Hoffnung, manchen Leser zu belehren, ohne irgend einen zu verletzen. So dachte ich, so dachte, offenbar billigend, der Herausgeber; so denkt aber leider nicht der Mann, der die Ehre hat, von der Neuen Freien Presse in Wien am Hofe von Saint James beglaubigt zu sein, und den ich den weniger bibelfesten Lesern dieser Zeitschrift hiermit feierlich vorstelle: er heißt Samuel Schidrowitz und ist Doktor der Philosophie. Seit 1873, dem Todesjahr John Stuart Mills, lebt er in London; seit 1876 ist er beglaubigt, dem denkwürdigen Jahr, in dem ich dem Cheetham Hill College in Manchester als Abc-Schütze zugeführt wurde. Solchem Mann ist ein Urtheil darüber, welche Bildungart in den Kreislauf des englischen Blutes paßt, welche nicht, doch wohl zuzutrauen, nicht wahr? Das war ja die Frage, der meine Untersuchung galt.

Selbst weniger Begabten gelingt nun der Prozeß der Einfühlung in eine fremde Volkspsyche bei langem, vertrautem Umgang oft überraschend gut; aber es ist nicht anzunehmen, daß die klugen Leiter des wiener Weltblattes eine mindere Kraft nach London geschickt haben sollten. Der Prozeß der Einfühlung scheint in Herrn Schidrowitz sich thatsächlich nach einer Richtung hin recht gründlich vollzogen zu haben: er hat das

Deutschschreiben gründlich verlernt und, über der Anpassung an das englische Milieu, offenbar völlig vergessen, daß auch die Deuschen sozusagen ein Kulturvolk sind, im Verkehr mit einander civilisirte Sitten beobachten und, wenn sie sich schriftlich Etwas zu sagen haben, Dies in ästhetischen Formen thun. Der Brief an den Herausgeber, der die Anklage gegen meinen Artikel enthält, könnte fast den Verdacht wecken, daß sein Schreiber sich nicht in gebildeter Gesellschaft bewegt. Sein Inhalt ist freilich interessanter. Ich hatte geschrieben: „John Morley, der geistvollste Minister des regirenden liberalen Kabinets, der einzig wirkliche kontinental gebildete Mann in diesem Kollegium dilettirender Schöngeister (Birrel, Haldane), hält sich dem Wirken der Friedensapostel zwar auffallend fern..“ An diesem Satz nimmt Herr Schidrowitz Anstoß; er meint, in ihm stecke mehr Ueberlegenheitsdünkel als in sämmtlichen Phrasen (gemeint sind: abschätzige und dünkelhafte Aeußerungen) Palmerstons über Deutschland. Ich überhöre die mich schmeichelnde Gleichsetzung meiner Urtheile mit denen eines der Väter des heutigen Imperialismus und meine, daß jeder naive Leser gemerkt hat, warum auf die kontinentale Bildung Morleys nachdrücklich hingewiesen wurde. Ich wollte sagen, daß dieser Mann, der in der kontinentalen Literatur der Aufklärungzeit, besonders des französischen Enzyklopädismus des achtzehnten Jahrhunderts, heimisch ist wie kaum ein Zweiter unter den Lebenden; dessen Herz an den philosophischen und sozialpolitischen Idealen dieser Zeit mit grenzenloser Liebe hängt; auf dessen Stil der style lumineux der Voltaire und Diderot geradezu abgefärbt hat, so sehr, daß romanische Klarheit und Flüssigkeit seine auszeichnenden Merkmale geworden sind; der in den Formeln Comtes denkt und in Goethes Gefühlskreis kein Fremder ist, — daß dieser Mann wohl seine besonderen politischen Gründe hatte, sich von Denen fernzuhalten, deren Wesensart, so weit sie nicht individuell ist, er besser kennt und höher schätzt als einer seiner Kollegen. Der Satz ist lang, aber sein Sinn doch wohl klar. Daß dieser kontinental gebildete Morley die Berührung mit Deutschen mied, weil sie Deutsche sind, war eine absurde Annahme; nicht minder, daß er, der, als Herausgeber der Pall Mall Gazette, selbst Journalist war, sie als Journalisten gemieden haben sollte; also.. Der ganze Satz wurde nur geschrieben, um durch Hinweis auf die Zurückhaltung Morleys die Kraft meines Argumentes zu erhöhen: das Verbrüderungfest werde politisch wirkunglos bleiben. Ich dachte nicht daran, zu behaupten, was Herr Schidrowitz mir unterschiebt: nur der kontinental gebildete Engländer sei der auserwählte. Um so weniger, da mein Artikel nicht das Politische, sondern das Völkerpsychologische im Auge hatte. Von englischen Bildungidealen war die Rede, freilich nur so im Allgemeinen; und im Besonderen davon, daß dem gebildeten Durchschnittsengländer, und nicht nur ihm, deutsche Art und Kunst ganz und gar nicht sympathisch, ja, urfremd sei; was, umgekehrt, vom Verhältniß des gebildeten Durchschnittsdeutschen zur englischen Art sich nicht sagen lasse: in ihm stecke viel mehr Kenntniß und Anerkenntniß. Und ich fügte zum Schluß hinzu, was meine gütigen Leser längst wissen und Herr Schidrowitz aus meinen früheren Artikeln in der Frankfurter Zeitung (die liest doch der in der Citylandschaft der Throgmortonstreet Heimische?) hätte wissen können: daß wir nie aufhören dürften, die herrlichen Eigenschaften der Engländer zu bewundern. Herrlich, vielleicht, weil sie noch nicht durch kontinentale Bildung verbildet sind.

Genug. Die ganze Angelegenheit ist ja nur wichtig als Symptom. Sie zeigt, wie Recht der Zeitungbesitzer hatte, der einst sprach: Je weniger der Journalist weiß, desto besser schreibt er. Herr Schidrowitz weiß vielleicht nicht viel. Aber er schreibt darum gut.

Dr. Samuel Saenger.

Chodowiecki als Zeichner.*)

Wie heute, so war schon vor hundert Jahren und etlichen Jahrzehnten der Name Chodowiecki allen Sammlern deutscher Kupferstiche bekannt und werth. Mit ihm verband sich ja der in Deutschland damals recht seltene Ruhm eines technisch tüchtigen Künstlers, in dessen Werken auch alle guten Eigenschaften eines feinen, erfindungreichen und zugleich menschlich liebenswürdigen Mannes zu Tage traten. Der Meister zierlich radirter Illustration fand nur zu oft kaum Zeit genug, um alle Bestellungen der Buchverleger auszuführen und das Verlangen der Liebhaber nach seinen Blättern und Blättchen, die durch tiefe Empfindung, anmuthigen Geist und Naturwahrheit jeden Beschauer entzückten, zu befriedigen.

Die Zahl dieser Arbeiten beläuft sich auf mehr als zweitausend Nummern, von denen wiederum viele in Tausenden von Exemplaren vervielfältigt und verbreitet wurden. Daher sind sie bis auf eine Reihe von Seltenheiten leicht zugänglich und übrigens auch zum Theil in guten modernen Reproduktionen billig zu erwerben: sie allein bilden schon ein Lebenswerk, das unsere Bewunderung und Hochachtung hervorruft. Unsere Schätzung des Künstlers würde aber noch steigen, hätten wir eine genügende Kenntniß von den unzähligen Miniaturen und Emaillen, die er während der ersten Hälfte seines Lebens ausgeführt hat. Hier sei daran erinnert, daß der Meister am sechzehnten Oktober 1726 in Danzig geboren, zunächst für den Handel erzogen wurde, dann aber, nachdem er 1743 nach Berlin übergesiedelt war, seine dilettantisch erworbenen Fähigkeiten im Zeichnen und Malen anfangs für Anfertigung billiger Schmucksachen und Berlocken verwerthete und allmählich durch eisernen Fleiß und Selbstkritik sich zu einem Künstler entwickelte, der mit seinen emaillirten Dosenbildchen und Miniaturbildnissen ein großes Publikum gewann und sogar für den König und die Höfe der königlichen Anverwandten arbeitete. Diese Thätigkeit gab er erst gegen 1780 auf, als seine Radirkunst, die er seit 1757, zuerst blos zu seinem Vergnügen und probeweise, seit 1764 aber ernst-

*) Die Werke der großen Maler sind im Lauf der letzten Jahre dem Publikum in wohlfeilen Ausgaben zugänglich gemacht worden. An billigen Ausgaben der Werke großer Zeichner (und der Handzeichnungen bedeutender Maler und Bildhauer) hats bisher aber gefehlt. Und doch lehrt gerade die Zeichnung uns den Künstler und die Welt seiner Kunst erst recht erkennen; sie ist im eigentlichsten Sinn seine Handschrift. Der Verlag von Julius Bard hat nun beschlossen, solche Sammlungen zu veröffentlichen. Die Reproduktionen sollen vorzüglich und die Preise der einzelnen Bände dennoch gering sein. Die Leitung des Unternehmens, das den Titel „Handzeichnungen großer Meister“ trägt, ist den Kunsthistorikern Dr. Jaffé und Dr. Sachs, die Ausstattung Herrn E. R. Weiß anvertraut; jeden Band soll ein hervorragender Spezialforscher (Bode, Tschudi, Wölfflin, Schaeffer und Andere) mit einer Studie einleiten; die den Blättern anzufügenden Erklärungen sollen möglichst knapp gehalten werden. Denn man soll den Künstler hören, nur den Schöpfer dieser Blätter, und die Stimmung, die er schaffen wollte, nicht durch Wortschälle, durch überflüssige Kommentare stören. Wird der Plan so ausgeführt, wie er gedacht ist, dann haben wir ein schönes und nützliches Werk zu hoffen. Den ersten Band („Daniel Chodowieckis Handzeichnungen“), der nächstens erscheint, leitet die hier veröffentlichte Studie des Herrn Geheimrathes von Oettingen ein.

hafter betrieben hatte, sich so vervollkommnete, daß er es wagen konnte, sich ihr ganz zu widmen. Die Emaillen und Miniaturen aber sind, was bekanntlich das Schicksal der meisten kleinen Luxusgegenstände ist, bis auf wenige Exemplare (und wahrscheinlich wohl nicht die besten) verloren gegangen. Was wir von ihnen kennen, ist, mit guten französischen Arbeiten jener Zeit verglichen, nicht eben außerordentlich zu rühmen, aber doch gut genug, um uns gegenüber den Erzeugnissen der meist sehr schwachen deutschen Kollegen die Chodowieckis mit Respekt betrachten zu lassen. Außerdem verrathen sie uns, durch welche Schulung die Hand des Künstlers ihre unvergleichliche Geschicklichkeit im Zeichnen und Radiren erwarb.

Es wäre seltsam gewesen, wenn der Aquarellmaler sich nicht auch in der Oelmalerei versucht hätte: und wirklich hat Chodowiecki, zwar ganz autodidaktisch, aber eine Zeit lang voll Hingabe, sich mit ihr beschäftigt. Doch beherrschte er, an das Miniaturformat gewöhnt, die größeren Maße nicht recht sicher, und da er kein lohnendes Ziel seiner Mühen dabei sah, so verzichtete er nicht eben schweren Herzens auf diesen Kunstzweig. Immerhin sind zwanzig bis dreißig meist kleine Oelbilder, Portraits und Genreszenen, von ihm erhalten, aber so wenig wie die uns überkommenen Emaillen und Miniaturen ergänzen sie in ansehnlicher Weise seinen Ruhm als Kupferstecher.

Dagegen geschieht Dies in hohem Grade durch des Meisters Handzeichnungen. Gezeichnet hat der Unermüdliche von Jugend auf und sein ganzes Leben lang; wäre er dabei etwas weniger einseitig verfahren, so dürfte man ihn in dieser Beziehung geradezu mit Adolf Menzel vergleichen. Von seinen Zeichnungen sind nicht weniger als etwa viertausend Stück noch vorhanden, und wer sie kennt, hat an ihnen nicht nur einen unmittelbaren Genuß, sondern sieht auch, da sie zum großen Theil Vorarbeiten zu den Radirungen sind, durch sie die Bedeutung des radirten Werkes wesentlich wachsen. Es ist deshalb wohl wünschenswerth, daß diese Schätze nicht nur in den Museen und großen Privatsammlungen ruhen, sondern auch in guten Wiedergaben Dem geboten werden, der nach ihnen verlangt, ohne die Originale erwerben oder nach Belieben betrachten zu können.

Von Reproduktionen dieser Handzeichnungen sind bis jetzt nur zwei größere Gruppen erschienen, beide im Verlag von Amsler & Ruthardt in Berlin. Die eine brachte 1885 eine kritisch allerdings nicht genügend gesichtete und auch mangelhaft geordnete Auswahl aus der seitdem aufgelösten Sammlung Hebich, die andere (eine zweite, ganz neu gestaltete Auflage erschien 1895) die Faksimile-Wiedergabe sämmtlicher Blätter zu des Künstlers „Reise von Berlin nach Danzig". Die bei Julius Bard erscheinende Sammlung von Reproduktionen ist dagegen der erste Versuch, durch eine beschränkte Anzahl von Blättern in streng chronologischer Reihenfolge und versehen mit sachlichen Erklärungen einen Ueberblick über Chodowieckis ganzes zeichnerisches Schaffen in den Hauptperioden seiner Entwickelung und auf den Hauptgebieten seiner künstlerischen Thätigkeit zu vermitteln. Zu diesem Zweck wurden unzweifelhaft echte Arbeiten aus fünf Jahrzehnten zusammengestellt und bei der Auswahl freie Figurenstudien und Studien zu einzelnen Figuren für größere Kompositionen, Bildnißstudien und ausgeführte Bildnisse, flüchtige und ausgeführte Entwürfe für einzelne Kupferstiche, für Kalenderkupfer und Buchillustrationen, endlich die Albumblätter berücksichtigt.

Die Hauptquelle für die mancherlei mitgetheilten Einzelheiten in den Er-

klärungen zu den Zeichnungen ist das französisch geschriebene Tagebuch Chodowieckis, das für eine allerdings nur zu oft unterbrochene Reihe von Jahren erhalten ist und von seinen jetzigen Besitzern in dankenswerther Weise mir zur Benutzung für meine 1895 im Verlage von G. Grote erschienene Biographie des Meisters („Daniel Chodowiecki, ein berliner Künstlerleben im achtzehnten Jahrhundert") überlassen worden war. Daneben wurde natürlich der an positiven Angaben aller Art so reiche Katalog von Wilhelm Engelmann „Daniel Chodowieckis sämmtliche Kupferstiche" häufig zu Rath gezogen.

Chodowiecki wuchs zwar, da sein Vater Kornhändler war, in einem Kaufmannshaus und als Danziger in einer Handelsstadt auf, aber weder in seiner näheren noch in der weiteren Umgebung fehlte es völlig an Kunstsinn und Kunst. Die an sich schon malerische und prächtige Stadt bot ihm auch in den Gemälden ihrer Kirchen und ihres Artushofes manche Anregung; und in der Familie wurde das Miniaturmalen als kleiner Nebenverdienst eifrig betrieben: so gewöhnte sich der immer beobachtende Knabe, der ein vorzügliches Formengedächtniß hatte, schon früh an zeichnerischer Darstellung, und während er mit unpraktischen Lehrbüchern der Zeichenkunst geplagt und zum handwerkmäßigen Miniaturkopiren angehalten wurde, suchte er sich daneben auch auf eigene Hand, allerdings nicht durch Eindringen in die Natur, sondern zunächst nur durch das Studium und Abzeichnen französischer Kupferstiche, weiterzubringen. Der Erfolg dieser Bemühungen kam den Miniaturen zu Gute, die unter seinen Fingern, wie wir hörten, besser geriethen, als man es damals sonst gewohnt war; die wenigen Zeichnungen freilich, die uns aus den letzten danziger Jahren und aus den ersten Zeiten des Aufenthaltes in Berlin erhalten sind, zeigen, sofern sie die Natur wiedergeben wollen, eine rührende Naivetät, und wo sie die herkömmlichen Rokokostoffe behandeln, die Theaterfigürchen und Schäferszenen à la Watteau und Aehnliches, noch nichts Anderes als eine stark französische Routine. Chodowiecki hatte sein dreißigstes Lebensjahr bereits überschritten und sich den Ruf und das Verdienst eines geschickten Miniaturmalers und Emailleurs erworben, ehe die innere Stimme, die ihn allmählich denn doch zum ernsten Studium der Natur antrieb, in ihm übermächtig wurde. Es war, als gingen ihm die Augen endlich auf: er sah um sich her in jeder, sogar in der damals so einförmigen berliner Umgebung überall malerisch oder vielmehr zeichnerisch Reizvolles, das sich merklich abhob von Dem, was in französischen und englischen Stichen, zur Darstellung umgemodelt, malerisch erschien. Während er seine in manchen Beziehungen etwas handwerkmäßige Kunst ruhig weiter trieb, begann er, mit dem Bleistift in der Hand nach schönen Naturmotiven zu fahnden und zu skizziren, was ihn irgendwie interessirte und anzog. Das waren zunächst die Gruppen seiner Angehörigen, Freunde und Freundinnen, wie sie sich in den Wohnräumen oder draußen bildeten und bewegten. Das waren auch charakteristische Straßenfiguren und Straßenszenen, die ihm irgendwodurch auffielen. Merkwürdig ist dabei, daß weder Thiere noch Landschaften ihn beschäftigten; er ist in ihre Seele nie gedrungen, und wenn er ihrer zu seinen Kompositionen nicht entbehren konnte, so fielen sie immer mehr oder weniger schematisch aus. Von solchen leichten Bleistiftstudien sind aus den Jahren 1758 bis 60 mehrere Hunderte gesammelt und erhalten worden; sie gehören zu den überzeugendsten Beweisen für die große, leider erst spät erwachte Begabung des Künstlers. Daß er von 1758 an, nachdem er mit

schwerfälliger Hand ein paar unselbständige Blätter zu radiren versucht hatte, die Nadel benutzte, um manche jener Studien und Skizzen durchzuarbeiten und auf die Platte zu übertragen, konnte ihn nur noch tiefer in das genaue Studium der menschlichen Formen und der Bewegungen natürlich auftretender Personen einführen.

Während sich nun Chodowieckis Produktion von Radirungen in rascher Folge steigerte, wuchs, wie sich von selbst versteht, auch die Zahl seiner Zeichnungen. Wo der Stoff es ihm irgend gestattete, gab er die konventionellen Figuren und Posen auf, um lebensfähige, natürlich empfindende, individuell differenzirte Personen zu schaffen. Dazu bedurfte er fleißiger Vorstudien; und so entstanden nicht nur flüchtige Entwürfe mit Tinte, Bister, Röthel oder Bleistift zu den geplanten Kompositionen oder deren einzelnen Gruppen, sondern es wurde auch jede irgendwie wichtige Figur in Kostüm, Stellung und Ausdruck so weit wie möglich nach lebenden Modellen ausgearbeitet. Handelte es sich um Anfertigung einer Vorlage für den Stich durch einen anderen Künstler, so mußte die ganze Darstellung genau durchgebildet werden, was immer in Form einer sauber lavirten Tuschzeichnung geschah. Bedenken wir nun die Zahl der Stiche und fügen die der unmittelbar für sie nöthigen, vorbereitenden Zeichnungen zu ihr hinzu, so kommen wir bereits zu einer Gesammtsumme von vielen tausend Blättern.

Der Stil dieser Studien und Entwürfe für den Kupferstich bleibt während der etwa vierzigjährigen Thätigkeit Chodowieckis als Radirer (er starb am siebenten Februar 1801) ziemlich stabil. Da seine Illustrationen zum größten Theil der schönen Literatur seiner Zeit gewidmet waren, so bildete die bürgerliche Gesellschaft den Hauptgegenstand seiner Darstellung. Er gab sie mit dem Bestreben, möglichst treu und wahr zu sein, wieder und hütete sich, so lange es ihm möglich war, vor dem Manierismus, dem er freilich doch selten ganz entging, wie denn, zum Beispiel, seine Vorliebe für zu kleine Köpfe auf überlangen Körpern wohl manieristisch genannt werden muß. Im Lauf der Jahre wechselten die Moden der Kleidung, der Coiffure, der gesellschaftlichen Tournure: diesem Wechsel folgten natürlich die Zeichnungen; aber wie die Menschen sich im Grunde immer gleich bleiben, so werden auch Bewegung und Ausdruck der Gestalten Chodowieckis nie ganz andere; nur erscheinen in seinen letzten Jahren die Figuren steifer und mühsamer. Wo es sich aber nicht um realistisch zu fassende Menschen, sondern um allegorische Personen oder solche in älteren historischen Kostümen handelte, wo also eine genaue Naturbeobachtung ausgeschlossen war, da entstanden von Anfang an und bis zuletzt unter dem Zeichenstift des immer etwas nüchternen Meisters in der Regel nur einfältige oder leere Masken, die zum Theil in fataler Weise an ganz konventionelle akademische Vorbilder erinnern. Es war die mißverstandene hohe Kunst, das in der Spätrenaissance ausgebildete antikisirende Ideal, das den nie anders als genrehaft empfindenden Chodowiecki auf Abwege führte, ohne daß er selbst sich Dessen als eines Irrthumes bewußt wurde. Ist doch von je her ein idealistischer, sozusagen hieratischer Stil bei allen feierlichen und repräsentirenden Darstellungen für obligatorisch gehalten und gegenüber der nie ganz abgestorbenen, weil unentbehrlichen realistischen Kunst gepflegt worden: aber nur wenige, als Stilisten geborene Künstler waren berufen, die schematischen Formen mit einigem Leben zu erfüllen, während die übrigen, unter ihnen Chodowiecki, deren Begabung auf anderen Gebieten lag, aus Hochachtung vor der Tradition auch ihre unzulänglichen Erzeugnisse gelten ließen.

Es würde mich hier zu weit führen, wollte ich auf die Gegenstände der als Vorarbeiten für eigene und fremde Kupferstiche angefertigten Zeichnungen des Meisters eingehen. Hier aber sind noch die Gruppen von Zeichnungen zu erwähnen, die weder zu den ersten Bleistiftstudien nach der Natur noch zu den Stichen gehören.

Da haben wir in langer Reihe die Zeugnisse für Chodowieckis verständigen und gewissenhaften Fleiß: was sonst kein Miniatur- und Portraitmaler für nöthig hielt, that er mit Sorgfalt und Eifer: er hat Jahrzehnte lang in Privatkreisen und in der Berliner Kunstakademie Akte, nackte Körper lebender Modelle, zu seiner Uebung im Beherrschen der Detailformen gezeichnet. Man nahm damals fast ausschließlich Soldaten, deren es ja in Berlin die bestgewachsenen gab, zu solchen Modellen, brachte sie unter eine helle Lampe mit Reflektoren und gab ihnen Stellungen, die manchmal an Antiken erinnerten, manchmal auch frei erfundene plastisch oder malerisch wirksame Motive darboten. Mit Röthel, schwarzer und weißer Kreide wurden diese Figuren, etwa ein Drittel lebensgroß, womöglich im Lauf eines Abends gezeichnet und ausschraffirt: von Chodowiecki wissen wir, daß er mit noch größerer Schnelligkeit arbeitete und oft in einer Sitzung ihrer zwei vollendete. Auch sagte man ihm nach, daß er mit ungewöhnlicher und den Manieristen anstößiger Genauigkeit alle körperlichen Eigenthümlichkeiten (also auch die Schönheitsfehler) der Modelle nachbildete, während die Anderen vor dem lebendig pulsirendenden Körper schon an eine ähnlich bewegte Antike zu denken pflegten und eine idealisirte, gipsern tote Figur herausbrachten. Trotzdem tragen diese Aktfiguren Chodowieckis nicht eigentlich den Stempel seiner Persönlichkeit; er selbst legte auch nur auf die Uebung und nicht auf die angefertigten Blätter einen Werth, wie er denn, sparsam genug, das Zeichenpapier nicht selten auf beiden Seiten für sie benutzte oder sie auch auf die Rückseiten anderer Arbeiten setzte.

Für Bildnisse, die billiger und größer werden sollten als die Miniaturen, wählte Chodowiecki gewöhnlich auch den Rothstift, allenfalls ergänzt durch schwarze und weiße Kreide, und die Schraffirung; mit dem Wischer arbeitete er wohl nur in früheren Jahren bei Vorarbeiten für Miniaturen, und wenn kleine Bildnisse en face oder in Dreiviertelprofil verlangt worden. Er beschränkte sich meist auf Brustbilder ohne Hände und gewöhnte sich allmählich daran, die Leute im Profil zu nehmen, wobei er sich zur Erzielung der Aehnlichkeit mit Erfolg des Schattenrisses als Grundlage der Zeichnug bediente. Schwarzgefüllte Schattenrisse, also die eigentlichen Silhouetten, mochte er nicht und hat sie nur ganz selten, etwa zum Scherz und mit ganzen Figuren, angefertigt. Es scheint, daß er in Berlin ziemlich der Einzige war, der solche lebensgroße, roth ausschraffirte Profilköpfe lieferte, und daß sie hauptsächlich zwischen 1770 und 1780 in Mode kamen. Ueber hundert Stück sind von ihnen erhalten und bei vielen kann durch die Aufschrift des Namens oder die Datirung die Person des Dargestellten bestimmt werden.

Handlicher als diese großen Profile waren ihre mechanisch ausgeführten und retouchirten Verkleinerungen, die auch billig waren und nicht selten sind; mit der Zeit aber werden auch sie durch eine neue Mode, nämlich durch die weit zierlicheren Bildnißzeichnungen à la Carwell, verdrängt. Diese Technik hatte ein Engländer aus Frankreich eingeführt; sie bestand in der Anwendung von feinen Blei- und Silberstiften auf weiß oder bräunlich glänzendem Kartonpapier, wobei Backen und Lippen durch Karmin hervorgehoben, vielleicht auch die Haare mit Aquarellfarbe

leicht tingirt wurden Chodowiecki bediente sich ihrer gern, da sie ihn an die früher geübte und geliebte Miniatur in Format und Aussehen erinnerten, aber wohl nicht sehr oft; daß er die vielen, in mehrere Sammlungen eingedrungenen, Strich für Strich getreuen Kopien einer großen Anzahl seiner Radirungen in einer ganz ähnlichen Technik selbst angefertigt habe, ist völlig ausgeschlossen. Ob diese geistlosen und ungemein zeitraubenden Arbeiten in seiner künstlerisch sehr thätigen Familie entstanden oder von ganz fremder Hand sind, kann hier nicht untersucht werden. Thatsächlich aber wurden viele Zeichnungen Wilhelms Chodowieckis, des Sohnes, für die des Vaters ausgegeben, mit denen sie äußerlich manche Aehnlichkeit haben; und eben so wenig fehlt es an ganz unwahrscheinlichen Unterschiebungen und Fälschungen aller Art, die dem Namen des Meisters nur zur Unehre gereichen.

Fügen wir hinzu, daß Chodowiecki von Zeit zu Zeit seine Angehörigen zeichnete und in heiterer Gesellschaft nicht selten Karikaturen der Anwesenden improvisirte, so wäre damit ein Ueberblick über seine Thätigkeit als Bildnißzeichner gegeben. Da aber mehr als alles Andere der Mensch mit dem Ausdruck seines Charakters und seiner Stimmungen ihn fesselte, so beschäftigte er sich, über das Bildnißzeichnen hinaus, auch gern mit physiognomischen Studien, für die Lavater die Anregung gab und Verwendung fand; ja, er wagte sogar den Versuch, der freilich scheiterte, Charakterköpfe für einen Unterricht im seelischen Ausdruck zu komponiren. Ob er selbst die Grenzen seiner künstlerischen Fähigkeit kannte, bleibt dabei zweifelhaft; aber für sein Zeitalter, an dessen Kunst immerhin recht viel Banausisches haftete, ist charakteristisch, daß man eigentlich nur für technische Fehler und nicht für die Beleidigungen des höheren Schönheitgefühles ein Auge hatte. Fand doch, zum Beispiel, weder Chodowiecki noch sonst Jemand etwas Bedenkliches daran, daß er, der Miniaturist, die Zeichnungen für eine Anzahl der Reliefs und Kolossalfiguren am Französischen Dom auf dem Gendarmenmarkt in Berlin lieferte oder gar mit einer gezeichneten Skizze in der Konkurrenz um das Reiterdenkmal Friedrichs des Großen auftrat.

Selbständige (nicht zum Stich bestimmte) größere Zeichnungen historischen und genrehaften Inhaltes hat Chodowiecki nicht oft und eigentlich nur in seinen letzten Jahrzehnten ausgeführt. Er bediente sich zu solchen Arbeiten der bunten Kreiden, und zwar entweder der sogenannten trois crayons (schwarz, roth und weiß) oder der ganzen Farbenskala, mit der er sich gelegentlich amusirte, eine pastellartige Wirkung zu erzielen. So unerfreulich die meisten dieser so ganz unchodowieckisch gespreizten und leeren Blätter sind, so anmuthig wirken die aquarellirten Zeichnungen im kleinen, ihm geläufigen Format, mit denen er, galant, heiter, humoristisch oder freundschaftlich gestimmt, die Albums füllte, die man ihm vorlegte, oder sonst die Leute beglückte, denen er Wohlwollen schenkte.

Das Unmittelbare, das in jeder Handzeichnung eines Künstlers wie in der Handschrift jedes Menschen liegt, läßt uns tiefe Einblicke in Chodowieckis Seele thun und lehrt uns den ganzen Umfang seines Sinnens und Trachtens ermessen. So erkennen wir ihn dankbar als einen Mann, der aus den Schranken seiner Zeit, allerdings halb unbewußt und nur tastend, hinausstrebte; der einer natürlichen Empfindung zu schönem Ausdruck verhalf, mit Aufrichtigkeit nach schlichter Wahrheit suchte und dadurch Tausenden, die neben ihm irrten oder nach ihm sein Werk genießen, den Weg zum Fortschritt in der Kunsterkenntniß ebnete.

Professor Dr. Wolfgang von Oettingen.

❦

Die rosenrothe Flagge.

Die rosenrothe Flagge. Tagebuchdichtung von Margarethe Wolff-Meder. Karl Reißner. Dresden.

Zufällig kam mir dieses Buch einer unbekannten jungen Schriftstellerin gleichzeitig mit dem Heft der „Zukunft“ in die Hand, das Karl Schefflers geistreichen Aufsatz „Die Frau und die Kunst“ brachte, so daß ich das Eine in unwillkürlicher Beziehung auf das Andere las. Scheffler will, wie die Zukunftleser sich erinnern, zeigen, daß die Natur der Frau mit künstlerischer Produktion unvereinbar sei. Wo eine Frau sich an künstlerisches Schaffen verliere, werde sie männisch. Selbst bei reinen Talenten, die sich zur Höhe selbständiger Produktion erhöben, wie (ich nenne hier nur die von Scheffler herangezogenen Dichterinnen) George Sand und Anette von Droste-Hülshoff, könne doch von einer Richtung gebenden Leistung in keinem Fall die Rede sein. Die moderne Künstlerin sei nur wirthschaftlich zu verstehen; in der ganzen antiken Kunstwelt sei die Frau gar nicht denkbar. (Aber war Sappho nicht sogar eine Richtung gebende Dichterin des Alterthumes mit ihrer sapphischen Strophe?) Mag sein, daß auch bei den genialsten dichtenden Zeitgenossinnen, Selma Lagerlöf, Helene Böhlau, Ricarda Huch, Lou Andreas-Salomé und Anderen, von Richtung gebenden Leistungen nicht geredet werden kann; doch repräsentiren die Leistungen dieser Frauen selbständige künstlerische Werthe, die man sich aus der Literatur unserer Zeit nicht fortdenken mag. Denn abgesehen von ihrer Bedutung für die Kunst geben sie Abbilder des Lebens, von der weiblichen Warte aus gesehen, und damit Etwas, das die höchststehende männliche Kunst nicht geben kann. Was die geniale Frau über sich selbst und das Leben aussagt, scheint mir die werthvolle Ergänzung Dessen, was der Mann sagt. Ob sie leichter oder schwerer, besser oder minder gut redet, ist unwesentlich gegen das Eine: daß sie wirklich aus sich selbst heraus redet. Und Das gilt auch von Frauenbüchern, die nicht entfernt die künstlerische Höhe der großen Talente und Individualitäten erreichen. Bücher, in denen Phantasie- und Gemüthsleben feinsinniger Frauen zum Ausdruck kommt, mag man vom dogmatischen Kunststandpunkt aus einschätzen, wie man will: für uns bedeuten sie einen Zuwachs an Erhebung, innerer Befreiung, Erquickung. Denn natürlich wissen Frauen einander Manches zu sagen, was Männern nicht einfallen würde und was sie wenig angeht. Damit will ich weiblicher Kunstpfuscherei nicht das Wort reden. Alles Unechte ist werthlos. Man darf keine falsche Note spüren. Es ist gerade die unverfälschte Fraulichkeit, die mich in der anspruchslosen Erzählung von der rosenrothen Flagge so herzlich erfreut hat. Jugendschmelz, Unschuld, Lieblichkeit, Feinheit des Empfindens, mitfühlende Güte: das Alles spricht aus Margarethe Wolffs Buch. In seinen Liebenswürdigkeiten und kleinen Schwächen ist es weiblich im besten Sinn; intensiv weiblich. Und darum sehr sympathisch. So wenig ich den seelenvollen Gesang einer Jenny Lind, das seelenvolle Spiel einer Eleonora Duse aus dem Kunstleben missen möchte, so wenig will ich den Niederschlag weiblichen Seelenlebens im Schriftthum missen. Wenn das Weib auch nur sich selbst giebt, statt einer aus mühevoll errungener Erkenntniß künstlerischer Gesetze erworbenen Formvollendung, so giebt sie sich doch eben oft, wie Scheffler sagt, mit einer solchen Fülle der Liebenswürdigkeit ihrer weiblichen Natur, daß es „beinahe“ wie Genialität wirkt.

Bärenfels im Erzgebirge. Frieda Freiin von Bülow.

❧

Reichsbankgiro.

Die Reichsbank sucht ihre Position zu stärken. Da alle Mittel, die diesem Zweck dienen sollen, sich zunächst gegen das mobile Kapitel oder gegen die Leute, die es brauchen, richten, erwachsen ihr neue Feinde. Gegen ihre Diskontopolitik wehrt sich Handel und Industrie; und auch der neuste Versuch, die Barmittel zu vermehren, der Beschluß, eine Erhöhung der Mindesteinlagen von den Girokunden zu fordern, wird fast überall getadelt. Und doch hat das Reichsbankdirektorium die Maßregel offenbar sehr reiflich erwogen und sich nur unter dem Druck einer Zwangslage dazu entschlossen. Schelten sollte man die Herren also nicht. Nur ruhig prüfen, ob dieser Schritt ans Ziel führen kann. Ich fürchte: Nein. Was bedeutet der Giroverkehr für die Reichsbank? Ungefähr, was die Blutcirkulation für den menschlichen Körper bedeutet. Die Girogelder (um einen im Bankgeschäft gebräuchlicheren Ausdruck zu verwenden: die Depositen) bieten den Unternehmungen der Reichsbank die feste Grundlage. Sie ermöglichen ihr erstens die Ausdehnung ihres wichtigsten Geschäftes, aus dem ihre Haupteinnahme fließt: des Ankaufes von Wechseln; und erlauben ihr zweitens, den Notenumlauf nach Bedarf zu steigern. Die Notensteuer würde die Reichsbank noch viel härter drücken, wenn die Giroguthaben, also die in der Bank arbeitenden fremden Gelder, nicht von Jahr zu Jahr angewachsen wären. Den großen Kreditinstituten bieten die Kreditoren und Depositen, deren Posten oft weit über das Aktienkapital hinausgehende Beträge aufweisen, beträchtliche Mittel, mit denen sie arbeiten können; nur natürlich, daß die Reichsbank in der Verfügung über fremdes Kapital nicht hinter den Großbanken zurückbleiben möchte. Man sagt denn auch: Konkurrenzwünsche haben die neue Maßregel diktirt; das private Bankgeschäft soll noch mehr geknebelt werden; die Reichsbank will die Leute zwingen, öfter als bisher Wechseldiskontirungen und Lombardgeschäfte durch sie ausführen zu lassen, und verlangt die Erhöhung der zinsfreien Einlagen, weil dadurch viele kleinere Kapitalisten gezwungen würden, häufiger Wechselkredit in Anspruch zu nehmen. Wäre den Köpfen der Reichsbankdirektoren wirklich dieser seltsame Plan entsprungen, so dürfte man den Herren zurufen: „Wär' der Gedanke nicht so verwünscht gescheit, man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen". Gegen allzu reichliche Ausnützung ihres Wechselkredites sucht sich die Reichsbank bekanntlich mit ihrer Diskontschraube zu schützen; sie will die Anlagen in Wechseln also nicht zu groß werden lassen. Und nun sollte sie eine Maßregel beschließen, die den nicht gewollten Effekt doch herbeiführen muß? Unwahrscheinlich. Man darf der Reichsbank nicht zutrauen, sie wolle sich recht viele Wechselkunden verschaffen, um dann einen Grund zu haben, den Diskontsatz zu erhöhen und der im Netze zappelnden Kundschaft hohe Zinsen abzunehmen. Die bochumer Handelskammer, die sich besonders zornig geberdet, ist mit der Begründung ihres geharnischten Protestes sicher im Unrecht. In ihrem Schreiben an den Deutschen Handelstag (der beim Reichskanzler oder beim Reichsbankdirektorium interveniren soll) sagt sie, man „vermuthe", die Reichsbank wolle die Inhaber der Girokonten zwingen, mehr als bisher ihre Wechsel bei der Reichsbank zu diskontiren. Der Wechselverkehr solle wieder mehr der Reichsbank zugetrieben werden; die neue Bestimmung richte sich also auch gegen das private Bank-

geschäft, insbesondere gegen die großen Banken. So spricht eine Repräsentantin des rheinisch-westfälischen Industriebezirkes, der ein Hauptkontingent der Wechseldiskonteure stellt und die intimsten Beziehungen zu den Großbanken hat. Ob die Melodie, die da gespielt wird, aus der berliner Behrenstraße stammt? Die Großbanken selbst wollen sich über die neue Verfügung wohl nicht äußern; aber via Bochum, Essen oder Dortmund läßt sich schon ein Wörtlein riskiren. Solche Anfeindungen dürfen das Urtheil des Unparteiischen aber nicht bestimmen. Männern von der Erfahrung Derer um Koch eine platte Dummheit oder eine grobe Unanständigkeit zuzutrauen, scheint mir immer thöricht. Und die Thatsache, daß Banken und Wechselkunden gegen das Centralinstitut neuen Groll hegen, beweist noch nicht, daß die Maßregeln dieses Institutes auch den Tadel des objektiven Beobachters verdienen.

Die Reichsbank kann, mit ihren über das ganze Reich vertheilten Zweiganstalten (heute etwa 450), Zahlungen von Ort zu Ort vermitteln, ohne daß zu diesem Zweck bares Geld in Umlauf gesetzt zu werden braucht. Die moderne Volkswirthschaft fordert einen möglichst bequemen Geldübertragung- und Ausgleichsverkehr und diesem Erforderniß kam die Reichsbank mit der Ausgestaltung ihres Girobetriebes entgegen. Das Verfahren besteht darin, daß ein Betrag dem Konto des einen Girokunden belastet, dem des anderen gutgeschrieben wird. Die Vermittlung von Zahlungen geschieht also durch einfache Umschreibung; und da die Reichsbank nicht mehr, wie früher, nur Zahlungen von Kunden am selben Platz, sondern Ausgleichungen von einem Bankplatz zum anderen in dieser Weise besorgt, ist sie zu einer im Mittelpunkte des gesammten deutschen Geschäftsverkehres stehenden Verrechnungstelle geworden. Ein straßburger Kaufmann will an den Geschäftsfreund in Königsberg eine Zahlung leisten. Beide haben Girokonten bei der Reichsbank. Der Straßburger weist auf einem rothem Check nun die Reichsbankstelle der wunderschönen Stadt an, sein Konto mit der zu zahlenden Summe zu belasten und sie dem Konto des Königsbergers gutzuschreiben. Das geschieht durch Anzeige an die Filiale der Reichsbank in Königsberg. Damit ist der Zahlungausgleich erledigt, mag es sich dabei um hundert Mark oder um eine Million gehandelt haben. Das Geld läuft also nur durch die Bücher der Reichsbank; und der Bedarf an Metall- oder Papiergeld wird dadurch wesentlich vermindert. Gäbe es diesen Verrechnungverkehr nicht, so müßte der Notenumlauf viel größer sein und die Reichsbank hätte noch mehr Schwierigkeit, die Golddecke nicht zu kurz werden zu lassen. Auch wird das Hartgeld, wenn es im großen Zahlungverkehr entbehrlich ist, nicht so rasch abgenützt; und der Giroverkehr spart die Mühe und Kosten anderer Geldbeförderung. Die Geldknappheit, die uns mit ihrem Gefolge hoher Zinssätze jetzt belästigt, wäre wahrscheinlich ein chronischer Zustand, wenn der Giroverkehr der Reichsbank fehlte. Für die Bedeutung dieses Verkehres zeugen die Ziffern. Der Gesammtumsatz im Giroverkehr der Reichsbank stieg von 17 Millionen im Jahr 1876 auf 84 Milliarden im Jahr 1894; er betrug im Jahr 1900 163 Milliarden und kam 1905 auf 223 Milliarden; in den ersten neun Monaten des Jahres 1906 hat er noch um 30 Milliarden zugenommen. Solche Steigerung wäre freilich undenkbar, wenn sich nicht in diesen Monaten die Nothwendigkeit umfangreichen Ausgleiches, besonders großer Schulddeckungen ergeben hätte Einerlei. Diese enormen Umsätze verschaffen der Reichsbank einen stattlichen Betrag zinsfreier Depositengelder, mit denen sie ihre Wechseltransaktionen und andere Geschäfte durchführen kann.

Jeder Inhaber eines Girokontos ist verpflichtet, bei der Reichsbank ein Minimalguthaben zu hinterlegen, für das er keine Zinsen erhält; die Reichsbank verfügt unentgeltlich darüber und wird so für die kostenlose Besorgung des Giroverkehres entschädigt. Sie berechnet für die Umschreibungen von Konto zu Konto keinerlei Spesen; da nun aber die als Aequivalent dienenden zinsfreien Giroguthaben nicht im richtigen Verhältniß zum Giroumsatz gewachsen sind, kommt die Reichsbank heute bei dem Geschäft nicht mehr auf ihre Kosten und hat deshalb den Betrag der Mindesteinlage erhöht. Die Giroeinlagen werden meist gerade dann nach Möglichkeit verringert, wenn die Reichsbank ohnehin starke Anforderungen des Marktes zu befriedigen hat. Das ist der Centralleitung natürlich lästig. Im vorigen Jahr war zwischen dem höchsten und dem niedrigsten Bestande der Giroguthaben, bei einem Durchschnittsbestand von rund 300, eine Differenz von über 200 Millionen Mark. Solche Schwankungen erschweren dem Direktorium die Dispositionen. Jetzt soll also wenigstens der Mindestbetrag erhöht werden. Die Höhe der Minimalguthaben, über die das Institut frei verfügt, schwankt zwischen 1000 Mark und mehreren Millionen; um die neue Basis für die Mindesteinlagen festzustellen, soll berechnet werden, wie viel die Bank an jedem Girokunden im Diskont- und Lombardgeschäft verdient; und diese Summe soll von dem festzusetzenden Betrag zu Gunsten des Einlegers abgezogen werden. Da die Berechnung wohl noch ein Weilchen dauern wird, bleibt den Girokonteninhabern eine Galgenfrist, bis die Forderung der Nachzahlung an sie herantritt. Auch will die Reichsbankverwaltung ihnen dabei möglichst weit entgegenkommen. Thut nichts: sie wird gescholten. Gerade jetzt, wo das Geld so knapp und theuer ist, ärgert sie uns auch noch damit! Einem kleinen Geschäftsmann kann es natürlich nicht gleichgiltig sein, ob er 1000 oder 2000 Mark zinsfrei festlegen, vielleicht mehr Wechselkredit fordern und hohe Zinsen dafür zahlen muß. Die Vertheuerung und Erschwerung des Giroverkehres kann bewirken, daß viele Kunden von der Reichsbank abspringen und ihr Geld lieber in andere Banken tragen, von denen sie Zinsen dafür erhalten. Das dürfte besonders von der kleinen Kundschaft gelten; kapitalkräftige Leute haben meist schon jetzt bei der Reichsbank Einlagen, die über die Mindestgrenze hinausgehen. Verliert die Reichsbank aber eine große Kundenzahl, dann vermindern sich ihre disponiblen Barmittel; und je geringer diese Mittel sind, desto näher liegt die Gefahr der Diskonterhöhung. Die Reichsbank hat durch die Ausgestaltung des Giroverkehres sehr große Bargeldsummen für den Verkehr entbehrlich gemacht; mit den in ihren Kassen angesammelten Beträgen konnte sie den Banknotenumlauf regeln und dabei für ein gesundes Verhältniß zur metallischen Deckung sorgen. Die Vortheile des Giroverkehres dürften unter keinen Umständen in Frage gestellt werden. Verschlechterte Organisation des Geldumlaufes und ständig hoher Wechselzinsfuß: Das wäre schlimm. Mit Entrüstung und Wuthgeheul ist in diesen nüchternen Dingen nichts gethan. Wie die Geldknappheit, die uns schon in einer Zeit der Hochkonjunktur so unbequem ist, auf die Dauer unsere Wirthschaft schwächen müßte, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Caveant consules! Rücksicht auf ihre Antheilbesitzer und deren Dividenden darf die Reichsbank in einer so wichtigen Angelegenheit nicht bestimmen. Sind die verantwortlichen Leiter wirklich ganz sicher, daß die Vertheuerung des Giroverkehres den Nutzen bringen wird, den sie von ihr erwarten?

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Berlin, den 17. November 1906.

Praeludium.

Unsere Vorarbeit wird, so hoffe ich, den Beifall Eurer Durchlaucht finden. Seines Fleißes darf Jeder sich rühmen; und fleißig sind wir gewesen. Die Aufgabe war nicht ganz leicht und die Bewältigung schien uns nur möglich, wenn wir die Sache selbst in die Hand nahmen und sie täglich, je nach Bedarf, kneten und zurichten konnten. Das ist geschehen. Eine Weile dachte ich daran, unsere Leute zusammenzurufen und ihnen einfach zu sagen: ‚Seid ruhig; verrennt Euch nicht; redet nicht von Krisen, die nur im Hirn Eurer Zuträger und Zeilenlöhner leben. Herrn von Podbielski, dessen Anblick Euch ärgert, werdet Ihr als preußischen Minister nicht wiedersehen. Der Kanzler ist kerngesund, im Vollbesitz des kaiserlichen Vertrauens und wird mit fester Hand nun, wie vor seiner Erkrankung, die Zügel führen. Er arbeitet von früh bis spät, bereitet sich für die ersehnte Gelegenheit, im Reichstag Rede zu stehen, und wird unzweideutig beweisen, daß unsere Lage zwar nicht gerade herrlich, doch durchaus nicht so schlimm ist, wie man sie darstellt. Wollt Ihr ihn stürzen? Wißt Ihr, wer nach ihm kommt? Vielleicht ein Mann der scharfen Tonart, ein Haudegen und Finsterling. Könnt Ihr bei dem Tausch gewinnen? Laßt also das Ganze halten und wartet geduldig, bis Ihr die große Rede des Fürsten gehört habt.‘ Das hätte gewirkt. Frankfurt, Köln, Lokalanzeiger, Vossische: da haben wir Kredit; auch anderswo. Seit Wochen wäre Alles leidlich still gewesen. Doch fand ich bald, daß dieser Weg nicht an das Ziel führen würde, das wir erreichen müssen. Die Frage durfte nicht lauten: Kanzler oder Landwirthschaftminister? Nicht öffentlich; weder offiziell noch offiziös; nicht so, daß man uns fassen konnte. Erstens, weil Eure Durchlaucht an mündliche und schriftliche Aeußerungen gebunden sind, die in heißen Tagen vielleicht nicht zu vermeiden waren. Zwei-

tens, weil man Eurer Durchlaucht Feinden am Hof nicht die Möglichkeit geben durfte, zu sagen: ‚Der von seiner Unentbehrlichkeit merkwürdig überzeugte Kanzler will Euer Majestät zwingen, sich von einem Vertrauensmann zu trennen‘. Es handelte sich also darum, den Verdacht des Duells so zu bestreiten, daß man sich drauf berufen konnte und er dennoch bestehen blieb; nichts Sichtbares, Greifbares gegen den Minister zu unternehmen und ihn dennoch unmöglich zu machen; ihn in Beziehungen zu dem Hause Scherl zu verstricken, in das man, so oft es nöthig wurde, eine Falle stellen konnte; und den Schein zu schaffen, er sei noch jetzt mächtiger, als er in Wirklichkeit je war. Dann mußte sein Abgang wie ein Erfolg des Reichskanzlers wirken; der trotzdem sagen konnte: Ich habe ihn nicht zum Gehen gezwungen. Nach reiflicher Ueberlegung schien mir und meinen Adjutanten auch der Glaube an die ungefährdet feste Stellung Eurer Durchlaucht nicht opportun. Er hätte der thatsächlich vorhandenen Unzufriedenheit eine einstweilen unverrückbare Zielscheibe gezeigt. Das lag nicht in unserem Interesse. Und welche Gelegenheit, die für die Nachfolge etwa denkbaren Kandidaten anzuschwärzen, blieb uns, wenn wir laut sagten, dem Kanzler drohe gar keine Gefahr? Wir mußten zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Dem Publikum die Ueberzeugung beibringen: Der Kanzler hats schwer; er verhindert viele Fehler; wer ihn heftig angreift, dient nur der Kamarilla, die ihn durch einen ihrer Leute ersetzen will. Und Seiner Majestät die Sicherheit geben: Der Kanzler ist an all diesen Preßtreibereien unschuldig, auch an denen gegen Podbielski; er läßt dem Gerede so deutlich, wie ers irgend kann, widersprechen; die Oeffentliche Meinung hält seine Stellung aber für nicht mehr ganz fest und überraschend würde Mein Handeln nur wirken, wenn es bewiese, daß Meine Gnade ihm nicht entzogen, nicht einmal geschmälert ist. Um dahin zu kommen, mußten wir die ganze Sache in Entreprise behalten; Angriff und Abwehr leiten, Behauptung und Widerruf in die Welt setzen. Das ist geleistet worden. Nicht nur das Dementi: auch das Dementirte kam von uns. Wir haben den Generalstabschef und den Fürsten Eulenburg ins Kreuzfeuer gebracht, den Plan der Aemtertheilung diskreditirt, dem Staatssekretär des Inneren den Weg verbaut, dem des Auswärtigen, als er in der Sonne aufquoll, einen leisen Klapps gegeben. Wir ließen die Gefahr des Absolutismus zeigen und sofort dann erklären, von solcher Gefahr könne bei uns im Ernst gar nicht die Rede sein. Mit diesem Hin und Her erreichten wir noch zwei nützliche Wirkungen. Der Aerger tobte sich aus und wird am vierzehnten November, im Reichstag, kaum noch so grelle Töne finden wie drei Wochen vorher. Am Hof aber wird man sich sagen: Die Stimmung ist im Lande so schlecht, daß ein neuer Kanzler einen

schweren Stand hätte; wir müssen den alten also verschnaufen lassen, bis die Gestirne ihm noch ungünstiger sind. Folge: öffentlicher Gunstbeweis Seiner Majestät. Entlassung des verhaßten Ministers. Abgeordnete und Journalisten können sich einbilden, einen ersten Sieg erfochten zu haben. Wir gewinnen Zeit. Und für alles Uebrige sorgt die Beredsamkeit Eurer Durchlaucht."

„Sehr hübsch, lieber Geheimrath; wirklich sehr hübsch und umsichtig. Ich habe auch das Gefühl, daß wir in erträglich gekühlter Assiette sind. Furchtbar sind mir die Leute im Parlament nie vorgekommen und ich kann mir nicht denken, daß sie über Nacht das aes triplex circa pectus (Horaz; notiren Sies, bitte, für alle Fälle) angezogen haben. Da ich mit den Centrumskoryphäen vorzüglich stehe und Alles, bis zu Schrader und Müller-Sagan, mir die Freude macht, an meinen kleinen Diners theilzunehmen, ist mit persönlicher Gehässigkeit kaum zu rechnen. Von den Konservativen, die seit Monaten den Agrarminister kandidiren, ist nichts Ernstes zu fürchten. Bassermann ist ein Gentleman, dessen patriotische Beklemmungen mit Vernunftgründen zu beschwichtigen sein werden. Und je lauter Bebel schreit, desto besser für uns; desto klarer sehen die Anderen, wem ihr Feuer den Kessel heizt. Wir bringen den Herrschaften ja auch eine ansehnliche Bescherung. Die Diäten sind nicht vergessen. Das Gesetz über die Berufsvereine giebt uns die Gelegenheit, als moderne Menschen uns von dem dunklen Grunde der rechten Seite abzuheben, die den Vereinen die Beschäftigung mit politischen Angelegenheiten verbieten will. Podbielski ist weg. Die Fleischtheuerung suchen wir mit allen verfügbaren Mitteln zu lindern (was jetzt, nach der Ausschiffung des lästigen Passagiers, von links wie ein Sieg der starken Hand über agrarische Begehrlichkeit aussieht und durch Loebell den traitablen Leuten hinter Stirum und Normann doch halbwegs schmackhaft gemacht werden kann). Der Vertrag mit Tippelskirch ist von Dernburg auch längst in aller Stille erledigt. Das sind zwei Ueberraschungen, von denen ich mir nützlichen Effekt verspreche. Mir scheint, wir sind nicht übel gerüstet. Die polnische Schulgeschichte ist unangenehm, gehört schließlich aber auf das Konto Studts, von dem ich mich ohne Thränen trennen würde. Sache des Landtags. Daß wir von unserem Entschluß, das Deutschthum in der Ostmark zu schützen, je um eines Fingers Breite weichen, darf Niemand hoffen. Mit Spahn, Groeber, Bachem, die ja nicht umhin können, auch diesen Stacheldraht anzufassen, kann man sich immer verständigen. Der preußische Ministerwechsel ist auch nicht Reichsangelegenheit, braucht als Thema aber nicht unter allen Umständen vermieden zu werden. Meine Schuld ists nicht, daß Herr von Podbielski sich zu krank fühlt, um im Parlament selbst

seinen Feinden entgegen treten zu können. Ich habe sein Sachverständniß, seine Tüchtigkeit in den Geschäften (auch in denen des Staates, meine Herren: ich denke, diese Konzession könnte man dem Heiterkeitbedürfniß wohl machen) stets freudig anerkannt und bin sicher, von dem verehrten Freund, in dem ich einen schwer ersetzbaren Mitarbeiter verliere, das Zeugniß zu erhalten, daß ich ihn niemals, weder direkt noch indirekt, zum Rücktritt gedrängt habe. Nur die Komplikation von schwerer Gicht mit einem äußerst schmerzhaften Gallensteinleiden und einer Nervenerschöpfung, die nach einer unwürdigen Hetze nur allzu begreiflich ist, hat den Minister, an dessen Charakter nicht der kleinste Makel klebt, verhindert, im Reichstag zu erscheinen und mit gewohnter Tapferkeit seine Sache zu führen. Nur diese Krankheit, die länger, als wir Alle gehofft hatten, der ärztlichen Kunst trotzt, sie allein (ich wiederhole es mit allem Nachdruck) hat Seine Majestät bewogen, dem Entlassungsgesuch des bewährten Mannes die Genehmigung nicht mehr zu versagen. Ungefähr so werde ichs machen; wenn der Wind nicht noch umschlägt. Dabei läßt sich vielleicht gleich sagen, daß man die Schmerzempfindungen der Männer, die von einem Ministeramt scheiden müssen, im Allgemeinen wesentlich überschätze. Wir thun unsere Pflicht, klammern uns aber nicht an eine Würde, die heutzutage (hier könnte ich eine ganz kurze Lachpause lassen) doch mehr Bürde ist, als Mancher ahnt, und sind immer bereit, dem besseren Mann, dem noch unverbrauchten, den Platz zu räumen. Wann Das geschieht, hängt, wie ja der vorliegende Fall lehrt, nicht stets von unserem freien Willen ab, sondern (Ihre Heiterkeit mißversteht die Absicht meiner Worte) oft auch von äußeren Umständen, die stärker sind als unser Pflichtgefühl und unsere Liebe zum Beruf. Omnes una manet nox. (Zweimal Horaz? Man merkts wohl nicht; und hier ist die lebhafteste Heiterkeit sicher. Notiren Sies also jedenfalls.) Damit ist den Witzen über den wackelnden Kanzler schon vorgebeugt. Das wären so etwa die Hauptsachen. Aus welcher Ecke könnte es nun noch heulen? Sehen Sie irgendwo noch andere Wolken?"

„Nirgends. Wenn eben nicht das eigentliche Thema dieser willkommenen nationalliberalen Interpellation, die Auswärtige Politik..."

„Natürlich. Aber da fechten wir in der Verschanzung. Die Interna kennt nur, wer im Hause sitzt und die Akten gelesen hat. Daran glauben Alle; bis tief in die Demokratie hinein. Und die Leute, auf die es uns ankommt, werden still, wenn man sie mit höflichem Ernst warnt: Noli turbare circulos meos! Auf diesem Feld stolpern nur besonders ungeschickte Wanderer; wie unser junger Freund nebenan, dem solche Lektion denn auch nicht schadet. Was da zu erwarten ist, wissen wir ja. Das Verhältniß zu Italien läßt zu wünschen

übrig? Nicht ganz zu bestreiten. Wir haben unfreundliche Aeußerungen gehört und können nicht verkennen, daß die Volksstimmung schwankt und die Interessenkurve sogar sich von uns etwas abzuneigen scheint. Wird diese Schwankung, diese Abneigung aber dauernd sein? Ist sie nicht das Resultat internationaler Verhetzung, die uns überall als Störenfried zu verdächtigen sucht? Kann das große Kulturvolk, mit dem uns hundert historische Alpenpässe verbinden, mit dem wir tausendjährigen Besitz gemein haben und dessen Einheit in der selben Stunde geboren ward wie unsere, kann es jemals vergessen, was ihm das Bündniß mit der germanischen Vormacht geleistet hat? In den Jahrzehnten des Friedens, den die von weisen Staatsmännern geschlossenen Verträge gesichert haben, ist die Blüthe gereift, der Italiens Wirthschaft sich heute freuen darf. Solche Erfahrung überlebt Verstimmungen und Mißverständnisse. Wer heute Italien überreden wollte, dieses Bündniß aufzugeben, würde ein entschiedenes Nein als Antwort erhalten. Das wissen wir nicht nur aus unzweideutigen Erklärungen der verantwortlichen Politiker. Auch in der Presse, so weit sie als Ausdruck der Oeffentlichen Meinung gelten darf, hat sich in den letzten Monaten ein Umschwung vollzogen, sind gewichtige Stimmen vernehmbar geworden, die sagen: Wir wollen mit Frankreich befreundet bleiben, aber an dem erprobten Bündniß mit Deutschland festhalten. Das kann uns genügen. Unsere Aufgabe ist ja nicht, zwischen den Nachbarnationen Unfrieden zu stiften. Mögen sie ruhig die Bande neuer Freundschaft knüpfen (les amis de nos amis sont nos amis oder können es doch eines Tages werden); dazu brauchen sie ältere nicht abzureißen. Wir sind, Gott sei Dank, nicht in der Gefahr, als quantité négligeable behandelt zu werden. Wenn Italien die Absicht hätte, seinen Weg von unserem zu trennen: wir könntens ertragen; der Schade wäre für uns geringer als für den anderen Theil. Diese Absicht besteht aber nicht. Ich habe nach dieser Richtung von autoritativster Seite die bündigsten Versicherungen erhalten und werde vielleicht bald in der Lage sein, beweiskräftiges Material darüber in die Oeffentlichkeit zu bringen. Ich will nichts beschönigen, gewisse Schwierigkeiten, die Nöthigung zu gewissen Modifikationen nicht leugnen. Auch nicht bestreiten, was Jeder weiß: daß alle Bündnisse im Lauf der Jahre lockerer werden und das Interesse zu neuer Gruppirung drängen kann. Quid sit futurum cras, fuge quaerere! (Zum dritten Mal? Macht nichts.) Der Vorsehung, hat mein großer Vorgänger gesagt, können wir nicht in die Karten gucken. Heute aber haben wir keinen irgendwie ernsthaften Grund zur Klage über Italien; über das offizielle Italien, meine ich, das nicht für jede Preßquerele und jeden Hetzartikel verantwortlich zu machen ist. Der Dreibund ist oft totgesagt worden; niemals hatte

der Wunsch die Kraft, dieses Friedenswerk wirklich zu töten. Sollte es jetzt gelingen? Oesterreich hat uns erst vor Kurzem einen Beweis seiner Bundestreue und Freundschaft gegeben, an den ich, weil er allgemein bekannt geworden ist, nur flüchtig zu erinnern brauche. Die Konfliktsmöglichkeiten, die zwischen Oesterreich und Italien zu entstehen schienen, sind beseitigt; und der weite Blick, die ungewöhnliche Begabung und hohe Erfahrung des Freiherrn von Aehrenthal, meines verehrten Freundes, bürgt allein schon dafür, daß sie, selbst wenn sie wieder auftauchen sollten, ungefährlich bleiben. Aus einer Mittheilung desselben hervorragenden Staatsmannes habe ich erst vor wenigen Tagen gehört, welchen Werth er auf die Intimität der beiden Kaiser legt. Und trotz Alledem soll der Dreibund, den selbst Frankreich nicht mehr als ein feindliches Gebilde bekämpft, unhaltbar geworden sein? Auch der ärgste Pessimist, scheint mir, könnte höchstens doch fragen, ob dieser Bund noch allen Bedürfnissen genügt."

„Diese Wendung zu einer gewissen Skepsis scheint mir taktisch meisterhaft. Damit wäre gleich wieder eine unbequeme Spitze abgebrochen".

„Und genügt er nicht allen: was hindert uns, morgen schon, in der unbeschränkten Freiheit einer geachteten und, ich darf es ohne Ueberhebung aussprechen, gefürchteten Großmacht, für Ergänzung zu sorgen? Vor zwei Jahren (reichen Sie mir doch mal die Mappe herüber; danke), nein: vor fast schon drei Jahren habe ich im Reichstag gesagt: ‚Wir stehen zu zwei großen Mächten in einem sicheren Bundesverhältniß, zu fünf anderen Mächten in freundschaftlichen Beziehungen. Im Uebrigen glaube ich, daß wir uns vor der Isolirung, von der Herr Bebel sprach, gar nicht so sehr zu fürchten brauchen. Deutschland ist zu stark, um nicht bündnißfähig zu sein. Für uns sind mancherlei Kombinationen möglich; und wenn wir nur unser Schwert scharf erhalten, brauchen wir uns vor dem Alleinsein nicht zu fürchten'. Das ist heute noch eben so wahr wie im April 1904. Wenn wir diesmal eine Thronrede vernähmen, würde ihr Grundton heller klingen als im vorigen Jahr. Damals mußten wir von ‚korrekten' Beziehungen reden und sagen: ‚Ein Blick auf Deutschlands internationale Stellung darf sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß wir fortdauernd mit Verkennung deutscher Sinnesart und Vorurtheilen gegen die Fortschritte deutschen Fleißes zu rechnen haben. Die Schwierigkeiten, die zwischen uns und Frankreich in der marrokkanischen Frage entstanden waren, hatten keine andere Quelle als eine Neigung, Angelegenheiten, in denen auch das Deutsche Reich Interessen zu wahren hat, ohne unsere Mitwirkung zu erledigen. Solche Störungen können, an einem Punkt unterdrückt, an einem anderen wiederkehren. Die Zeichen der Zeit machen es der

Nation zur Pflicht, ihre Schutzwehr gegen ungerechte Angriffe zu verstärken." Solche Schwarzseherei wäre heute nicht mehr nöthig. Wer kann leugnen, daß es besser geworden ist? Die marokkanische Angelegenheit ist zu allseitiger Befriedigung erledigt worden; nach dem Grundsatze, zu dem wir uns von vorn herein bekannt haben: Weder Sieger noch Besiegte! Wir achten jedes legitime Recht, lassen aber auch unsers nicht schmälern. An der Spitze der französischen Regirung steht ein bedeutender Mann, der uns vielleicht nicht gerade liebt, dessen hohe Kultur und philosophische Bildung (suchen Sie mir bis morgen den Titel seines Märchendramas heraus) aber die Gewähr giebt, daß er nicht daran denken kann, das Unheil eines Weltkrieges heraufzubeschwören. Die erste Handlung seiner internationalen Politik, die Abstattung des Dankes für eine großherzige Willensregung unseres Kaisers, zeigt denn auch, daß wir von dieser Seite der peinlichsten Korrektheit gewiß sein dürfen. Das Selbe darf man, ohne Schönfärberei zu treiben, von England sagen. Das Verhältniß ist noch nicht ideal, gegen vorübergehende Trübung nicht gesichert; die Spannung hat aber nachgelassen. Der Besuch in Kronberg hat das herzliche Einvernehmen der beiden Monarchen gezeigt und grundlosem Gerede ein Ende gemacht. Die Eindrücke, die hervorragende Repräsentanten deutscher Städte aus dem Inselreich mitgebracht haben, der über alles Erwarten glanzvolle Empfang, der den namhaftesten Vertretern deutschen Schriftthumes drüben bereitet worden ist, der intime Verkehr, der sich zwischen dem englischen Kriegsminister und den höchsten Instanzen unserer Heeresverwaltung entwickelt hat: das Alles beweist, daß in den Völkern und ihren Führern das Bewußtsein der Blutsverwandtschaft mit neuer Kraft erwacht ist. Noch was?"

„Ein Wort über fortdauernde Verdächtigungen wäre wohl angebracht."

„Richtig. Noch immer giebt es Leute, die uns die Schuld daran zuschreiben, daß ihre Suppe nicht schmeckt oder daß sie an Schlaflosigkeit leiden. Wir sollen in Egypten, in Tripolis anderen Nationen das Leben schwer machen. Wir sind am Ende auch dafür verantwortlich, daß die Weinernte zu wünschen übrig ließ, die Goldaktien schlecht stehen und das Geld knapp ist. Doch kann konstatirt werden, daß so thörichte Behauptungen nicht mehr so leicht Glauben finden wie noch vor einem Jahr. Das ist ein Erfolg unserer friedlichen, stetigen Politik, die alle Zweideutigkeit vermeidet und deren Loyalität nach und nach auf allen Seiten anerkannt werden muß. Worauf gründen sich also die ‚Besorgnisse', von denen die Interpellation spricht? Sind sie nicht vielleicht nur Residuen der Elektrizität, die in der Luft lag, nach der Entladung aber nicht mehr gefährlich ist? (Ein ganz wirksames Bild, scheint mir; wir wollens uns merken.) Ita-

lien, Oesterreich, Frankreich, England; bleibt noch Rußland. Da ist das Verhältniß über jeden Zweifel erhaben. Rückblicke auf früher etwa vorgekommene Mißverständnisse liegen nicht im Interesse einer mit kraftvoller Mäßigung vorwärtsstrebenden Politik; wir wollen sie Denen überlassen, die ins Fäustchen lachen, wenn sie mit einem Schein von Recht das Schuldkonto ihres Vaterlandes belasten können. Heute sind die Beziehungen so gut, daß selbst der unfreundliche Kritiker nichts daran auszusetzen vermag. Ich habe Iswolskijs Erklärungen. Auch über die Verhandlungen mit England, die sich natürlich nicht gegen uns richten, sondern eine Assekuranz gegen etwa im Fernen Osten auftauchende Gefahren schaffen sollen. Wir wären sehr unklug, wenn wir in jeder Verständigung fremder Nationen einen schwarzen Punkt am Himmel unserer Wünsche sähen. Nicht minder unklug freilich, wenn wir unsere Karten aufdeckten und den Mitspielern unsere Trümpfe zeigten. Es kann Situationen geben, in denen der leitende Staatsmann Angriffe hinnehmen, auch ohne hamletische Anwandlungen die Pfeile und Schleudern des wüthenden Geschickes erdulden muß, weil er die nationale Sache pflichtgemäß über seine Person stellt, lieber unfähig als indiskret gescholten sein will und deshalb nicht verrathen darf, unter welchen Werbungen er draußen zu wählen hat, während er in der Heimath hart getadelt wird. (Solche Andeutung, denke ich, wird sich gut machen.) Wir werden es mit Genugthuung begrüßen, wenn breite Schichten der Bevölkerung sich ernsthafter als bisher mit den internationalen Vorgängen beschäftigen. Nur dürfen die Wortführer dieser Schichten sich nicht darüber täuschen, daß wir, beim besten Willen, nicht immer im Stande sind, ihren durchaus begreiflichen Wissensdurst zu stillen und ihnen alle Thatsachen und Stimmungmomente mitzutheilen, die uns bekannt sind. Barbarus hic ego sum, quia non intellegor ulli: an dieses in den Tristien beschriebene Schicksal muß Unsereins sich für alle Fälle gewöhnen ... Bleibt nun noch ein wichtiger Punkt?

„Eigentlich nur noch die Anspielung auf das persönliche Regiment."

„Versteht sich. Da ist das Cliché ja gegeben. Jeder Deutsche hat das Recht, in Rede, Schrift und Bild seine Meinung frei zu äußern. Will mans nur dem Kaiser nicht gönnen? Soll er unfreier sein als der geringste Bürger? Wenn seine Meinung Manchen mißfällt: Anderen gehen wieder andere Ansichten gegen den Strich. ‚Nur muß der Knorr den Knubben hübsch vertragen.' Daß da auf beiden Seiten noch Einiges zu wünschen bleibt, bestreite ich nicht. Für politische Entschlüsse ist der Reichskanzler verantwortlich. Er kann und will diese Verantwortung weder abwälzen noch theilen. An ihn soll man sich halten und sich nicht von Legendenbildungen verleiten lassen, in ihm ein wil-

lenloses Werkzeug zu sehen, eine Marionette, deren Bewegungen eine unsichtbare Hand leitet. Dieser Kanzler, von dem fromme Wünsche schon wie von einem abgethanen, nicht mehr arbeitfähigen Mann sprachen, hat niemals um die Benefizien des Krankenrechtes gebeten, ist auch in der Zeit körperlicher Behinderung nicht müßig gewesen und sieht unbefangenem Urtheil mit ruhiger Zuversicht entgegen. Er ersucht aber jeden Patrioten, auch dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist. An allen Küsten, in allen Städten, die er besucht hat, ist der erhabene Repräsentant des Deutschen Reiches enthusiastisch begrüßt worden und noch klingt in unserem Ohr der stürmische Jubel nach, der ihn in München empfing. (Pourtalès verdient für diese Leistung wirklich ein Extralob. Ich hatte kaum zu hoffen gewagt, daß ers so ohne Mißton fertig bringen würde.) An nationalen Feiertagen verstummt eben kleinliche Tadelsucht und das Volk lernt erkennen, daß Heilige nur im Himmel thronen, der Erdenkinder höchstes Glück aber die Persönlichkeit ist; die wohl kein Verständiger unserem Kaiser absprechen wird. Und nach solchen Tagen neuer Verbrüderung von Süd und Nord sollen wir an eine tiefgehende Mißstimmung, an die Furcht vor Rückfällen in den Absolutismus glauben? Glauben, daß unsere Zustände schlechter sind als die anderer Länder? Blicken Sie doch um sich, meine Herren... Ach so. Na, ich denke, es geht. Ist schließlich auch im April 1904 gegangen, trotzdem der selige Reventlow so grob war und Herr von Oldenburg seinen Witz spaziren führte. Viel schlimmer wirds jetzt wohl nicht".

*

Wahrscheinlich nicht viel schlimmer. Ich schreibe in der Nacht vor dem großen Tag, der den Vertretern des Volkes endlich wieder das edle Bild des Kanzlers zeigen soll. „Der früh Geliebte, nicht mehr Getrübte, er kommt zurück." Da giebts Gratulationen, werden Hände geschüttelt, weht Osterluft. Wenn die Durchlaucht den Kopf zurücklehnt oder nur über die Stirn streicht, fürchtet Jeder einen neuen Anfall. Glückwunsch, ängstliche Schonung: da sind der Kritik immerhin Grenzen gesetzt. Sehr schlau also, daß der Erstandene die Interpellation (solche Sachen werden bei uns von den erhaltenden Parteien ja nur auf Wunsch gemacht; wurdens auch unter Bismarck) für den Tag der Wiederkunft erbat. Erster Vortheil: Wiedersehensstimmung; den Mann, der im April zusammenbrach, wird kein Höflicher im November mit der Keule bedrohen. Zweiter Vortheil: die Berathung des Reichshaushaltes wird von vorn herein entgiftet und wirkt nicht mehr als Adventsensation. Sehr schlau auch, daß der Kanzler die Interpellation auf den Mittwoch legen und sich für den Donnerstag (weil er mit Aehrenthal konferiren muß) gleich ab-

melden ließ. Da kann man nicht sehen, wie lange er sur la sellette aushält. Parlamentsregie war stets seine starke Seite. Und diesmal kommt er vor dem Julmond als Heiliger Nikolaus und überrascht Alles ringsum mit Geschenken. Pod ist tot, der böse Vertrag mit Tippelskirch Makulatur und für billigeres Fleisch wird gesorgt. Mir fehlt der Sinn für solche Inszenirungen, die nach Augenblickseffekt haschen; artigen Kindlein gefallen sie aber. Ein Genesender, der das auf dem Wunschzettel vornan Stehende mitbringt, braucht nicht um Haupt und Leben zu bangen; ist auf seine Art, wie in besseren Tagen das Deutsche Reich, doppelt assekurirt. Was er sagen wird, weiß ich nicht. Vielleicht glaubt er sich genöthigt (oder ists durch äußeren Zwang), mit einer neuen Tonart zu debutiren. Ich weiß nur, wie er reden müßte, wenn er noch mit der alten Walze arbeitet (die zwar ein Bischen abgeleiert ist, in der Akustik des Reichstages aber noch wirken kann). Weiß ungefähr auch, was ihm geantwortet werden müßte; auf jede, auch auf eine neumodische Rede. Die Frage nach dem Erfolg dieser Rede dünkt mich eine der gleichgiltigsten, die zu erdenken wären. Noch ein Applaus, noch ein paar „stürmische Heiterkeiten": Das rettet den Freund nicht mehr. Warten wirs ab. Und betrachten, ehe der Vorhang aufgezogen wird, mit unseres Geistes Auge das Personal, das auf der Bühne agiren oder hinter den bemalten Leinwänden für Beleuchtung und Ventilation sorgen soll.

Herr von Podbielski darf nicht mehr mitspielen. Ob er blieb oder ging, war zuerst und zuletzt eine Nervenfrage. Wenn er tanti gewesen wäre, seine Sache selbst in den Parlamenten zu vertreten, hätte der König ihn jetzt nicht weggeschickt. Das weiß der Hof; der auch das Wort gehört hat: „Bülow fürchtet für seine Stellung". Aber auch hinter Fettpolstern können Nerven erlahmen; und was über den Hundejungenärger des Alltags so weit hinaus geht, kann einem an der Galle Leidenden gefährlich werden. Der Mann ist niedergehetzt worden. Er mußte vom Platz weichen, weil er nicht die Widerstandskraft hatte, die seiner Fassade zuzutrauen war. Kein Vertheidiger konnte ihn retten, wenn er nicht persönlich erschien. Ich habe Grund, zu glauben, daß er, bevor er den Abschied erhielt, noch einmal gefragt worden ist, ob er in absehbarer Zeit kräftig genug sein werde, um am Bundesrathstisch pro domo sua zu reden. Nein. Dann mußte geschieden sein. Kam all das dumme Zeug, das wir über den Entlassenen lasen, aus der Schwarzen Küche der Wilhelmstraße? Da die Leute, die es uns vorsetzten, täglich dorthin pilgern und mit gefülltem Töpfchen heimkehren, müßte mans eigentlich annehmen. Klang nur gar zu absurd. Der rathenower Husar soll Jahre lang mächtiger als der Kanzler gewesen sein, der Instigator wichtiger Entschlüsse, des Kaisers Liebling und deshalb äußerst schwer

zu entwurzeln. In dem Gerede ist kein wahres Wort. Podbielski war froh, wenn er mit seinen Amtsgeschäften fertig war, kümmerte sich nicht um die Nachbarschaft und hatte nie den Ehrgeiz, in die hohe Politik überzugreifen. Den Kaiser sah er kaum noch viel öfter als andere Minister, viel seltener als der Kanzler; und galt ihm niemals als seriöser Berather. Der Kaiser ließ sich gern von ihm saftige Anekdoten erzählen, spielte gern mit ihm einen Skat, schätzte auch wohl seinen robusten Menschenverstand, behandelte ihn aber nicht anders als einen Landhollmann, an den die Reihe erst kommt, wenn die ernstere Arbeit erledigt ist. War mit ihm nicht einmal so intim wie mit dem Admiral (dem er selbst das Orangeband des Schwarzen Adlers um die Brust gelegt hat) und hatte längst von ihm gesagt: „Der Dicke hat sich auch schon seine Matratze gestopft." Nur die Roheit des Schimpfes, der ihn verfolgte, hat den Kavalleristen dann im Sattel gehalten. Diesem Troß wollte ihn Wilhelm nicht opfern. War wüthend, als er sich getadelt sah, weil er solchen Gast zur Taufe des Enkels geladen habe. Und mußte ihn doch, mit den Brillanten zum Großkreuz des Rothen Adlerordens, ziehen lassen. Ob ers Dem je vergessen wird, dessen Taktikerkunst ihn dazu zwang? Der arme Victor, der in mancher Schlacht Sieger geblieben war, ist in jede Falle getappt und hat bewiesen, daß er im Getümmel, gegen eine Uebermacht, sich nicht eine Stunde zu behaupten vermag. Als man seine Schwachheit erkannt hatte, wars um ihn geschehen. Nie ist ein Minister, nie nur ein Schutzmann in Preußen öffentlich so geschmäht worden. Kein Offizieller regte, kein Offiziöser rührte sich. Während er sich in Schmerzen krümmte, hieß es, seine Krankheit sei nur der übliche Vorwand. Als er schon am Boden lag, wühlte man ihm den Kopf in den Koth. Und rief dann, für den Reichstag sei er zu schmutzig.

Ich bin nicht Landwirth, verdiene an Lebensmittelzöllen keinen Heller: und will gerade darum jetzt für den überwundenen Mann zeugen. Er hat mehr als einmal Tadel verdient; der blieb ihm auch hier nicht erspart. Doch er war ein ganzer Kerl und konnte sich, mit all seinen Mängeln, im Kreis der Korrekten sehen lassen. In Sachen Tippelskirch hat er mit höchster und allerhöchster Genehmigung gehandelt. Daß er an dem Geschäft betheiligt war, wußte Jeder; und daß ers nicht aufgeben werde, als endlich nach Jahren daran verdient wurde, konnte ein Kind an den Knöpfen abzählen. Den Bedenken, die dagegen sprechen, habe ich früher als Andere (vor sechs Jahren schon) Ausdruck gegeben. Aber er hatte die Bedingung gestellt und durchgesetzt, den Geschäftsantheil im Interesse seiner Kinder behalten zu dürfen: war also durch die Zustimmung des Kaisers und Kanzlers gedeckt. Daß er dann seine Frau vorschob, statt sich von

einem pfiffigen Anwalt einen Tarnhelm aufstülpen zu lassen, zeigt eine Naivetät, die nur als mildernder Umstand angeführt werden kann. Die Fleischtheuerung (unter der ja nicht Deutschland allein leidet) ist Reichsangelegenheit. Auch in Preußen hat der Minister für Landwirthschaft, Domänen und Forsten nicht für billige Volksernährung zu sorgen, sondern zunächst für das Interesse des Gewerbes, das er im Staatsministerium vertritt. In jedem großen Unternehmen kommts vor, daß die Kollegen zu einem Abtheilungchef sagen: „Du denkst an Deinen Geschäftsbezirk und wir begreifen, daß Du Dich gegen jede Aenderung der Preispolitik sträubst; uns aber zwingt ein höheres Gesellschaftinteresse, Dich zu majorisiren." So mußte es auch in Preußen gemacht werden. Die Initiative zur Verbilligung des Fleisches war nicht von Podbielski zu erwarten, sondern vom Staatsministerium, das den Agrarier jeden Tag überstimmen konnte; und für Handeln und Unterlassen des Staatsministeriums ist der Präsident verantwortlich. Ist im Reich aber Tippelskirch, weil ein Minister Theihaber war, begünstigt worden, dann hängt die Schuld abermals nicht an Podbielski, sondern an Stuebel, Ohnesorg & Co. Was bleibt von der Anklage? Die Thatsache, daß dem fidelen Reiter das sichere Taktgefühl fehlte; das hätte ihm gerathen, als Wahrer der Staatshoheit auch nach eingeholter Erlaubniß nicht an Armeelieferungen betheiligt zu bleiben. Und darum Räuber und Mörder? Nach dem Urtheil der selben Leute, die Herrn von Boetticher durch den stralsunder Handel nicht belastet fanden und vergnügt nickten, als Herr Ballin dem Sohn eines Reichskanzlers eine Pfründe zuschanzte? Kein Wort der Anerkennung dem Mann, der für die Reichspost und für die preußische Landwirthschaft wirklich Tüchtiges geleistet und in beiden Aemtern bewiesen hat, daß General von Voigts Rhetz den jungen Zietenhusaren nicht überschätzte, als er ihm Energie, Unermüdlichkeit und praktisches Genie zusprach? Die Frage, ob ein Minister oder Staatssekretär seine Sache verstanden hat, scheint heute nicht mehr als beträchtlich zu gelten. Durchlaucht Kalchas weiß wohl, warum.

Podbielski wäre vor einem Jahr, vor zwei Jahren, als Tippelskirch grob zu verdienen anfing, aus dem Amt oder aus der Firma geschieden, wenn Bülow ihn auf die Inkompatibilität beider Bethätigungarten hingewiesen hätte. Podbielski wäre nicht im Stande gewesen, auch nur drei Tage lang Ausnahmetarife und Einfuhrerleichterungen für Vieh und Fleisch zu hindern, wenn Bülow eine dahin zielende Instruktion der preußischen Stimmen herbeigeführt und diese Maßregeln im Bundesrath vorgeschlagen hätte. Beides ist nicht geschehen. Der Reichskanzler und Ministerpräsident hat den Husaren von der anderen Couleur, trotzdem er ihn als Menschen kaum kannte, öffentlich seinen „verehrten Freund" genannt; ihm die zärtlichsten Briefe geschrieben,

noch in diesem Sommer; noch in diesem Herbst vor Zeugen sich für solidarisch mit dem Gescholtenen erklärt. Das kann er nicht leugnen; wirds auch nicht. Wozu? Er ist an Podbielskis Sturz ja unschuldig; wird ihn nächstens vielleicht mannhaft vertheidigen. Er hat auch Miquel und Holstein nicht aus dem Amt gebracht; dem Abgeordneten Paasche nicht das Staatssekretariat der Kolonien versprochen; von Puttkamer nicht gesagt, er sei der beste Gouverneur und müsse, wenn die Untersuchung nicht etwa Gravirendes ans Licht fördere, trotz der Weibergeschichte wieder hinausgeschickt werden. Keiner wirfts ihm ja vor. Miquel war, die Herren von Holstein und Podbielski sind fest überzeugt, daß der Kanzler für sie gefochten hat, so lange es irgend ging. Vielleicht glaubens auch der Geheimrath und der Gouverneur. Und die annoch aktiven Kollegen der Durchlaucht hegen offenbar nicht den leisesten Zweifel; sonst würden sie in solcher Gesellschaft nicht weiterarbeiten. Fazit: Der Kanzler wird als Sieger gefeiert, hat gegen den verehrten Freund aber nicht den Finger gerührt; wollte sogar mit ihm stehen und fallen. Podbielski muß auf den Schwarzen Adler warten, bis die Parlamente ihn nicht mehr allzu arg zausen können. Die Carnivorenwünsche werden erfüllt; und da ein Agrarier natürlich nicht mit diesem Schritt ins ministerielle Leben treten will, muß Herr von Bethmann-Hollweg, dem Pod nicht einmal die Ernennung eines Landrathes abzuringen vermochte, zum Riesenressort des Inneren einstweilen, mit Conrads Hilfe, auch noch das der Landwirthschaft auf sich nehmen. Das Alles konnte im Juli, konnte spätestens im September beschlossen werden. Wird aber am Abend vor der ersten Reichstagssitzung bekannt. Wer diese Politik nicht ungemein sachlich, würdig und muthig findet, hat von preußischer Tradition und deutscher Redlichkeit keine Ahnung.

Der rathenower Husar liegt stöhnend im Siechbett. Hat der bonner Husar, der Sieger, der nicht gesiegt haben will, beide Füße noch sicher im Bügel? Wer ihn unter vier Augen fragte, bekäme wohl ein hübsches Citat zur Antwort. Hier ist auch eins, aus dem geliebten Horaz: Post equitem sedet atra cura. Sorge um die Gesundheit. Schlaganfall oder Gehirnblutung: was ihn im April niederwarf, war nicht eine von den Attaquen, die spurlos vorübergehen. Hundert Augen haben gesehen, daß er nicht eine Minute ohnmächtig war; und nach allem Jubelgekreisch über die wiederhergestellte Kerngesundheit des Kanzlers hat mancher Besucher das Bulletin gebracht: Aussehen gut, im Wesen aber weicher als vorher und schnell ermüdet. Sorge um das Amt. Gilt er nicht schon als abgethaner Mann? Langt die Gier legitimer und illegitimer Erben nicht schon nach seinem Ehrenkleid? Vor sieben Monaten wurde ihm hier gerathen, zu gehen. „Hellere Tage sind kaum noch zu hoffen. In großen Zeitungen hat über das Verhältniß zum Kaiser Allerlei gestanden,

was wie das Echo eines Stöhnens klang und, trotz der offiziösen Korrektur, zur günstigen Stunde die erwünschte Wirkung nicht verfehlen wird. Am Hof hat der Hochgestiegene mächtige Gegner und die Gruppe, die ihm einst den Weg ebnete, nennt ihn längst undankbar, weil er sie für eine Weile in die Finsterniß gebracht hat. Geht er jetzt, so rettet er den Gesundheitrest und den Nimbus. Kann, als Fürst und Millionär, mit der geliebten Frau leben, wos ihm beliebt. Reiten, Golf spielen, die Polster ablegen, nur mit den Menschen, Bildwerken und Büchern verkehren, die ihm gefallen. Geht er jetzt, dann kündet die Legende späten Enkeln noch seinen Ruhm. Nach ein paar Jahren könnte ein minder günstiges Urtheil gefällt werden". (Wirds, leis oder laut, nicht schon heute gefällt?) Fürst Bülow ist geblieben. Hat sich an dem Wahn geröstet, die Sache wolle es. Sich für den besten verfügbaren Mann gehalten; den Einzigen, der Gefährliches hindern könne. Ist geblieben, trotzdem in der Zeit seiner Ohnmacht Philipp Friedrich Karl Alexander Botho Fürst zu Eulenburg und Hertefeld den Schwarzen Adler erhalten hatte.

Sein Gönner und Schutzpatron einst; nun sein Todfeind. Aus Chlodwigs Tagebuch wissen wir, daß der Gedanke, Herrn Bernhard von Bülow als Botschafter in das Rom Crispis und Blancs zu schicken, von Holstein stammte. An der Ausführung des Planes hat, außer Donna Laura Minghetti, auch Phili mitgewirkt. Woran nicht? An ihn wandte sich Jeder, der einen Entschluß des Kaisers erwirken oder hindern wollte. Erst sein (münchener) Bericht, der einem Angstruf glich, bestimmte den Kaiser, den Schulgesetzentwurf des Grafen Zedlitz zu verwerfen. Er hat die Trennung von Bismarck empfohlen, Caprivi und Marschall gestützt, später den Grafen Botho Eulenburg fürs Kanzleramt kandidirt; und mit Hohenlohe immer doch die nöthige Fühlung behalten. Als in den ersten Wochen des Jahres 1893 Freiherr von Marschall daran dachte, im Reichsamt des Inneren Boetticher's Nachfolger zu werden, wollten Holstein und Kiderlen ihren Phili an die Spitze des Auswärtigen bringen. Das paßte ihm nicht. Er lief zu Chlodwig und sagte: „Ich habe zu wenig Ehrgeiz und zu wenig Freude an den Exigenzen dieser Stellung. Auch kann mein Verhältniß zum Kaiser durch den steten persönlichen Verkehr und die Vorträge gestört werden; gerade dieses freundliche Verhältniß ist aber sehr wichtig und dem Kaiser nützlich. Ich verlange nie Etwas vom Kaiser und gebe ihm nur ehrliche Rathschläge; in dieser vermittelnden Stellung kann ich mehr nützen als im Auswärtigen Amt." Chlodwig solle Holstein drum von dem Plan, den münchener Gesandten vorzuschlagen, abbringen. Als Marschall dann wirklich ging, hatte Phili (der inzwischen nach Wien befördert worden war) selbst schon Bülow für die Nachfolge empfohlen. Der sehnte sich auch nicht in das un-

dankbare Amt und beschwor den Skalden, ihn aus dem Spiel zu lassen. Frau von Bülow fuhr nach Wien; auch ihr Charme versagte. „Wir fühlen uns in Rom wohl und möchten um keinen Preis schon jetzt nach Berlin“. „Es muß sein“. „Und warum entschließen Sie sich nicht selbst, das Amt anzunehmen?“ „Ich, verehrte Freundin, will lieber Könige machen als König sein.“

So ists geblieben. Bernhard mußte an die Rampe; Phili hielt sich in der Coulisse. Hielt sich als Botschafter nicht mehr lange. Die Zunftgeheimnisse der Diplomatie waren ihm schon im Examen verhängnißvoll geworden. In Wien hatte er, der, mit einer häuslichen, nach österreichischen société-Begriffen nicht repräsentativen Frau, auf Sparsamkeit angewiesen war, eigentlich nur im Hause Metternich einen Rückhalt. Und seine Berichte nahmen nach und nach Formen an, über die selbst der kaiserliche Freund den Kopf schüttelte. Wohin sollte die Reise gehen? Nur erfinderische Balkandiplomaten hatten bisher zu so neuen Ufern ihr neues Kähnchen gesteuert. Als politischer Mitarbeiter also auch vor dem Auge des Monarchen unbrauchbar; ab nach Liebenberg in den Ruhestand. Jahre lang war kein wichtiger Posten ohne seine Mitwirkung besetzt worden; hatte er staunend schon das Schwärmerauge gen Himmel gehoben, wenn ein Gesandter vorgeschlagen wurde, nach dem er nicht gefragt worden war. Ueberall fand der Spürblick sein Händchen. Wer Etwas wollte oder nicht wollte, wandte sich an ihn. Er hat den Kaiser dem Grafen Henckel versöhnt, über dessen Haus Jahre lang die Acht verhängt gewesen war und der nun Fürst Donnersmarck wurde. Er hat mit dem klugen Guido und dessen Busenfreund Waldersee die Geschäfte besprochen. Und von dem wiener Rothschild ungefähr ein Milliönchen geerbt. Dann schien sein Stern zu erbleichen. Sein Günstling Bülow saß fest auf dem Platz an der Sonne; war Graf, Kanzler, Fürst, nebenbei auch Millionenerbe geworden; hatte sich als Manager bewährt und in seine kühle Seelenhülle, neben anderer guten Lehre, Posas weisen Spruch aufgenommen, daß man in Monarchien nur sich selbst lieben darf. Behandelte Phili (der auch mit Holstein nun innig verfeindet war), wie er, vorher und nachher, jeden politisch unbequemen Helfer behandelt hat. Schien auch mit ihm fertig zu werden. Als er im Reichstag rief, der Kaiser sei kein Philister, rühmten die Intimen den witzigen Doppelsinn des Satzes. Doch der Romantiker kam aus dem Exil zurück, wurde wieder eingeladen, ans Nordkap mitgenommen, besucht; und der revenant konnte dem Kanzler gefährlich werden. Er hat für all seine Freunde gesorgt. Ein Moltke ist Generalstabschef, ein anderer, der ihm noch näher steht, Kommandant von Berlin, Herr von Tschirschky Staatssekretär im Auswärtigen Amt; und für Herrn von Varnbüler hofft man auch noch ein warmes Eckchen zu finden. Lauter gute Menschen. Musikalisch, poetisch, spiritistisch;

so fromm, daß sie vom Gebet mehr Heilswirkung erhoffen als von dem weisesten Arzt; und in ihrem Verkehr, mündlichen und brieflichen, von rührender Freundschaftlichkeit. Das Alles wäre ihre Privatangelegenheit, wenn sie nicht zur engsten Tafelrunde des Kaisers gehörten und (ich habe noch lange nicht alle Affiliirten aufgezählt) von sichtbaren oder unsichtbaren Stellen aus Fädchen spönnen, die dem Deutschen Reich die Athmung erschweren. Daß ein Deutscher Kaiser Alles selbst regeln möchte, kann schon bedenklich stimmen; wird er, mit einem zu dramatischer Entladung hinneigenden Temperament, von einem ungesunden Spätromantiker und Geisterseher berathen, dann wäre, selbst bei genialer Begabung, nur eine Politik à la Victor Hugo denkbar; bei ansehnlichen Talenten eine à la Bouchardy, Sue oder D'Ennery. Solche Entwickelung wäre ein unabsehbares Unglück für das Reich und für die Monarchie und muß deshalb mit allen erreichbaren Mitteln verhindert werden. Heute weise ich offen auf Philipp Friedrich Karl Alexander Botho Fürsten zu Eulenburg und Hertefeld, Grafen von Sandels, als auf den Mann, der mit unermüdlichem Eifer Wilhelm dem Zweiten zugeraunt hat und heute noch zuraunt, er sei berufen, allein zu regiren, und dürfe, als unvergleichlich Begnadeter, nur von dem Wolkensitz, von dessen Höhe herab ihm die Krone verliehen ward, Licht und Beistand erhoffen, erflehen; nur ihm sich verantwortlich fühlen. Das unheilvolle Wirken dieses Mannes soll wenigstens nicht im Dunkel fortwähren. Seine letzte Poetenleistung war ein mit dem Bilde des schwarzen Preußenaars geziertes Prachtwerk, das den Kaiser verherrlicht und für fünftausend Mark zu kaufen ist. Danach (gewiß nicht, wie die Getreusten, um die Verleihung harmlos erscheinen zu lassen, sagten, dafür) hat er den Hohen Orden vom Schwarzen Adler erhalten. Sein letzter Personalerfolg heißt Tschirschky. Es sei sein letzter.

... „Was gegen Phili geschrieben wird, nützt nur dem Kanzler." Wem Wahrheit, die, ehe es zu spät wird, ausgesprochen werden muß, nützt oder schadet: darf der gewissenhafte Politiker danach fragen? Den Kanzler zu ernennen und zu entlassen, ist des Kaisers Recht; unbestreitbares. Der Reichstag muß sich die Einwirkung auf diesen wichtigsten Entschluß erst erobern. Ob er dazu stark, klug, tapfer genug ist, wird der vierzehnte Novembertag uns lehren. Ist ers nicht, so bleibt Fürst Bülow höfischem Schicksal (und der Voraussicht seines Arztes) überlassen; kann über Nacht fallen oder, mit seinem geschickten Preßkonsortium, noch Jahre lang weiterwirthschaften. Mir scheint er unzulänglich; ein Botschafter, nicht ein Staatsmann. Noch gefährlicher aber ein Kanzler, den Fürst Philipp Eulenburg unter seinem Schwarmfähnlein ausgesucht hat.

Fragen an die Meteorologen.

Auf Spazirgängen in den Dörfern südlich von Konstanz traf ich im Sommer 1879 oft die kleinen Burschen, die dem Ortsvorsteher die Wetteransage brachten. Wenn Preußen erst in diesem Sommer einen öffentlichen Wetterdienst eingerichtet hat, so werden die Sozialdemokraten dieses späte Nachhinken wohl aus der Rückständigkeit unserer Monarchie erklären. Ich meine jedoch, unsere Behörden mögen es deshalb nicht eilig gehabt haben, weil der Nutzen der Einrichtung gering ist. Unbeständigkeit ist in Mitteleuropa die Regel; darum trifft die Prognose: „Stellenweise Regen“ am Sichersten zu. Aber was nützt sie dem Bauer, wenn er nicht weiß, ob die Wiese, die er morgen hauen will, zu diesen Stellen gehört? Auch gestehen die Meteorologen von Fach (wie der Oberst z. D. Kirsch in seiner Schrift „Die Vorherbestimmung des Wetters), daß die Prognose, wenn sie einigermaßen zuverlässig sein soll, für jeden einzelnen Ort mit Hilfe des Barometers, Thermometers, Hygrometers, der Beobachtung der Wolkenbildung und Windrichtung rektifizirt werden muß und daß erfahrene alte Landwirthe mit ihren Schlüssen aus den Wetterzeichen ungefähr den selben Grad von Sicherheit erreichen wie die wissenschaftliche Prognose.

Und während der praktische Nutzen dieser Prognose sehr gering ist, scheint mir für die Wissenschaft in der Theorie, auf der sie beruht, eine gewisse Gefahr zu liegen. Zu keinem anderen Ergebniß der modernen Physik würde ich mir eine kritische Glosse erlauben; aber wenn sie sich mit der Wetterhexe einläßt, dann darf auch sie, die exakte, unfehlbare, göttliche, ohne Erröthen bekennen: Hier ist die Stelle, wo ich sterblich bin. Das Fallen des Barometers in regenschwangerer Luft und bei Sturm habe ich mir früher aus den beiden Umständen erklärt, daß Wasserdampf leichter ist als trockene atmosphärische Luft und daß der Druck, den ein Körper auf seine Unterlage ausübt, bei gleitender Bewegung um den Horizontalschub vermindert wird. Die heutige Physik erklärt das Minimum und seinen Zusammenhang mit schlechtem Wetter anders. „Die in ein barometrisches Minimum von außen einströmende Luft bildet über der Stelle geringen Druckes einen aufsteigenden Strom. In Folge des Verrichtens mechanischer Arbeit unter Wärmeverbrauch wird die Luft kühler und dieser Abkühlung entspricht Kondensation, also zunächst Trübung, dann Nebel- und Wolkenbildung, endlich Regen.“ Im Maximum verläuft die Sache umgekehrt. Fern sei es von mir, die Richtigkeit dieser Beschreibung anzuzweifeln. Wohl aber erlaube ich mir, zu vermuthen, daß der beschriebene Vorgang nur das Schlußglied einer längeren Ursachenkette ist, die zugleich den niedrigen Barometerstand selbst verschuldet. Die Ursache für diesen, die Höfler (dem ich die citirten Sätze entnehme) dafür angiebt, scheint mir noch

nicht die letzte zu sein. Die allgemeinsten Ursachen der immerwährenden Luftbewegung und der Niederschläge sind bekannt; auch, warum unsere Zone die Zone der veränderlichen Niederschläge ist: weil nämlich die Wanderung der Sonne von einer Halbkugel auf die andere innerhalb des Jahres eine zweimalige gewaltige Umschichtung des Luftmeeres bewirkt. Und in West- und Mitteleuropa wiederum ist das Wetter wechselvoller als weiter östlich, weil die allgemeinen Ursachen durch eine Menge lokaler komplizirt werden, die aus der vertikalen und horizontalen Vielgestaltigkeit unseres Erdtheiles und aus der vielfachen Mischung von Land und Wasser hervorgehen. Die Grundursache eines allgemeinen mitteleuropäischen Regens im Sommer ist also ohne Zweifel der Umstand, daß die Sonnenwärme, die in unserem heimischen Naturofen produzirt wird, nicht bei uns bleibt, sondern nach Nordwesten abfließt, dort für einen großen Schmelzung- und Verdunstungprozeß verwandt wird, und daß das Produkt dieses Prozesses, der Wasserdampf, und zwar ein Dampf von sehr niedriger Temperatur, bei uns einströmt, womit der Kreislauf, in den Sonne und Eis den Luftstrom versetzen, geschlossen wird. Daß dabei ein barometrisches Minimum entsteht, ist ja beachtenswerth, weil dieses Minimum die hier beschriebene Bewegung der Luftmasse anzeigt; aber es scheint doch bedenklich, dieses Symptom so ausschließlich zu betonen, weil Das dazu verleiten kann, das Symptom für die Ursache des schlechten Wetters zu halten und darüber die eigentliche Ursache aus dem Gesicht zu verlieren.

Daß an unseren regnerischen und kühlen Sommern Eisberge schuld sein mögen, die im Atlantischen Ozean weit nach Süden schwimmen, ist seit vielen Jahren oft vermuthet worden. Klar ist ja auch, daß es auf ein paar hundert Meilen südwärts nicht warm und trocken werden kann, wenn die hier produzirte Sonnenwärme von kubikmeilengroßen Eismassen absorbirt wird. Doch wird unser Wetter nicht ausschließlich im Atlantischen Ozean gebraut. Wir bekommen auch aus Süden und Osten Luftwellen. Ein Meteorologe hat Das jüngst in einer Zeitung bestritten; und es mag sein, daß der Ausdruck „Welle" nicht physikalisch korrekt ist. Aber gegen die Wendung: „Warme Luft wird uns zugeführt" wird doch so wenig einzuwenden sein wie gegen den Ausdruck, daß kalte einströmt, wenn im Sommer ein kalter Wind weht. Gewiß wird die Sommerwärme an Ort und Stelle bei uns produzirt, wie dieser Meteorologe sagt, aber doch nicht die Hundstagshitze, die wir manchmal Ende September und Anfang Oktober haben, und noch weniger die bei uns so häufige Januarwärme. Könnte nun nicht (Das ists, worüber ich einen Fachmann vernehmen möchte) zwar nicht das Wetter des nächsten Tages mit Bestimmtheit prophezeit, wohl aber das einer längeren Periode mit großer Wahrscheinlichkeit vorausvermuthet werden, wenn wir von Zeit zu Zeit nicht allein über die im engeren Sinn so genannten meteorologischen Thatsachen eines

möglichst großen Beobachtungsgebietes unterrichtet würden, sondern auch über die Zustände der Meere und der Festländer, die das Luftmeer durch Abgabe oder Entziehung von Wärme und Feuchtigkeit beeinflussen? Also über die Eisverhältnisse der Europa im engeren und im weiteren Umkreis umspülenden Meere, die Mächtigkeit, die Ausdehnung und die Temperatur der Eismassen in Osteuropa und in dem nördlichen Westasien, die Bodentemperatur dieser Länder? Afrika brauchte wohl nicht in das Beobachtungsgebiet einbezogen zu werden, weil bei der Gleichmäßigkeit seines Klimas die Wärmemenge, die es uns spendet, als eine konstante Größe angesehen werden darf.

Vielleicht würde es sogar möglich sein, auf diesem Wege in jedem Frühjahr den Charakter des Sommers vorauszubestimmen. Wir haben viererlei Haupttypen von Sommern.

1. Trockene Hitze von Anfang bis zu Ende. Ein solcher Sommer war der von 1858. Die trockene Hitze folgte im Frühling unmittelbar auf die trockene Kälte des sehr harten Winters und hielt bis Ende September an. Im August war kaum noch ein Grashälmchen zu sehen und die Felder wimmelten von Mäusen. In Ländern mit Kontinentalklima sind solche Sommer und Winter die Regel; bei uns zum Glück seltene Ausnahme. So harte Winter, wie einige in den vierziger und fünfziger Jahren gewesen sind, dann wieder die von 1869 bis 1870 und 1870 bis 1871 mit andauernder Kälte von 20° R und darüber, haben wir in den letzten Jahrzehnten nicht mehr gehabt; der letzte, dessen ich mich entsinnen kann, war der von 1874 bis 1875.

2. Regen vom Anfang bis zum Ende, bei entsprechend niedriger Temperatur natürlich. In einem Sommer der fünfziger Jahre (es wird der von 1854 gewesen sein, beim Hochwasser von 1903 haben die Meteorologen an ihn erinnert) hat es vom Juli an bis Ende September fast ununterbrochen geregnet und ist, in Schlesien wenigstens, die ganze Ernte fast vollständig vernichtet worden. Solche Sommer sind zu unserem Glück noch seltener als die ganz trockenen.

3. Die häufigste Sorte ist die der gemischten Sommer. Schon gleich im Frühling bemerkt man, wie täglich zwei Luftströme mit einander kämpfen. Gewinnt der warme einmal die Oberhand, so kündet nach einigen Stunden ein Gewitter den neuen Anmarsch des Feindes an; und dann folgen wieder drei Regentage. Ich pflege solche Sommer Medardesommer zu nennen nach der bekannten Bauernregel, die man in der Form gelten lassen kann: Wenn Anfang Juni das Gleichgewicht im Luftmeer noch nicht hergestellt ist, dann hat die Sonne gewöhnlich bis in den September mit dem Regenwind zu kämpfen. Solche Veränderlichkeit läßt natürlich eine Fülle mehr interessanter als angenehmer Variationen zu. Manchmal weht vom März bis Ende Mai (nicht nur an den drei oder vier Tagen der Eisheiligen) ein schneidender

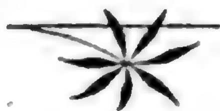
trockener Frostwind, der die Sonnenenergie im wörtlichsten Sinne des Wortes kalt stellt. Manchmal ist der ganze Sommer so gleichmäßig kühl, daß man fast gar keine Sommerwärme zu spüren bekommt. Das war 1902 der Fall. Im Juli zeigte das Thermometer morgens gewöhnlich 9, mittags 12° R. Stieg die Temperatur über 14: flugs war das Gewitter oder ein Regenguß ohne Gewitter da. Dabei war dieser Sommer nicht eigentlich naß zu nennen; das Charakteristische war nicht die Menge der Niederschläge, sondern die niedrige Temperatur. In solchen Sommern pflegen die Zeitungweisen Hypothesen über den Zusammenhang des Wetters mit den Sonnenflecken aufzustellen. Das ist natürlich schon deshalb Unsinn, weil eine Verminderung der Wärmemenge des über unserem Bischen Europa schwimmenden Luftmeeres, wenn sie nachgewiesen wäre, noch lange nicht eine Temperaturabnahme für die ganze Erdatmosphäre bedeuten würde. Dazu kommt aber in Beziehung auf die letzten Jahre noch, daß die Meteorologen wahrscheinlich auch für Europa eher eine Erhöhung als eine Abnahme der Jahrestemperatur herausgerechnet haben, weil die Sommerkühle von der Winterwärme mehr als aufgewogen worden ist. Waren die Sommer keine Sommer, so waren dafür auch die Winter keine Winter. Im Januar 1899 und 1900 hatten wir um Mittag oft + 12° R. Nicht eine Temperaturabnahme hat also diese Jahre ausgezeichnet, auch nicht eine übermäßige Menge von Niederschlägen (sie waren sogar sehr schneearm), sondern das gänzliche Ausbleiben starker Temperaturgegensätze, die Annäherung der Januartemperatur an die Julitemperatur.

4. Ideale Sommer. Schöne Tage und milde, erfrischende Nachtregen; gleichmäßige Wärme, die durch periodische Abkühlungen erträglich gemacht wird. Solche Sommer sind fast so selten wie die ganz trocken-heißen. Der diesjährige ist beinahe ideal verlaufen: nach drei, vier Tagen immer ein erfrischender Regen oder eine mehrere Tage anhaltende Kühle; nur waren die Abkühlungen beim Uebergang vom April zum Mai und vom Mai zum Juni etwas zu stark und im August drohte das Wetter in den Typus Nummer Drei umzuschlagen. Einen anderen als diesen verdient übrigens der Deutsche gar nicht; denn haben wir einmal drei Tage lang schönes Wetter, so jammern alle Zeitungen über die unerträgliche Hitze. Es mag ja sein, daß die heutige, vielfach unzweckmäßige Wohn- und Lebensweise dem Großstädter eine ordentliche Sommerwärme unerträglich macht.

Da jede Wetterkonstellation mit Nothwendigkeit aus der ihr vorausgehenden gebildet wird, so muß es ein ganz bestimmter Zustand der Wärme abgebenden und Wärme konsumirenden Wasser- oder Eis- und Erdmassen in der näheren und weiteren Umgebung Europas sein, der jeden dieser vier Typen schafft; und auf die Ermittelung dieses Zustandes hätte also, scheint mir, die Meteorologie ihre Aufmerksamkeit zu richten. Um noch einmal auf

die Prognosen zurückzukommen, so besteht der heutige Fortschritt gegen früher darin, daß wir durch die Einrichtung Meteorologischer Stationen und durch die Telegraphie täglich über das Wetter eines ziemlich großen Gebietes unterrichtet werden. Statt: „Ein Hoch lagert über Mitteleuropa", könnte ruhig stehen (und steht auch manchmal): „Ganz Mitteleuropa hat schönes Wetter". Und wenn Das der Fall ist, wenn also in unserem ganzen Gebiet das Luftmeer zur Ruhe gekommen ist, die Sonne ungestört ihres Amtes waltet und vorläufig bis auf weite Fernen hin kein Feind mehr droht, dann darf auch jeder einzelne Ort innerhalb dieses Gebietes, mag er nun Berlin oder Posemuckel heißen, für sich auf die Fortdauer des guten Wetters rechnen.

Reisse. Karl Jentsch.



Der Verführer.

Ich weiß nicht mehr, wie mein Leben war,
Bevor ich die Frauen kannte.
Ich weiß nur: ein dunkles Beben war
In meinem Blute, wenn ich zur Nacht,
Aus einem lockenden Traum erwacht,
Die Dinge mit fremdem Namen nannte.
Da warf ich mein Fieber in Bücher und Bild,
Bis sie mir ganz gehörten,
Durch die Gassen stürmte ich wild
Und in die dunkelnden Gärten.
Alle Dinge, die ich berührte,
Schienen mir Räthsel und raunende Worte,
Ich fühlte vor mir die offene Pforte
Und war doch zu zag,
Die Andern zu fragen, wohin sie mich führte.

Und wußte es endlich an einem Tag!

Kaum sinn' ich sie, die doch die Erste war,
Von der mir die wilde Erkenntniß kam.
Mir ist nur, als ob ihr gelöstes Haar
Mich manchmal wie flüsternder Duft umwehte
Und ihre sterbende Mädchenscham
Noch einmal in meine Augen flehte.
Doch ich nahm
Sie hart, wie Thiere ihr Opfer packen,

Nahm sie in trotziger Knabenart.
Da, durch den Schleier der Wollust sah
Ich glühend nah
Ihr Auge in eigenem Lichte flackern.

Dieser seltsame Blick!
Von Haß und Qual ein brennender Stoß
Und doch namenlos
Glänzend von einem quellenden Glück.
Tiefster Traum dem Trotze gepaart,
Als zitterten diese gierigen Augen,
Mit ihrem Hasse mich in sich zu saugen,
Als ob das Feuer, das roth sie durchrollte,
Mich ganz in den Flammen vernichten wollte.

Und ein wildes Verlangen hat mich gejagt,
In allen Frauen
Ewig nur mehr diesen Blick zu schauen,
Schauernde Sehnsucht, begehrendes Grauen,
Weigern und Wille und Widerstand,
Funkelnd in einem einzigen Brand.
Und die sinkende Hand und über die Wangen
Wie stürzende Welle das jähe Verlangen,
Die wilde Minute,
Da in den Sinnen der Damm zerreißt
Und zischend im Blute
Die Flamme des ewigen Willens kreist.

Seit jenem Tage hab' ich verlernt,
Die laue Anmuth der Städte zu sehn,
Die Wolken, die über die Wälder wehn.
Mit den Frühlingswinden über das Feld
Erschauernd zu gehn.
Mein Himmel ist nur noch mit Frauen besternt
Und schwingt um mich als ewige Welt.
An ihnen zähle ich Stunden und messe
Tage und Thaten mit ihrem Maß,
Denn der Tag, an dem ich keine besessen
Ist einer, an dem ich zu leben vergaß.

O, von des Dunkels sinkendem Pfad
Leise schaudernd ins kühle Bad
Ihrer weißen Leiber zu gleiten
Und von ihren vollen,
Athmenden Brüsten
Wie von weichen Wellen gehoben
Zu den ferne lockenden Küsten

Unbekannter Lüste zu rollen,
Ganz in die purpurnen Tiefen der schwülen
Fremden Seele sich einzuwühlen
Und dann des Morgens die schimmernden Ranken
Junger Arme, die wild mich umblühten,
Sanft zu lösen von Herz und Brust,
Nicht mehr zurücksehn, nicht mehr ihr danken,
Vorwärts fiebernd mit neuerglühten
Sinnen fort in die Ferne zu wandern
Hin zu den andern
Harrenden Meeren der ewigen Lust!

Mein Weg geht weiter; ich halte nicht Rast!
Der Sehnenden Schrei,
Der Stöhnenden Fluch,
Der Verlassenen Schmach
Hetzt mir nach.
Doch schrill wie ein Tuch
Reißt hinter mir mein Leben entzwei.
Dem Unbekannten bleib' ich nur Gast;
Was ich erstrebte, ist nicht mehr Begehr,
Was ich erlebte, leb' ich nicht mehr.

Mein Weg geht weiter, wie durch den Wald
Gottes zornige Stürme brechen.
Ich werde nicht alt.
Die Gewalt
Der Sehnsucht befeuert
Mein Blut und erneuert
Den Willen, den tausend Siege nicht schwächen.
Denn jenes tiefste Geheimniß ist mein,
Zu sein
Wie das Feuer kaltfunkelnd im Edelstein,
Blitz aus allen Poren versprühend
Und nie doch verglühend.
Der Athem von Jenen, die ich bewältigt,
Hat meine Kraft nur vertausendfältigt.
Meine Seele flammt von der Andern Licht,
Sie funkelt; und doch: sie verzehrt sich nicht.

Sie aber reißen sich nicht mehr los!
In allen Andern, die später kamen,
Liebt ihre Seele nur meinen Namen.
Aus zuckendem Schoß
Werfen sie Kinder ins Leben hinein.
Die sind nicht mein

Und ziehen doch nur meine Träume groß.
In ihren Augen
Glimmen die Funken von meinen Gelüsten
Und sie saugen
Das Fieber von ihrer Mütter Brüsten.
So kreist mein Wille in ewiger Fluth,
Sie erben die Gluth
Und stumm schon hinter des Todes Thüren
Werd' ich noch tausend Frauen verführen.

Doch manchmal scheint dies Alles so klein!
Denn hastig vorbei am suchenden Blick
Laufen Straßen ins Land zurück
Und Städte mit vielen Menschen sind
Irgendwo weit hinter Woge und Wind.
Und viele Frauen müssen dort sein,
Sanfte Frauen mit wiegendem Gang
Und heiße, von ihren Träumen ermattet,
Kinder, in deren Abendgebet
Ein erster fremder Gedanke schattet;
Alle
Haben mich nie gesehen,
Alle
Müßten erglühend vor mir stehen.
Der Gedanke verstört
Mein Glück, daß Alles nicht mir gehört.
Ich will es nicht denken,
Daß Frauen sich auch an Andre verschenken.
Ich wollte sie alle an meinen Händen,
Alle fühlen wie funkelnde Ringe,
Alle besitzen und alle verschwenden,
Ich möchte die Welt, ein glühendes Weib,
An meine verlangende Seele betten
Und ihren Leib
Mit den Flammen meiner zwei Arme umketten,
Alles, was lebt und lockt in den Dingen,
Möchte ich wie eine Frau bezwingen.

Doch was ich erfasse, es ist nur Theil.
Die Sehnsucht, der ewig glühende Pfeil,
Ob ich ihn rastlos ins Ferne entsende:
Ewig schmettert sein Schwung am Ende
Bodenwärts
Und bohrt sich brennend ins eigene Herz.

Wien. Stefan Zweig.

Anzeigen.

Stürmische Morgen. Novellen von Heinrich Mann. Albert Langen. München.

Neulich fiel mir ein alter Jahrgang von „Velhagen und Klasings Monatsheften“ in die Hand. In der Literarischen Rundschau fand ich über Heinrich Manns „Herzogin von Assy“ einen Artikel, den Julius Hart unterzeichnet hatte. Ich las, daß Heirich Mann ein Epigone von D'Annunzio sei und daß die „Herzogin von Assy“ für eine verpfuschte Arbeit gelten müsse. Ich erinnerte mich, daß es dagegen im „Literarischen Echo“ geheißen hatte: die Kunst Heinrich Manns sei ohne Vorfahren. So ist die Kritik. Seitdem sind einige Jahre vergangen; Mann hat die „Jagd nach Liebe“ und den „Professor Unrat“ geschrieben: er kann, wenn er ein neues Buch herausgiebt, heute auf eine „gute Kritik“ rechnen. Und nun erwarte ich den Augenblick, da Julius Hart einen Reue- und Bußartikel schreibt wie den, mit dem er sich „in Sachen Wedekind“ rehabilitirt hat. Früher hatte der kritische Waffengänger verkündet, in der deutschen Kunst gebe es nichts, das so gemein sei wie die Kunst Wedekinds. Aber Wedekind „setzte sich durch“; und da schrieb Julius Hart dann viele Zeilen, um nachzuweisen: ein Künstler sei Wedekind ganz gewiß nicht, aber ein Mensch, dem wie keinem die Gabe der Beichte gegeben sei, und dithyrambisch klang das Lob des gemeinsten Individuums, das sich in der deutschen Literatur herumtreibt. Um von Julius Hart begriffen zu werden, mußte Wedekind erst faustdick sentimental werden, er mußte rufen: Ich bin ein tragischer Mensch, ein abgesetzter König, ein gesalbter Clown, ein Schönheitpriester mit thierischen Gesichtszügen, und er mußte jedesmal mit dem Finger draufzeigen, damit das gutmüthige Publikum begreife. Seine Stücke wurden schlechter: und die Deutschen lobten ihn, weil sie gerührt waren. Einer, den sie für einen unerbittlichen „Wilden“ gehalten hatten, war in ihre Netze gegangen. Sie verziehen ihm seine Verruchtheiten: er weinte ja über sich. Plötzlich war Wedekind der tragische Fall des deutschen Sentiments geworden.

Die neuen Novellen Manns („Stürmische Morgen“) sollen mit „Frühlings Erwachen“ von Wedekind verwandt sein. Die Verlagsanzeige hat darauf hingewiesen und die paar Rezensionen, die schon erschienen sind, haben deshalb die beiden Namen zusammengenannt. Sie sagten: Wedekind habe ein Gebiet erschlossen, auf das ihm nun Heinrich Mann gefolgt ist. Das ist schon im Gröbsten nicht richtig. Pubertätkrisen sind in der Literatur aller Völker hundertmal geschildert worden; aber das sexuelle Moment wurde nach Möglichkeit unterdrückt; und es ist nicht einmal richtig, zu sagen: „unterdrückt“; es wurde einfach nicht betont, weil sich die Charakteristik noch nicht der Physiologie bediente. Dieses aber geschah schon bei Stendhal und Balzac; dann bei Flaubert, Zola und Maupassant; und schon Maupassant machte eine Komoedie daraus. Ihm folgte Wedekind auf seine ganz besondere Art. Ein junges Mädchen, ein Kind noch, geht in „Frühlings Erwachen“ daran zu Grunde, daß ihre Mutter sie ohne die vom Herrn Carpenter gewünschten Aufklärungen in lange Röcke steckt. Genauer: weil die Kleine nicht in Muße gebären kann. Ein philanthropisches Argument, das durch keinen Reiz der Neuheit aufregt. Aber die beiden Jungen, die Seite an Seite durch das Drama schleichen, sind um Vieles bedenklicher; ihretwegen wurde „Frühlings Erwachen“ geschrieben; um sie allein im Grunde handelt es sich. Der eine ist ein Träumer,

der andere ein Romantiker. Der Träumer erschießt sich, der Romantiker mit starken und neugierigen Instinkten entwickelt sich sacht zum Hochstapler im Stil des Marquis von Keith. Die Pubertätmisere ist eine Reinkultur von tragikomischen Elementen. Wedekind brauchte kaum die Linien zu verrücken; niemals wieder im Leben grinst der Mensch mit solcher Innigkeit. Diese Aussicht konnte Heinrich Mann nicht verlocken. Aber noch Eins ist von diesem Alter zu sagen; und von einem Erwachsenen, Geprüften an einem lyrischen Abend ausgesprochen, mag es als Motto für die „Stürmischen Morgen“ gelten: Niemals wieder im Leben ist der Mensch so echt, so losgebunden und doch so sehr in sein Schicksal verstrickt.

Die erste Novelle: „Heldin“. Lina spricht wundervolle Lyrismen zu einem Mann, den sie lieben könnte. Der geht neben ihr her und antwortet aus dem Grund eines schweren, frühreifen und geängstigten Herzens. Er liebt sie so, daß er zu Grete Pinatti, ihrer Freundin, sagt: „Sie ahnen nicht, wie michs verzehrt; und am Meisten in den Augenblicken, wo Sie mich für untreu halten. Lina möchte in mich, ich weiß nicht, was für große Sehnsüchte, was für übermenschliche Güte pflanzen: aber Alles, was entsteht, ist der Wunsch, Sie zu haben, der Drang, Ihnen zu geben.“ Weil sie ein gewöhnliches Geschöpf, nicht ohne träge Gutmüthigkeit, ist, denkt er; und: ein solches muß er haben. Sie sind nachts im Badehäuschen zusammen, während sich Lina auf ihrem Lager umherwälzt und über die Güte und die Erlösung der Menschen grübelt. Es wird viel und schön von solchen Gedankengängen gesprochen; aber was liegt daran? Ein Mann, der mit Ueberschwang geliebt wird, sagt in der Nacht, in einem Badehäuschen, zu einem Mädchen, das eben mit Ueberzeugung Weib geworden ist: Nein, ich liebe die Andere nicht? Die Andere, die sehnsuchtvoll in der unheimlich schönen Nacht umherirrt, hört es und . . . nimmt Gift? Nein: „Lina setzte den Fuß an. Sie machte einen gleitenden Schritt, einen strengen und heiteren Tanzschritt. Sie gelangte zu dem Teller, hob ihn mit einer glücklichen, raschen Bewegung vom Boden und führte einen Bissen an die Lippen.“ Einen Bissen von der vergifteten Polenta, die für die Ratten bestimmt ist. Nachdem sie beim Anblick einer Ratte, die sich dem Teller näherte, eine ganze Tragoedie erlebt hat. Aber sie macht „einen gleitenden Schritt, einen strengen und heiteren Tanzschritt“: es ist die reine Schönheit dieser Novelle, die bewegt, und alles Andere, Problematische, liegt in leisen, verschwebenden Beziehungen. Und Lyrismen, herrliche Lyrismen rauschen vorüber. Lina könnte eine Frau von dreißig Jahren sein; vielmehr, sie scheint es. Ich kenne ihr Alter nicht, erinnere mich nur des Wortes von Jules Laforgue: „Die Menschen bleiben so, wie sie zur Zeit ihrer Pubertät waren“ und erinnere mich, daß die Stimme der Konsulin Vermühlen, die der Tertianer Raffael über Welten hinweg liebt, so war, daß sie zu mutiren schien. Von dieser Liebe handelt die zweite Geschichte. Die Konsulin taucht eines Tages im Hause des Tertianers auf, eilig und irr von dunklem Leben glühend, und er liebt sie, weil sie schön ist. Er folgt ihr, er belauscht sie. Ihr Bild will ihn verzehren. Dann wird sie schwach und krank. Er hört zu Haus, ihr Mann schone sie nicht. Sie sei beim Arzt gewesen. Der Konsul wird sein heimlicher Feind. Der Junge vermuthet etwas Furchtbares. Man tötet sie langsam, die Geliebte. Der Konsul vergiftet sie, kein Mensch weiß davon. Leise, unter der drückenden Schwere der Knabenleiden, wird die Lösung herbeigeführt; da sie bei einem Ball in das dunkle Anrichtezimmer flüchtet und auf einem Stuhl zu-

sammenbricht, vor dem Knaben, der die Tanzende belauschte, weiß er: nun stirbt sie am Gift. Er will sie retten und sich rächen, zum Arzt, zur Polizei gehen. An der Thür wird er von seinem Vater abgefangen. „Papa, es geschieht hier etwas Furchtbares.“ Schließlich geht der Vater hinein. „Und einen Augenblick später kam er zurück, mit einem Gesicht, als müsse er schreien und unterdrücke es, schmerzgeröthet.“ (Eine kaum gehörte Melodie geht hier zu Ende.) Es sei gut. Er könne zum Doktor laufen. Gleich neben dem Doktor wohne eine Frau; der könne er vielleicht auch Bescheid sagen. Ihr Name stehe auf dem Schild: Frau Schlei, Hebamme ... „Stütze Dich auf mich; und thue mir den Gefallen: schreie lieber, aber mach nicht solch Gesicht. Herrgott, ist es denn so schlimm? Raffael! Raffael!“ So schließt diese wundervolle Novelle, wie die erste schloß, mit der Ironie der nackten Geschehnisse, ohne sentimentalen Daumendruck und ohne die demonstrative Reserve, die, zur Methode erhoben, unausstehlich wird. In der vierten Novelle („Jungfrauen“; sie ist zuerst in der „Zukunft“ erschienen) hält sich ein Schwesternpaar umschlungen. Der Blick eines fakultativen Heldentenors treibt sie auseinander, eine Lächerlichkeit des selben Männchens vereinigt sie wieder in einem Mädchenlachen. Dazwischen liegt ein unreinliches Schicksal von Beiden, ganz Pubertät. Die letzte Novelle ist Thomas Mann gewidmet. Die Wonnefülle des Herrschens, das grausigere, tiefere Glück des Dieners, maßlos das Eine wie das Andere genossen. Das ist in starker Verkürzung gezeichnet, nur für Menschen verständlich, die im Stande sind, ihre grausamsten Möglichkeiten bis zum Ende zu erleben.

Diese Novellen hat ein Meister geschrieben, dessen Stilgewalt seinem bunten und abgründigen Wissen gleichkommt und der noch in seinen Ermattungen liebenswerth ist. Alles deutet darauf hin, daß Heinrich Mann unmittelbar vor dem Ruhm steht. Seit der „Herzogin von Assy“ war Das nur eine Frage der Zeit.

Charlottenburg. René Schickele.

Krüppel. Schauspiel in vier Akten. Leipzig, Friedrich Rothbarth.

In einem seiner Briefe citirt Theodor Fontane das folgende hübsche Verschen:

Der Freund im alten Bayernland,
Mir nie bekannt, mir wohlbekannt,
Er war mir fern in Zeit und Ort,
Er war mir nah in Geist und Wort.

Solcher Freunde besitze auch ich wohl hier und dort einige; und ihretwegen habe ich von dem Herausgeber der „Zukunft“ die Erlaubniß erbeten, mein Schauspiel hier anzuzeigen. Eduard Goldbeck.

Heinrich Suso. Eine Auswahl aus seinen deutschen Schriften. Band XIV der „Fruchtschale“. R. Piper & Co. in München.

Die Neuherausgabe von Schriften, deren Abfassungzeit mehr als fünfhundert Jahre zurückliegt, bedarf eines Hinweises, um welcher Werthe willen sie der Gegenwart zu erneuter Beschäftigung vorgelegt werden. Zumal die religiösen Betrachtungen eines mittelalterlichen Mönches möchten, trotz mystischen Tagesmoden, allzu entlegen erscheinen, als daß ein Wiederdruck, der sie weiteren Kreisen zugänglich macht, auf den ersten Blick gerechtfertigt erscheinen könnte. Des Veralteten,

uns ganz unverständlich Gewordenen, in einer uns durchaus fremden Vorstellung- und Begriffswelt Erzeugten ist in der That viel in den Büchern des Suso; und leider viel mehr, als man übergehen kann, wenn man das Bleibende darin recht verstehen will. Wir sind zunächst zur historischen Betrachtung der Erscheinung gezwungen, um sie unhistorisch, zeitgenössisch (oder besser: zeitlos) sehen zu können. Der Gewinn, der am Ende unserer Beschäftigung mit dem Manne steht, muß das Maß an Mühe rechtfertigen, das wir aufwenden.

In dieser Auswahl bildet, der Breite nach, das „Leben Susos" noch mehr den Haupttheil als in seinem Gesammtwerk. Die beigegebenen einzelnen Kapitel aus den betrachtenden Schriften erscheinen zunächst nur wie Ergänzungen oder erweiternde Kommentare zu diesem mittelalterlichen Lebensbild. Suso hatte seiner geistlichen Tochter Elisabeth Stagel, nicht immer der Zeitfolge nach und wohl oft zufällige Anlässe aufnehmend, von seinem Leben erzählt. Die von ihr ohne sein Wissen angefertigte Niederschrift hatte er im ersten Zorn über diesen „geistlichen Diebstahl", so weit sie ihm zu Händen kam, verbrannt. Eine innere Hemmung, die er als einen Eingriff Gottes deutete, wehrte ihm gleich darauf; so blieb vielleicht das größere Stück der Biographie erhalten. Suso hat es selbst überarbeitet und erweitert. Nach diesen Zufällen bei ihrer Entstehung mußte die Erzählung im Ganzen undisponirt, hier und da zusammenhanglos, lückenhaft und unklar werden. Die geschilderten Erlebnisse treten dem Lesenden nicht sehr eindringlich in eine bedingte, verknüpfte Folge. Er muß sich rückschauend die wichtigsten Wendepunkte dieses Lebensweges klar machen; dann aber haben auch schon, in seiner Erinnerung zusammenwirkend, die einzeln erzählten Begebnisse ein Ganzes geformt, in dem sie nicht mehr nach einander stehen, sondern gleichzeitiger Reichthum sind: einen Menschen. Schon Dies allein: das Kennenlernen eines beliebigen, nicht allzu armen Lebens aus einem Zeitabschnitt unserer Vergangenheit, das schlicht von einer treuen, sachlich berichtenden Hand aufgezeichnet wäre, würde Gewinn sein. Hier ist mehr: ein bedeutsamer Mensch steht in der zweifachen Beziehung als Erlebender und als Erzählender in und über diesem Leben.

Noch ehe der Leser dem Manne, von dem gesprochen wird, nah zu kommen vermag, wird er an dem, der erzählt, Freude haben. Ein Dichter spricht, ein starker Beweger unserer schönen, anschaulichen, gedanklich nicht zersetzten, reichen alten Sprache, ein Mann, der zu dieser Sprache von Geburt an begabt ist, dem selbst Gedanken fast naturgemäß leuchtende Anschauung, Vision werden. Die Sprache des Buches ist es, die zuerst lebendig wird. Suso ist vielleicht kein ganzer Erzählungskünstler: er sieht als Erzähler über das einzelne Erlebniß nicht weit hinaus. Aber das weiß er mit Kunst aufzurollen. Wo die ruhigere Erzählung zum Ereigniß zusammendrängt, da faßt ihn im lebhaften Vergegenwärtigen der Rhythmus des Geschehens selbst. Sein Athem geht rascher, seine Sätze werden knapper, seine innere Anschauung reiht hart Moment an Moment. Wie erregt muß der Leser etwa der Begegnung Susos mit dem Mörder im Rheinwald folgen, die im Motiv Hebbels „Haideknaben" vorwegnimmt!

Der Erzählende wandelt sich mehrmals in den lyrischen Sänger und Bildner seiner Gefühle. Damit ist er für uns der Erlebende geworden, der zu dem Erzählenden in einem auffallenden Gegensatz zu stehen scheint: ein Mensch von einer inbrünstigen, demüthigen und leidenden Liebe zu Gott und allen Dingen, von

einer großen Kraft und einem treuen Willen zur Liebe; ein Christ der, vor den Aengsten seines Innern, vor Noth und Tod, in Christi vorgestelltes Leiden flüchtet, das ihn das eigene Weh geduldig durchkosten läßt; ein seltsamer Asket, in dem der hingegeben, jammernd Leidende viel stärker ist als der Selbstpeiniger. Das läßt ihn rührend erscheinen; fesselnd aber macht ihn Dies: er ist ein Mensch, dem von vorn herein jede Selbstverständlichkeit zum Leben fehlt, der kaum über die Kinderjahre hinaus naiv gelebt hat (er trat, früh das religiöse Wesen der Mutter in sich nachbildend, mit dreizehn Jahren schon in ein Kloster), dem das Leben vom ersten Denken an Zweifel und Schrecken war; ein geborener Problematiker.

Wer ernstlich über das Leben nachdenkt, es mit Bewußtheit durchtränkt, und sei er auch von einer so unnatürlichen Seite aus, wie es ein durch die kirchliche Sündenlehre erregtes Gewissen ist, vor das Problem gestellt, wird, durch all die Trübungen seiner dogmatischen Befangenheit hindurch, irgend etwas Werthvolles zu sagen haben. Die Psychologie des Reifens, der Verinnerlichung, des Lebens im allein Wirklichen, in einem von allem Aeußeren unabhängigen Ich, Erlebnisse eines bezwingenden Einheitgefühles der Seele mit Gott und Welt, sind Das, was uns als der letzte Werth über Susos Leben, wie dessen losgelöster Geist, dessen Licht gewordene Essenz, entgegenleuchtet und zu dessen Verständniß die ganze Beschäftigung mit Suso führen soll. Es sind Aussprüche, die sich auf ein paar Seiten zusammendrängen lassen; vor Allem enthalten in dem wundervollen zweiundfünfzigsten Kapitel des „Lebens". Sei es, daß hier die selbständige Kraft der Sprache waltet, die aller Wahrscheinlichkeit nach die Eigenschaft besitzt, alles starke Erleben im Wortwerden über die zufällige Gebundenheit in seine allgemeingiltige Form zu verwandeln, sei es, daß Suso selbst in den seltenen Augenblicken seiner höchsten, schwindelndsten Bewußtheit aus allen Grenzen hinauswuchs: der Gottbegriff seines innersten Erlebens, auf den Alles in ihm und seinem Werk unausgesetzt hindrängt, dessen flüchtiges, mit ganzer Seelenkraft, wie im Krampf, ein paar Herzschläge lang festgehaltenes Innesein für Susos Gefühl Vereinigung mit Gott ist, hat sich weit über die dogmatischen Fesseln erhoben, mit denen die Menschen ihn einzufangen wähnen; er ist mit breiten Schwingen ins Unfaßbare, in den Aether gestiegen, ist vielleicht nichts mehr als ein leuchtender Punkt, als die höchste Erhebung, die dem Auge des Menschen gegeben ist; er ist das ewige Licht, Traum, Sehnsucht, Demuth, Anbetung. Was Suso in jenen höchsten Augenblicken von Gott zu sagen gezwungen ist, ist auch uns dogmatisch unbefangenen Menschen eines klaren, nüchternen Zeitalters Offenbarung über das Sein.

Susos Leben fällt in die Jahre 1295 bis 1366. Er stammt aus der ritterlichen Familie Von Berg und ist zu Ueberlingen am Bodensee geboren. Die Hauptzeit seines Lebens brachte er in dem Dominikanerkloster zu Konstanz, dem jetzigen Inselhotel, zu. Die letzten Jahre war er in Ulm, wo er auch starb. Geschichtlich betrachtet, erscheint er als eine Kreuzung des ritterlichen Minnesängers, in dessen erotischer Sprache er von Gott und Welt redet, und des mystischen Predigers, mit deutlichen Zügen des bewußten Schriftstellers, der, zum Beispiel, auf genaue Texte seiner Bücher Werth legt.

Weimar. Wilhelm von Scholz.

Siebenzehn Tage Irrenhaus.

Sehr verehrter Herr Harden!

Das Wohlwollen, das Sie meiner Angelegenheit entgegenbrachten, und Ihr nachdrückliches Eintreten für meine Interessen haben in mir den Wunsch erweckt, Ihnen das Resultat meines nun vierjährigen Kämpfens mitzutheilen. Durch meine Brochure „Siebenzehn Tage Irrenhaus“ waren die außergewöhnlichen Vorgänge, deren Opfer ich in Baden wurde, weithin bekannt geworden, trotzdem die deutsche Presse (mit wenigen Ausnahmen) meine Schrift mit Stillschweigen überging. Das von mir publizirte Urtheil des karlsruher Oberlandesgerichtes (das in seiner Begründung wichtigste Schuldmomente unerwähnt ließ, aber Voraussetzungen Raum gewährte, die dem Thatbestand direkt zuwiderliefen, und schließlich die Schuldigen für ein objektiv „anerkanntes“ Verbrechen, das nach § 239 St.G.B. mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren bestraft wird, völlig straffrei ließ) fand die ihm gebührende Kritik, der in Briefen von Juristen, Aerzten und anderen gebildeten Männern und Frauen rückhaltlos Ausdruck gegeben wurde.

Um so seltsamer wirkte die Beurtheilung, die der Fall im badischen Ministerium des Innern erfuhr, dem ich die Angelegenheit unter Beigabe des gerichtlichen Erkenntnisses unterbreitet hatte; und zwar „unter besonderem Hinweis auf die Ausführung des heidelberger Staatsanwaltes“, der mir bei meiner persönlichen Vernehmung eine Sühnung der Vorgänge im Wege des Disziplinarverfahrens als absolut sicher in Aussicht stellte.

„Da nicht anzunehmen ist (daß feststehende Thatsachen erst der „Annahme“ bedürfen, ist ein ganz neuer, für ministerielle Erledigungen eingeführter Brauch), daß die genannten Aerzte bei dem in Rede stehenden Anlaß die Pflichten ihres Berufes verletzt oder durch ihr Verhalten der Achtung, die ihr Beruf erfordert, sich unwürdig gezeigt haben, so sehen wir uns nicht veranlaßt, das von Ihnen beantragte Disziplinarverfahren einzuleiten“. Dies der Wortlaut des ministeriellen Bescheides. Bringt man ihn in Beziehung zu den in Frage stehenden Vorkommnissen und zu der (später zu erwähnenden) Bekundung des badischen Regirungvertreters, der das Verhalten der Aerzte unumwunden als „leichtfertig und ungesetzlich“ kennzeichnete, so drängt sich Einem der Gedanke auf, daß ein hohes badisches Staatsministerium von der Erfüllung ärztlicher Berufspflichten nicht gerade viel erwartet. Doch hatte der Herr Minister des Innern wohl im tiefsten Innern seiner Seele das dunkle Empfinden, daß eine kleine, „intime Genugthuung privaten Charakters“ mir gegenüber nicht ganz unangebracht wäre; und so schloß er seine Zuschrift mit dem verheißenden Satz: „Im Uebrigen wurde bereits vor Ankunft Ihrer Eingabe durch unseren Erlaß vom vierten Juli 1901 den betheiligten Behörden, wegen des bei Ihrer Aufnahme in die Privatanstalt des Dr. Fischer eingehaltenen Verfahrens, das in einzelnen Punkten den bestehenden Vorschriften nicht entsprach, das Geeignete bemerkt; das Gleiche geschah dem Besitzer des Kurhauses Neckargemünd gegenüber.“ Ob der ministerielle Begriff des „Geeigneten“ nun gerade geeignet ist, den Glauben an behördliche Unbefangenheit zu erhöhen, überlasse ich geeigneter Beurtheilung.

Unmittelbar nach Erscheinen meiner Schrift hatte ich dem Reichstag eine Petition übersandt, in der ich meinen Fall behandelte. Auch wurde sämmtlichen Reichstagsmitgliedern meine Brochure zugestellt; wobei ich die bekannten Führer der Fraktionen in besonderen Briefen um ihr Interesse für die in Hinblick auf das Allgemeinwohl so wichtigen Vorgänge ersuchte. Gleich nach Empfang meiner Schrift hatte mir auch der sozialdemokratische Abgeordnete Herr Dr. Südekum einige verbindliche, Weiteres in Aussicht

stellende Zeilen geschrieben. Nach der Bekanntschaft mit Luise von Koburg war er dann aber wohl so ganz von dem Beruf des Restaurateurs fürstlicher Freiheit und Würden erfüllt, daß ihm für bürgerliche Miseren keine Zeit mehr blieb.

Herr Landgerichtsrath Dr. Müller-Meiningen hatte am dreizehnten Januar 1905 „auf die Aufsehen erregende Schrift von Gertrud Hirschberg“ nachdrücklich hingewiesen und gesagt, daß „solche Fälle unter allen Umständen in der Oeffentlichkeit aufgeklärt werden müßten“. Trotzdem empfing ich am vierten April 1905 das nachstehende Schreiben des Referenten der Petitionenkommission, des Praktischen Arztes Dr. Mugdan: „Sehr verehrte Frau! Die Petitionen-Kommission des Reichstages hat heute die von Ihnen eingereichte Petition berathen. Nach langer Berathung ist die Kommission zu dem Beschluß gekommen, zu erklären, daß der Reichstag für die Erledigung der Petition unzuständig ist und daß allein das badische Parlament berufen ist, eine Entscheidung in der Sache zu treffen. Mit dem Ausdruck vorzüglicher Hochachtung Dr. Mugdan.“ Diesem Schreiben folgte am fünfundzwanzigsten Mai 1905 die Zusendung des offiziellen Beschlusses, „die gedachte Petition zur Erörterung im Plenum für nicht geeignet zu erachten, weil der Reichstag nicht zuständig ist.“ Zufällig erfuhr ich kurz darauf durch eine Notiz der Marholdschen Wochenschrift, in welcher Weise sich die Ablehnung meiner Petition vollzogen habe. Herr Dr. Mugdan, der Referent in meiner Angelegenheit, hatte, trotzdem der badische Regirungvertreter das leichtfertige und unkorrekte Vorgehen der badischen Aerzte anerkannte, gegen die Petition gestimmt und sie unter dem angeführten Vorwand für ungeeignet zur Erörterung erklärt; die Kommission trat dem Herrn Referenten mit neun gegen sieben Stimmen bei. Sieben Mitglieder der Kommission fanden also, daß mein Hilferuf ins Plenum gehöre. Neun wiesen die Preußin an die badische Instanz.

In Verfolgung der gerechten Sache und in Rücksicht auf meine persönlichen Interessen blieb mir weiter nichts übrig, als dem reichstäglichen Bescheid gegenüber guten Glauben zu markiren und die Sache laut Vorschrift ins badische Parlament zu bringen. Inzwischen ereilte mich, im Juni 1905, eine kleine Extra-Ueberraschung in Form einer Postkarte vom karlsruher Oberlandesgericht, auf der ich (in Sachen Neumann und Genossen, zum Zweck der Erhebung öffentlicher Klage) kurz und bündig benachrichtigt wurde, „daß, in Folge Erinnerung der badischen Steuerdirektion, das Gericht eine Nacherhebung von fünfzig Mark verfügt habe“. Da ich sämmtliche in der Sache entstandenen Kosten bereits ein Jahr zuvor in voller Höhe beglichen hatte, erlaubte ich mir, vom Gericht eine „Begründung“ der Nachforderung ganz gehorsamst zu fordern. Sie wurde mir von der karlsruher Gerichtsschreiberei, in deren Mittheilung vom neunzehnten Juni 1905 es wörtlich heißt: „Der Frau Gertrude Neumann, geborenen Wolff, auf ihre Eingabe“ u. s. w. Namen- und Personalverwechselungen scheinen im Gelobten Lande Baden nun einmal an der Tagesordnung zu sein, einerlei, ob es sich um die Gedankenlosigkeit eines Gerichtsschreibers oder um die mir so verhängnißvoll gewordene Oberflächlichkeit eines Medizinalbeamten handelt. Durch Abschrift eines Protokolauszuges wird besagter Gertrude Neumann dann klargemacht, „daß bei Prüfung der Angelegenheit nicht allein ein Vergehen, sondern auch ein Verbrechen, gemäß § 239 Absatz 2, in Frage stand, das die Nacherhebung von fünfzig Mark rechtfertige.“ Nun wußte Frau Neumann Bescheid.

Am zwölften Dezember, am Tag ihrer Eröffnung, war der Zweiten Kammer der badischen Landstände meine Petition, unter Hinweis auf den Bescheid des Reichstages, zugegangen. Der Eingabe war meine Brochure mit dem unverkürzten Abdruck des Urtheils des karlsruher Oberlandesgerichtes beigefügt, nach dessen Begründung ich

1902 völlig „unmotivirt“ und in durchaus ungesetzlicher Art von den badischen Aerzten Neumann, Becker und Fischer meiner Freiheit beraubt worden war. Indem ich dem badischen Parlament den Gesammtinhalt meiner Eingabe zur Kenntnißnahme und Berücksichtigung dringend empfahl, verwies ich im Einzelnen noch auf die offenbaren Mängel des oberlandesgerichtlichen Urtheiles, vor Allem auf die dem Sinn des Gesetzes direkt widersprechende Auslegung, die der § 230 St.G.B. durch den karlsruher Strafsenat erfahren hatte. Zugleich mit der Petition hatte ich an sämmtliche Abgeordnete eine Darstellung der in Betracht kommenden Vorgänge geschickt; an mindestens dreißig auch meine Brochure. Ich wartete. Der Winter ging, der Frühling kam. Ich wartete. Als der Schluß des Landtages herannahte, glaubte ich schon, meine Petition werde überhaupt nicht drankommen. Da fand ich, während ich in Graubünden war, in der Frankfurter Zeitung das folgende Telegramm aus dem badischen Landtag: „Die Bitte der Frau Gertrude Hirschberg von Berlin, die Aenderung des Aufnahmeverfahrens in der Irrenanstalt betreffend, wird der Regirung zur Kenntnißnahme überwiesen. Die Petentin war, entgegen den gesetzlichen Bestimmungen über die Aufnahme, auf Grund des bezirksärtlichen Gutachtens in Baden-Baden in die Privatirrenanstalt in Neckargemünd verbracht worden, wo sie siebenzehn Tage zurückgehalten wurde. Von der Regirung wird anerkannt, daß hier ein Versehen insofern unterlaufen sei, als diese Frau nicht in die öffentliche, sondern in eine Privatirrenanstalt verbracht worden sei, und erklärt, daß das Aufnahmeverfahren bis zum nächsten Landtag einer Revision unterzogen werde. Es sei übrigens festgestellt worden, daß die in Frage kommende Dame thatsächlich geisteskrank gewesen sei.“

Das also war die Gerichtsbarkeit des badischen Parlamentes. Als handle sichs einzig und allein um meine Ueberführung in eine Privatanstalt, wurde dieser nebensächliche Punkt willkürlich aus dem Gefüge des Ganzen gelöst. Mich hätte die (an sich freilich schon gesetzwidrige und deshalb strafbare) Maßnahme privater Internirung wahrhaftig nicht zur Abfassung einer Petition getrieben, wäre eine Internirung überhaupt jemals nothwendig gewesen. Schließlich konnte es mir dann ja wohl ziemlich gleichgiltig sein, ob man mich staatlicher Obhut oder dem Privatsystem des Dr. Fischer überlieferte. Das Schönste war sicher aber der Satz: „Es sei übrigens festgestellt worden, daß die in Frage kommende Dame thatsächlich geisteskrank gewesen sei“. Mit diesem wunderschönen Satz wurde nicht nur der Wahrheit, sondern auch dem Richterkollegium ins Gesicht geschlagen, das, als höchste Instanz badischer Gerechtigkeit, das strikte Gegentheil erkannt hatte. Im Voraus überzeugt, daß mein Gesuch um Richtigstellung in Baden erfolglos verhallen würde, wandte ich mich am neunzehnten Juli mit dem folgenden Eingeschriebenen Brief an die Redaktion der Frankfurter Zeitung:

„In dem Privattelegramm der Frankfurter Zeitung steht in der Besprechung meiner Petition (deren Inhalt die Beschwerde über die mir in Baden widerfahrene, vom Oberlandesgericht als ‚unmotivirt und ungesetzlich‘ anerkannte Freiheitberaubung bildet) der folgende Satz: ‚Es sei übrigens festgestellt worden, daß die in Frage kommende Dame thatsächlich geisteskrank gewesen sei‘ .... Ich fühle mich verpflichtet, gegen diese offizielle ungeheuerliche Entstellung des Sachverhaltes nachdrücklich einzuschreiten und Sie auf Grund authentischer Beweise und in Hinweis auf das Preßgesetz um erschöpfende Richtigstellung der Angelegenheit zu ersuchen. Denn nicht das nebensächliche Moment meiner ungesetzlichen Ueberführung in eine Privatanstalt bildet den Kernpunkt meiner Petition, sondern die Thatsache der völligen „Grundlosigkeit“ meiner Internirung an sich. Diese Grundlosigkeit und Gesetzwidrigkeit meiner Detention wurde in dem Urtheil

des karlsruher Oberlandesgerichtes in weitestem Maße anerkannt und gleichzeitig den dafür verantwortlichen Aerzten Neumann, Becker und Fischer die schärfste Kritik ihres pflichtvergessenen Handelns zu Theil. (Danach folgt ein Hinweis auf die beigelegte Brochure, in der das Urtheil abgedruckt ist.) Es sollte die vornehmste Aufgabe der deutschen Presse sein, für Recht und Gerechtigkeit mit rücksichtloser Energie einzutreten und ... mit freimüthiger Offenheit der Wahrheit zum Siege zu verhelfen. Aus dieser Erkenntniß heraus gebe ich mich der Hoffnung hin, in Ihrem geschätzten Blatte die Genugthuung weitgehender Berichtigung zu erfahren, gleichviel, ob die in Frage kommende Auslassung einem Irrthum Ihres Korrespondenten oder der absichtlichen Entstellungsucht Anderer zur Last fällt." Das Resultat? Schweigen. Ich fand nur die Annoncen des badener Sanatoriums „Quisisana" (Dr. Klemens Becker) in der Frankfurter Zeitung. Nein: noch Etwas. Am Tag ihres fünfzigjährigen Bestehens das stolze Bekenntniß der Redaktion: „Die Frankfurter Zeitung wird in den kommenden Kämpfen sein, was sie in den früheren war: ein in jeder Beziehung unabhängiges Organ der bürgerlichen Demokratie. Ein Hort der Entrechteten und Unterdrückten, eine Stätte der Freiheit, ein Anwalt des Volkes, ein zäher Streiter für Wahrheit und Recht, aber auch ein unbequemer Kritiker und Mahner für Alle, die Rechte des Volkes anzutasten oder das Einzelinteresse über das der Gesammtheit zu stellen wagen." Schade, daß gerade ich nichts davon gemerkt habe.

Ists, verehrter Herr, nicht ein erhebendes Bewußtsein, sich als deutschen Staatsangehörigen im Schutz einer Verfassung geborgen zu wissen, die preisend mit viel schönen Reden Jedem die Wohlthat gleichen Rechtes und gleicher Gerechtigkeit verheißt?

Mit vorzüglichster Hochschätzung

Gertrud Hirschberg.

Checkverkehr.

Die Aeltesten der berliner Kaufmannschaft haben auf die Frage, ob sie ein deutsches Checkgesetz für nöthig hielten, geantwortet, ein „praktisches Bedürfniß sei nicht als vorliegend zu erachten" und man müsse sich deshalb „gegen ein solches Gesetz aussprechen". Diese Antwort ist sehr hart getadelt worden. Wissen diese Herren (so wurde in heller Empörung gefragt) denn nicht, wie nothwendig uns die Ausbreitung des Checkverkehres ist und daß nur ein Checkgesetz dazu helfen kann? Ich glaube, daß man den Aeltesten Unrecht gethan hat; zunächst mußte man die Motivirung ihrer Antwort ruhig anhören. Sie sagen: „Der Check hat sich im Großbetrieb auch ohne besondere gesetzliche Grundlage stetig entwickelt und die Einführung in den Kleinbetrieb kann nicht von einem Akte der Gesetzgebung, sondern nur von der Hebung des Verständnisses für die Bedeutung des Checks als Ersatzes der Barzahlung erhofft werden; auch muß man fürchten, daß eine gesetzliche Regelung des Checkverkehres zum Anlaß genommen werden könnte, den Handel beschränkende Bestimmungen in Wirksamkeit zu setzen". Wer diese Ansicht widerlegen will, müßte nachweisen, daß nicht der Mangel an Verständniß, sondern der Mangel an gesetzlichem Schutz die Einbürgerung des Checks als Zahlungmittels im Kleinbetrieb hindere. Und dieser Nachweis ist kaum möglich. Was kann ein Checkgesetz bringen? Vorschriften, die den Aussteller und den Empfänger des Checks vor Schaden bewahren. Mehr nicht. Daß solche Bestimmungen nicht vorhanden sind, hat bisher

aber noch nicht viel Unheil gestiftet. Der Wunsch nach einem Checkgesetz hat sich denn auch noch nie zu einer Oeffentlichen Meinung verdichtet, die den Gesetzgeber zum Aufhorchen zwang. Im Jahre 1879 wurde von den deutschen Handelskammern zum ersten Mal der Entwurf eines Checkgesetzes ausgearbeitet; 1882 folgte das Reichsbankdirektorium mit einem Entwurf, der, zehn Jahre später, vom Bundesrath genehmigt und dann dem Reichstag vorgelegt wurde. Nach abermals zehn Jahren, 1902, forderte der Deutsche Bankiertag den Erlaß eines Checkgesetzes, das enthalten müsse: eine Definition des Checks als Sichtanweisung des Ausstellers auf ein zu seiner Verfügung (bei einem Bankier) stehendes Guthaben; die Festsetzung kurzer Präsentationsfristen; die Zusicherung der Stempelfreiheit; den Regreß des Inhabers gegen den Aussteller und die Indossanten nach Analogie des Wechselrechtes. Damals sprachen angesehene Kaufleute so laut und so einmüthig für das Gesetz, daß an dessen Nothwendigkeit kaum ein Zweifel blieb. Könnte dieses Gesetz aber den Unterschied beseitigen, der zwischen englischen und deutschen Verkehrssitten nun einmal besteht und den geringen Umfang unseres Checkgebrauches erklären hilft?

Neben dem Giroverkehr bietet der Check sicherlich die bequemste Möglichkeit, ohne Bargeld Zahlungen zu leisten. Was ich neulich hier über den Nutzen des Giros sagte, gilt also auch für den Check. Er erspart Metall- und Papiergeld, bewahrt die Notenpresse vor allzu hastiger Thätigkeit und erlaubt, Barmittel, die unter primitiven Verhältnissen zu Zahlungen verwendet werden müßten, anderen Zwecken dienstbar zu machen. Wie nöthig eine Reform des Zahlungverkehres ist, zeigt sich besonders klar natürlich in Zeiten der Geldknappheit. Wenn der Check in Deutschland aber noch immer nicht recht populär und unser Checkwesen rückständig ist, so sind nicht die jetzt angegriffenen Aeltesten daran schuld, die sich für ein Checkgesetz nicht begeistern können. Als die Checksteuer (mit der wir einstweilen ja noch nicht beglückt worden sind) erörtert wurde, fand sie gerade bei den Leuten Beifall, die heute nach dem Gesetz schreien. Warum? Der Check, hieß es, ist in erster Reihe das Zahlungmittel der Reichen; der kleine Mann, der ganze Mittelstand bedient sich seiner nur in seltenen Fällen. Also treffe die Steuer nur die Reichen, die sie bequem tragen können. Die Hauptfrage, ob die Steuer nicht die erwünschte Ausdehnung des Checkverkehres hindern müsse, wurde gar nicht gestellt. Und der kleine Mann, der diese Artikel gelesen hatte, sagte sich, ein so „vornehmes" Zahlungmittel sei nichts für ihn. Daher die weithin herrschende Meinung: der Check taugt nur für die Großen, für die Kleinen nur der Wechsel als Surrogat für die Barzahlung. Hie Aristokrat, hie Plebejer.

Wer einen Check ausstellt, muß über Geld verfügen, das, zu dem für „tägliches Geld" bewilligten Zins, auf der Bank liegt. Dieser Zinssatz ist relativ niedrig; wer sein Geld so anlegt, kommt kaum ganz ohne Verlust davon, hat aber den Vortheil, stets frei über die deponirte Summe verfügen zu können. Ein Kaufmann, der innerhalb einer bestimmten, nicht zu langen Frist mehrere Zahlungen zu leisten hat und über den dazu erforderlichen Betrag schon heute disponirt, wird natürlich das Geld für die kurze Zeit nicht in Werthpapieren anlegen; die müßte er ja schon bei der ersten nothwendigen Auszahlung wieder verkaufen und erlitte dann vielleicht einen Kursverlust. Er deponirt also das Geld bei der Bank und leistet die Zahlungen durch Checks. Der Schuldner braucht sich um die sichere Aufbewahrung des Geldes bis zu den Zahlungfristen nicht zu kümmern, verliert nicht jeden Zinsgenuß und erhöht (auch dieser Umstand ist zu beachten) in den Augen des Gläu-

bigers seinen Kredit; denn der Check „adelt“. Ein Konto auf der Bank macht ja noch einen besseren Eindruck als der solideste Geldschrank. Den Luxus eines Bankkontos kann man sich auch nur leisten, wenn man über bare Mittel verfügt, die nicht zum sofortigen Gebrauch da sind, sondern eine Weile liegen können. Wer dagegen à conto kommender Einnahmen Zahlungen zu leisten hat, muß sich des Wechsels bedienen, der ihm eine Frist zur Einlösung läßt. Der Check ist unbefristet. Dieser Unterschied, der bei gehobenem Geschäftsverkehr und Wohlstand nicht mehr so fühlbar ist, wirkt in den Kreisen der kleinen Gewerbetreibenden und der Handwerker für die Verbreitung des Wechsels. Schuster und Schneider müssen oft lange warten, bis die Kundschaft zahlt; aber die Lieferanten geben kein so langes Ziel: und der Wechsel muß als Zahlungmittel aushelfen. Oft schreibt der kleine Mann aber nur, weil er sich von seinem Geld nicht trennen kann, einen Wechsel aus. Die Bank ist ihm nicht sicher genug; man behälts lieber zu Haus und freut sich daran, so lange es geht. Diesen eingewurzelten Unverstand müßten die Banken auszuroden versuchen. Sie müßten Jedem, der sich bei ihnen ein Konto eröffnen läßt, ein Checkbuch übergeben und ihn über die Vortheile dieses Zahlungweges aufklären. Ein paar dem Checkbuch hinzugefügte Sätze würden genügen. Heute muß man das Checkbuch ausdrücklich fordern; und wer nur ein kleines Bankkonto hat, wagt oft solche Forderung gar nicht. Man erzählt auch, Kunden, die keine großen Umsätze in Aussicht stellen konnten, habe eine Bank das Checkbuch versagt und eine angesehene Gesellschaft sich geweigert, Checks als Zahlung anzunehmen, weil sie dafür fast niemals Verwendung habe. Wenn solche Dinge noch möglich, noch nicht alle Mittel zur Popularisirung versucht sind, kann das Geschrei nach einem Checkgesetz uns nicht weiter helfen.

Ob der Checkverkehr bei uns überhaupt je den Umfang erreichen wird, den er in England hat? Die Zahl der in England umlaufenden Checks wird auf nahezu eine Viertelmilliarde geschätzt; der Umsatz im londoner Clearinghouse beträgt etwa 215 Milliarden. (Milliarden!) Dagegen kommen wir nicht auf. Der Verkehr ist in Deutschland noch so wenig organisirt, so undurchsichtig, daß sichere Ziffern nicht zu erlangen sind. In London werden ungefähr 90 Prozent aller Zahlungen durch Checks beglichen. Der Check konkurrirt dort, trotz einer ihm auferlegten Steuer von 1 d, erfolgreich mit der Banknote und ist wirklich populär. Das dankt er zum Theil der Struktur des englischen Bankwesens, das die bei uns übliche Vereinigung von Depositen- und Effektenbanken nicht kennt. Die englischen Banken, denen man Depots anvertraut, machen kein Effektengeschäft. Bei uns können die Großbanken mit dem bei ihnen deponirten Geld nach Belieben arbeiten; je mehr sie emittiren, je weiter sich der Kreis ihrer Geschäfte dehnt, desto öfter hört man nun die Befürchtung aussprechen, das Risiko des Deponenten könne zu groß werden. Diese Furcht scheint mir unbegründet; es müßte schon sehr arg kommen, wenn eine unserer Großbanken nicht mehr im Stande sein sollte, jeden geforderten Betrag an Depositengeldern glatt auszuzahlen. Daß trotzdem der Depositenverkehr unaufhaltsam wächst, beweisen die Riesenziffern in den Bilanzen. Das Mißverhältniß zwischen den großen Summen, die auf dem Depositenkonto stehen, und den Umsätzen im Checkverkehr zeigt jedenfalls, daß es bei uns an den günstigen Vorbedingungen fehlt, die jenseits vom Kanal vorhanden sind. England hat die vorbildliche Einrichtung der englischen Clearinghäuser; wir haben die Abrechnungstellen der Reichsbank, deren Zahl aber noch zu gering ist, als daß von einer wirklichen Nachbildung gesprochen werden könnte.

Die im londoner Clearinghouse verrechnete Summe ging im Jahr 1905 etwa um das Vierfache über den Gesammtbetrag bei den zwölf deutschen Abrechnungstellen hinaus. So groß ist der Unterschied. Man müßte zunächst eine starke Konsolidirung des deutschen Kapitals erwarten, bevor man hoffen dürfte, eine dem englischen Umsatz auch nur annähernd gleichkommende Steigerung des Checkverkehres zu erleben.

Der Hauptunterschied wurzelt in nationalen Gewohnheiten. Der englische Kaufmann mittleren und kleinen Kalibers läßt nur einen Theil seines Geldes im Geschäft arbeiten und deponirt den anderen Theil bei der Bank. Der deutsche Kaufmann steckt Alles, was er besitzt, ins Geschäft und nimmt, um vorwärts zu kommen, noch allen erreichbaren Kredit in Anspruch Er arbeitet mit viel mehr Dampf (wie man bei uns heute sagen würde) als der Engländer, der in älterem und behaglicherem Wohlstand sitzt, und hat keine freien Barmittel, über die er verfügen könnte. Diese Unterschiede sind am dreizehnten Oktober hier, in dem Artikel „Englands Industrie“, so anschaulich geschildert worden, daß ich nur darauf hinzuweisen brauche. Sie werden in Deutschland noch immer nicht genügend beachtet. Wer mit seinem ganzen Geld und Kredit arbeitet, hat natürlich nicht die Möglichkeit, sich ein Bankguthaben zu sichern und seine Schulden mit Checks zu bezahlen. Von heute auf morgen wird den bei uns herrschenden Zustand auch das klügste Gesetz nicht ändern.

Trotzdem durften die Aeltesten mit Recht von einer stetigen Weiterentwickelung des deutschen Checkwesens sprechen. Kommen die Depositengelder bei den Banken mehr als Checkunterlagen für die Wohlhabenden in Betracht, so zeigt die erhebliche Zunahme der Checkkonten bei den deutschen Kreditgenossenschaften, daß der Check auch im Kleingewerbe allmählich beliebter wird. Bei diesen Genossenschaften gab es im Jahr 1896 rund 5300, im Jahr 1904 32 500 Checkkonten. Eingezahlt wurden im Jahr 1896 84 Millionen Mark, 1904 dagegen 423 Millionen. Dabei ist noch zu bedenken, daß die Gesammtumsätze bei den Genossenschaften beträchtlich höher waren; die angeführten Ziffern beziehen sich nur auf die Ergebnisse von 243 Vereinen, während dem Allgemeinen Verbande der deutschen Erwerbs- und Wirthschaftgenossenschaften etwa 1000 Mitglieder (Vereine) angehören. Die wirthschaftliche Bedeutung des Checkverkehres wird also auch im Mittelstand nicht mehr völlig verkannt und auch ohne gesetzliche Hilfe ist eine Erweiterung dieses Verkehres denkbar. Wer weiß, ob er nicht schwerfälliger würde, wenn man die einfache Anweisung auf ein vorhandenes Guthaben mit den bisher dem Wechsel vorbehaltenen Kautelen belastete? Wird dem Check ein Regreß gegeben, so ist er eben kein Check mehr, sondern ein Wechsel. Das Gesetz würde ihm den Charakter verderben; und dafür, daß mit Checks kein Betrug verübt wird, sorgt schon die Furcht vor dem Strafrichter. Bisher ist man ohne direkte Strafbestimmungen ausgekommen. Wer sein Checkguthaben wissentlich „überzieht“, bleibt in England straffrei; in Oesterreich und Frankreich treffen ihn geringe Ordnungstrafen; bei uns sollte das Delikt mit einer Strafe bis zu 1000 Mark bedroht werden. So wolltens die Freunde des letzten Checkgesetzentwurfes. Und doch hat der jetzt geltende Rechtszustand, der solche Androhung nicht kennt, nachweisbaren Schaden nicht gebracht. So ists auch mit den anderen gesetzlichen Bestimmungen für den Checkverkehr. Daß sie fehlen, schadet nicht; wenn sie einmal da sind, bringen sie am Ende mehr Nachtheil als Nutzen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Berlin, den 24. November 1906.

Dies irae.

Momentaufnahmen.

Dezember 1846. Nach dem Besuch eines zur Hofgesellschaft gehörigen Herrn schreibt Varnhagen in sein Tagebuch: „Der vorige König, hieß es, habe einen Premierminister nicht nöthig gehabt. Der habe seine Größe erst gezeigt, als Hardenberg gestorben war. Wenn Dieser am Leben geblieben und Humboldt, Boyen, Beyme, Gneisenau, Grolmann nicht entfernt worden wären (die Alle den König in der Enge halten wollten), würde der König sich nie in der Größe haben zeigen können, die er nachher entwickelte. Dies Wort ‚Größe‘ muß hier sehr auffallen und ist wohl in keiner Weise vom vorigen Könige giltig; auch das Thatsächliche ist ganz falsch aufgefaßt. Der König hat sich vom Staatskanzler nur bedingt leiten lassen, hat ihn nach außen und innen gehemmt; und nach Hardenbergs Tod ging Alles erst recht schwach. Da begann die Mediokrität und die Kamarilla, die Angst und Verlegenheit bei jedem bedeutenden Ereigniß, da kamen die Ränke des Herzogs Karl von Mecklenburg-Strelitz, die Einwirkung Witzlebens, die Staatsführung Lottums, die Thätigkeit des Kronprinzen und seiner Leute. Der vorige König hatte sehr ehrenwerthe Eigenschaften, aber keine, die das Beiwort ‚groß‘ vertragen kann!“ Drei Jahre vorher hatte, zum ersten Mal seit Jahrhunderten, ein König von Frankreich in seinem Schloß den englischen Hof empfangen. Zwischen den Völkern des Westens schien der alte Haß erloschen. Und über den Staat Friedrich Wilhelms (der mit einem Bülow das internationale Geschäft besorgte) schrieb Treitschke: „Preußen stand in der diplomatischen Welt so einsam wie seit Jahren nicht Sein König hatte verstanden, in kurzer Zeit die alten Freunde Oesterreich und Rußland mit Mißtrauen zu erfüllen; er hatte mit seinen Freundschaftwerbungen in England wenig Anklang gefunden und bald merkte man, daß Preußen

jetzt auch an den kleinen deutschen Höfen weniger geachtet war als einst unter dem alten König. Die ruhige Würde des Vaters erweckte Vertrauen, die bewegliche Geschäftigkeit des Sohnes Zweifel und Argwohn."

Oktober 1901. In der Vossischen Zeitung, die nicht zum ersten, nicht zum letzten Mal vom Auswärtigen Amt inspirirt ward, ist dem Botschafter Fürsten Eulenburg vorgeworfen worden, er sei allzu selten in Wien. In der Neuen Freien Presse ersteht dem Angegriffenen ein Vertheidiger. Die Pflicht, in den Nordischen Gewässern das Auswärtige Amt zu vertreten, und später „anhaltende Kränklichkeit" habe den Fürsten gezwungen, fern von Wien zu weilen. Paul Hatzfeldt sei Monate lang nicht in London, sei, als schwerkranker Mann, überhaupt nicht mehr im Stande, die laufenden Geschäfte zu erledigen; werde aber niemals angegriffen. Der Kampf gegen den Fürsten Eulenburg „gehe von einer in Berlin in einflußreicher Stellung lebenden Persönlichkeit aus, die Proben ihrer Leistungfähigkeit auf diesem Gebiet schon längst abgelegt hat", aber „mit großer Kunst Vordermänner in die kritische Linie zu schieben weiß und sich selbst sorgsam fern vom Schuß hält". Auch dieser Artikel konnte, mit seinen Intimitäten, nicht aus dem Hirn eines Journalisten kommen. Da er in einem dem Botschafter ergebenen Blatt erschienen war, mochte Fürst Phili fürchten, dafür haftbar gemacht zu werden. Er (dessen Fürstenwappen die Devise Constantia et virtute trägt) telegraphirt an das Auswärtige Amt und bittet, „dem Verfasser des perfiden Artikels", wenn er zu ermitteln sei, sein „schärfstes Befremden auszusprechen". Graf Bülow läßt die Depesche in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung veröffentlichen; und die gekränkte wiener Redaktion vermag ihre Klage nicht einmal ins sonst so willig geöffnete Ohr des Botschafters zu bringen. Im Oktober kehrt der französische General Voyron aus China zurück und publizirt Briefe, die beweisen, daß er von allen Wünschen Waldersees nicht einen erfüllt und den Widerspruch gegen die sehr höflichen Bitten des Generalissimus von leiser Ironie bis zu kaum noch verhülltem Hohn getrieben hat. Bald danach liest man, der Reichskanzler Graf Bülow sei nach Liebenberg gereist, um dem Kaiser, der Philis Gast ist, Vortrag zu halten. Er sieht im liebenberger Schloß Peènes Bild La poule blanche. Ein schwarzer Hahn wirbt brünstig um ein weißes Hühnchen; gleich, man merkts, wird der abgewiesene Freier wüthend den rothen Halslappen schütteln und den zierlichen Liebling des Hofes schrill ankrähen. Beiden Thierleibern hat der Künstler Menschenköpfe gemalt; und an Menschenschicksal sollen sie mahnen. Wie dem weißen Huhn, so geht es nicht auf Federviehhöfen nur den Günstlingen des Glücks: sie werden zuerst umworben, dann

beneidet und endlich gehaßt. Ists schon so weit? Oder steht noch eine Versöhnung bevor? Handelt sichs um Voyron oder um den neuen Zolltarif? Ein paar Tage vorher war verbreitet worden, der Kaiser habe gesagt, wenn es nicht gelinge, neue Verträge zu schließen, werde er „Alles kurz und klein schlagen". Versöhnung: klingts nun durch die Lande. Die Herbstsonne leuchtet dem Kanzler. Als Triumphator kehrt er zurück, kann offiziös versichern lassen, daß es in der Ukermark weder Sieger noch Besiegte gegeben habe; und braucht nicht an Friedrich Leopold von Hertefeld zu erinnern, der die Politik die Wissenschaft des Betruges nannte und die Großen durch Verfassungen binden wollte.

Juli 1906. Die Kronprinzessin hat ihrem Mann einen Knaben geboren. Den Kaiser, der auch diesmal der erste Gratulant sein möchte, hat auf der Hochsommerreise die frohe Kunde noch nicht erreicht. Als er in Bergen landet kommt Herr Oskar Stuebel, der beim norwegischen König beglaubigte Gesandte des Deutschen Reiches, mit dem Konsul Mohr an Bord der „Hamburg". Herr Stuebel, der an dem Abschluß schlechter Verträge und an mancher anderen tropischen Thorheit mitschuldig ist, hat, seit die Kolonialskandale die Welt mit Lärm und Stank erfüllen, den Monarchen nicht mehr gesehen und am furchtbaren Tag des Gerichts nun das Köpfchen verloren. Trotz der Vorbildung als Mathematiker und Jurist zittert er vor der ersten Begegnung mit dem Allmächtigen, der ihn seligsprechen und verdammen kann. Wird aber gnädig empfangen und, mit seinem Begleiter, zur Mahlzeit geladen. Als das Tischgespräch einen Augenblick stockt, sagt der Konsul: „Der reiche Fahnenschmuck der Stadt wird Eurer Majestät gezeigt haben, welchen Antheil die Bevölkerung an der Geburt Allerhöchstihres Enkels nimmt..." Der Kaiser schlägt mit der Faust auf den Tisch, daß die Teller und Gläser klirren. „Enkel?.. Eulenburg!" Und zu dem neben ihm sitzenden Gesandten: „Mann! Und Das erfahre ich jetzt erst?" Alles blickt entsetzt auf den armen Oskar. Der ist weiß wie das Tafeltuch, schlottert in seinem Galakleid und stammelt endlich: „An Land liegen auch schon sehr viele Depeschen." Wilhelm wird dunkelroth, springt auf, befiehlt Allen, sitzen zu bleiben, läuft in sein Rauchzimmer und dämpft bei der Cigarette langsam den Zorn. In aller Hast muß ein Bote die Depeschen holen. Ungefähr vierhundert sinds; noch nicht einmal sortirt. Obenauf liegt der Glückwunsch, den Freund Abd ul Hamid geschickt hat. Die Höflingschaar im Kreise bebt noch von der Erregung. Doch der Kaiser ist schon wieder bei gutem Humor, nimmt ein Depeschenformular und schreibt schnell an den Kronprinzen: „Erfahre soeben durch den Sultan, daß Dir ein Sohn geboren ist." Und so weiter. Würdigt Herrn Stuebel aber keines Blickes mehr und läßt keinen Zweifel darüber, daß die-

sem Mann das Todesurtheil geschrieben und unterzeichnet ist. Der Unselige muß an Bord bleiben. Niemand spricht mit ihm. Allen ist er Luft. Und während das Schiff nordwärts schlingert, dann stampft, hat er zum Nachdenken Muße und lernt erkennen, daß die eine Versäumniß ihm mehr geschadet hat als alle Sünden, die er als Direktor der Kolonialabtheilung ungesühnt ließ.

September 1906. Wartesalon in Potsdam. Herr von Podbielski ist, wie seine preußischen Kollegen, zur Tafel geladen. Wie wird er behandelt werden? Am achtzehnten August hat in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung gestanden, der Minister habe den Fürsten Bülow gebeten, „seinen Wunsch nach Entlassung aus dem Staatsdienst an Allerhöchster Stelle zu unterbreiten." Die Richtigkeit dieser Angabe hat Podbielski bestritten; er habe dem Ministerpräsidenten nur geschrieben, er würde lieber aus dem Staatsdienst scheiden als in seinen Jahren sich noch länger „mit Schmutz bewerfen lassen". Antwort in der Norddeutschen: Der König habe, auf Antrag des Ministerpräsidenten, erklärt, er sei zur Zeit noch nicht in der Lage, über die Entlassung des Ministers „eine definitive Entschließung zu fassen." Und der dem Tod Geweihte steht nun, all in seiner Munterkeit, mitten im Wartesalon. Steht, mit seiner Frau, fröstelnd bald in einer Eiszone. Vorsicht empfiehlt, das gescholtene Paar zu meiden. Die Korrekten beschränken sich auf kühlen Gruß und hüten die Zunge. Da tritt der Ministerpräsident ein, geht sofort auf das vereinsamte Paar zu, begrüßt es mit herzlichem Wort, kehrt nach dem Rundgang noch einmal zu ihm zurück und sagt, so laut, daß mindestens zwei Dutzend Excellenter es hören müssen, das Zeitungsgerede sei unsinnig und er lege Werth darauf, auch hier zu erklären, daß er sich mit dem Minister für Landwirthschaft, Domänen und Forsten heute noch, wie einst im unholden Mai des Tarifkrieges, solidarisch fühle. Die Luft erwärmt sich; und der eben noch Gemiedene kann manche Männerhand schütteln. Die Ansprache (deren unzweideutiger Sinn war, die Durchlaucht stehe und falle mit Seiner Excellenz) dringt nicht ins Freie. Offiziöse melden, die „definitive Entschließung" könne erst kommen, wenn das Ergebniß der gegen den Major Fischer eingeleiteten Untersuchung bekannt sei. Das Verfahren gegen den Major wird eingestellt. Herr von Podbielski nach Rominten geladen. Die Entscheidung ist also gefallen? „Unwürdig", spricht Burleigh, „ists der Majestät, das Haupt zu sehen, das dem Tod geweiht ist"; und: „Gnade bringt die königliche Nähe". Also gerettet? Gerichtet. Der Minister wird entlassen. Den Schwarzen Adler bekommt er einstweilen nicht, weil die Verleihung allzu oft öffentlich vorausgesagt ward. Er ist diskret, verschließt die zärtlichen Briefe des durchlauchtigen Kollegen in seinen Schreibtisch und

sagt nicht, wessen Wohlwollen ihm den unklugen Rath gab, seinen Antheil am Kapital der Firma Von Tippelskirch & Co. der Ehegefährtin zu cediren.

November 1906. Nacht. Offenes Feld im Ukergebiet. Der Harfner: „Hast Dus gelesen?" Der Süße: „Schon Freitag." Der Harfner: „Meinst Du, daß noch mehr kommt?" Der Süße: „Wir müssen mit der Möglichkeit rechnen; er scheint orientirt, und wenn er Briefe kennt, in denen vom Liebchen die Rede ist.." Der Harfner: Undenkbar! Aber sie lassens überall abdrucken. Sie wollen uns mit Gewalt an den Hals." Der Süße: „Eine Hexenzunft. Vorbei! Vorbei!" Der Harfner: „Wenn nur Er nichts davon erfährt!"

Oeffentliche Meinung.

Leipziger Tageblatt: „Es ist vorbei mit dem geruhigen Hoffen und mit dem Ergeben in den höheren Willen. Die kommenden Jahre müssen und werden im Zeichen eines schweren Kampfes stehen: um die Konstitution. Und es ist schlimm und gewiß nicht den Aufgaben des Reiches förderlich, daß dieser Kampf, der bis an die äußerste Grenze der Zulässigkeit vertagt worden ist, gegen die Spitze des Reiches, gegen die Krone geführt werden muß." Nationalzeitung: „Für die nationalliberale Partei kann die Parole nur lauten: Der Regirung, wie sie jetzt ist, und dem System, nach dem wir jetzt regirt werden, keinen Pfennig mehr. Die Unstetigkeit und Sprunghaftigkeit unserer Politik, die nachgerade auch für den Blödesten mit Händen zu greifen ist, ist die Ursache der allgemeinen Beunruhigung, die der Abgeordnete Bassermann zum Gegenstand seiner Interpellation gemacht hat." Kreuzzeitung: „Uns Alle beherrscht jetzt das Gefühl, daß wir vielleicht kritischen Tagen entgegengehen, und darum ist es wohl erklärlich, wenn das Volk vielfach mit einer gewissen nervösen Bedenklichkeit auf den Herrscher blickt. Wir schließen uns offen dem Wunsch an, daß unser König und Herr die psychologische Berechtigung dieser Stimmung anerkennen möge." Leipziger Neuste Nachrichten: „In allen Kreisen unseres Vaterlandes herrscht eine tiefe Mißstimmung. Was Fürst Bülow sagte, war theils selbstverständlich, theils überflüssig und, abgesehen von neuen Anekdoten, nur eine Wiederholung des oft Gesagten und von uns schon oft Gehörten." Hamburger Nachrichten: „Wir haben die bekannten Phrasen zu hören bekommen. Wir haben den Eindruck, daß dieser ganzen Politik der nöthige Ernst fehlt, daß Alles nach wie vor auf Beruhigung und Beschönigung hinausläuft." Die Post: „Es erscheint als ein Gebot der Staatsklugheit, sorgsam darüber zu wachen, daß Alles vermieden wird, was die Befürchtung eines persönlichen Regimentes im mehr ab-

solutistischen Sinn nähren könnte. Das wird vor Allem auch die Aufgabe der parlamentarischen Körperschaften im Reich wie in Preußen sein müssen." Magdeburgische Zeitung: „Es wäre besser, wenn die Allerhöchste Person sich nur in ganz spruchreifen Angelegenheiten der öffentlichen Kritik aussetzte. Das Gewicht des kaiserlichen Ansehens verbraucht sich, der Nimbus der Majestät nutzt sich ab." Dresdener Nachrichten: „Die Beobachtung, daß oft vom Kaiser bei den wichtigsten Entschlüssen unkontrolirbaren und unverantwortlichen Einflüssen ein größerer Spielraum gegönnt wird als den verantwortlichen Rathgebern, schafft eine chronische Unsicherheit und Unruhe, weil man nie weiß, woran man eigentlich ist." (Konservative und nationalliberale Blätter.) Kölnische Volkszeitung: „Die diplomatische Isolirung Deutschlands ist das Pentagramma, das uns Pein macht." Der Reichsbote: „Die Minister müßten den Kaiser davon überzeugen, daß es richtiger ist, nicht so impulsiv in die Oeffentlichkeit zu treten; vielleicht gelänge es ihnen auch, den Kaiser von den allzu vielen Reisen mit ihren Festlichkeiten abzuhalten." All diese Sätze (und noch viel schroffere) sind im November 1906 gedruckt worden. Die folgenden standen vor vierzehn Jahren in der „Zukunft": „Die widrigste Schmeichelei hat sich an den Kaiser gedrängt und ihm beinahe unmöglich gemacht, die wahre Stimmung zu erkennen. Der Mangel an Aufrichtigkeit, dem er überall begegnet, hindert den Kaiser (oder erschwert ihm mindestens), seine Erziehung zu vollenden. Er hat werthvolle Erfahrungen gesammelt, die ihm gewiß nicht verloren sind, und würde rasch neue Erfahrungen sammeln, wenn die Parteien sich nicht um die Wette in den Staub würfen und ihm, der vorwärts schreiten möchte, den Weg sperrten." Das wurde hier am letzten Tag des Jahres 1892 gesagt. (Anklage wegen Majestätbeleidigung. Freisprechung.)

Was damals schon so Viele empfanden, erkannten, ist nach drei Lustren erst zu offenem, widerhallenden Ausdruck gelangt. Warum so spät? Weil in diesen Jahren mehr Geld verdient worden ist, als die kühnste Hoffnung zu träumen gewagt hatte. Nur in der Aera des „Aufschwunges" konnten wir erleben, was wir erlebt haben. Mancher Blinde glaubte, das rasche Wachsthum des Wohlstandes sei der neowilhelminischen Politik zu danken. Weil ein paar Industrielle, Techniker, Großhändler an den Kaiserhof kamen, hieß es, das Reich, das alte Preußen sogar werde endlich nun modernisirt. Die so sprachen, bedachten nicht, daß die Gnade nicht Lebensleistungen belohnte. Sonst hätten die Schöpfer und Förderer der rheinisch-westfälischen Industrie, die starken Forscher, Finder und Künstler nicht in der Sonne gefehlt. Wer sich von einem Oberhofmeister, einem Minister, Ministerialdirektor oder deren Agenten

zu „Stiftungen“ anregen ließ, mit der Feder, dem Pinsel oder Meißel gefällig war und da aushalf, wo die Staatsmittel versagten, durfte im rosigen Licht athmen. Andere, die für die res publica mehr gethan hatten, blieben im Dunkel. Die Mehrheit der Besitzenden wollte nicht darauf achten. „Die letzte Rede gefällt Euch nicht? Uns auch nicht. Doch was schadet sie schließlich? Reden verhallen. Macht kein Ereigniß daraus! Ihr stört uns nur den Profit. Seht Ihr denn nicht, wie sich die Lebenshaltung des Deutschen von Jahr zu Jahr hebt? Das ist die Hauptsache. Enrichissez-vous; und laßt uns in Ruhe arbeiten.“ In der Bourgeoisie flackerte kaum noch ein Fünkchen politischer Leidenschaft auf. „Dankt Gott mit jedem Morgen, daß Ihr nicht braucht fürs Römische Reich zu sorgen!“ Daß Ihr auf fruchtbarem Boden für Eure Kinder säen und ernten könnt. Und laßt Euch von Leuten, die nichts Besseres gelernt haben und drum Politiker wurden, nicht das reichlich rentirende Leben vergällen. Vor zehn Jahren, nach Wilhelms Depesche an Krüger, kam die Zuversicht ins Wanken. Nur für kurze Zeit. Der Britengroll hat uns viel Geld gekostet; doch wir verdienten so viel, daß wirs verschmerzen konnten. Erst das Jahr des marokkanischen Haders brachte Klarheit. Kriegsgefahr. Die Anfänge einer Trustbildung, die den deutschen Imperialismus bedroht, unserer Wirthschaft die Ausdehnungmöglichkeit schmälert. Nun merkte man, daß Reden nicht immer so ungefährlich sind, wie sie scheinen. Daß Deutschland draußen wie ein Zarthum beurtheilt werde, in dem ein Wille Alles bestimmt und leitet. Merkte allmählich auch, daß Wohl und Weh nationaler Wirthschaft nicht von Zolltarifpositionen abhängt (deren Härte eine kluge Frachtpolitik mildern, deren engem Bereich die Industrie entschlüpfen kann) und mit den caprivischen Verträgen nicht die Hoffnung auf Gewinn bestattet werden muß. Ein Luftzug, der in die glimmenden Kohlen fuhr: und der Unmuth schäumte auf. Als das Geld knapp wurde, wars so weit. Zum ersten Mal war Monate lang wieder kein Profit einzuheimsen; verloren die zum Verkauf ihrer Werthpapiere Genöthigten große Summen. Und fanden nun, dem Reich ziehe eine Lebensgefahr herauf. Die „Hochkonjunktur“ hatte dem Neuen Kurs den glorreichen Sommer beschert; der hohe Bankdiskont brachte ihm den Winter des Mißvergnügens.

Wird er dauern? Die Industrie ist noch mit Aufträgen überhäuft und den Landwirthen geht es besser als seit Jahrzehnten. Eine ruhige Politik, die nicht provozirt, nicht schwächlich zurückweicht, könnte die Unzufriedenheit noch dämmen. Was (unwiederbringlich oder wenigstens für Menschenalter hinaus) verloren ist, wird erst spät erkannt werden. So lange wir uns für saturirt erklären und fromm die Hände falten, thut uns in Ost und West Keiner

was zu Leid. Wenn aber unsere Arbeiternoth wächst, die „Hand“ theurer wird, die erstarkte Gewerkschaft den Arbeitvertrag diktirt? Wenn die Dummheit der englischen Liberalen im Transvaal fortwirkt, die Umlaufsmittel knapp bleiben, Amerika den Bahnbau einschränken muß und den Ueberfluß seiner Bodenschätze an Europens Küste spült? Wenn unsere Banken der Industrie den Kredit kürzen müssen, die Dividendenpapiere von ihrer Kurshöhe stürzen und die geängstete Kapitalistenschaar sich hastig ins dürre, doch sichere Gelände der Staatsrenten zurückrettet? Dann würde die Kurzsicht erkennen, welche politischen Werthe im Deutschen Reich Wilhelms des Zweiten vernichtet worden sind; welche monarchischen. Dann würde den Verantwortlichen die Rechnung präsentirt. Das Winterstürmchen, das jetzt durchs deutsche Land heult, wird verbrausen, sobald wieder eine lustige Hausse auf dem Kurszettel steht.

Das neue System.

Wer ein Geschäftsunternehmen leitet, muß dafür sorgen, daß es auch schlechte Zeit ohne Lebensgefahr überdauern kann; muß abschreiben, Reserven häufen, einen Theil des Ueberschusses dem gierigen Blick der Aktionäre verbergen. Wer ein Reich regirt, muß sich täglich fragen: Wird das Volk, wird mindestens die Mehrheit der am Reichsbestand Interessirten mich in mageren Jahren noch lieben, den an der Spitze eines ruhmlos geschlagenen Heeres Heimkehrenden noch achten, noch dulden und kann ich, wenn Haß mich wüthend umdräut, mit reinem Gewissen behaupten, immer der Pflicht treu gewesen zu sein? Den Sinn des Grafen, des Fürsten Bülow haben so bange Fragen niemals bekümmert. Der ist ein Kanzler für Sonnentage. Ein Wohlgenährter, der nachts gut schläft. Dem würde in Gewittern Keiner sich anvertrauen. Der müht sich deshalb eifernd auch stets um den Beweis, daß der Horizont heiter ist und aus keiner nahen Himmelsdecke ein Unwetter heraufziehen kann.

Er gehört zu den schwachen, lauen, schwindligen Seelen, deren Sehnsucht und deren Stolz ist, keinen Feind zu haben. Er hat Richters vierschrötige Gestalt mit Rosenketten umwunden und hätte, wenn ihm nicht unsanft abgewinkt worden wäre, auch auf Bebels weißen Schopf ein Kränzlein gedrückt. Freundschaft mit den Sozialdemokraten: Das würde der Kaiser nicht verzeihen. Alle Anderen aber müssen gewonnen werden. Er umwirbt den lebenden, betrauert den toten Grafen Reventlow (der ihn schroff und höhnisch getadelt hat) und ruht nicht, bis Professor Hasse, der Leiter des Alldeutschen Verbandes, neben ihm auf dem Sofa sitzt. Jeden dritten Tag giebts ein kleines Diner; von Normann bis zu Haußmann ist Alles geladen. Die Zentrumskoryphäen werden

wie Busenfreunde behandelt; auch durchreisende wie regirende Fürsten gefeiert. Die Kollegen? Im Kreis der Intimen werden sie durchgehechelt und bewitzelt. Merkens aber nicht; man macht ihnen auch was vor. Sie sind, selbst wenn sie dem Kanzler nie menschlich nah kamen, „verehrte Freunde“. Für die Ausschiffung wird, wenns Zeit ist, irgend ein Ferge gedungen. Mit solcher Last bebürdet Seine Durchlaucht sich nicht. Nie hat der höfliche Herr Einem gesagt: „Wir müssen scheiden“. Das läßt man durch den Lokalanzeiger machen (Miquel, Möller, Podbielski) oder von Hammann und Tschirschky (Holstein). Erni Hohenlohe, der nicht lange vorher dringend gebeten worden war, im Amt auszuharren, und der nicht ahnte, daß ihm schon ein Erbe bestellt sei, wurde in einer ungemein artigen Zwiesprache zu der Frage gezwungen: „Dann ists wohl besser, wenn ich zurücktrete?“ Und war draußen, als er gerade zu arbeiten anfangen wollte. Thielmann, Bülows Rival aus der pariser Zeit, ist sicher auch nur gegangen, weil er nicht bleiben wollte... Nur keinen Feind. Jeder ist schließlich ja zu entwaffnen. Wer schüchternen oder gar heftigen Angriff wagt, wird zu offener Aussprache geladen: und fühlt sich dann als eine Großmacht, mit der selbst der Reichskanzler paktiren muß. Politische Gegensätze? Muß man nicht überschätzen. Der streng evangelische Fürst ist der Liebling der Katholikenpartei; der Ganzmoderne wird von den Konservativsten gehätschelt; und Freihändler neigen und beugen sich vor dem Kanzler des „Wuchertarifes“.

Der Ertrag solcher Strategie und Taktik ist nicht gering; würde aber nicht ausreichen, wenn die Gunst der Presse nicht nachhülfe. Die muß man um jeden Preis haben. Und der Preis ist nicht einmal hoch. Zu kaufen ist bei uns kaum ein brauchbarer Schreiber; mit Schmeichelei aber sind fast alle zu ködern. „Ich freue mich immer, wenn ich einen Artikel von Ihnen finde; gerade weil Sie die Dinge anders ansehen als ich.“ „Ihr Feuilleton war wieder allerliebst; auch meine Frau, der ichs vorlas, ist entzückt davon.“ Wie viele Journalisten sind mit solchen Süßigkeiten gefüttert worden? Auch die Vertreter winziger Provinzblätter bekommen ihren Bonbon. Die Prominenten werden in den „kleinen Kreis“ geladen. Und kehren dann berauscht heim. „Dieser Kanzler! So artig, so frei von Hochmuth und Vorurtheilen, so rückhaltlos in der Kritik; und kennt alle modernen Meisterwerke und weiß auch in meinen Sachen und Sächelchen zum Erstaunen Bescheid.“ Solls etwa nicht wirken, wenn der höchste Reichsbeamte, ein Fürst, sich des Weihens und Streuens befleißt? Ist an Einen gar nicht heranzukommen, dann wird ihm wenigstens gemeldet, wie freundlich der Kanzler über ihn, den Gegner, spricht; vielleicht nützts auf die Dauer doch ein Bischen. Die Hauptarbeit leistet das starke Konsortium: Geheimrath

Hammann und die Herren Stein (Frankfurter) und von Huhn (Kölnische Zeitung). Der Geheimrath ist ein Fouché kleinen Formats, als Chef der Claque jetzt aber unentbehrlich. Die beiden Journalisten sind Mitregenten. Herr Stein hat ja an manchem Tisch erzählt, welche Sorge ihm Marokko bereitet und wie oft ihn der Kanzler vor der Absendung einer Note um Rath gefragt habe. Ganz tüchtige Leute; der Frankfurter ist einer der besten Schreiber und in alle Sättel gerecht. Ob ihre Intelligenz ihnen aber die Fürstengunst sichern würde, wenn sie morgen nicht mehr die Vertreter der wichtigsten Blätter Süd- und Westdeutschlands wären? Sie sinds; und machen sich nützlich. Kennen die Herkunft jedes Artikels und wissen genau, wie man hier den Verleger, dort den Redakteur behandeln muß. Können auch ohne höhere Weisung den Kleinen angeben, was fürs nächste Abendblatt geschrieben werden muß. (Hammann ist nicht Haman, der gesagt hat: „Deutlichkeit ist eine gehörige Vertheilung von Licht und Schatten.") Zu fröhlicher Hatz blasen und die Meute zurückpfeifen. Und stets darauf pochen, daß sie unabhängige Organe der Oeffentlichen Meinung bedienen. Dazu kommt der unterthänige Lokalanzeiger; dem der Fürst aber Mäßigung empfehlen sollte (sonst muß man eines Tages doch mal in diese Schwarzküche hineinleuchten). Kommen Alle, die Nachrichten oder andere Gefälligkeit wünschen. (Und gefällig ist der Kanzler; wenn er sich nicht selbst bemüht hätte, wäre der Täglichen Rundschau das Strafverfahren in Sachen Quade nicht erspart worden.) Orden sind hier selten nöthig; die bleiben meist den Abgeordneten (nomen atque omen) reservirt. Auch die ausländische Presse ist manchem Einfluß offen; und den Herren, die draußen deutsche Zeitungen vertreten, ist beizukommen, wenn sie im Haus des Botschafters oder Gesandten „Fühlung suchen". Kein Wunder also, daß der Kanzler auch an trüben Tagen fast nie hart getadelt, fast immer von Schuld und Fehl freigesprochen wird und daß in dem dicken Band, der die Loblieder der Presse aufbewahrt, kaum noch eine Seite unbeklebt ist. (Im Ernst: er sammelt die „guten Kritiken", die über seine Leistungen veröffentlicht werden; verkehrt mit den Männern der Presse ja auch wie einst der Gastspieler Friedrich Haase.)

Und warum dieser umständliche Betrieb, dieses Mühen, Alltagsschwätzern und Dutzendschreibern Komplimente zu drechseln? Weil der Kanzler seine Aufgabe völlig verkennt. Weil er seine wichtigste Pflicht erfüllt wähnt, wenn er eine wirksame Rede gehalten hat, die in den Zeitungen gelobt wird. Damit ist aber noch garnichts erreicht. Dem Direktor einer Aktiengesellschaft, der sich einbildete, die in der Generalversammlung zu haltende Rede sei nicht ein unvermeidliches Uebel, sondern ein wesentlicher Theil seiner Arbeitleistung.

würden Aufsichtrath und Kollegen heimleuchten. Er soll gute Geschäfte machen, schweigen, wenn er nicht zum Sprechen gezwungen ist, und die Journalisten laufen lassen. Wer seinen Kritikern den Hof macht, muß sich schwach fühlen und darf auf besondere Hochachtung nicht hoffen. Wer seine Sache versteht und das ihm anvertraute Geschäft vorwärts bringt, wird, früh oder spät, von den redlich Urtheilenden gelobt; und kanns abwarten. Kein nobler Künstler, Gelehrter, Kaufmann geht dem Rezensenten um den Bart. Keiner täuscht sich darüber, daß solche Manier ihm gerade die Besten entfremden würde. Ein Reichskanzler soll handeln, wie gewissenhaft erwogene Pflicht ihm befiehlt, nicht fragen, ob das Parterre klatscht oder zischt, und aus dem Amt scheiden, wenn er das Reichsguthaben nicht zu mehren vermag. Fürst Bülow glaubt, zu handeln, wenn er redet, und einen Sieg erfochten zu haben, wenn ihm applaudirt wird. Er kann ohne lautes Lob nicht leben (konnte es schon in Rom nicht) und verwechselt Applaus und Wirkung. Beifall kann Jeder erlangen, der Geld oder Gunst zu vergeben hat. Wirkung läßt sich nicht erkaufen. Ein Minister, der alle Thronenden, alle in der Heimath und in der Fremde Mächtigen mit süßer Speise bewirthet, ist höflichen Dankes sicher. Eines Tages aber findet er, wie der Polizeikommissar, von dem Tocqueville spricht, irgendwo eine Tafel mit der Inschrift: Notre gouvernement est comme une messe de morts; point de Gloria, point de Crédo, un long Offertoire et, à la fin, pas de Bénédicité. So weit ists nun beinahe schon. Zum ersten Mal hat den Verwöhnten gefährliche Feindschaft bedroht; zum ersten Mal gabs nur dünnen Applaus. Und der mit Lob Gehudelte kann den Stimmungwechsel nicht fassen.

Rhetren.

Die beiden Reden, die er am vierzehnten November gehalten hat, waren schlecht; fanden im Reichstag keinen starken Nachhall und wurden in der Presse nur von den Zuverlässigsten gelobt. Alles, was ich hier vorausgesagt hatte, steht darin; leider noch mehr. Schwache Anekdoten. Unnützliche Ermahnungen. Banalitäten. Unhaltbare Behauptungen obendrein. Sätze, die einen betrübenden Mangel an Taktgefühl zeigen. (Muß man wirklich erst daran erinnern, daß ein Minister im Parlament nicht fremde Herrscher zu censiren, dem König von Rumänien Tüchtigkeit, dem Kaiser von Oesterreich Pflichttreue und Gerechtigkeit zu bescheinigen hat?) Alles war auf den Applaus berechnet; auf den Applaus aus verschiedenen Gegenden. Und was man hörte, klang dünn.

„Wenn sich einmal die Archive unserer Zeit öffnen werden, wird die Behauptung, ich sei durch den Ausbruch des russisch-japanischen Krieges über-

rascht worden, bei den Historikern große Heiterkeit erwecken. Ich wußte ganz genau, wie die Dinge lagen. Das, was ich auf vertraulichstem Wege erfahren hatte, jedem Herrn von der Presse, jedem Herrn von der Börse aufzubinden: Das ging wirklich nicht". Der Reichskanzler und Ministerpräsident behauptet also, in den ersten Februartagen des Jahres 1904 „ganz genau" gewußt zu haben, daß der Krieg zwischen Rußland und Japan bevorstehe. Der Zar und seine Minister, der Statthalter im Fernen Osten und der Kommandant von Port Arthur wußten es nicht. Am zweiten Februar hat Nikolai Alexandrowitsch gesagt: „Der Friede ist gesichert". Das hat auch der Deutsche Kaiser bestätigt. Als aus London (wo Japans Absicht durch Proviant- und Kohlenkäufe bekannt geworden war) die Meldung kam, der nächste Tag könne, ein sehr naher müsse den Krieg bringen, wurde ihr im berliner Auswärtigen Amt nicht geglaubt. Am vierten Februar stand in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, die Kriegsgerüchte seien unbegründet. Am fünften Februar übernahm das Preußenkonsortium vom Finanzminister Konsols im Nominalbetrag von siebenzig Millionen Mark. Dann kam der Angriff auf die russische Flotte. Börsenpanik. In wenigen Tagen wurden in Deutschland ungeheure Summen verloren. Das Konsortium, das die übernommenen Konsols nun natürlich nicht loswerden konnte, fragte den Finanzminister, warum er ihm diesen Verlust nicht erspart habe; und bekam die Antwort: „Ich bitte, mir zu glauben, daß wir durch den Ausbruch des Krieges eben so überrascht worden sind wie Sie; wir waren fest überzeugt, daß dem Kaiser von Rußland die Erhaltung des Friedens gelingen werde". Wir? Der preußische Ministerpräsident behauptet jetzt, er sei nicht überrascht worden; habe ganz genau gewußt, wie die Dinge lagen. Wenns wahr wäre, hätte ein Kluger, nicht von Eitelkeit Geblendeter diese Wahrheit im Busen geborgen. Vielleicht hätte die Entdeckung die Historiker erheitert. Unser Gefühl ist anders. Wir würden das Verhalten eines Ministers, der, statt den Verkauf der Konsols aufzuschieben und zuverlässigen Bankiers einen Wink zu geben, das Volk durch eine offiziöse Trugnotiz getäuscht und um eine Milliarde gebracht hätte, skandalös nennen; wenn wir sehr höflich wären. Würden bedauern, daß man ihn mit seinen Millionen nicht regreßpflichtig machen, nicht vor den Strafrichter stellen kann. Dem Durchlauchtigen, der von Wirthschaft, von Recht und ihren Zusammenhängen wohl keine deutliche Vorstellung hat, scheint die Sache gerade gut genug für ein Witzchen. Doch er ist kein Bösewicht. Das Gedächtniß läßt ihn im Stich. Er hat, wie andere Sterbliche, zwischen der Hoffnung auf Frieden und der Furcht vor dem Kriege geschwankt und in den Tagen des Konsolverkaufes das Fürchten verlernt. Alvensleben, Wolff-

Metternich, Arco mußtens ja wissen. Seine Angabe ist gewiß eben so falsch wie die, er wisse erst seit dem dreizehnten Novembernachmittag, daß er am vierzehnten auf die Interpellation des Abgeordneten Bassermann antworten solle.

Nach dem Gedächtnißfehler der vollkommene Widerspruch. „Fürst Bismarck war ein unvergleichlicher Staatsmann, ein Titan; ich habe meine unbegrenzte Verehrung und Bewunderung für den großen Kanzler niemals und vor Niemandem verleugnet und ihm auch nach seinem Sturz die Treue bewahrt (im Herzensschrein vermuthlich); aber die Nachfolge eines großen Mannes besteht nicht in der sklavischen Nachahmung, sondern in der Fortbildung, selbst wenn sie hier und da zu einem Gegensatz führt." Erste Frage: Wer hat Bismarck sklavischer nachzuahmen versucht als Herr Bernhard, Graf Bernhard, Fürst Bernhard von Bülow? In der Rede, die den Unbequemen ins Mausoleum weist, citirt er ihn an neun Stellen; citirt mit seiner Prägung sogar die goethischen Worte von der Frucht, die über der Lampe nicht schneller reift, und von der Ziege, die alles in grüne Farbe Gekleidete frißt. Seine besten Reden waren verwässerter und verzückerter, verzierlichter und verschwächlichter Bismarck. Nur weil Der war, konnte er sein; und mahnt jetzt, nicht rückwärts zu schauen. Zweite Frage: War der Unvergleichliche, der Titan nicht ein armsäliger Schächer, wenn er heute schon, ein paar Jährchen nach seinem Tod, ins vieux jeu gehört und für den kommenden Tag nichts Brauchbares mehr von ihm zu lernen ist? Ein strammer Marxist, der von Bismarck nichts hören will, ist mir lieber als dieser heimlich Treue mit seiner unbegrenzten Verehrung; wäre auch dem Mann im Sachsenwald lieber gewesen. Einen Staatsmann, der sechzehn Jahre nach seiner Entamtung nur noch als Heldenmumie und Säulenheiliger zu verwenden ist, dürfte kein Aufrechter bewundern. Dritte Frage: Was hat Seine Durchlaucht denn „fortgebildet"? Was denn? Denkt er nicht mehr des Briefes, in dem die Frage stand: „Wo bleiben die Erfolge?" Bismärckische Politik treiben, heißt nicht: heute so handeln, wie, unter anderen Umständen, Bismarck einst handeln mußte; sondern: aus der Summe des Möglichen mit so sicherem Blick das Nothwendige herausfinden und so tapfer dann, ohne nach Beifall oder Ungunst zu fragen, mit so heiligem Heldenernst dafür eintreten, wie Bismarck that. Das ist hier hundertmal gesagt worden; Bismarck hats gelesen und gebilligt. Wenn der Kanzler nichts Anderes sagen wollte, hat er sich schlecht ausgedrückt. Wollte er aber nichts Anderes sagen? Daß Bismarcks Zeit um ist, klingt manchem Ohr gar so süß. Ist er tot, nur Wahrzeichen noch, Trost in Thränen und Redeornament, dann gönnt man ihm gern die unbegrenzte Verehrung. „Denn o: vergessen ist der Gockelhahn!" Auch

macht sichs gut: fritzische, dann bismärckische Politik. Jeder von Beiden „der erste Staatsmann seiner Zeit" (mit Unterschied hoffentlich; schon weil Fritz die Zunge nicht zügeln konnte und sich Feindschaft erspöttelte). Beide sind abgethan. Und was kommt nun? Pends-toi, Phili, tu n'as pas trouvé cela. In die Rede paßts. Sie mußte hübsch lang sein (denn man will sich doch ferngesund melden); hübsch heiter (denn Schwarzseher werden nicht geduldet); jedem Nachbar eine Zuckermandel bringen (denn man braucht gute Kritiken für den Sammelband); sollte am Hof, in der Stadt, auf dem Lande gefallen.

In Deutschland hausen noch Männer, denen Bismarck nicht ein toter Götze ist; denen er lebt, wie Luther, Goethe und Kleist, als das unsterbliche Kind einer bestimmten Stunde. Und die sich erinnern, daß ein feines Volk die Sprüche Lykurgs wie Orakelweisheit aufbewahrt und bewundert hat.

Diplomatie.

Seltsame Lehre. „Ich habe jungen Diplomaten gerathen, sie sollten sich den Alkibiades zum Vorbild nehmen, der bei den Athenern in Geist machte, mit den Spartanern Schwarze Suppe aß und bei den Persern lange Gewänder trug." (Giebts kein moderneres Vorbild? Vor meines Geistes Auge steht ein Diplomat, der bei Agrariern für den Schutz der Scholle erglüht, mit Liberalen für Bamberger schwärmt, mit Journalisten über Baudelaire plaudert; und auf Wunsch sogar fromm sein kann.) Als Dessertwitz mags gehen; als ernsthaft gemeinter Rath ists nicht diskutabel. „Wer sich grün macht, Den fressen die Ziegen". Eben wards citirt. Jede mündige Nation würde den Fremdling verachten, der sich, ihr zu gefallen, in das Kleid ihres Wesens mummt. Unsere Diplomatie ist schon jetzt nicht gerade der Stolz und die Wonne des Reiches; sie würde auf dem ganzen Erdball lächerlich, wenn sie sich in die mimicry bequemte, die ihr der Kanzler empfiehlt. Das englische Diplomatengeschäft bringt ansehnlichen Ertrag; keinem Briten aber ist je eingefallen, den Teutonen, Franzmann, Moskowiter, Hidalgo oder Chinesen zu mimen. Daß Fürst Bülow an seinem Personal Einiges auszusetzen findet, ist erfreulich. Vielleicht entschließt er sich bald zu einem Revirement, das die wiener, pariser, londoner Botschaft besser versorgt. Nützen wirds aber nur, wenn er erreichen kann, daß der Kaiser nicht mehr mit den in Berlin beglaubigten Diplomaten unter vier Augen die Geschäfte bespricht. Sonst könnte auch ein mit allem Komfort der Neuzeit ausgestatteter Bismarck uns als Botschafter nicht viel nützen. Denn auch er müßte von dem Minister, mit dem er verhandeln soll, oft hören: „Sehr schön, Excellenz; doch Ihr Kaiser hat dem Chef unserer Mission ganz Anderes gesagt und verheißen." Gegen den Träger der Kaiserkrone käme selbst

das Genie nicht auf. Der Kanzler weiß, wie oft diese Schwierigkeit das Vertrauen geschmälert und anderes Unheil gezeugt hat; und sollte nicht warten, bis ihm die lehrreichsten Beispiele öffentlich vorgeführt werden.

Sollte auch im Reichstag nicht allzu diplomatisch sein; nicht als „Proteus und Chamäleon" auftreten. (Wobei ich ergebenst bemerken möchte, daß die Zeit, wo ein Diplomat mit solchen Mitteln, Rezept Alkibiades oder Rezept Labruyère, wirken konnte, doch schon ein Bischen weiter hinter uns liegt als Bismarcks verschollene Tage.) Nach dem stenographirten Bericht hat er neulich gesagt: „Bei uns in Deutschland sind die Minister nicht Organe des Parlamentes und seiner Mehrheit, sondern sie sind die Vertrauensmänner der Krone; die Regirunganordnungen, die ergehen, sind nicht die Anordnungen eines thatsächlich von dem Monarchen unabhängigen und von der jeweiligen Mehrheit abhängigen Ministers, sondern es sind die Regirunganordnungen des Monarchen". Da er vom Reich und vom Kaiser sprach, ist drauf zu erwidern, daß der positive Theil dieses Satzes kein richtiges Wort enthält. Das Reich wird nicht von einem Monarchen regirt und hat nur einen Minister: den Kanzler, ohne dessen Zustimmung der Kaiser nichts anordnen kann. Das weiß der Kameralstudent im ersten Semester. Oder ist inzwischen etwa auch die Reichsverfassung „fortgebildet" worden? Davon müßten wir doch gehört haben. Nett, daß der Reichstag sich solche Geschichten erzählen läßt, ohne zu rufen: „Das sind ja Kinderstubenmärchen, lieber Herr Kanzler!"

Das erste Tagwerk.

Iudex ergo cum sedebit,
Quidquid latet adparebit,
Nil insultum remanebit.

So sollte es kommen. Kam aber anders. Der Reichstag war sanft. „Da giebts Gratulationen, werden Hände geschüttelt, weht Osterluft. Da sind der Kritik immerhin Grenzen gesetzt. Sehr schlau also, daß der Erstandene die Interpellation für den Tag der Wiederkunft erbat. Den Mann, der im April zusammenbrach, wird kein Höflicher im November mit der Keule bedrohen. Ein Genesender, der das auf dem Wunschzettel vornan Stehende mitbringt, braucht nicht um Haupt und Leben zu bangen." Brauchte nicht. Die Prophezeiung war diesmal nicht schwer. Der Kanzler kam in leidlicher Form aus dem ersten Treffen. Graf Limburg-Stirum: „Vor Allem möchte ich namens meiner politischen Freunde dem Herrn Reichskanzler die Freude und Anerkennung aussprechen, daß er, nachdem er in Folge von Ueberanstrengung in seinem Amt

erkrankt war, hier gleich die erste Gelegenheit ergriff, um Europa und Deutschland bedeutungvolle Ausführungen über die internationale Lage zu geben." (Auch ein Diplomat; einst der Alkibiades von Sachsen-Weimar.) Dann aber wirds schlimmer. „Die Situation halten meine politischen Freunde für keine befriedigende. Mit den auswärtigen Beziehungen ist es ungefähr wie mit einem Landgut. Ein hochkultivirtes, in gutem Stande befindliches Landgut kann man in Hurrastimmung in ein paar Jahren herunterwirthschaften: zehn und mehr Jahre gehören aber dazu, es wieder einigermaßen in die Höhe zu bringen. Wenn man mir den Vorwurf machen wollte, daß ich auch Schwarzseherei treibe, so kann ich Das nicht ändern". Herr Dr. Wiemer: „Die Isolirung Deutschlands kann nicht bestritten werden". Aber: „Der Reichskanzler hat in den meisten Fragen der auswärtigen Politik eine geschickte Hand gezeigt und ich theile mit meinen Freunden die Genugthuung darüber, ihn wieder auf seinem Platze zu sehen. Eine unstete Irrlichterpolitik führt in den Sumpf". Herr von Tiedemann: „Wir freuen uns, den Herrn Reichskanzler in alter Frische wieder in unserer Mitte zu sehen". Aber: „Wir sprechen die Erwartung aus, daß er die heute von ihm dargelegten Grundsätze einer stetigen, maßvollen und konsequenten Politik ohne Beeinflussung durch augenblickliche Stimmungen und Improvisationen, welcher Art sie auch seien, zur Durchführung bringen wird". Herr von Vollmar: „Eine Regirung, in der das persönliche Regiment, in der ein kaum verhüllter Absolutismus, in der außerkonstitutionelle Einflüsse aller Art einen großen Einfluß haben (so stehts wirklich im korrigirten Bericht), kann unmöglich Sicherheit bieten für die Zukunft, weil ganz unberechenbare Stimmungen vorhanden sind, die von Einzelnen oder von einem Einzigen schließlich abhängen". Auch hier kein böses Wort gegen den artigen Kanzler. Er ist glimpflich behandelt worden (aus vollem Herzen gelobt freilich nur noch von dem Centrumsredner, der auf den Bayernbänken keinen Beifall fand). Hat immer wieder gehört: Unsere Lage ist höchst unbehaglich; Du aber, Freund, bist nicht schuld daran. Wer, Hohes Haus, trägt denn nun die Schuld, wenn der allein Verantwortliche auf allen Seiten entlastet wird? Ist die Reichsverfassung am Ende doch nach stiller Uebereinkunft fortgebildet worden? Nein? Dann weiß ich kein schlimmeres Ende des Grolltages als eins, das den Kanzler unversehrt läßt und den Kaiser uns ohne Schild und Schirm in der Feuerlinie zeigt. Sehe ich keinen „Erfolg", der den Kanzler, den seinem Herrn in Liebe anhangenden Fürsten tiefer kränken müßte. Und kaum einen auch, der ihm im neuen Reich übler bekommen könnte.

Die Grenzen der Wissenschaft.

Die Allbeherrscherin Wissenschaft führt ein konstitutionelles, kein absolutistisches Regiment. Sie verfällt nicht in den Unfehlbarkeitsdünkel, wie er mittelalterlichen Staaten- und Kirchensystemen vielfach eigen war. Aus den Fehlern ihrer weltgeschichtlichen Rivalin Religion hat die Wissenschaft gelernt, daß das geschichtliche Leben es mit menschlichen Zwecken und Werthen zu thun hat, also das Reich des Relativen ist. Jeder Anspruch auf Ausschließlichkeit, Auserwähltheit, Einzigkeit und Unvergleichlichkeit, den Nationen oder Religionen einst erhoben haben, mußte angesichts der vergleichend-geschichtlichen Betrachtung entweder ganz fallen gelassen oder auf ein zum schwächlichen Symbol verdünntes Surrogat herabgemindert werden. Weltreiche, die für die Ewigkeit gehämmert schienen, gingen unter. Völker und Nationen, die einst der gesammten bekannten Welt ihren imperatorischen Machtwillen diktirten und den unterjochten Stämmen die eherne Faust auf den Nacken setzten, schwanden dahin. Weltsprachen, die einst die gebildeten Umwohner des gesammten Mittelmeerbeckens im Bann hielten, haben ihre lebendige Triebkraft eingebüßt und führen heute nur noch ein welkes, mumifizirtes Dasein in Grammatiken, Encyklopädien und Lexicis. Und vor dieser unübersehbaren Totenstadt untergegangener Sprachen und Sitten, Lehrmeinungen und Ueberzeugungen, Einrichtungen und Ueberlieferungen, vor diesen Trümmerfeldern von begrabenen Hoffnungen und zerschellten Illusionen sollte die Wissenschaft den Muth haben, in dogmenstarrer Selbstsicherheit den Menschen ein herrisch apodiktisches „So ist es" oder gar ein despotisch-kategorisches „Hoc volo, sic jubeo" entgegenzuschleudern?

Stolz und hochgemuth darf sich die Wissenschaft des bisher Errungenen ehrlich freuen. Sie hat die uns zugängliche Natur mitsammt dem Planetensystem gewissenhaft inventarisirt und katalogisirt; sie hat den Umkreis des Erfahrbaren mit unermüdlicher Forschergeduld von Tag zu Tage erweitert und bereichert; sie entlockt mit sinnreichen Apparaten, mit wunderbar vervollkommneten Instrumenten und Arbeitmethoden der Sphinx ein Geheimniß nach dem anderen. Das Unerkennbare, das nach Kant und Spencer hinter allen Offenbarungformen der unseren Sinnen zugänglichen Welt sich verbirgt, wird durch beharrliches Erforschen und Belauschen von unseren größten Denkern und Trachtern genöthigt, immer wieder neue Seiten seines Wesens, die unseren Vorfahren noch durch den Schleier der Maja verhüllt waren, zu offenbaren. Dem großen Weltgeheimniß wird in unablässigem Ringen ein Mysterium nach dem anderen abgetrotzt. Aus dem Halbdunkel von Ahnungen und Visionen, wie sie Auguren und Propheten erfüllten, wird das Mysterium in das helle

Tageslicht des Experimentes gerückt und an die Stelle von Weissagungen treten mathematische Formeln. Wie einst die Propheten den Willen des einig-einzigen Gottes kündeten, so weissagen uns heute die Priester der Wissenschaft, was in der Zukunft Schoß ruht. Sie künden uns auf Grund astrophysischer Berechnungen Sonnen- und Mondfinsternisse; sie formuliren uns Naturgesetze, die nach Ernst Mach nichts Anderes bedeuten als „Einschränkungen, die wir unter Leitung der Erfahrung unserer Erwartung vorschreiben.“ Wie Prophezeiungen in religiöser, so sind Naturgesetze in wissenschaftlicher Richtung immer nur der Ausdruck des der Zukunft harrenden Gefühles. Wer dem Prophetenwort glaubt, vertraut sich in seinen Erwartungen dieser Weissagung an; und wer dem Naturgesetz glaubt, ist überzeugt, durch dieses Gesetz habe Gott seinen ewigen Willen offenbart. Jede neue Einsicht in das wunderbare Getriebe und Gewebe der Natur, jeder neue Einblick in die streng gegliederte und kausal verkettete Entwickelungrichtung der Naturgeschehnisse und der Geschichtzusammenhänge bestärkt den Mann der Wissenschaft in der Ueberzeugung, daß das Universum kein blindes Willkürspiel von zufällig im Weltenraum umherwirbelnden Atomen oder Korpuskeln darstellt, daß vielmehr Plan und Sinn, Methode und System, Ordnung und Zusammenhang im Fugenbau dieser Weltmaschine, wie sie Newton nennt, oder dieses Weltorganismus, wie Schelling ihn begreift, obwalten müssen.

Mit dem berechtigten Stolz der Wissenschaft auf das schon Erreichte verbindet sich die bescheidentliche Demuth vor dem noch zu Erreichenden oder vielleicht niemals Erreichbaren. Den muthwilligen Traum des ungeschichtlich denkenden achtzehnten Jahrhunderts, das dem staaren Dogma der Kirche ein eben so starres rationalistisches Dogma der Vernunft trotzig entgegensetzte, mußt das geschichtlich orientirte neunzehnte Jahrhundert preisgeben. Was Encyklopädisten und Freidenker einst vermeint und mit übertäubender Stentorstimme marktschreierisch verkündet haben: ihnen sei endgiltig gelungen, das „System der Natur“ restlos zu enthüllen, alle Räthsel des Daseins in Mathematik, Physik und Chemie aufzulösen, alles Organische, Lebendige, ja, sogar das geschichtlich-gesellschaftliche Leben auf bloße Mechanik der Atome zu reduziren, kurz, all das materialistisch-naturalistische Schellengeklingel und phraseologische Kinderklappergeräusch hat sich angesichts der historischen und soziologischen Forschungen des neunzehnten Jahrhunderts als der phantastische „Traum eines Geistersehers“ entpuppt. Der Materialismus als Weltanschauung ist tot und begraben; und der verständnißinnige Nekrolog, den ihm Friedrich Albert Lange gewidmet hat, erzählt uns in flammenden Lettern die Geschichte seiner dialektischen Tragik. Im zwanzigsten Jahrhundert hat die Wissenschaft nicht mehr jenen kecken, siegesgewissen Wagemuth, jene naiv zupackende Tollkühnheit, wie sie das vorkantische, an den Geschichtproblemen mit verbundenen

Augen vorübergehende Aufklärerthum ausgezeichnet haben. Das neunzehnte Jahrhundert, das vor allen zwei Wissensgebiete in den Mittelpunkt menschlicher Forschung geschoben hat: die Geschichte für die Geisteswissenschaften und die Biologie für die Naturwissenschaften, hat die historisch und biologisch geschulte Menschheit Bescheidenheit gelehrt.

Wir sehen heute, nach hundert Jahren, ein, was unsere Großen, Kant und Fichte, Schelling und Hegel, vernehmlich genug gekündet haben: Die Wissenschaft ist nicht das letzte, sondern im günstigsten Fall nur das vorletzte Wort. Gegen unseren unstillbaren Wissensdurst schöpfen wir Meerwasser, dessen Salzgehalt den Durst nicht nur nicht löscht, sondern immer aufs Neue reizt. Der Wissenschaft schien gelingen zu sollen, das Unerforschliche zu erforschen, das Unergründliche zu ergründen, das Unerschöpfliche zu erschöpfen. Am Ende ists doch das alte Danaidenfaß. Au dessus de dieu, il y a le divin, ruft Ernest Renan. Das Exempel Welt geht nicht restlos auf in Physik und Chemie. Ein Residuum bleibt, ein Unableitbares, ein Unerklärbares, das die Romantiker in mystischem Gefühlsüberschwang durch intuitives Schauen greifbar zu fassen vermeinen. Wir lehnen dieses dialektische Saltomortale ab, obgleich wir für die psychologischen Beweggründe der Romantiker volles Verständniß haben, weil wir der Gefahr entrinnen möchten, auf dem Umweg weichseliger Gemüthsstimmungen Positionen zu verlieren oder geradezu preiszugeben, die sich der menschliche Verstand in seinem weltgeschichtlichen Ringen gegen die erdrückende Autorität der Kirche in Humanismus, Renaissance und Reformation mühsälig genug erobert hat. Von den Trophäen des Intellektes über das zu Boden geworfene mittelalterliche Weltbild möchten wir zu Gunsten romantischer Sentimentalität nicht eine preisgeben. Vor der nicht wegzuleugnenden Thatsache, daß die wissenschaftlichen Theorien und Systeme von Tag zu Tag wandeln, wechseln, einander ablösen und verdrängen, ergänzen und vervollkommnen, gebietet uns aber die Ehrlichkeit, den Gedanken einer allein seligmachenden Wissenschaft als intellektuelle Hybris eben so abzuweisen, wie die Wissenschaft selbst den Ansprüchen auf allein seligmachende Kirchen oder Nationalitäten unbarmherzig entgegengetreten ist. Jenseits der Welt der Thatsachen, die uns die Wissenschaft demonstrirt und deren Umkreis sich von Tag zu Tag erweitert, liegt das gewaltige Reich des Unbetretenen; hinter der wirklichen birgt sich die wahre Welt. Ich sage nicht mit Du Bois-Reymond: die Welt des Ignorabimus, sondern nur mit Virchow: das Gebiet des Ignoramus, daher auch nicht mit Spencer: das Unknowable. Wir fassen dieses unbeweisbare Gebiet des Uebersinnlichen nicht als Unerkennbares, sondern als Unerkanntes, mit unseren bisherigen Forschungmethoden Unerreichbares auf, wobei wir dem fortschreitenden Menschengeist das Zutrauen schenken, besonders seinem metaphysischen Bedürfniß die Fähigkeit zusprechen, den Zipfel des Un-

erkannten mit der Hilfe unserer Forschungmethoden immer mehr zu lüften. Von diesem Unerkannten selbst aber giebt es noch kein Wissen; nur einen Glauben an seine Existenz. Der Glaube an einen vernünftigen Weltengrund, von dem unsere eigene Menschenvernunft eine Ausstrahlung ist, heißt: Religion. Diese Religion wird in verschiedene Konfessionen getheilt, durch Symbole versinnbildlicht, durch Riten veranschaulicht. Konfessionen verhalten sich zur Religion in unserem Sinn wie die verschiedenen Sprachen zur Logik. Es giebt unzählige Sprachen, aber nur eine Logik für alle Menschen und Thiere (animalische Logik). Eben so giebt es viele Konfessionen, aber nur eine Religion. Und wie die Logik selbst auf zwei Grundsäulen ruht, dem Satz der Identität und dem Satz des Widerspruches, so spaltet sich die eine, allen denkenden Menschen gemeinsame Religion in die selbe Polarität, die allen Naturerscheinungen gemeinsam ist (Attraktion und Repulsion; ponderable Materie und unwägbarer Aether; positiver und negativer Pol u. s. w.), und zwar in religiösen Pessimismus und religiösen Optimismus. In ihrer reinsten Auszweigung, in Buddhismus und Parsismus, haben wir die zwei Grundtypen aller Religionen vor uns.

Das Reich des Wissens ist da zu Ende, wo wir aufhören, zu zählen, zu wägen und zu messen. Wissenschaft im strengen Sinn, lehren uns unsere größten Denker und Forscher, ist nur dort vorhanden, wo Mathematik anwendbar ist. Jenseits von der relativ engen Provinz der logisch-mathematischen Wahrheiten, den vérités éternelles im Sinn Leibnizens, liegt das Weltreich der reinen Erfahrungwissenschaften, der vérités de fait bei Leibniz, der Matters of fact bei Hume. Hier schon hat der Glaube einzusetzen. Während Kant die physikalisch-chemischen Gesetze noch in den Bereich des streng Wißbaren, also des Nothwendigen und allgemein Giltigen, hineinzog, lehnt der angebliche Skeptiker Hume für Physik und Chemie, die auf Erfahrung und auf das aus Erfahrung hervorgezogene Kausalgesetz aufgebaut sind, den strengen Gesetzescharakter ab. Hier spielt sich ein absonderliches Quiproquo ab: der kritische Zertrümmerer des Skeptizismus, Kant, hat die Grenzen des Wissens weiter und umfassender abgesteckt als sein erkenntnißtheoretischer Gegenfüßler Hume. Nach Hume beginnt das Reich des Glaubens (belief) gleich hinter der Mathematik, so daß Physik und Chemie, ja, die ganze Existenz der Außenwelt nicht mehr Sache des Wissens sind, wie die analytischen Lehrsätze der Mathematik, sondern nur noch Sache des auf Uebung und Gewohnheit gegründeten Glaubens. Physikalische Naturgesetze wären demnach, wie sie auch Mach heute faßt, nun wohlbegründete Erwartungsgefühle für die Zukunft. Unserem Meister Kant aber sind Naturgesetze als apriorische Denkgesetze (Kategorien) genau eben so wißbar wie mathematisch-logische Lehrsätze. Physik und Chemie sind eben so strenge Wissenschaften von unverbrüchlichem Gesetzescharakter wie die Mathematik. Die seiende Welt, die Natur,

ist eingeschlossen in die Anschauungform von Raum, Zeit (und Zahl) und in die Denkformen (Kategorien), insbesondere in die der Kausalität; und weil in der seienden Welt Alles kausal verkettet und verknotet ist, vermögen wir mit Hilfe unserer Denkform der Kausalität den ganzen Naturprozeß mechanisch-kausal abzuleiten und restlos begreiflich zu machen. Das Dasein einer Außenwelt, die Realität des Dinges an sich ist also nicht Sache eines bloßen Glaubens (belief), wie bei Hume, sondern Sache des Wissens. Denn Substanzialität ist für Kant genau solche Denkform a priori wie Kausalität. Mit der selben logischen (gedanklichen) Nothwendigkeit und Allgemeingiltigkeit also, die den Naturforscher, nach dem Axiom: Causa aequat effectum, nöthigt, die Zusammenhänge in den Naturerscheinungen kausaliter abzuleiten, müssen sie auch das Dasein (Realität, Existenzialität, Substanzialität) der Dinge an sich erkennen, und zwar als strengen Wissensinhalt und nicht als bloßes Postulat des Glaubens. Der Glaube beginnt bei Kant vielmehr erst da, wo das Wissen für ihn aufhört, nämlich in der Praktischen Vernunft, der Welt des Sollens, der Handlungen. Die Welt des Seins und Geschehens, die dem Satz des Grundes unterworfen ist, erkennen wir als die Provinz des Wissens, deren Grenzen in der Kritik der Reinen Vernunft abgesteckt werden. Die Welt des Handelns und Sollens aber, deren Aufgaben die Kritik der Praktischen Vernunft abgrenzt, ist das Weltreich des Glaubens. Und Kant hatte das volle Bewußtsein von dem Primat der Praktischen über die Theoretische Vernunft, da er, nach eigener Aussage, dem Wissen nur Grenzen zog, um dem Glauben Platz zu machen.

In meiner Schrift „Anfänge der menschlichen Kultur" (Leipzig, Teubner, 1906) bin ich dem Ursprung und der völkererziehenden Thätigkeit der Religionen prüfend nachgegangen. Dort zeigte ich im Schamanenthum den Uebergang von der sichtbaren Welt der Sinne zu den unsichtbaren Mächten, wie sie uns die Religionen lehren. Mit der Annahme einer unsichtbaren Welt betritt der Mensch das Gebiet der höchsten Abstraktion. Unsichtbar sind die Zahlenverhältnisse und Raumproportionen, in denen sich die höchste Form wissenschaftlicher Exaktheit und Zuverlässigkeit ausdrückt, genau so wie die unsichtbaren Götter oder das hinzugedachte übersinnliche Jenseits. Aber der Glaube an die unsichtbaren Mächte, die uns Vates, Auguren und Priester vermitteln, weckten und schärften in uns den Glauben an jene unsichtbare und trotzdem unbezweifelbare Gesetzmäßigkeit von Maß und Zahl, die Geometer und Astronomen, Physiker und Chemiker uns beizubringen suchen. Der Glaube an die religiöse Transszendenz war das Modell, vor dem der Glaube an die wissenschaftliche Transszendenz, an mathematische Funktionen und astrophysische Formeln erwacht und erstarkt ist. Das religiöse Kredo war von je her und ist bis auf den heutigen Tag der Vorbote des wissenschaftlichen. Daß wir an den Krück-

stöcken religiöser Mythenbildung intellektuell und moralisch gehen gelernt haben, darf auch Der niemals übersehen, der sich ihrer nicht mehr zu bedienen braucht.

Glaube und Wissen sind Erzfeinde nur in ihren Karikaturen. Ihre Fehde erinnert, wie Spencer einmal sagt, an die beiden Ritter, die sich um die Farbe des Schildes entzweien, ohne zu merken, daß jeder eine andere Seite des Schildes sieht. Die Karikatur des Glaubens heißt: Fanatismus, die des Unglaubens: Atheismus. Peccatur intra muros et extra. Apostel des Unglaubens sind nicht weniger widerlich als Apostel des Scheiterhaufens und des Ketzergerichtes. Wer dem soziologischen Verhältniß von Glauben und Wissen auf den Grund sieht, merkt bald, daß der Glaube Schrittmacher des Wissens war. Religiöse Konzeptionen der Weltauffassung gehen überall den wissenschaftlichen und philosophischen zeitlich voran. Und selbst auf den Höhepunkten des Denkens, bei Hume und Kant, bei Fichte, Schelling und Hegel, sind Glaube und Wissen einander ergänzende Hälften. Ihr Zwist ist Bruderzwist. Anfangs ebnete der Glaube dem Wissen die Wege. Das Wissen wurde, dank der Vorarbeit des Glaubens, stark und immer stärker, zumal es sich eine Provinz des Erkennens nach der anderen eroberte und dienstbar machte. Dadurch wurde das Land des Glaubens schmäler; doch an der Peripherie des Wissens bleiben die Grenzpfähle des Glaubens stehen. Dehnen wir getrost das Reich des Wissens so weit aus, wie es irgend angeht. Suchen wir das Festland der beweisbaren Thatsachenwelt hinauszurücken bis an die denkbar äußersten Enden des Erfahrbaren. Am Dünenrand des Wißbaren wird stets die Woge des Glaubens uns umbranden. Das Wissen ist unser Festland, der Glaube das diesen intellektuellen Kontinent umspülende Weltmeer. Schlamm und Seetang des Aberglaubens haben sich, ähnlich den Kreideschichten der Geologen, an den Gestaden des Wissens abgelagert und den Umkreis des Festlandes täglich erweitert. Aber je größer das Territorium des Wissens wird, desto klarer empfinden wir, wie winzig das Reich des Wißbaren und wie endlos, wie unübersehbar das Weltmeer des Glaubens ist und immer bleiben wird. Je mehr wir wissen, desto bescheidener müssen wir werden, zumal ein gelöstes Räthsel uns tausend neue, ungelöste, die wir früher nicht einmal ahnten, zu hinterlassen scheint. So haben die jüngsten physikalischen Entdeckungen, die Röntgen- und Becquerel-Strahlen, Helium und Radium, die Theorie der Jonen und Elektronen neue Geheimnisse dem erstaunten Blick enthüllt, aber dafür alte Theorien, die für die Ewigkeit wie Granitsäulen festzustehen schienen, bedenklich ins Wanken gebracht.

Hume behält, im Angesicht der gewaltigen Krisis, die unsere Physik heute noch zu überdauern hat, Kant gegenüber Recht. Auch physikalische Gesetze sind nur Erwartungsgefühle für die Zukunft; sie gelten provisorisch und auf Widerruf. So lange die Erfahrungen sich in die aufgestellten Gesetze, die deren

Generalisation darstellen, ungezwungen und restlos einfügen lassen, ist die Generalisation logisch berechtigt und die daran geknüpfte Erwartung, daß der künftige Prozeß dem vorangegangenen gleichen werde, begründet. Taucht aber eine einzige Erfahrung auf, die, wie die Entdeckung des Radiums, sich in die geltenden Theorien oder Naturgesetze durchaus nicht einordnen läßt, so bleibt die Thatsache unangetastet bestehen; und das Gesetz oder die Theorie muß fallen. Nur für mathematische Wahrheiten, die analytischer Natur sind, so daß der Verstand immer in seiner eigenen Domäne bleibt, sind neue Erfahrungen belanglos. Keine Erfahrung ist denkbar, die ein euklidisches Axiom oder die Richtigkeit der Gleichung $2 \times 2 = 4$ aufheben könnte. Von jeder Erfahrungthatsache aber ist das Gegentheil prinzipiell möglich, zumal es keinen logischen Widerspruch in sich birgt. Deshalb begrenzt für Hume die Mathematik mit ihrer festen Linie das Wissen, während nach Kant die gesammte Naturwissenschaft noch im Bereich des exakt Wißbaren eingeschlossen bleibt und das Gebiet des Glaubens erst betreten wird, sobald man in Folge der inneren Widersprüche des Denkens (Antinomien) zu den letzten Prinzipien gelangt.

Doch stimmen die beiden Gegenfüßler der Erkenntnißkritik, Kant und Hume, darin überein, daß all unser Wissen eingeschränkt bleibt auf die seiende Welt, auf die in Raum, Zeit und Zahl sich offenbarende Natur. Neben diesem Sein der Dinge giebt es für uns Menschen aber noch eine zweite, eine höhere, eine ungleich wichtigere Welt: die des Thuns oder Handelns. Ob die letzten Bestandtheile des Universums Atome, Korpuskeln oder Energien heißen, kann uns zur Noth kalt lassen, da unser persönliches Wohl und Weh von der definitiven Beantwortung dieser Frage gar nicht betroffen wird. Wohl aber sind wir mit unserem letzten Lebensnerv an der Frage interessirt: Wie sollen wir handeln? Was sollen wir thun? Was ist der Sinn der Welt? Und wie können wir unsere Handlungen diesem Sinn der Welt anpassen? Hier heißt es für Jeden: Tua res agitur. Giebt es nun ein eben so strenges, mathematisch-exaktes Wissen von den menschlichen Handlungen wie vom natürlichen Geschehen? Gilt Comtes Formel: Voir pour prévoir vom Thun des Menschen so wie vom Sein der Natur? Lassen sich Menschengeschicke oder gar Völkerschicksale mit eben solcher astronomischen Sicherheit voraussagen wie Sonnen- und Mondfinsternisse?

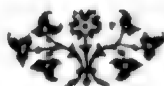
Die Naturalisten der Moral antworten mit lautem Ja. Die Gesetze von Druck und Stoß, die mechanische Kausalität gelten vom Sein so gut wie vom Handeln. Denn Handeln ist nur eine Art, ein Moment des Seins (genau umgekehrt ists bei den Dynamikern, besonders bei Fichte). Die Mechanik der Atome konstituirt den Kosmos, die Mechanik der Vorstellungen regelt den inneren Kosmos, das menschliche Bewußtsein oder Erkenntnißvermögen; die Mechanik der Triebe oder Willenshandlungen endlich regulirt den sozialen

Kosmos, den Staat. Die Gesetze der Mechanik sind also zugleich psychologische und soziologische Gesetze. Druck und Stoß allein beherrschen die Welt, auch die geistige, auch die soziale. Das ist der ethische Standpunkt des Materialismus (Hobbes), des Naturalismus (Spinoza, Spencer), des Atheismus (Holbachs „Système de la nature“). Damit ist natürlich strenger Determinismus, ja, starrer Fatalismus gegeben, wie er sich kirchlich in der Lehre von der Prädestination, im Symbol vom Sündenfall, im römischen Fatum, im mohammedanischen Kismet, in der kalvinischen Leugnung aller menschlichen Freiheit ausspricht. Individuell gewendet erscheint dieser Fatalismus in Schopenhauers Lehre vom unveränderlichen intelligiblen Charakter, in seiner den Scholastikern entlehnten Formel von operari sequitur esse (das Thun folg aus dem Sein). Noch grasser ist diese naturalistische Formel bei Machiavelli, Buckle und Taine, den radikalen Vertretern der Theorie vom „Milieu“. Danach formen und kneten „Rasse“, „Umwelt“ und „faculté maîtresse“ den ganzen Menschen, ja, ganze Völker. Aus diesen drei Komponenten gehen die menschlichen Handlungen als Ausschnitte der Gesammtnatur mit unentrinnbarer Nothwendigkeit hervor, „wie Vitriol und Zucker den sie konstituirenden chemischen Gesetzen bedingunglos unterworfen bleiben.“

Hier aber sprechen die großen Denker aller Zeiten ein schroffes Nein. Die Handlungen der Menschen, sagen sie, sind mathematischer Behandlung oder Bearbeitung unzugänglich, also sind Mathematik und Mechanik auf die Ethik unanwendbar. Zählen, Messen und Wägen gelten nur vom Sein, nicht vom Thun, nur vom physikalisch-chemischen Geschehen, nicht vom moralischen Sollen. Die Wissenschaften erklären uns nur, was wir sind und was wir nach strengen Naturgesetzen verrichten müssen; sie klären uns auf über unseren Mechanismus, Chemismus, über unseren anatomisch-histologischen Bau und unsere biologischen Verrichtungen. Hier aber ist die Wissenschaft, die es nur mit Kausalerklärungen zu thun hat, mit ihrem Latein zu Ende. Wie wir unser Leben gestalten, welchen Sinn wir unserem Dasein unterlegen, welchem Lebenszweck wir entgegenstreben, welchem Ideal wir nachleben, welche Lebensaufgaben wir uns setzen sollen: in diesen wichtigsten und entscheidendsten Lebensfragen versagt die Wissenschaft völlig. Mag sie immerhin zureichend sein für eine Erklärung des Seins oder Geschehens, so erweist sie sich als ganz unzulänglich für die ungleich wesentlichere Deutung des Sinnes der Welt und des Zweckes der Persönlichkeit. Im menschlichen Bewußtsein liegen Imponderabilien, die aller mechanischen Kausalität spotten. Das Exempel „Ich“ geht nicht restlos auf in ein Bündel von Ganglien oder einen Komplex von Empfindungen. Es bleibt ein ungelöster oder vielleicht unlösbarer Rest in diesem Ich, in der geistigen Persönlichkeit zurück, die nicht passiv der Umwelt gegenübersteht wie die Platte Daguerres in der camera obscura. Das Ich ist spontan, ist schöpferisch, ist selbstgestaltend. Das Ich hat

eigene Kausalität; es eröffnet von sich aus ganze Ereignißreihen. Ein schöpferisches „Werde“ des Menschen, eine Kombination, ein Einfall, ein glücklich inspirirter Silberblick, eine Erfindung, eine Entdeckung, ein intuitives Erfassen oder Erschauen scheinbar verborgener Zusammenhänge verwandelt unter Umständen unsere ganze Umgebung. In solchen Momenten der Eingebung oder Intuition, wie sie die Dichter und Denker in ihren begnadeten Schöpferstunden haben, hören sie auf, passives Medium der Umwelt zu sein; sie erheben sich vielmehr zur causa sui, zu göttlicher Selbstthätigkeit, zu schöpferischer Aktivität, — kurz: zur Freiheit. Die Natur ist das Reich der Nothwendigkeit, in dem die mechanische Kausalität unumschränkt waltet; der menschliche Geist aber, wie er sich besonders im geschichtlichen Leben offenbart, gehört nicht der mechanischen Kausalität von Druck und Stoß, von Ursache und Wirkung, sondern der teleologischen Kausalität von Motiv und Handlung, von Zweck und Mittel an. In der Natur ist Alles unbedingt, in der Geschichte dagegen Alles nur bedingt nothwendig. Was unbedingt eintreten muß, brauche ich nicht zu glauben; ich werde es ja sehen. An eine Sonnenfinsterniß glaubt man nicht. Aber an das Schicksal, an die Bestimmung des einzelnen Menschen oder ganzer Völker kann man nur glauben. Unsere geschichtlichen Prophezeiungen haben im günstigsten Fall den Werth von Wahrscheinlichkeitrechnungen, von Wetterprognosen, die oft eintreffen, aber niemals den selben Sicherheitsgrad erreichen wie etwa Voraussagungen auf dem Gebiete der Astrophysik. Wo das Wissen versagt, tritt die Hypothese, zunächst die religiöse, in ihr Recht. Im geschichtlichen Leben also, in den Offenbarungformen des objektiven Geistes (Hegel), als da sind: Sitte und Recht, Sprache und Technik, Religion und Moral, Kunst und Wissenschaft, soziale Gliederung und staatliche Institutionen, gilt nicht die mechanische, sondern nur die teleologische Kausalität. Die Natur ist das Reich der Gesetze, die Geschichte das der Zwecke und Werthe. Da die Geschichte von Menschen gemacht wird, die Menschen aber geistiges Eigenleben, Bewußtsein, Freiheit aus eigener Kausalität (mit Kant zu sprechen: Autonomie) besitzen, so ist die Geschichte keine bloße Fortsetzung der Natur, wie Herder oder Spencer wollen, sondern eine Welt für sich, weil sie ganz anderen Ordnungsgesetzen, anderen Kausalreihen unterworfen ist als die Natur. Die Deutung der Geschichte ist Sache der religiösen Hypothese. Natur und Geschichte verhalten sich zu einander wie das Naturgesetz zum Zweckgesetz, wie die Endursachen zu den Endzwecken, wie die Kausalität zur Finalität, wie die Mechanik zur Teleologie. Die Macht der Natur ist Sache des Wissens, die Macht der Geschichte ist Sache des Glaubens.

Bern. Professor Dr. Ludwig Stein.



Die Ruhmeshalle.

Wir hatten eine Frühlingswanderung über die harzer Berge gemacht und waren abgestiegen bei dem Freund, der in dem alten Hause hinter dem prächtigen wernigeroder Rathhaus lebt und Jahr für Jahr zusieht, wie die Tannenzapfen ansetzen, und in Frieden die Welt hinter seinen sieben Bergen brausen hört. Ein frischer Trunk stand auf dem Tisch und die Abendsonne fiel auf die alten Bilder an der Wand. Da sagte Einer von uns: „Was hast Du denn da? Wer sind Die?" Er wies auf eine große Photographie in goldenem Rahmen, ähnlich den Bildern der Corps und Burschenschaften.

Der Freund hob die Achseln. Alte Bilder! Sie hingen da schon seit seiner Knabenzeit. Aber dann schob Einer den Tisch an die Wand und sprang herauf und griff zu. Eine Staubwolke ... Hurra! „Ruhmeshalle deutscher Literatur 1840 bis 1865. Friedrich Bruckmanns Verlag. W. Lindenschmidt fecit."

Sie war zu uns heruntergefallen, so vom hohen Olymp herab, und wir nahmen sie zuerst als ein Ganzes, füllten unsere Gläser und tranken ihr zu. Dann aber kam die Neugier nach näherer Bekanntschaft. Wer war da zu uns herabgestiegen? Würden wir die Herren noch kennen, würden wir vor ihnen stehen, Hut ab, die Augen begeistert emporgerichtet, oder würden wir ihnen schon das nächste Glas mit einem leisen Lächeln der Ueberhebung kredenzen? 1840 bis 1865! Fürwahr, die Träger einer Epigonenzeit! Auf marmornem Sockel, schon ihnen unerreichbar, thronte Goethe vor einem klassischen Säulengang links im Hintergrund, während die Dichter selbst, dreiundachtzig an der Zahl, aus mächtigem Buchengang rechts zur Wartburg hinzupilgern schienen; gleichsam ein Sinnbild der Strömung, der sie folgten: das „Junge Deutschland", das auch mit grauem Haar jung bleiben mußte.

Gutzkow macht gewissermaßen die Honneurs. Ein eleganter Weltmann im offenen Rock, den Cylinder in der Hand, die nackte Rechte gleich einem Hausherrn in freundlichem Willkomm den Gästen entgegenstreckend, während Freytag, in ein Plaid gehüllt — das Plaid und sein malerischer Faltenwurf spielt eine große Rolle auf dem Bild — neben ihm am Baum lehnt. Auerbach und Otto Ludwig, Bauernfeld und Brachvogel stehen daneben, Ludwig in feierlicher, Auerbach in recht behäbiger Stellung, während sich im Hintergrunde die Holtei und Mosen, Halm, Benedix und Puttlitz verlieren und der Kopf der Birch-Pfeiffer neben dem Mosenthals schon im Schatten der Bäume verschwimmt. Gutzkow mit seinem Stab in der Werthung des Jahres 1865!

Eine andere Gruppe sammelt sich um Alfred Meißner. Kopisch, Strachwitz und Reinick lauschen ihm, während Grün, Pichler und Zedlitz für sich stehen. Sehr belebt ist der Vordergrund. Da führt Träger den scheinbar widerstrebenden Gaudy zu Geibel und Lingg, während Schwab, trotz der sommerlichen Landschaft im Pelz, eine zuredende Handbewegung macht. Prüfend sieht Geibel von dem Manuskript, das er in der Hand hält, zu dem jungen Dichter auf, während Mörike und Fontane gelassen das Urtheil des Großen abwarten, Graf Schack und Bodenstedt es schon im Voraus eifrig besprechen.

Auf Gutzkows rechter Seite finden wir Laube. Er sitzt allein auf einer Bank unter einem Baum, äußerlich in sofort sichtbarem Gegensatz zu dem eleganten Verfasser der „Ritter vom Geist." Hinter ihm Alexis und Schücking, die Hahn-Hahn,

Fanny Lewald und Ottilie Wildermuth. Zum Ufer des Flusses steigen Hackländer und Gerstäcker, Grosse und Paul Heyse, Rodenberg. Denn dort, am Ufer, stößt Roquette, als Fährmann in Hemdsärmeln, einen Nachen ab. Weinlaub flattert um seine Fahne, Weinlaub trägt Simrock, der, Abschied nehmend, noch zwei Schwäne füttert, im Haar. Müller von Königswinter und Redwitz sitzen mit ihm im Boot und füllen die Gläser aus einer Bowle; der junge Scheffel steigt zu ihnen. Links verläßt Freiligrath, den Mantel umgeschlagen, rüstig ausschreitend, die Heimath. Herwegh und Kinkel folgen ihm. Dingelstedt steht etwas hinter ihnen.

Es hatte lange gedauert, ehe wir uns diese Gruppirung mit Hilfe der Zahlen und Fußnoten klar gemacht hatten. Nur nach Wenigen wiesen die eifrigen Finger im ersten Impuls. Da Geibel! Und Mörike! Freiligrath, Scheffel, Heyse! Ja, nur nach Wenigen! Da: Reuter; und nun erkannte man neben ihm auch Klaus Groth. Aber bei Kobell schwankte man schon. Der Dichter der oberbayerischen Mundart hat, gleich Reuter, die Mainlinie nie überschritten.

Und plötzlich sahen wir einander an. Ja, aber die Anderen! Dreiundachtzig Männer stehen hier in der Ruhmeshalle deutscher Nation. Wer sind die Anderen?

Und Einer von uns verlas die Namen. Da tönte es wieder und wieder: Unbekannt! Unbekannt! Ungeduldig, gereizt klang es. Wie war es möglich, daß wir von dreiundachtzig Männern, deutschen Dichtern, die 1865 in der Blüthe ihres Schaffens standen, zehn, zwölf Namen nicht kannten, wir, die wir doch unser Leben um die selbe Zeit begonnen hatten, in der dieses Bild entstanden war? Wenn wir noch gleichgiltig an ihnen vorbeigegangen wären! Aber wie hatten wir unser Glas erhoben, als Otto Ludwig genannt wurde, und wie war unser Lächeln still und tief geworden beim Anblick Mörikes! Wer aber waren die Anderen? Was hatten sie geschrieben, Marggraff und Daumer, Duller, Sternberg, Höfer, Steub, Meyr, Rank und noch Manche, denen man einen Platz in der Ruhmeshalle gegönnt hatte, unter den Auserwählten, und deren Namen wir so bald nun völlig vergessen hatten? Siebte die Zeit so grausam schnell?

Ein Lexikon wurde geholt. Jetzt waren wir Alle ganz Eifer. Wie zum Scherz waren sie aus ihrem Rahmen zu uns herabgetreten. Aber tiefer und tiefer hatten sie uns in den Streit der Meinungen gezogen, der ihre Tage ausgefüllt hatte. Denn siehe: fast Alle, deren Namen wir nicht gekannt und die wir nun suchten und fanden in dem Lexikon, fast Alle hatten mit dem Geist der Zwietracht gerungen, der damals durch deutsche Lande ging, waren von ihrer Hoffnung und ihrem Schmerz ins Reich des Journalismus geworfen, waren Zeitungleiter und Zeitungschreiber geworden und hatten geduldig oder ungeduldig einem deutschen Volk, das noch kein Recht hatte, sich so zu nennen, die Zukunft gepredigt. Ein Ahnen von der herben, entsagenden Größe jener Tage ging uns auf, als so Einer nach dem Anderen aus dem Dunkel der Vergangenheit wieder erstand und die schlichten Daten seines Lebens (gab sein Amt auf; wurde ins frankfurter Parlament gewählt; redigirte das und das Blatt) an unser Ohr klangen. Und Einen — Schanbein — fanden wir überhaupt nicht; auch nicht, als wir nach einem älteren Lexikon griffen: auch nicht in der Literaturgeschichte, die wir gerade zur Hand hatten. Er war vergessen. Dicht hinter Fontane steht er in der Ruhmeshalle deutscher Nation: nun suchten wir ihn vergeblich in dem gedruckten Niederschlag des letzten Jahrhunderts.

Ich glaube, wir haben ihm ein stilles Glas geweiht Denn wir waren recht

still geworden. Mit dem älteren Lexikon hatten wir Vergleiche angestellt und gemerkt, wie genau und unermüdlich das Sieb der Zeit arbeitet. 1875 füllten die Titel der Werke dieser Fruchtbaren noch eine halbe Spalte; 1895 begnügte man sich mit einigen Namen. Und wir mußten der klugen Sieberin Recht geben; kannten wir doch kaum die angeführten Namen. Von Auflage zu Auflage aber wurde das von Denen, die unser Auge mit freudigem Aufleuchten begrüßt hatte, Gesagte länger; als ob sie unter der Theilnahme der Menschheit gewachsen wären und nun Alles ringsum überragten. Das waren die Stillen im Lande, die ihren Glocken reinen Klang erhalten und nicht in der Zeit des Aufruhrs an den Strängen gezogen hatten.

Dichter und Journalisten! In der Ruhmeshalle der deutschen Nation aus dem Jahr 1865 haben die Journalisten die Mehrheit. Sie waren ihrer Zeit nothwendiger. Darum war die Zeit ihnen dankbarer als den Poeten. Für die Dichter gilt ja nur die Ewigkeit. Spiegelt die sich schon hier in ihren Herzen, so stellt sie sich doch wie eine trennende Mauer zwischen sie und das fluthende Meer, mit dessen Stürmen Jene täglich kämpfen. Die Stillen scheinen Egoisten; sie gehen in ihrem Garten umher und pflanzen Bäume, während die Anderen „die Kreuze aus der Erde reißen, um Schwerter daraus zu schmieden.“ Sind aber die Schwerter rostig und stumpf geworden: noch reifen die goldenen Aepfel; und das befreite, erhobene Volk greift nach ihnen wie nach dem höchsten Lohn. In einer neuen Auflage des Lexikons fehlt dann wieder einer von den Helden der Feder. Sein Name ließ den Blätterwald rauschen. Der Kranz des Tages gehörte ihm, gleich dem Mimen. Aber der Kranz der Zukunft? Der bleibt dem Dichter. Goethe fiel uns ein, auf den die Eroberung Weimars durch die Franzosen so wenig Eindruck machte; und rückwärts blickten wir bis zu Pythagoras: Störe mir meine Kreise nicht! Götterlieblinge Jene; und Diese? Nicht mehr als die Drachenzähne, die in Zeiten der Noth in die Erde gesät werden müssen. Die eisernen Männer wachsen aus ihnen hervor, die eiserne Zeiten brauchen. Das Zeitalter vor dem Ausbruch der deutschen Revolution war das Zeitalter der Journalisten.

Eifrig waren wir beschäftigt, Tagesruhm und Nachruhm, äußere Nothwendigkeit und inneres Ausleben in der großen Wage abzuwägen, deren Zünglein immer schwankt, — da rief Einer: „Hebbel finde ich nicht!“

Alle blickten auf das Bild. Hebbel wollten wir ohne Hilfe der Fußnoten finden; denn wir kennen die mächtige Stirn, unter der die Augen so tief liegen, den nach innen gekehrten Blick, das kurze Kinn, dessen Energie der Bart verdeckt. Wo war er?

Und Einer sagte: „Er ist nicht da. Sie haben ihn nicht in die Ruhmeshalle seiner Zeit aufgenommen.“ Und dieser Eine verlas noch einmal die dreiundachtzig Namen, die Namen der von Gutzkow Eingeladenen, in seinem Namen Versammelten; und Friedrich Hebbel, gestorben 1863, hatte keine Einladung erhalten! Schaudein, von dem Lexikon und Literaturgeschichte längst schon nichts mehr wußten, stand hinter Fontane, die Birch-Pfeiffer war da, — aber Hebbel fehlte.

Als wir das Bild wieder an seinen Nagel hängten, waren wir noch stiller geworden. Unser Wirth aber nahm aus seinem Bücherschrank die gesammelten Werke des Verschmähten, der ihm, dem Weltverächter, ein Freund war, stellte sie unter die verstaubte Ruhmeshalle und lächelte.

Agnes Harder.

Kant und Goethe.*)

Von zwei prinzipiellen Gesinnungen, die in sehr mannichfachen Ausgestaltungen die Kultur durchziehen, gehen die nächstliegenden Vereinheitlichungen des Weltbildes aus: von der materialistischen und der spiritualistischen; jene alles Geistige und Ideelle in seiner Sonderexistenz leugnend und die Körperwelt mit ihrem äußeren Mechanismus für das allein Seiende und Absolute erklärend, diese umgekehrt alles Aeußerlich-Anschauliche zu einem nichtigen Schein herabsetzend und in dem Geistigen mit seinen Werthen und Ordnungen die ausschließliche Substanz des Daseins erblickend.

Neben Beiden haben sich zwei Weltanschauungen gebildet, deren Einheitgedanke jenem Dualismus unparteiischer gerecht wird: die kantische und die goethische. Es ist die ungeheure That Kants, daß er den Subjektivismus der neueren Zeit, die Selbstherrlichkeit des Ich und seine Unzurückführbarkeit auf das Materielle zu ihrem Gipfel hob, ohne dabei die Festigkeit und Bedeutsamkeit der objektiven Welt im Geringsten preiszugeben. Er zeigte, daß zwar alle Gegenstände des Erkennens für uns in nichts Anderem bestehen können als in den erkennenden Vorstellungen selbst und daß alle Dinge für uns nur als Vereinigungen sinnlicher Eindrücke, also subjektiver, durch unsere Organe bestimmter Vorgänge existiren. Aber er zeigte zugleich, daß alle Zuverlässigkeit und Objektivität des Seins gerade erst durch diese Voraussetzung begreiflich würde. Denn nur, wenn die Dinge nichts sind als unsere Vorstellungen, kann unser Vorstellen, über das wir niemals hinauskönnen, uns ihrer sicher machen; nur so können wir unbedingt Nothwendiges von ihnen aussagen, nämlich die Bedingungen des Vorstellens selbst, die nun von ihnen, weil sie eben unsere Vorstellungen sind, unbedingt gelten müssen. Müßten wir darauf warten, daß die Dinge, uns wesensfremde Existenzen, in unseren Geist von außen hineingeschüttet würden wie in ein passiv aufnehmendes Gefäß, so könnte das Erkennen nie über den Einzelfall hinausgehen. Indem nun aber die vorstellende Thätigkeit des Ich die Welt bildet, sind die Gesetze unseres geistigen Thuns die Gesetze der Dinge selbst. Das Ich, die nicht weiter erklärliche Einheit des Bewußtseins, bindet die sinnlichen Eindrücke zu Gegenständen der Erfahrung zusammen, die unsere objektive Welt restlos ausmachen. Dahinter, jenseits von aller Möglichkeit des Erkennens, mögen wir uns die Dinge-an-sich denken, also die Dinge, die nicht mehr für uns da sind; und in ihnen mögen für unsere Phantasie alle Träume der Vernunft, des Gemüths, der Idealbildung verwirklicht sein, während sie in der Welt unserer Erfahrungen, die für uns allein Objekt sein kann, keine Stelle finden.

Genauer angesehen, ist die kantische Lösung des Hauptproblems, des Dualismus von Subjekt und Objekt, Geistigkeit und Körperlichkeit, die: daß diesem

---

*) So heißt ein kleines, fein geschriebenes Buch, das Professor Simmel (als elften Band der von Gurlitt herausgegebenen Sammlung „Die Kultur") gegen Ende dieses Monats bei Bard, Marquardt & Co. erscheinen läßt. Eine Ergänzung zu Simmels „Sechzehn Vorlesungen" über Kant; ein rascher und doch ruhiger Blick auf Goethes Weltbild. Die knappe Darstellung fügt die Ergebnisse des Betrachtens so fest in einander, daß es schwer war, ein Bruchstückchen davon zu lösen. Ich habe es dennoch versucht; und glaube, daß dieses Fragment Viele reizen wird, das Ganze kennen zu lernen.

Gegensatz die Thatsache des Bewußtseins und Erkennen überhaupt unterbaut wird; die Welt wird durch die Thatsache bestimmt, daß wir sie wissen. Denn die Bilder, in denen wir uns selbst erkennen und für uns selbst existiren, sind eben so wie die wirkliche Welt die Erscheinungen eines Etwas, das uns in seinem An-sich verborgen ist. Körper und Geist sind empirische Phänomene innerhalb eines allgemeinen Bewußtseinszusammenhanges, an einander gebunden durch das Faktum, daß sie Beide vorgestellt werden und den gleichen Bedingungen des Erkennens unterliegen. In der Erscheinungwelt selbst, innerhalb deren allein sie unsere Objekte sind, sind sie nicht auf einander zurückführbar; weder der Materialismus, der den Geist durch den Körper, noch der Spiritualismus, der den Körper durch den Geist erklären will, sind zulässig. Jeder muß vielmehr nach den ihm allein eigenen Gesetzen verstanden werden. Aber dennoch fallen sie nicht auseinander, sondern bilden eine Erfahrungwelt, weil sie von dem erkennenden Bewußtsein überhaupt, dem sie erscheinen, und seiner Einheit zusammengehalten werden und weil jenseits von Beiden die zwar nie erkennbaren, aber doch immerhin denkbaren Dinge-an-sich ruhen; und diese mögen (so können wir glauben) in ihrer Einheit den Grund jener Erscheinungen bewahren, die nun, von unseren Erkenntnißkräften gespiegelt und zerlegt, in die Zweiheit von Geist und Körper, von empirischem Subjekt und empirischem Objekt auseinandergehen. Während also die äußere Natur, als Objekt für uns, keine Spur von Geist enthalten darf, so daß die vollendete Wissenschaft von ihr nur Mechanik und Mathematik wäre, und während der Geist völlig anderen, immanenten Gesetzen folgt, binden die beiden Gedanken des übergreifenden, erkennenden Bewußtseins und des Dinges-an-sich, in dem ideale Ahnungen den gemeinsamen Grund aller Erscheinungen finden, Beide zu einer einheitlichen Weltanschauung zusammen. Damit ist die wissenschaftlich-intellektualistische Deutung des Weltbildes auf ihren Höhepunkt gekommen: nicht die Dinge, sondern das Wissen um die Dinge wird für Kant das Problem schlechthin. Die Vereinheitlichung der großen Zweiheiten: Natur und Geist, Körper und Seele gelingt ihm um den Preis, nur die wissenschaftlichen Erkenntnißbilder ihrer vereinen zu wollen; die wissenschaftliche Erfahrung mit der Allgleichheit ihrer Gesetze ist der Rahmen, der alle Inhalte des Daseins in eine Form: die der verstandesmäßigen Begreifbarkeit, zusammenfaßt.

Nach einer ganz anderen Norm mischt Goethe die Elemente, um aus ihnen eine gleich beruhigende Einheit zu gewinnen. Ueber Goethes Philosophie kann man nicht von der trivialen Formel aus sprechen, daß er zwar eine vollständige Philosophie besessen, diese aber nicht in systematisch-fachmäßiger Gestalt niedergelegt habe. Nicht nur das System und die Schultechnik fehlten ihm, sondern die ganze Absicht der Philosophie als Wissenschaft: unser Gefühl vom Werth und Zusammenhang des Weltganzen in die Sphäre abstrakter Begriffe zu erheben; unser unmittelbares Verhältniß zur Welt, das innere Anklingen und Mitfühlen ihrer Kräfte und ihres Sinnes spiegelt sich, wenn wir wissenschaftlich philosophiren, in dem ihm gleichsam gegenüberstehenden Denken; dieses drückt in der ihm eigenen Sprache jenen Sachverhalt aus, mit dem es direkt gar nicht verbunden ist. Wenn ich aber Goethe recht verstehe, handelt es sich bei ihm immer nur um eine unmittelbare Aeußerung seines Weltgefühles; er fängt es nicht erst in dem Medium des abstrakten Denkens auf, um es darin zu objektiviren und in eine ganz neue Existenzart zu formen, ondern sein unvergleichlich starkes Empfinden der Bedeutsamkeit des Daseins und

seines inneren Zusammenhanges nach Ideen treibt seine „philosophischen" Aeußerungen hervor wie die Wurzel die Blüthe. Mit einem ganz freien Gleichniß: Goethes Philosophie gleicht den Lauten, die die Lust- und Schmerzgefühle uns unmittelbar entlocken, während die wissenschaftliche Philosophie den Worten gleicht, mit denen man jene Gefühle sprachlich-begrifflich bezeichnet. Da er nun aber zuerst und zuletzt Künstler ist, so wird jenes natürliche Sich-Geben von selbst zu einem Kunstwerk. Er durfte „singen, wie der Vogel singt", ohne daß seine Aeußerung ein unförmig zudringlicher Naturalismus wurde, weil die Kunstform sie a priori gleich an ihrer Quelle gestaltete, gerade wie das wissenschaftliche Erkennen von vorn herein durch bestimmte Verstandeskategorien geformt wird, die in der sachlich vorliegenden Erkenntniß als deren Formen aufzeigbar sind. Es ist deshalb in Hinsicht auf die letzte und entscheidende Gesinnung vollkommen richtig, was, äußerlich genommen, ganz unbegreiflich scheint, wenn er sagt: „Von der Philosophie habe ich mich immer frei erhalten". Darum wird eine Darstellung der Philosophie Goethes bis zu einem gewissen Grade ganz unvermeidlich eine Philosophie über Goethe sein. Nicht um Systematisirung seines Denkens handelt es sich (Das wäre ihm gegenüber ein sehr minderwerthiger Unternehmen), sondern darum, die unmittelbare Fortsetzung und Aeußerung des Gefühls für Natur, Welt und Leben bei ihm in die mittelbare, abgespiegelte, einer ganz anderen Region und Dimension angehörige Form der abstrakten Begrifflichkeit überzuführen.

Der entscheidende und ihn von Kant absolut scheidende Grundzug seiner Weltanschauung ist der, daß er die Einheit des subjektiven und des objektiven Prinzips, der Natur und des Geistes innerhalb ihrer Erscheinung selbst sucht. Die Natur selbst, wie sie uns anschaulich vor Augen steht, ist ihm das unmittelbare Produkt und Zeugniß geistiger Mächte, formender Ideen. Sein ganzes inneres Verhältniß zur Welt ruht, theoretisch ausgedrückt, auf der Geistigkeit der Natur und der Natürlichkeit des Geistes. Der Künstler lebt in der Erscheinung der Dinge als in seinem Element; die Geistigkeit, das Mehr-als-Materie und -Mechanismus, das seinem Hinnehmen und Behandeln der Welt allerdings erst einen Sinn giebt, muß er in der greifbaren Wirklichkeit selbst suchen, wenn es für ihn überhaupt bestehen soll. Dies bestimmt seine besondere Bedeutung für die Kulturlage der Gegenwart. Die Reaktion auf den abstrakten Idealismus der Weltanschauung vom Beginn des neunzehnten Jahrhunderts war der Materialismus der fünfziger und sechziger Jahre. Das Verlangen nach einer Synthese, die Beide in ihrem Gegensatz überwand, rief in den siebenziger Jahren den Ruf: „Zurück zu Kant!" hervor. Aber die wissenschaftliche Lösung, die Dieser allein geben konnte, scheint nun als Ergänzung ihrer Einseitigkeit die ästhetische zu fordern; die so lebhaft wiedererwachten ästhetischen Interessen bieten eine besondere Form, den Geist wiederum in die Realität aufzunehmen, und verdichten sich deshalb in den Ruf „Zurück zu Goethe!" Für ihn sind die beiden Wege verschlossen, auf denen Kant jenen fundamentalen Dualismus überwindet: er steigt nicht unter die Erscheinungen hinab, um sie, als bloße Vorstellungen, durch das erkenntnißtheoretische Ich umschließen zu lassen, noch kann er sich, über sie hinweg, mit der Idee der Dinge an sich und ihrer unanschaulichen, absoluten Einheit begnügen. An dem Einen hindert ihn die Unmittelbarkeit seines geistigen Wesens, die ihn alles Theoretisiren über das Erkennen verachten läßt.

„Wie hast Dus denn so weit gebracht?
Sie sagen, Du habest es gut vollbracht."

„Mein Kind, ich habe es klug gemacht:
Ich habe nie über das Denken gedacht.“

Und:

„Ja, Das ist das rechte Gleis,
Daß man nicht weiß, was man denkt,
Wenn man denkt:
Alles ist als wie geschenkt.“

Seiner im höchsten Sinn praktischen Natur war die Beschäftigung mit den Vorbedingungen des Denkens widrig, weil diese das Denken selbst, seinen Inhalten und Resultaten nach, nicht förderten. „Das Schlimmste ist“, sagt er zu Eckermann, „daß alles Denken zum Denken nichts hilft; man muß von Natur richtig sein, so daß die guten Einfälle immer wie freie Kinder Gottes vor uns dastehen und uns zurufen: Da sind wir.“ Die Abneigung gegen Erkenntnißtheorie, die aus solchen Gründen der psychologischen Praxis hervorging, entfernte ihn völlig von dem kantischen Weg, in den Bedingungen des Erkennens, in dem Bewußtseinszusammenhang, der die empirische Welt trägt, die Versöhnung ihrer Diskrepanzen zu suchen. Das Absolute aber, in dem diese gefunden wird, aus der Erscheinung heraus in die Dinge-an-sich zu verlegen, würde für ihn die Welt sinnlos machen. „Vom Absoluten im theoretischen Sinn wag' ich nicht zu reden; behaupten aber darf ich: daß, wer es in der Erscheinung anerkannt und immer im Auge behalten hat, sehr großen Gewinn davon erfahren wird.“ Und ein anderes Mal: „Ich glaube einen Gott. Das ist ein schönes und löbliches Wort; aber Gott anerkennen, wie und wo er sich offenbare, Das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden.“ Nicht außerhalb der Erscheinungen, sondern in ihnen fallen Natur und Geist, das Lebensprinzip des Ich und das des Objekts zusammen. Dieser anschauende Glaube, ohne den es überhaupt kein Künstlerthum gäbe, hat in ihm sein äußerstes, das ganze Weltfühlen durchdringende Bewußtsein erlangt, da er, als die höchste Artistennatur, die wir kennen, gerade in eine Zeit traf, in der jener Gegensatz die maximale Spannung und damit das maximale Versöhnungbedürfniß erreicht hatte. Goethe, der „Augenmensch“, war seiner Natur nach zu sehr Realist, um die Wirklichkeit zu ertragen, wenn sie nicht in ihrer ganzen Erscheinung Darstellung der Idee wäre; Kant war zu sehr Idealist, um die Welt ertragen zu können, wenn die Idee (im weitesten, nicht in dem spezifischen Sinn der philosophischen Terminologie) nicht die Wirklichkeit ausgemacht hätte.

Der tiefe Gegensatz der beiden Weltanschauungen, die doch dem gleichen Problem gegenüberstehen, tritt in dem Verhältniß hervor, das sie Beide zu dem berühmten Satz Hallers haben, daß „kein erschaffener Geist ins Innere der Natur dringt.“ Beide bekämpfen ihn mit förmlicher Entrüstung, weil er jenen Abgrund zwischen Subjekt und Objekt verewigen möchte, den es gerade auszufüllen galt. Aber auf wie verschiedene Motive hin! Für Kant ist der ganze Ausspruch von vorn herein unsinnig, weil er die Unerkennbarkeit eines Objektes beklagt, das es gar nicht giebt. Denn da die Natur überhaupt nur Erscheinung, also Vorstellung in einem vorstellenden Subjekt ist, so hat sie überhaupt kein Inneres. Wenn man von einem Inneren ihrer Erscheinung sprechen wollte, so sei es Dasjenige, in das Beobachtung und Zergliederung der Erscheinungen wirklich dringen. Wenn die Klage sich aber auf Dasjenige bezieht, was hinter aller Natur liegt, also nicht

mehr Natur, weder ihr Aeußeres noch ihr Inneres ist, so ist sie nicht weniger thöricht, weil sie Etwas zu erkennen verlangt, das seinem Begriff nach sich den Bedingungen des Erkennens entzieht. Das Absolute hinter der Natur ist eine bloße Idee, die niemals angeschaut, also auch nicht erkannt werden kann. Goethe hingegen, solcher erkenntnißtheoretischen Ueberlegung ganz fern, verwirft jenen Spruch aus dem unmittelbaren Mitfühlen mit dem Wesen der Natur heraus:

Natur hat weder Kern
Noch Schale,
Alles ist sie mit einem Male.

Und:

Denn Das ist der Natur Gestalt,
Daß innen gilt, was außen galt.

Und:

Müsset im Naturbetrachten
Immer Eins wie Alles achten,
Nichts ist drinnen, nichts ist draußen,
Denn was innen, Das ist außen.

Daß das Tiefste, Innerste und Bedeutsamste, nach dem man sich sehnen kann, nicht auch in der Wirklichkeit ergreifbar sein sollte, ist ihm schlechthin unerträglich. Der ganze Sinn seiner künstlerischen Existenz wäre ihm dadurch erschüttert. Wenn er deshalb jenem Spruch entgegenhält: „Ist nicht der Kern der Natur Menschen im Herzen“, so ist Dies nur scheinbar der kantischen Ansicht gleich, die die Natur und ihre Gesetze in das menschliche Erkenntnißvermögen, als dessen Produkte, hineinverlegt. Denn Goethe will sagen: Das Lebensprinzip der Natur ist zugleich auch dasjenige der menschlichen Seele, Beide sind gleichberechtigte Thatsachen, aber hervorgehend aus der Einheit des Seins, die die Gleichheit des schöpferischen Prinzips in die Mannichfaltigkeit der Gestaltungen entwickelt; so daß der Mensch in seinem eigenen Herzen das ganze Geheimniß des Seins und vielleicht auch seine Lösung zu finden vermag. Der ganze künstlerische Rausch der Einheit von Innen und Außen, von Gott und Welt, bricht in ihm, aus ihm hervor. Solcher Behauptungen über die Dinge selbst enthält sich Kant. Er sagt nur Das über sie aus, was sich aus den Bedingungen ihres Vorgestelltwerdens ergibt. Nicht, weil Natur und Menschenseele ihrem Wesen, ihrer Substanz nach einheitlich sind, kann man das Eine aus dem Anderen ablesen, sondern, weil die Natur eine Vorstellung in der Menschenseele ist, so daß die Form und Bewegung dieser allerdings die allgemeinsten Gesetze jener bedeuten muß. Man kann den Gegensatz, um den es sich handelt, im Hinblick auf den Spruch Hallers zu einer kurzen Formel zuspitzen; fragt man nach dem eigenen Wesen der Natur, so antwortet Kant: Sie ist nur Aeußeres, da sie ausschließlich aus räumlich-mechanischen Beziehungen besteht; und Goethe: Sie ist nur Inneres, da die Idee, das geistige Schöpfungprinzip, auch ihr ganzes Leben ausmacht. Fragt man nach ihrem Verhältniß zum Menschengeist, so antwortet Kant: Sie ist nur Inneres, weil sie eine Vorstellung in uns ist; und Goethe: Sie ist nur Aeußeres, weil die Anschaulichkeit der Dinge, auf der alle Kunst beruht, eine unbedingte Realität haben muß.

Professor Dr. Georg Simmel.

Die frühen Kränze.*)

Oft bange ich, vom Thal der Heiterkeit
Biege mein Weg zu Stille schon und Schweigen,
Denn leiser wandelt meiner Stunden Reigen,
Wie Menschen gehn vor naher Müdigkeit.

So war, was ich, ein Kind, ein Träumer nahm,
Das Leben schon? Und waren die verfrühten
Geschicke, die ich griff, schon reife Blüthen,
Mit denen meine Jugend zu mir kam?

Doch Fragen sind Dies, die ich klaglos spreche,
Denn Keiner weiß es ganz, was er erlebt,
Da er noch Strom ist und geschnellte Schwinge,

Und erst wenn alle Unrast fern verbebt,
Malen sich bildhaft auf der stillen Fläche
Die späten Träume der erlebten Dinge.

Doch diesen Glanz verlangt es mich, zu halten,
Zu fassen Das, was kaum Erlebniß war,
Der Ferne Gruß, der Frauen mattes Haar,
Den lieben Schritt enteilender Gestalten

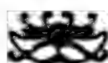
Und solche Bilder, ehe sie verschatten,
In heißen Worten formend zu erneuern,
Daß sie, geläutert von den späten Feuern,
Ein Glühen geben, das sie einst nicht hatten.

So wird, was schon verging, mir neu zu Eigen
Und reicher nun. Gefangen im Gedicht,
Runden die Stunden längst schon welker Lenze

Sich lächelnd wieder in den Lebensreigen
Und ein — fast träumendes — Besinnen flicht
Die bunten Farben in die frühen Kränze.

Wien. Stefan Zweig.

*) Unter diesem Titel veröffentlicht (im Inselverlag) der junge, soeben mit dem Bauernfeldpreis geehrte Dichter Stefan Zweig seine neuen Verse. Das Buch (dem vor acht Tagen das starke Gedicht „Der Verführer" entnommen wurde und aus dem ich heute noch zwei Sonette mittheilen will) wirbt nicht um Freundschaft und erwirbt sie dennoch; es ist reich an Tönen und Rhythmen, Gedanken und Bildern. Und der Poet, durch dessen Adern ein sapphisch feines Feuer rieselt, hat die Dinge, von denen seine Seele träumte, so lange angeschaut, bis er dem Empfinden den persönlichsten Ausdruck fand.



Selbstanzeigen.

Die gemeinnützige Forschung und der eigennützige Forscher. Antwort auf die von W. Fließ gegen Otto Weininger und mich erhobenen Beschuldigungen. Wien, Braumüller. 1906.

Kaum jemals ist eine Plagiatbeschuldigung so leichtfertig, zugleich aber mit einem solchen Aufwand haltloser Argumente erhoben worden. Weininger hat von mir gar nichts gehört als das Wort Bisexualität. Das hat bei ihm auslösend, zündend gewirkt. Aber es mußte natürlich etwas zum Zünden da gewesen sein. Wer hätte außer ihm auf dies einzige Wort hin „Geschlecht und Charakter" schreiben können? Das Wort Bisexualität hätte er übrigens früher oder später in der Literatur finden müssen. Das sieht endlich auch Fließ ein und darum reklamirt er für sich jetzt die Idee der Doppelgeschlechtigkeit, wonach jeder Mensch aus zweierlei Substanz, männlicher und weiblicher, zusammengesetzt ist. Von einer Entdeckung kann da nicht die Rede sein; es ist wirklich nur eine Idee, obendrein eine sehr nahliegende, auf die ein Geist wie Weininger wohl eben so leicht kommen konnte wie Fließ; aus der man übrigens gar nichts folgern, sondern mit der man höchstens Beobachtungen abschließen kann. Fließ stellt die Sache immer so dar, als müsse Einem der Gedanke der Bisexualität das Thor zu unermeßlichen Schätzen öffnen. Das Beobachten wird Einem dadurch aber durchaus nicht erspart. Und gerade die originellen Beobachtungen geben, nebst den genialen Spekulationen, Weiningers Buch den Werth. Von Alledem findet man aber bei Fließ keine Spur. Dessen Begabung liegt eben auf einem ganz anderen Gebiet. Wer Weiningers ungeheuren Ideenreichthum erkannt hat, wird erstaunt fragen, welchen Grund dieser Autor gehabt haben soll, bei Anderen Ideen zu holen. Solche Beschuldigung konnte nur in einer Zeit erhoben werden, wo Fürstinnen silberne Löffel stehlen. In mancher Beziehung ähnlich ist mein Fall. Ich hatte die Beobachtung gemacht, daß musikalische Erinnerungen in gewissen Intervallen frei steigen. Tausende machen täglich die Beobachtung, daß ihnen auf einmal eine Melodie durch den Kopf schießt. Was ist Wunderbares dabei, daß eines Tages ein Psychologe von Fach kommt und die Intervalle nachrechnet, in denen die Melodien frei steigen? Zumal die „freisteigenden Vorstellungen" seit etwa hundert Jahren schon ein vielumstrittenes Problem der Psychologie bilden! Als ich mit Fließens Forschungen bekannt wurde, habe ich dann die Periodizität zur Erklärung der von mir beobachteten Thatsachen herangezogen und Das in meinem Buch über die „Perioden des menschlichen Organismus" mit aller Offenheit gesagt. Warum denn nicht? Die Originalität meiner Beobachtungen erlitt ja dadurch nicht die geringste Einbuße. Von Alledem, was in meinem Buch steht, ist bei Fließ nicht das Geringste zu finden, außer der Zahl 23, auf die ich thatsächlich rechnend gekommen bin; gewiß ein interessantes Zusammentreffen, doch nicht so wunderbar, wenn man bedenkt, daß wir ja Alle der selben Wirklichkeit forschend gegenüberstehen. Fließ bestreitet die Möglichkeit der selbständigen Auffindung des erwähnten Intervalles und behauptet, ich habe meine Beobachtungen einfach erfunden. Als ob Beobachten nicht eben so leicht wäre! Ueber den Widersinn dieser Zumuthung läßt sich nicht reden. Fließens Haupttrumpf besteht aber darin: Die Stunde ist ein willkürliches Maß;

hätten wir eine andere Tageseintheilung, dann würde mein achtzehnstündiges Intervall länger oder kürzer werden und von einem Intervall muß man doch Konstanz verlangen. Nun frage ich: Wie kann ein beobachtetes achtzehnstündiges Intervall (etwa von acht Uhr abends bis zwei Uhr nachmittags) seine Dauer ändern? Aendern kann sich doch höchstens das Maß; also bei einem Zwanzigstundentag würde es fünfzehn Stunden betragen, sich eventuell durch einen Bruchtheil ausdrücken. Die psychische Periodizität, deren Auchentdeckung sich Fließ nach dem Erscheinen meines Briefes anmaßte, hat bei ihm eine ganz andere Bedeutung als bei mir. Fließ behauptet, es gebe besonders günstige Tage für die geistige Produktion (er weist Das an der Biographie Schuberts nach); ich behaupte, ein Lied, ein Gedicht, ein wissenschaftlicher Einfall komme in einem bestimmten Intervall nach dem gravitirenden Eindruck zu Stande. Fließ beruft sich bei seinen Beschuldidungen immer auf Briefe des Professors Freud. Wenn er wirklich, wie von ihm verkündet wird, der Psychologe wäre, „dem schwerlich irgend Jemand an Tiefe des Blickes nachsteht“, so müßte er erkennen, daß diese Briefe nur der Ausdruck einer ärgerlichen Verstimmung sind. Und dadurch, daß man derlei Stimmungurtheile drucken läßt, werden sie noch nicht zu einer Charakteristik für den Beurtheilten; am Allerwenigsten kann man sie wie eidliche Zeugenaussagen verwenden. Die Art, wie Fließ in der Angelegenheit vorgegangen ist, zeigt klar, daß er nicht die Wahrheit, sondern Schuldige finden wollte.

Wien. Dr. Hermann Swoboda.

Die hier angezeigte Schrift ist im Mai 1906 erschienen. Sie sollte die Antwort auf eine Brochure sein, die Herr Dr. Pfennig, unter dem Titel „Wilhelm Fließ und seine Nachentdecker Otto Weininger und Hermann Swoboda“, veröffentlicht hatte. Fließ selbst hat Herrn Dr. Swoboda dann in einer Schrift („In eigener Sache“) geantwortet, die er hier auch ausführlich angezeigt hat. Diese Chronologie ist wichtig, weil sie zeigt, daß Fließ als Letzter gesprochen hat und daß gegen seine Argumente bisher von dem Angegriffenen nichts vorgebracht worden ist als das in der heute gedruckten Anzeige Enthaltene.

Die Reichsfinanzreform von 1906. Ernst Heinrich Moritz, Stuttgart.

Man fühlt sich an den seligen Schloezer erinnert, der jede eine gewisse Grenze überschreitende Forderung an Steuern als „Banditenforderung“ des Staates bezeichnete, wenn man heute in den Zeitungen die Schmerzensschreie über die neuen Steuern liest. Das öffentliche Gewissen hat eben immer noch nicht den erforderlichen Grad von Empfindlichkeit für die Erwägung, daß die Kollektivbedürfnisse, die mit den Steuern befriedigt werden sollen, doch im letzten Grunde Bedürfnisse des Individuums sind. Mein Buch entstand aus einer gewissen Freude darüber, daß es in der vorigen Parlamentssession gelang, die Reichsschuldenmisere wenigstens einigermaßen einzudämmen. Wer für des Vaterlandes Größe Opfer zu bringen bereit ist, wird sich beim Lesen des Buches dieser Genugthuung anschließen. Dem, der die neuen Steuern verwünscht, zeigt es wenigstens, wie sie zu Stande gekommen sind.

Dr. Hugo Linschmann.

Politische Impressionen.

Ein volles Haus und ich bin noch nicht geschminkt, jammerte der Komiker; der Reichstag tritt zusammen und die Fleischnoth wird unerträglich, stöhnte Fürst Bülow.

— —

Er ist geblieben. Selbstverständlich. Denn wir leben in der Aera der Bluffs. In Oesterreich hieß es eine Weile, sobald eine Forderung populär war, von oben herab stets: „Justament nöt!“ Bei uns heißt es: „Etsch!“ Wer sich diese psychologische Erkenntniß angeeignet hat, kann mit Leichtigkeit Prophetenhonorare einheimsen.

— —

Um Bülow ist es jammerschade: als particulier de distinction, als Maecen, als Madame Geoffrin hätte er auf die Welt kommen müssen; er konnte uns einen Salon schenken.

— —

Der Lokalanzeiger ist an die Stelle des Reichsanzeigers getreten. Dieser Satz genügt zur Charakteristik der neuen Aera.

— —

In „Frau Jenny Treibel“ proklamirt der verrückte Lieutenant Vogelsang eine „Royaldemokratie mit einem einzigen, Alles überragenden Pic“. Das schien Fontane verrückt, aber jetzt bestätigt es die Zeit.

— —

Nicht nur die Sozialdemokraten, auch wir Staaterhaltenden haben ein Schweineglück. Statt eines Bebel, der über keine Vorbildung, sondern nur über eine Nachbildung verfügt, denke man sich an der Spitze der rothen Rotte einen Junker, einen Lassalle, gerüstet mit der ganzen Bildung des Jahrhunderts und auch anderen Parteien persönlich sympathisch. Wenn ein solcher Mann die organisirte Arbeiterschaft gegen die desorganisirten Regirungtruppen führte! Und wer bürgt dafür, daß diese Perspektive nicht zur Wahrheit werde? Genies erzeugen Bewegungen und Bewegungen Genies.

— —

Das Staatsministerium gleicht einer Kapelle, der der Dirigent fehlt. Herr von Zedlitz hat treffend im „Tag“ hervorgehoben, wie im Osten Unterrichtsministerium und Landwirthschaftministerium disharmonisch konzertiren. Einen Kapellmeister her!

— —

Wenn wir einen Feldzug gegen Frankreich oder Rußland hätten, so würden wir Armeen parallel nach der Grenze zu bewegen. Wir würden nicht die gesammte Heeresmacht vor eine Festung konzentriren. In der Politik (die doch auch eine Kriegführung ist) sind Parallelbewegungen, wie es scheint, nicht mehr möglich. Der „leitende Staatsmann“ beschäftigt sich mit einer Frage; inzwischen stockt alles Andere. Was wird aus unserem handelspolitischen Verhältniß zu Amerika? Milliarden stehen auf dem Spiel. Doch wollte jetzt ein Patriot dem Kanzler mit dieser Frage nahen, so würde er ungeduldig abwinken: „Sehen Sie denn nicht, daß ich mit der Fleischtheuerung und mit anderen Dingen zu thun habe?“

— —

Was „Enthüllungen" anbetrifft, so haben es die Engländer besser als wir, weil die Opposition die Akten kennt und jede regirende Partei weiß, daß ihr Stündlein schlagen wird.

— —

Der politische Kreis, den wir geistig beherrschen sollen, ist rapid ins Ungeheure gewachsen und das Durchschnittsgehirn hat diesem Wachsthum nicht folgen können. Diese einfache Ueberlegung fordert gebieterisch, daß der Auslesekreis für die Diplomatie erweitert werde. Dann wird die Chance günstiger, auf ein Ausnahmehirn zu treffen. Bleibt die Diplomatie Alleinbesitz einer trotz wundervollen Ausnahmen mumifizirten Kaste, so werden wir in der internationalen Konkurrenz sicher von den Staaten distanzirt werden, in denen das Vorurtheil die Auslese nicht verhindert.

— —

Wenn bei uns ein Ministerposten besetzt werden soll, ist guter Rath theuer. Tüchtige Leute werden an die Spitze eines Ressorts gestellt, dem sie gänzlich fremd sind. Warum denkt man nicht an Ministerzüchtung? Warum sagt der angeblich allgegenwärtige Herrscher nicht einem Mann seiner Wahl: „Ich beabsichtige, Sie in etwa zwei Jahren in diese oder jene Stellung zu berufen!" Friedrich Wilhelm IV. hatte einen richtigen Gedanken, wenn er von der „Ministererziehung" sprach; nur trieb ers in der Praxis freilich allzu wunderlich.

— —

Die Beamten sind wie die Juden. Will man Einem von ihnen an den Leib, so nehmen sie es Alle persönlich und schreien, wie Ajax schrie.

— —

Das Volk jubelt, die Intelligenz knirscht. Das wäre unmöglich, wenn wir eine einheitliche Volksbildung hätten. Ein großer Schulminister thut uns noth.

— —

Was beherrscht heute die Welt? Geld oder, wenn man Geld als Arbeitgallert ansehen will, Arbeit. Monarchen kennen den Geldwerth nicht. Sie kennen auch die erwerbende Arbeit nicht. Ich weiß nicht, wie Jemand regiren soll, dem diese beiden Begriffe leerer Schall sind.

— —

Zu den Schwarzsehern darf ich mich nicht rechnen; ich finde: wenn auch die regirenden Schichten sich dekomponiren, so ist doch schon eine neue Einheitbildung sichtbar. Männer aller Parteien fühlen sich durch einen gewissen Stimmungsgehalt, durch eine gemeinsame Kritik und eine gemeinsame Sehnsucht geeint. Eine Freimaurerei, die sich gewiß schon jetzt in äußerer Organisation verkörpern ließe.

Eduard Goldbeck.

Wenn man einige Monate die Zeitungen nicht gelesen hat und man liest sie alsdann zusammen, so zeigt sich erst, wie viel Zeit man mit diesen Papieren verdirbt. Die Welt war immer in Parteien getheilt, besonders ist sie es jetzt; und während jedes zweifelhaften Zustandes kirrt der Zeitungschreiber eine oder die andere Partei mehr oder weniger und nährt die innere Neigung und Abneigung von Tag zu Tag, bis zuletzt Entscheidung eintritt und das Geschehene wie eine Gottheit angestaunt wird. (Goethe.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Berlin, den 1. Dezember 1906.

Paralipomena.

Florian Alexander von Stablewski ist gestorben. Er hat länger als Graf Mieczislaw Halka von Ledochowski, länger als dessen Nachfolger Julius Dinder über das Erzbisthum Gnesen-Posen geherrscht; auf der posener Dominsel aber nicht mehr Freude erlebt als diese in der Wesensart völlig verschiedenen Männer. Noch weniger Freude vielleicht. Ledochowski erhielt schon in der Provinz Posen den Purpur des Kardinals und wurde von der hitzigen Liebe seiner Landsleute noch umjubelt, als er, am dritten Februar 1874, nach Ostrowo ins Gefängniß mußte; blieb als Gefangener, blieb in Rom bis ins Jahr 1886 seiner Slavengemeinde immer der verehrte Primas von Polen. Dinder, dessen fast lutherisch prunkloser Wandel der schaulustigen Menge mißfiel und der den adeligen und geistlichen Exponenten polnischer Hoffnungen stets der unzuverlässige Fremdling war, fand manchmal doch in Berlin Anerkennung; auch bei den Mächtigen des Vatikans meist das richtige Augenmaß für die Schwierigkeit seiner Stellung. Stablewski hats Keinem recht gemacht; unter den Deutschen heftige Feindschaft, unter den Polen nur laue Freunde gefunden; auch der kluge Leo war nicht immer mit ihm zufrieden. Und der Tag seiner Ernennung war auf den Rittergütern des Adels und in den Proletarierkasernen der Walischei 1891 doch wie ein nationales Fest gefeiert worden. Endlich gebot wieder ein Pole in dem Bereich, in dem Adalbert einst den Preußen das Christenthum gepredigt hatte. Stablewski selbst glaubte sich gesandt, der Dioikesis, der Provinz, dem ganzen unterm schwarzen Adler lebenden Polenvolk den Frieden zu bringen. Vor vierzehn Jahren habe ich einmal bei ihm gegessen und ihm nach Tisch dann lange zugehört. Er wohnte erst ein paar Monate im Erzbischöflichen Palast und glich, trotz dem rothen Kleide, dem Kreuz und dem

Ring, in jedem Wesenszug noch dem Abgeordneten für Schrimm-Schroda-Wreschen, der sich in berliner Kaffeehäusern und Weinstuben, ohne dem Glaubensbekenntniß seiner Begleiter nachzufragen, wie ein fröhliches Weltkind amusirt hatte. Er gab sich schlicht, sprach sachverständig über Weine und Schnäpschen und ließ, ohne Pose, merken, daß die ungenirteste Unterhaltung ihm die liebste sei. Gerieth nur in Hitze, wenn er über Bismarcks „Polenhaß" redete; und zweifelte gar nicht, daß seine Mission gelingen werde. „Nur Jahrzehnte verständiger Arbeit können hier freilich die Gegensätze mildern. Ich darf von mir sagen, daß ich tolerant bin. Ich verkehre viel mit Deutschen, habe unter ihnen gute Freunde, kaufe, wo es am Besten und am Billigsten ist, und halte jedes andere Prinzip für falsch. Was will Ihr Bismarck denn mit uns anfangen? Auch er könnte uns nicht auf Schubkarren über die Grenze schaffen; müßte sich also um einen modus vivendi bemühen. Die Elsässer durften, als sie an Frankreich gefallen waren, ihre deutsche Sprache und Sitte bewahren; deshalb liebten sie ihr neues Vaterland und deshalb ist die Wiedervereinigung mit der alten Heimath ihnen nicht leicht geworden. Macht mans hier anders, dann entsteht im Osten des Reiches ein deutsches Irland, das sich von der Weichsel eines Tages bis nach Oberschlesien ausdehnen wird. Ohne Ueberhebung kann ich sagen, daß ich, bei einigermaßen vernünftigem Entgegenkommen, mehr zu leisten vermag als mein Vorgänger, der, als Deutscher, ängstlich den Schein unfreundlicher Gesinnung gegen die Polen meiden mußte. Ich gebe mich weder mit ‚großpolnischen Tendenzen' noch mit ‚Hofpolitik' ab, sondern sage Allen, die auf mich hören: Deutsche und Polen sind hier auf einander angewiesen, müssen einträchtig mit einander auskommen. Daß wir Polen die Wahrung unserer religiösen und nationalen Rechte fordern, kann kein Unbefangener uns verdenken. Dem Deutschthum giebt ja schon der große Apparat der Verwaltung eine sichere Uebermacht. Die klugen Leute, die immer schreien, wir würden, wenn man uns den kleinen Finger reicht, die ganze Hand nehmen, sollten bedenken, daß wir einstweilen noch auf den kleinen Finger warten. In den unteren Schulklassen haben wir (Herr Dr. Bosse hat sich selbst davon überzeugt) einen Taubstummenunterricht; der Lehrer muß auf den Gegenstand deuten, dessen Namen er seinen Zöglingen einprägen will. Selbst die Lehren der Religion kann sich das polnische Kind nicht überall in der Muttersprache aneignen. Ists etwa zu viel verlangt, wenn wir in jeder Woche zwei Stunden für die polnische Sprache fordern? Die Schreier findens; sie sehen schon eine unserer ‚Unersättlichkeit' bewilligte Konzession darin, daß die polnischen Kinder privatim und auf Kosten ihrer Eltern die Muttersprache erlernen dürfen. Die Oeffentliche Meinung muß zu gesun-

der Vernunft zurückkehren. Wir wollen den Frieden und werden ihn erreichen, wenn die Regirung sich nicht einschüchtern läßt." Als Bismarck diese Sätze gehört hatte, sagte er, im September 1892: „Die Tonart kenne ich. Die ist nur für den Anfang; sie soll den Kaiser und die Regirung beschwichtigen. Ledochowski hat auch sehr geschickt angefangen; aber mein Nachfolger brauchte mich doch nicht gerade da zu kopiren, wo ich einen Fehler gemacht habe. Als ich mich in Rom nach Ledochowski erkundigt hatte, schrieb mir Pius der Neunte: ‚Ich biete Ihnen einen Edelstein und Sie schicken erst noch zum Juwelier, um ihn taxiren zu lassen!' Und nachher mußte ich den Edelstein fassen; er blieb der Selbe, der er in Bogota gewesen war, und wurde erst in Ostrowo etwas stiller. Persönlich habe ich gegen Stablewski nichts (obwohl er im Kulturkampf ja unter den Wildesten war); aber seine Ernennung ermuthigte die polnischen Wünsche: und solche Ermuthigung vertragen die gewaltthätigen Elemente unter den Polen nicht. Sie zeigen uns freundliche Gesichter, weil sie wünschen, daß wir Rußland schlagen und ihnen, den nicht mal acht Millionen Polen, die es giebt, das ganze Gebiet der Ruthenen und Weißrussen restituiren, so etwa Das, was sie im vierzehnten Jahrhundert bei der Theilung Rußlands in die Tasche gesteckt haben, bis über Kiew, Tschernigow und Smolensk hinaus. Wo man den Polen aber als Herrn kennen gelernt hat, ist man nach einer Erneuerung dieser Bekanntschaft nicht begierig. Der polnische Bauer, der sich auf unseren Schlachtfeldern tapfer bewährt hat, ist ganz zufrieden mit den Vortheilen der germanischen Kultur und dankt bestens für die Wiederkehr der Adelsherrschaft. Und wir, die, in unserer exponirten Stellung, uns den Luxus slavischer oder römischer Nebenregirungen nicht gestatten können, wir wollen am Ende doch nicht einen Krieg gegen Rußland führen, um die Republik Polen unseligen Andenkens wiederherzustellen. Darauf läuft die ganze Geschichte aber hinaus: die Polen betrachten Posen und Westpreußen nur als ein Uebungterrain, auf dem sie ihre nationalen Besonderheiten hübsch bewahren können, um sie dann, wenn wir, wie sie hoffen, Rußland geschlagen haben, in einem slavischen Staat mit antigermanischer und antiprotestantischer Spitze weiter zu pflegen."

Dem Ministerpräsidenten Fürsten Bismarck, der die Polenfraktion zu offenem Verzicht auf die Wiederherstellung des Jagellonenreiches aufforderte, hatte Stablewski im Landtag zugerufen: Deus mirabilis, fortuna variabilis! In den zwei Jahrzehnten, die er danach noch durchleben durfte, sah er manches Wunder und manche Wandlung. Als Ledochowski sich gegen das preußische Regiment bäumte, war der zweiunddreißigjährige Herr Florian, weil er sich geweigert hatte, polnischen Kindern die Lehren der Römerkirche in deut-

scher Sprache vorzutragen, aus dem Gymnasialdienst geschieden und in Wreschen Propst geworden: und ward nun ins rothe Gewand des Primas von Polen gekleidet. In Oesterreich wuchs die Macht des Polenklubs über alles Erwarten hinaus und ein Pole wurde Kalnokys Nachfolger. In Preußen kamen polnische Edelleute wieder in die Hofsonne; entstand eine polnische Bourgeoisie, die sich rasch bereichern konnte; wurden für die Industrie so viele Hände gebraucht, daß an der Wasserkante, an Elbe und Rhein bald polnische Dörfer, polnische Arbeiterkolonien zu finden waren. Die österreichische und die preußische Konkurrenz zwang schließlich auch Rußland zu einem sanfteren System; und der Versuch, für den Peter Schuwalow den letzten Kraftrest einsetzte, hatte so guten Erfolg, daß die Zeit der Putsche und Attentate keinen Polenaufstand brachte. Nur bei uns hat die Ruhe nicht lange gedauert. Heute sind wir ungefähr wieder so weit wie in den Tagen des Kulturkampfes. Könnte der „psychologische Mißgriff" einem klugen Minister wieder, wie dem ersten Kanzler vor zwanzig Jahren, „an dem Bild ehrlicher, aber ungeschickter preußischer Gendarmen klar werden, die mit Sporen und Schleppsäbel hinter gewandten und leichtfüßigen Priestern durch Hinterthüren und Schlafzimmer nachsetzten." Heute müssen die ehrlichen, aber ungeschickten Gendarmen schon in der Kinderstube die Staatshoheit wahren. Müssen; sonst höhnt der weiße den schwarzen Adler.

Stablewskis Schuld? Nicht in dem Umfang, wie man behauptet hat. Nach Allem, was ich von ihm und über ihn gehört habe, war er nicht der „fanatische Pole", der „Zelot" der Legende. Mehr Priester als Pole (auch als er 1900 für den bomster Kandidaten des Centrums und der Polenfraktion gegen den von den deutschen Katholiken aufgestellten Pfarrer Krzesinski auftrat). Ein Mann, der seine Ruhe liebte und gern mit den berliner Herren in Frieden gelebt hätte. Weder groß noch stark; und von geringerem Diplomatentalent als der Kollege Kopp. Seit Jahren so krank, daß er sich mit dem Schein der Herrschaft begnügen mußte. Wer weiß, ob auch nur die Berufung auf das Tridentinum, durch die Preußen auf die Stufe heidnischer Barbarenländer erniedert wurde, von ihm ausging, nicht aus Rom ihm diktirt war? Die Herren Wladimir Ledochowski und Xaver Wernz von der Gesellschaft Jesu sind gewiß um Rath gefragt worden; vielleicht hat auch die krakauer Eminenz Jan Knjaz di Koscielsko Puzyna mitgewirkt. Wenns nach Stablewskis Wunsch gegangen wäre, hätten wir in der Ostmark erträgliche Zustände. Doch selbst in gesunden Tagen war er nicht der Mann, sich dem nationalen Willen entgegenzustemmen. Von allen Seiten ward er bedrängt. Bist Du ein Pole, hieß es, und läßt Deine Volksgenossen mißhandeln? Dem Adel imponirte der prêtre parvenu nicht;

schien er, mit seinem Ruhebedürfniß, bald auch als Werkzeug nicht brauchbar. Die vordringende Demokratie fand ihn zu schlaff; warf ihm vor, er lavire allzu gern und scheue den Kerker von Ostrowo ängstlicher, als einem streitbaren Kirchenfürsten zieme. Von Zeit zu Zeit mußte er einen Satz sprechen oder schreiben, der unten der Menge gefiel; sonst wäre er unmöglich geworden. Er hats Keinem recht gemacht; und auf der Dominsel drei Lustren lang die Fehler der Berliner bestöhnt. Nicht ohne Grund. Heute wurden die Polen gestreichelt und, als Helfer bei Militär- und Marinevorlagen, mit Orden geschmückt, morgen „sarmatische Schweine" gescholten. Das verträgt kein Volk. Das deutsche Kolonialgebiet, das wichtigste, an der Warthe und an der Weichsel, ist eben so unverständig regirt worden wie das afrikanische; und die Folgen sind hier nun nicht minder fühlbar als dort. Zu viel Gerede; und die praktische Leistung zum Erbarmen gering. Die nationale Gefahr kann nur beseitigt werden, wenn die Deutschen der Ostmark die wirthschaftliche Uebermacht gewinnen. Dazu muß die Regirung ihnen den Weg bahnen. Alle anderen Maßregeln werden unwirksam bleiben; auch alle Chicanen. Schon weil die Polen sich auf den Fels Petri geflüchtet haben und das Centrum ihnen, um nicht ein Halbdutzend Mandate zu verlieren, beistehen muß. Daß dieser Fels nicht von Bütteln zu stürmen ist, hat selbst Bismarck erfahren. Als Stablewski vor seinem König stand, sprach er das stolze Wort: Stat crux, dum volvitur orbis!

Nun wird natürlich ein deutscher Priester Erzbischof von Gnesen und Posen. Leicht wird auch ers nicht haben; und wir werden das selbe Wuthgekreisch hören wie nach Dinders Wahl. Wars nöthig? Die Hoffnung, wieder einen Mann ihres Stammes auf Adalberts Stuhl zu sehen, hatten die preußischen Polen eingesargt. Anderthalb Jahre nach Bismarcks Entlassung hat sie die Linnen gesprängt. „Die unselige Zeit des Fürsten Bismarck ist zu Ende. Den Thron hat ein Monarch bestiegen, der auf der Höhe seiner Zeit und seiner Aufgabe steht. Das hochherzige Werk dieses Monarchen bedrohen von zwei Seiten Gefahren. Er soll das Christenthum, die gesellschaftliche Ordnung, das monarchische Prinzip schirmen; und die Welt des Ostens bedroht ihn und seine Ziele. Wo ist nun unser Platz? Das lehrt unsere Geschichte, unsere Erziehung, unsere Kultur. Wir Polen sind Söhne des Westens." So hatte, mit unzweideutiger Wendung gegen Rußland, der wreschener Propst auf dem Katholikentag gesprochen. Das genügte dem General von Caprivi, genügte dem König von Preußen. Ein Mann, der Bismarck haßt, Wilhelm bewundert, in dem Zaren den Erzfeind sieht: unser Mann. Herr von Stablewski, der Pole, der Sohn eines Offiziers, der unter Frankreichs Fahne gedient hatte, konnte Erz-

bischof von Gnesen und Posen werden. Das wurde im Advent 1891 beschlossen. Heute haben wir die Bescherung. Haben, weil nicht stetig und klug regirt worden ist, den Schulskandal (in dem jetzt das Ansehen des Staates auf dem Kinderspiel steht) und anderen Aerger; haben vor der Welt das Odium, daß Preußen seine Polen schlechter behandelt als Rußland. So herrlich weit haben wirs mit der von tausend Zungen gepriesenen „Politik der Versöhnung" gebracht.

*

Ist sie nun endgiltig aufgegeben? Nach den Reden, die wir am vierzehnten Novembertag aus dem Munde des Reichskanzlers gehört haben, kann die Antwort nur lauten: Nein. Auf diese Reden ist im Parlament nicht deutlich geantwortet worden; konnte so, wie wirs wünschen müßten, auch nicht geantwortet werden. Die Fraktionen sind an die Beschäftigung mit Auswärtiger Politik noch nicht gewöhnt. Im Nebenamt läßt solche Arbeit sich nicht leisten. Wer sie auf sich nimmt, muß von anderer Bürde frei bleiben. Ists denn nicht möglich, in jeder Fraktion zwei, drei Männer zu finden, die sich in diese Arbeit theilen? Der Eine mag sich um die Westmächte, der Andere um die Kaiserreiche des Ostens und um den Balkan, der Dritte um die überseeischen Länder kümmern. Jeder der Drei müßte alles der Beachtung irgendwie Werthe lesen, das über seine Interessensphäre gedruckt wird; müßte die Länder, die Menschen kennen lernen, über deren politisches Wollen er als Erwählter zu urtheilen hat. Herr Dr. Spahn hat gesagt, solches Urtheil sei nur möglich, wenn dem Reichstag mehr „diplomatisches Material" vorgelegt werde, als bisher bei uns üblich war. „Der Herr Reichskanzler sollte sich zur Pflicht machen und einführen, daß nach jeder Aktion in jedem Fall dem Reichstag Mittheilungen gemacht würden durch Publikation der Urkunden, die ohne Schädigung der Interessen des Reiches veröffentlicht werden können, damit der Reichstag in der Lage ist, selbst zu prüfen und Stellung zu nehmen in allen Fragen, die uns in der Auswärtigen Politik beschäftigen." Ich glaube nicht, daß die Erfüllung dieses Wunsches (der wohl nicht ohne Billigung des Kanzlers ausgesprochen wurde) uns ernsthaften Nutzen brächte. Welche Urkunden „ohne Schädigung der Interessen des Reiches" ans Licht gebracht werden können: Das haben die regirenden Herren zu entscheiden; und eine Bankeroterklärung, schon das Eingeständniß schwerer Fehler würde die Reichsinteressen schädigen. Mit den anodinen Urkunden, die veröffentlicht werden, wenn eine Staatsaktion ihr Ende erreicht hat, ist nichts Rechtes anzufangen. Die für die Diplomachie gewählte Taktik wird stets schwer erkennbar sein; und der Bericht eines Führers, der im Dickicht kommandirt hat, ist nicht werthvoller als die Aussage einer Prozeßpartei.

Just vor einem Jahr sagte ich hier: „Die Kritik der Auswärtigen Angelegenheiten ist schwerer als jede andere; man muß Etwas gelernt und ohne Pause ernsthaft gearbeitet haben, um mitreden zu können. Wer bequemt sich in solches Joch? Die Meisten sind schon froh, wenn sie die wichtigsten Vorlagen durchblättert haben. Da deutsche Abgeordnete noch immer nicht hoffen dürfen, eines Tages als gebietende Herren in die Häuser 76 und 77 der Wilhelmstraße einzuziehen, und da von internationaler Politik im Reichstag nur selten (und dann mit abergläubiger Scheu) geredet wird, fehlts an Spezialisten für dieses Fach. Jede Fraktion hat Sachverständige für Zölle, Steuern, Militär, Marine, Justiz, für Schul-, Kirchen-, Kolonial- und Sozialpolitik. Das Auswärtige besorgen die Führer im Nebenamt. Sachkenntniß, die Vorbedingung aller Kritik, fehlt also; und wenn Unwissenheit nicht wenigstens schüchtern ist, wird sie lächerlich. In so schwierigem Gelände ist die Opposition auch nicht ganz gefahrlos. Die Stimmen, die sie braucht, um ihr Leben zu fristen, findet die Regirung immer (Caprivi und Hohenlohe habens als Mehrer des Reiches den Zweiflern bewiesen): und sie hat Mittel genug, Hilfeleistung und Gegnerschaft zu vergelten. Manches Verlangen muß man ja ablehnen, manche oben unerwünschte Forderung durchzusetzen versuchen. Denn der Wähler wills. Internationale Fragen bekümmern ihn nicht und die Diplomatik hält er für eine Geheimwissenschaft, deren Mysterien mit seinen Schlüsseln und Schrauben nicht beizukommen ist. Auf diesem Gebiet kann der Erwählte sich also willfährig zeigen, ohne das Mandat zu gefährden." Klarer könnte ichs auch heute nicht ausdrücken. Wenn der Reichstag internationalen Fragen die Antwort finden will, muß er sich Spezialisten für Auswärtige Angelegenheiten schaffen. Müssen denn immer die selben Herren reden? „Alle Parteien sind heute arm an Intelligenzen". Sucht sie; und muthet uns nicht zu, Männer zu wählen, die im Parlament dann nur den Stuhl drücken und Claqueurdienst leisten.

Herr Bassermann, der die mit seinem Namen unterzeichnete Interpellation am vierzehnten November begründet hat, sprach gut und hatte sich mit dem spröden Stoff offenbar Mühe gegeben. War auch nicht furchtsam. „Durch unser Vaterland geht ein Gefühl starker Unzufriedenheit, reichlicher Verstimmung. In seltener Einmüthigkeit ertönen Klagen über die Leitung der Geschicke des Deutschen Reiches; die offizielle und die thatsächliche Leitung. Seit die Denkwürdigkeiten Hohenlohes einen Blick hinter die Coulissen ermöglicht haben, ist der Unmuth des Volkes noch gewachsen. Wie konnte Hohenlohe als verbrauchter Mann Kanzler werden? Welche Grundsätze waren für die Besetzung dieser Stelle maßgebend? Deutschlands Einfluß wird immer gerin-

ger. Uns droht die Gefahr antideutscher Koalitionen und der dadurch bedingten Isolirung. Der Ernst der Lage, die sich seit den Tagen von Algesiras noch verschlechtert hat, zwingt uns, zu reden. Seit Bismarcks Rücktritt haben wir eine Periode der Reisen, Reden, Telegramme, Liebenswürdigkeiten, dann wieder rauher, verstimmender Aeußerungen, eine Periode der Unstetigkeit, die nicht nur im Inland, sondern auch im Ausland unangenehm und bitter empfunden wird. Der Dreibund hat für Deutschland kaum noch praktischen Nutzen. Wenn Italien im Fall eines deutschen Krieges gegen Frankreich und England seine Bundespflicht nicht erfüllt, ist das deutsch-italienische Bündniß für uns werthlos. Frankreich hat sich mit England, Oesterreich sich mit Rußland verständigt; jetzt wird die entente zwischen England und Rußland vorbereitet. Diese Entwickelung läßt uns fürchten, daß mächtige Koalitionen gegen das Deutsche Reich entstehen und wir isolirt werden. Schwankende Stimmungen und plötzliche Impulse haben im Ausland ein Mißtrauen erzeugt, das weder durch Liebenswürdigkeit noch durch Statuen, Ehrensäbel und Aehnliches beseitigt werden kann. Die Furcht, der Respekt vor Deutschland ist verschwunden." So offen hat kaum je ein Vertreter bourgeoiser Parteien im Reichstag gesprochen. Herr Bassermann hat wieder, wie in der Zeit des Kampfes um den Zolltarif, den er aus der Fährniß rettete, Dank verdient. Was aber hat er erreicht? Er schloß mit dem Ruf: Keine Schönfärberei mehr; wir brauchen Wahrheit. Dann kam der Kanzler und bügelte Alles hübsch glatt. Nach ihm hielten noch ein paar Abgeordnete die Reden, auf die sie sich zu Haus vorbereitet hatten. Keiner versuchte, Seine Durchlaucht zu widerlegen. Und der große Tag war gewesen. Das ist das Schicksal solcher Interpellationen. Muß es sein? Ich weiß nicht, warum man die Interpellation nicht in kurzen Sätzen begründen und die Erörterung der Antwort vertagen kann, bis sie im offiziellen Bericht erschienen ist.

*

Daß Du nicht enden kannst, Das macht Dich groß,
Und daß Du nie beginnst: Das ist Dein Los.
Dein Lied ist drehend wie das Sterngewölbe,
Anfang und Ende immerfort das selbe,
Und was die Mitte bringt, ist offenbar
Das, was zu Ende bleibt und anfangs war.

Diese Verse aus dem West-Oestlichen Divan könnte man als Motto vor die Reden des Fürsten Bülow setzen. „Anfang und Ende immerfort das selbe". Das Ziel ist: der Beweis, daß die geehrten Herren sich grundlosen Befürchtungen hingaben. Das Mittel: Versöhnlichkeit; „die Urbanität, der ich

mich im persönlichen Verkehr gern befleißige." Gelingt der Beweis, dann sieht sicher auch das Ausland ein, daß in Deutschland die nettsten Leute regiren.

Zuerst bekam Frankreich sein Kompliment. Wußtet Ihr schon, daß die Franzosen sich durch Patriotismus und Nationalstolz auszeichnen? Heute sollt Ihrs erfahren. Gambetta wird als Zeuge citirt. Ueber seine Leistung als Diktator der guerre à outrance hat er in Paris zu dem jungen Botschaftsekretär Bernhard von Bülow gesagt: La France était tombée à genoux; je lui ai dit: Debout et marche! Dans ces moments, dans les grands moments on peut tout faire de la France. Und der junge Sekretär hat bei sich gedacht: „Möchte, wenn je ein gleiches Schicksal über das deutsche Volk käme wie damals über das Französische Kaiserreich, die Nation Männer finden, die mit gleichem unbeugsamen Patriotismus weiter fechten bis zum bittersten Ende!" (Applauspause. Das Haus bleibt stumm.) Diese Geschichte füllt im offiziellen Bericht fünfundzwanzig Druckzeilen. Ihr Zweck? Patriotismus und Nationalstolz fehlt ja wohl auch anderen Völkern nicht. Daß der Deutsche für sein Vaterland zu kämpfen weiß, hat er auf manchem Schlachtfeld gezeigt. Und Gambetta hat nicht „bis zum bittersten Ende gefochten", sondern ward von den Gemäßigten, die ihn als den fou furieux bespöttelten, in den ersten Februartagen zum Rücktritt gezwungen. Wozu citirt ihn der Kanzler? Er hat für die nächste Zeit mit Herrn Clemenceau zu rechnen, der Gambetta gestürzt hat. „Der Gedanke eines engeren Anschlusses oder auch eines Bündnisses mit Frankreich, wie er hier und da in der Presse auftaucht, ist, wie die Stimmung in Frankreich noch ist, nicht realisirbar". Darauf hat Herr Clemenceau (in einem Gespräch mit Herrn Theodor Wolff, dem neuen Leiter des Berliner Tageblattes) die Antwort gegeben: Les Allemands ont, permettez-moi de vous le dire, un défaut: ils nous traitent pendant quelque temps avec une amabilité exquise et un moment après avec une rudesse exagérée. Vielleicht wäre der engere Anschluß „realisirbar", wenn man nach 1890 die Franzosen nicht zu kühnen Hoffnungen ermuthigt, die große Gelegenheit des Burenkrieges nicht versäumt, den marokkanischen Hader subtiler behandelt hätte. Darüber ist Neues hier nicht mehr zu sagen. Nur zu wiederholen: Graf Bülow hat, weil er einen Prestigezuwachs wünschte, die Fanfare geblasen und Fürst Bülow hat die Chamade von Algesiras nicht gehindert. Jetzt möchte er „ruhige, normale und korrekte Beziehungen zu Frankreich; gemeinsame Arbeit auf dem weiten Gebiet industrieller und kommerzieller Unternehmungen; Verständigung über koloniale Fragen". Die Bündnisse und Konventionen machen ihm keine Sorge; weder eine entente cordiale noch ein agrément. Das

franko-russische Bündniß hat den Frieden nicht gefährdet, sondern „sich im Gegentheil als ein Gewicht bewährt, das auch zum regelmäßigen Gang der Weltuhr beitrug.“ (Ungefähr sagte Das Caprivi auch; nur mit ein Bischen andern Worten.) So wirds auch mit der franko-britischen entente cordiale werden. Freilich: „Eine Politik, die darauf ausginge, Deutschland einzukreisen, einen Kreis von Mächten um Deutschland zu bilden, um es zu isoliren und lahmzulegen, wäre eine für den europäischen Frieden bedenkliche Politik. Eine solche Ringbildung ist nicht möglich ohne Ausübung eines gewissen Druckes. Druck erzeugt Gegendruck und aus Druck und Gegendruck können schließlich Explosionen hervorgehen.“ (Fein!) Doch die Großmächte verständigen sich ja gewiß nicht zu so bösem Trachten; wollen gewiß nur die Weltuhr reguliren.

In diesem Stil gings weiter. „Zwischen Deutschland und England bestehen keine tieferen politischen Gegensätze.“ (Am sechsten Dezember 1905 hieß es: „Wir haben jetzt mit einer tiefgehenden Abneigung der Oeffentlichen Meinung Englands gegen uns zu rechnen.“) Eduards „staatsmännische Eigenschaften“ verdienen und finden ehrerbietige Anerkennung. „Die Begegnung von Kronberg hat die guten persönlichen Beziehungen zwischen beiden Monarchen bekräftigt. Wir erkennen auch ohne Hintergedanken die Stellung an, die sich England seit Langem und in weitem Umfang in der Welt gemacht hat.“ Die italienische Regirung hat in Algesiras korrekt gehandelt. Marquis Visconti-Venosta (dieser alte Freund der Familie Bülow-Minghetti muß ein Extralob bekommen) hat zwar „ein direktes Eingreifen in die Konferenzverhandlungen möglichst vermieden“, aber „außerhalb der Konferenzsitzungen“ (bei den Mahlzeiten und in der Garderobe) „im Sinne unseres Verlangens in der Bank- und Polizeifrage auf die Franzosen eingewirkt.“ (Zeuge: Herr von Radowitz. Warum wird er bei so wunderlichem Anlaß erwähnt? Weil ein interessantes Grüppchen ihn für die Nachfolge Bülows kandidirt? Um zu zeigen, daß auch dieser alte Herr überflüssige Depeschen schreibt? Um an die Thatsache zu erinnern, daß auch er auf der Konferenz nichts zu erreichen vermochte?) Die italienischen Politiker haben sich zwar mit England, Frankreich, Rußland verständigt, sind aber „zu einsichtig, zu patriotisch, als daß sie Lust haben sollten, das Staatsschiff aus dem ruhigen Hafen des Dreibundes mit seinem sicheren Ankergrund hinauszuführen in die stürmische See neuer Gruppirungen, zu abenteuerlicher und kompaßloser Fahrt.“ Oesterreich hat uns in Algesiras „die verläßlichste Unterstützung gewährt“ (nur leider zu keinem guten Bissen verholfen). Zwischen Deutschland und Rußland sind die Beziehungen „so normal, so ruhig und so korrekt“ wie selten in einer vergangenen Periode. „Bei den

Begegnungen der beiden Monarchen ist von inneren russischen Verhältnissen nicht die Rede gewesen". (Wörtlich: nicht die Rede gewesen.) England will sich mit Rußland über gewisse centralasiatische Gebiete verständigen. „Wir haben gar kein Interesse daran, diese Verhandlungen zu stören oder das muthmaßliche Ergebniß mit scheelen Augen anzusehen. Sollten im Lauf der Verhandlungen deutsche Rechte und wohlerworbene Interessen in Frage kommen so liegen von beiden Seiten loyale Erklärungen vor, daß man diese Rechte und diese Interessen achten wird". In Ostasien suchen wir keine Sondervortheile. Wir glauben an die ruhige Entwickelung des chinesischen Reiches und bewundern die Japaner (rufen die Völker Europas also nicht mehr auf, ihre heiligsten Güter gegen die gelbe Rasse zu schützen). Und wie gut wir mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika stehen, weiß jedes Kind. Wir sind nur „allzu nervös geworden". Unser Himmel ist wolkenlos. Und ringsum Freundschaft.

Früher, als noch „einer der größten Staatsmänner aller Zeiten unsere Politik lenkte", sah es viel trüber aus; war uns die Gefahr feindlicher Koalitionen, die Gefahr der Vereinsamung näher. Bismarcks Versuch, mit England intimer zu werden, ist 1880 mißlungen. Im Jahr 1887 drohte ein Zusammenstoß mit Frankreich. Der Dreibund hatte in Oesterreich-Ungarn und in Italien damals einflußreichere und klügere Gegner. Unser Verhältniß zu Rußland ist von 1878 bis 1889 immer schlechter geworden... Ich habe mir vorgenommen, die Argumente des Kanzlers in trockenstem Ton aufzuzählen und keine Satire zu schreiben. Hier ists nicht ganz leicht. Gab es in der Zeit von 1871 bis 1890 einen Bund der Westmächte, freundschaftliche Verständigungen zwischen Rußland und Frankreich, Rußland und Oesterreich-Ungarn, Rußland und Großbritanien? Waren wir allein out in the cold? Mußten wir uns auf dem Berliner Kongreß mit der Rolle begnügen, die uns in Algesiras zufiel? Daß nach den Kriegen von 64, 66 und 70 gegen das neue Reich, nach den ersten afrikanischen Erfolgen gegen die junge Kolonialmacht sich Mißtrauen regte, war am Ende begreiflich. Seitdem aber hat weder das deutsche Schwert noch die deutsche Staatskunst Nennenswerthes erobert: und von Jahr zu Jahr ist uns die Feindschaft gewachsen. Ist zur Klage wirklich kein Grund?

Grund genug; trotzdem der Kanzler den Himmel so heiter sieht wie das vossische Mädchen im Mai. Er spricht stets nur von Krieg und von Frieden und hält Jeden für ungefährlich, der nicht laut erklärt, er werde morgen oder spätestens übermorgen gegen das Deutsche Reich Krieg führen. Keiner erklärts; und Keiner wills. So lange es sich irgendwie vermeiden läßt, werden auch koalirte Großmächte ein Volk, das sich so tapfer wehrt und so rasch vermehrt

wie das deutsche, nicht zum Kampf herausfordern. Und vermeiden läßt sichs, so lange wir wunschlos bleiben. Fürst Bülow hat gewiß schon von Syndikaten, Kartellen, Fusionen, Pools und Interessengemeinschaften gehört. Wenn Zechen, Hütten, Elektrizitätgesellschaften, Farbenfabriken, Banken Bündnisse schließen, thun sies nicht, um einen starken Konkurrenten abzuschlachten (so hoch ins Blau schwindelt ihr Hoffen nicht), sondern um ihm den Kundenkreis, die Absatzmöglichkeit zu schmälern. Zwei, drei verbündete Gegner, auch solche von kräftigem Wuchs, kann eine leistungfähige Gesellschaft ertragen; sinds mehr, dann wird die Sache recht lästig. Wo sind die Sozien, auf die wir bauen können? Der Dreibund, heißts, wird verlängert. Wahrscheinlich. Herr von Tschirschky war in Rom; hat, wie sonst nur regirende Herren thun, im Haus des Botschafters als Wirth ein Diner gegeben (und das Ansehen des Grafen Monts dadurch nicht gerade erhöht); ist auch vom König empfangen worden. Das war der Karl nicht mehr, der als Gesandter in Hamburg feuchten Auges einst am Fallreep der „Hohenzollern“ stand und das Weh kaum zu meistern vermochte, weil Herr von Schoen ihn als Reisebegleiter ersetzen sollte. Jeder Zoll ein Staatsmann. (Ob ihn der Kanzler oder regis voluntas aus Galizien an den Tiber geschickt hat, ist noch immer nicht klar.) Wir wollen hoffen, daß die Empfänge und Konferenzen den an solchen Glanz nicht Gewöhnten italienischen Wünschen nicht allzu günstig gestimmt haben; sonst könnte die Herbstreise uns theuer werden. Die Italiener möchten den Dreibund, der ihnen die deutsche Assekuranz gegen Oesterreich bietet und im Concern der Westmächte ihren Werth erhöht, nicht aufgeben; längst aber „modernisiren“. Der Vertrag, so las man nach der staatsmännischen Dinerleistung, muß von allen Bestimmungen gesäubert werden, die unser freundschaftliches Verhältniß zu Frankreich stören könnten; sogar der milde Vertreter der Vossischen Zeitung war von den Zumuthungen der italienischen Presse „verblüfft“. Wirds diesmal gelingen? Ein Staatssekretär, ein Günstling kommt zu ihnen; ein Kanzler bescheinigt, daß sie in Algesiras korrekt gehandelt haben: danach müssen die Italiener glauben, daß sie im Preis gestiegen sind. Und doch hat ihr Thun und Unterlassen den Dreibund zum Kinderspott gemacht. Frankreich gönnt ihnen die harmlose Freude an dem „Bündniß“ mit Deutschland. Bis auf Weiteres wenigstens. Die Herren Clemenceau und Piquart haben in Oesterreich, Herr Pichon, der Minister des Auswärtigen, hat in Ungarn allerlei Fädchen angeknüpft; die Serben, die aus Paris Geld holen, müssen versprechen, den Zwist mit Oesterreich-Ungarn zu enden; und der kluge Freiherr Lera von Aehrenthal ist dem russischen Minister Iswolsky befreundet. Der Draht, der Wien mit Rom verbindet, braucht nicht immer über Berlin zu führen. Franz Joseph ist alt und das Heft entgleitet

sacht schon seiner Hand. Sanfte Gewalt hat ihn genöthigt, sich von den Männern seines Vertrauens zu trennen. Als der Generalstabschef Graf Beck ihm wegmanövrirt war (im ersten Aerger hatte er ihm den dem Thronfolger und den Magyaren bequemen Kriegsminister Pittreich nachgeschickt), wollte er wenigstens den Grafen Goluchowski, an dessen Gesicht und Grandseigneurmanier er gewöhnt war, behalten: unmöglich. Jetzt hat Franz Ferdinand im österreichischen Ministerpräsidium und an der Spitze des Generalstabes zuverlässige und begabte Diener. Verständigt Oesterreich sich direkt mit Italien (das freilich nicht, wie man bei uns glaubt, an der Adria schon saturirt ist), dann verliert der Dreibund für beide Mächte den Rest seines Werthes. Kommts zwischen ihnen zu offener Feindschaft, dann stürzt über Nacht auch die morsche Bundesfassade. Uns bleibt noch Oesterreich? Auf dem Balkan hats seit den mürzsteger Tagen politisch nichts mehr zu fürchten; wirthschaftlich, seit Bulgaren und Serben sich einander genähert haben, nur noch wenig zu hoffen. Können wir mehr bieten als Paris und Petersburg, London und Rom? Czechen und Magyaren hassen uns; und ein Habsburg-Lothringer, der seine deutschen Länder behalten will, kann unseren Glanz nicht lieben. England verhandelt mit Rußland; nur über Tibet, Afghanistan, Persien (das für uns ja nicht ganz unwichtig ist), wird leichtgläubigen Europäern gesagt. Nordamerika wird, trotz allen Herrn Roosevelt übers Meer geschickten Guirlanden, in der entscheidenden Stunde nie für den Gegner Großbritaniens optiren; wird sich für absehbare Zeit sorgsam hüten, den Freund und Protektor Japans zu reizen. Was bleibt? Der Islam. Da ist seit den Tagen von Akaba und Algesiras unser Nimbus aber auch verblichen. Vor Tanger vereinen sich französische und spanische Kriegsschiffe. Die Britenflotte bewacht die Eingänge ins Mittelmeer. Aus Abessiniens Schoß hat uns die Hebamme nichts entbunden. Und wenn über Persien verhandelt wird, begnügen wir uns mit „loyalen Erklärungen“. Redliche Männer. Nichts für den Türken, der Macht bewundert. Probitas laudatur et alget.

*

Schon einmal habe ich einen Absatz aus den Briefen citirt, die Bismarck, Preußens Gesandter beim Bundestag, aus Frankfurt an den Generaladjutanten Leopold von Gerlach schrieb. Heute muß ich das Citat wiederholen und ergänzen.

„Sympathien und Antipathien in Betreff auswärtiger Mächte und Personen vermag ich vor meinem Pflichtgefühl im Dienst meines Landes nicht zu rechtfertigen, weder an mir noch an Anderen; es ist darin der Embryo der Untreue gegen den Herrn oder das Land, dem man dient. Insbesondere aber, wenn man seine stehenden diplomatischen Beziehungen und die Unterhaltung des Einvernehmens im Frieden danach zuschneiden will, so hört man meines

Erachtens auf, Politik zu treiben, und handelt nach persönlicher Willkür. Die Interessen des Vaterlandes dem eigenen Gefühl von Liebe oder Haß gegen Fremde unterzuordnen, dazu hat meiner Ansicht nach selbst der König nicht das Recht; hat es aber vor Gott und nicht vor mir zu verantworten, wenn er es thut; und darum schweige ich über diesen Punkt... In der Gefühlspolitik ist gar keine Reziprozität: sie ist eine ausschließlich preußische Eigenthümlichkeit; jede andere Regirung nimmt lediglich ihre Interessen zum Maßstab ihrer Handlungen, wie sie diese auch mit rechtlichen oder gefühlvollen Deduktionen drapiren mag. Man acceptirt unsere Gefühle, beutet sie aus, rechnet darauf, daß sie uns nicht gestatten, uns dieser Ausbeutung zu entziehen, und behandelt uns danach. Das heißt: man dankt uns nicht einmal dafür und respektirt uns nur als brauchbare dupe. Ich glaube, Sie werden mir Recht geben, wenn ich behaupte, daß unser Ansehen in Europa heute nicht dasselbe ist wie früher. Wir müssen sagen, wie der Schäfer in Goethes Gedicht: ,Ich bin heruntergekommen und weiß doch selber nicht, wie.' Ich will auch nicht behaupten, daß ich es weiß; aber viel liegt ohne Zweifel in dem Umstande: wir haben keine Bündnisse und treiben keine Auswärtige Politik, keine aktive, sondern wir beschränken uns darauf, die Steine, die in unseren Garten fallen, aufzusammeln und den Staub, der uns anfliegt, abzubürsten, wie wir können. Wenn ich von Bündnissen rede, so meine ich damit keine Schutz- und Trutzbündnisse, denn der Friede ist noch nicht bedroht; aber alle die Nuancen von Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit oder Absicht, für den Fall eines Krieges dieses oder jenes Bündniß schließen, zu dieser oder jener Gruppe gehören zu können, bleiben doch die Basis des Einflusses, den ein Staat heutzutage in Friedenszeiten üben kann. Wer sich in der für den Kriegsfall schwächeren Kombination befindet, ist nachgiebiger gestimmt; wer sich ganz isolirt, verzichtet auf Einfluß. Bündnisse sind der Ausdruck gemeinsamer Interessen und Absichten; ob wir Absichten und bewußte Ziele unserer Politik überhaupt haben, weiß ich nicht. Aber daß wir Interessen haben, daran werden uns Andere schon erinnern. Ich frage Sie, ob es in Europa ein Kabinet giebt, welches mehr als das wiener ein natürliches Interesse daran hat, Preußen nicht stärker werden zu lassen; ob es ein Kabinet giebt, welches diesen Zweck eifriger und geschickter verfolgt, welches überhaupt kühler und cynischer nur seine eigenen Interessen zur Richtschnur seiner Politik nimmt und welches uns in den Russen und den Westmächten mehr und schlagendere Beweise von gewissenloser Perfidie und Unzuverlässigkeit für Bundesgenossen gegeben hat. Genirt sich denn Oesterreich etwa, mit dem Ausland jede seinem Vortheil entsprechende Verbindung einzugehen? Halten Sie den Kaiser Franz Joseph für eine aufopfernde,

hingebende Natur überhaupt und insbesondere für außerösterreichische Interessen?... Wollen wir so isolirt, unbeachtet und gelegentlich schlecht behandelt weiter leben, so habe ich freilich keine Macht, es zu ändern. Seine Majestät der König vermag leicht alle Arbeit der Diplomaten zu lähmen; denn was soll ich hier oder einer unserer anderen Gesandten durchsetzen, wenn wir den Eindruck machen, ohne Freunde zu sein oder auf Oesterreichs Freundschaft zu rechnen? Man muß nach Berlin kommen, um nicht ausgelacht zu werden, wenn man von Oesterreichs Unterstützung in irgend einer für uns erheblichen Frage sprechen will. Und selbst in Berlin kenne ich doch nachgerade nur einen sehr kleinen Kreis, bei dem das Gefühl der Bitterkeit nicht durchbräche, sobald von unserer Auswärtigen Politik die Rede ist.. Sie sind doch au fait von unserer Politik; können Sie mir nun ein Ziel nennen, welches sie sich etwa vorgesteckt hat, auch nur einen Plan auf einige Monate hinaus, gerade rebus sic stantibus? Weiß man da, was man eigentlich will, weiß Das irgend Jemand in Berlin? Und glauben Sie, daß bei den Leitern eines der anderen großen Staaten die selbe Leere an positiven Zwecken und Ideen vorhanden ist? Können Sie mir ferner einen Verbündeten nennen, auf welchen wir zählen könnten, wenn es heute zum Kriege käme, oder der für uns irgend Etwas thäte, weil er auf unseren Beistand rechnet oder unsere Feindschaft fürchtet? Wir sind die gutmüthigsten, ungefährlichsten Politiker: und doch traut uns eigentlich Niemand; wir gelten wie unsichere Genossen und ungefährliche Feinde. Ich wundere mich, wenn es bei uns noch Diplomaten giebt, denen der Muth, einen Gedanken zu haben, denen die sachliche Ambition, Etwas leisten zu wollen, nicht schon erstorben ist. Sie werden wahrscheinlich sagen, daß ich aus dépit, weil Sie nicht meiner Meinung sind, schwarz sehe und raisonnire wie ein Rohrspatz. Aber ich würde wahrlich eben so gern meine Bemühungen an die Durchführung fremder Ideen wie eigener setzen, wenn ich nur überhaupt welche fände, die man zum Nutz und Frommen unserer Politik ins Werk zu setzen beabsichtigte. So weiter zu vegetiren: dazu bedürfen wir eigentlich des ganzen Apparates unserer Diplomatie nicht. Die Tauben, die uns gebraten anfliegen, entgehen uns ohnehin nicht; oder doch, denn wir werden den Mund schwerlich dazu aufmachen, wenn wir nicht gerade gähnen. (Wir machen ihn öfter auf.)

Berliner Nachrichten sagen mir, daß man mich am Hof als Bonapartisten bezeichnet. Man thut mir Unrecht damit. Ich habe auf die Frage, ob ich russisch oder westmächtlich sei, stets geantwortet: Ich bin preußisch und mein Ideal für Auswärtige Politiker ist die Vorurtheilsfreiheit, die Unabhängigkeit der Entschließungen von den Eindrücken der Abneigung oder der Vorliebe für fremde Staaten und deren Regenten. Ich habe, was das Ausland

anbelangt, in meinem Leben nur für England und seine Bewohner Sympathie gehabt und bin stundenweise noch nicht frei davon; aber die Leute wollen sich ja von uns nicht lieben lassen. England kann uns keine Chancen maritimer Entwickelung in Handel und Flotte gönnen und ist neidisch auf unsere Industrie... Eine passive Planlosigkeit, die froh ist, wenn sie in Ruhe gelassen wird, können wir in der Mitte von Europa nicht durchführen; sie kann uns heute eben so gefährlich werden, wie sie 1805 war, und wir werden Ambos, wenn wir nichts thun, um Hammer zu werden. (Veraltete Weisheit.)

Ein Hof bleibt immer ein Hof. In den ersten Jahren meiner hiesigen Stellung war ich eine Art von Günstling und der Sonnenschein des königlichen Wohlwollens strahlte mir von den Gesichtern der Hofleute zurück. Das ist anders geworden; entweder hat der König gefunden, daß ich ein eben so alltäglicher Mensch bin wie alle übrigen oder er hat Schlechtes von mir gehört; vielleicht Wahres, denn Jeder hat seine faulen Stellen unter der Haut. Kurz: Seine Majestät hat weniger als früher das Bedürfniß, mich zu sehen, die Hofdamen lächeln mir kühler zu als sonst, die Herren drücken mir matter die Hand, die gute Meinung von meiner Brauchbarkeit ist gesunken; nur der Minister Manteuffel ist freundlicher gegen mich. Das Gefühl davon habe ich seit zwei bis drei Jahren crescendo, ohne mich zu wundern; Dergleichen passirt Jedem, ändert sich auch wieder und nur einmal bin ich empfindlich darüber gewesen, vor zwei Jahren in Koblenz, wo meine Frau schlecht behandelt wurde. Es ist mir kein Bedürfniß, von vielen Leuten geliebt zu werden, ich leide nicht an der Zeitkrankheit der love of approbation und die Gunst des Hofes, wie der Menschen, mit denen ich in Berührung komme, fasse ich mehr vom Standpunkt anthropologischer Naturkunde als von dem des Gefühls auf. Wenn, wie jetzt in Berlin, weder Ab- noch Ansichten, weder Pläne noch Willensregungen vorhanden sind, so drückt Einen das Bewußtsein einer gänzlich zweck- und planloser Beschäftigung nieder. Ich thue nichts mehr, als was mir genau befohlen wird, führe meine Instruktionen aus und lasse es gehen, wie es will, wenn es mir auch Mühe macht, jedes eigene Interesse an der Sache zu ersticken. Schließlich hoffe ich, daß mir Alles eben so ‚Wurscht‘ werden wird wie anderen Leuten. Ich müßte die Dauer und den Werth dieses Lebens sonderbar überschätzen, nachdem ich vor sechs Monaten nicht glaubte, noch einmal grünen Rasen ‚von oben‘ ansehen zu können, wenn ich mir nicht gegenwärtig halten wollte, daß es nach dreißig Jahren und vielleicht sehr viel früher ohne alle Bedeutung für mich ist, welche politische Erfolge ich oder mein Vaterland in Europa erreicht haben. Aber man kann nicht Schach spielen, wenn Einem sechzehn Felder von vierundsechzig von Haus aus verboten sind....

Seine Majestät waren sehr heiter, was ich unmöglich der Freude, mich wiederzusehen, allein zuschreiben kann. Ich traf nur Befriedigte, die zu finden schienen, que tout allait à merveille dans ce meilleur des mondes. Ihr Bruder war, wie gewöhnlich, siegestrunken und behauptete, daß sein Bruder gewöhnlich schwarz male. Meinem Instinkt nach glaube ich indessen, daß die schwarze Manier das Bild der Zukunft richtiger wiedergiebt, und richte mich nach dem feinsten Politiker, den ich auf den jüngsten Jagden kennen gelernt habe und der ruhig im Bau sitzen bleibt, wenn er schlechtes Wetter voraussieht. Ich habe mich deshalb so bald wie möglich in mein Malepartus zurückgezogen".

Vor fünfzig Jahren. Kein Lied hat uns dran gemahnt.

*

Krieg? Niemand sinnt so Arges. Auf dem Weg zum antideutschen Trust sind unsere guten Freunde aber schon ein hübsches Stück vorwärts gekommen. König Eduard hat die Hand über Paris, Rom, Madrid, Lissabon, Kairo und Kapstadt, Tokio und Peking; morgen vielleicht über Petersburg und Wien. Klopft dem Perserschach, dem Dalai-Lama, dem Emir von Afghanistan die Schulter. Und interessirt sich lebhaft für den Kongostaat. Wir müssen um jeden armsäligen Handelsvertrag schwitzen. Herr von Radowitz, den Bismarck einst doch den „strebsamen Südslaven" nannte, hat keinen erreicht; wenn Herr Speck von Sternburg einen durchsetzt, sollen ihm alle Amerikanismen verziehen sein. „Voran" ist Deutschland nicht mehr in der Welt. Wird allmählich aber reich. Denn seine Bürger sind fleißig gewesen, während seine Staatskünstler kostbare Zeit verloren; unwiederbringliche. „Wir brauchen nicht zu flennen, wie ein einsames Kind im Walde". Sicher nicht, Euer Durchlaucht. Wir bitte nur, jetzt wenigstens ein Bischen vorsichtig zu sein. Weder zu provoziren noch sich einschüchtern zu lassen. In der pariser Kammer hat neulich Herr Henri Michel gefragt: La Grande-Bretagne laissera-t-elle grandir indéfiniment la flotte de sa rivale? Wir werden noch stärkere Beschwörung hören; und im Haag (oder auf einer anderen Konferenz) am Ende ein paar peinliche Stunden verleben. Kein Bluff darf uns schrecken. Doch keine Versöhnungsfeier künftig auch locken. Franzosen, Briten, Magyaren, Dänen, Welfen, Polen: Alle sind versöhnt worden. Herr von Koscielski erhielt „für sein mannhaftes Eintreten für meine Marine" ein Bild und einen Orden; sein Kandidat wurde Erzbischof von Posen; Kardinal Ledochowski bekam eine funkelnde Dose und wurde ersucht, „das Vergangene zu vergessen". Es ist wirklich genug. Der Kanzler soll weder für den Reichstag noch fürs Ausland fortan Komplimente drechseln. Soll endlich still arbeiten; nicht auf Applaus regiren.

*

Religiöse Grundtypen.*)

Zwei religiöse Grundtypen beherrschen die großen Kultursysteme der geschichtlichen Völker: religiöser Pessimismus und religiöser Optimismus. Beide entpuppen sich als religiöse Hypothesen. Das Losungwort des Pessimismus lautet: Es war; das des Optimismus: Es wird sein. Der religiöse Pessimismus lebt vom Plusquamperfektum, der religiöse Optimismus vom Plusquamfuturum. Für den religiösen Pessimismus steht das Ideal der Vollkommenheit, die ungeschiedene Einheit, die selige Ruhe des Nichtseins, das Nirwana, am Anfang des Weltprozesses. Diese Urvollkommenheit ging verloren. Ob durch Sündenfall, durch Schuld und Sühne (Anaximander), durch Trieb und Drang (Conatus, impetus), durch Widerstand (Fichte) oder Widerspruch (Hegel), ist mehr Frage des Mythos und der Allegorie als des Prinzips. Alle religiösen Pessimisten stimmen darin überein, daß die Weltenreise des Universums abwärts geht (ὁδὸς κάτω bei Heraklit); daß wir uns in einem Auflösung- und Zersetzungprozeß befinden. Diese religiöse Hypothese besagt, daß der Kosmos verfällt. Das Ideal der Vollkommenheit, die Paradiesesunschuld, der Inbegriff aller Perfektibilität, ist unwiederbringlich dahin. Die Welt ist danach ein stetiger Abstieg vom reinen Urfeuer oder seinen Aether zur groben Erde (Heraklit), von der Welt des Seins zur Welt des Scheins (Parmenides), von den ewigen Ideen zu ihren matten Kopien (Plato), vom reinen Denken der Gottheit (αὐτὸς ἄρα ἑαυτὸν θεάσεται) zu den vergänglichen Naturprozessen (Aristoteles), von der obersten Vollkommenheit oder Gottheit zu ihren vergröbernden Absenkern im Naturgeschehen (Neuplatoniker). Der mythologische Parallelbegriff dieses metaphysischen Pessimismus ist die auf dem ganzen Erdenrund verbreitete Legende vom Goldenen Zeitalter, dem Silberne und Kupferne gefolgt sind. Dieser Auffassung entspricht im Kirchenglauben die Lehre vom Sündenfall, in der Soziologie der kynisch-stoische Nothschrei, den Rousseau mit flammender Zunge ins achtzehnte Jahrhundert geschleudert hat: „Kehren wir zur Natur zurück!" Kultur als Abstieg, Abfall, Zersetzungsymptom der Natur begreifen: da haben wir einen besonderen Kasus der kirchlichen Lehre vom Sündenfall: den sozialen.

Dieser pessimistischen Werthung von Welt und Leben, wie sie im Buddhismus religiös und im Neu-Platonismus philosophisch zum bündigsten Ausdruck gelangt, steht seit undenklicher Vorzeit die iranisch-parsische Lichtreligion gegenüber, die das Ideal der Vollkommenheit nicht in die Vergangenheit, sondern in die entfernteste Zukunft projizirt. Der Weg des Universums führt nicht abwärts, sondern aufwärts; und das Menschengeschlecht insbesondere entwickelt sich nicht nach unten, vom Engel zum Teufel, sondern nach

*) S. „Zukunft" vom 24. November 1906: „Die Grenzen der Wissenschaft".

oben, vom Anthropoiden und Kanibalen zu Civilisation und Kultur. Nicht gefallene Engel sind wir, sondern emporgekommene Thiere, animaux parvenus. Die Phantasie der Lichtreligionen ist nicht rückwärts gebogen, sondern vorwärts gerichtet. Sie schwelgen nicht in der Ausmalung des Gewesenen, unwiederbringlich Verlorenen (Nirwana, Paradies), sondern in der Verheißung des Kommenden, in der apokalyptischen Verherrlichung der Vollkommenheit am „Ende der Tage" (Eschatologie). Prophetenthum, Bacchiker, Orphiker, sybillinische Bücher, chiliastische Träumer künden uns in tausendstimmigem Chor das kommende Reich. Die Propheten weissagen die künftige Vollendung des Menschengeschlechtes in der ihr eigenen Form: Voll ist die Erde von Erkenntniß, wie Wasser das Meer bedeckt. Die Millennarier künden das Hereinbrechen des Tausendjährigen Reiches. Die Philosophen an der Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts stellen die Lehre von den drei Stadien (bei Fichte in den „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters" fünf Phasen) auf, in denen der Aufstieg der Geschichte von der Bestialität zur Humanität sich vollzieht. Nietzsche kündet uns Zarathustra, den Propheten der Lichtreligion, den kommenden Uebermenschen, den ewigen Wiederkunftgedanken als den „Kern der Zarathustralehre, die höchste Formel der Bejahung, die überhaupt erreicht werden kann." Mit Grillparzer suchen wir heute das „Goldene Vließ", mit Ibsen „das Dritte Reich", mit Tolstoi „Gottes Reich auf Erden", mit Comte das letzte Stadium des reinen Altruismus, mit Herbert Spencer „the ideal social State". Und das Selbe besagt physikalisch der Satz von Clausius: „Die Entropie der Welt strebt einem Maximum entgegen". Danach ist der Gleichgewichtszustand, dem das Universum auch nach Spencer zustrebt, nicht unwiederbringlich dahin, wie die Nirwanalehre oder die Sündenfallstheorie will, sondern die Umwandlung von Wärme in Bewegungenergie führt zum vollkommenen Gleichgewicht, also zum Stillstand des kosmischen Prozesses. Hier sind wir an die äußersten Grenzen menschlichen Wissens gelangt. Ob die Welt altere oder sich stets verjünge, ob unser Planet der endlichen Vereisung oder Vergasung entgegengehe oder ob ein ewiger Kreislauf, „die Wiederkunft alles Gleichen" stattfinde, wie der arisch-indische Urmythos lehrt, ob das Menschengeschlecht im Haushalte der Gesammtnatur eine Bestimmung zu erfüllen, eine Aufgabe zu bewältigen habe (und welche): Das können und werden wir mit mathematisch-genauer Exaktheit niemals wissen. Nur der Glaube hilft hier weiter. Wo des Wissens Grenze ist, beginnt das Reich der Hypothese. Der Glaube, die religiöse Hypothese ist aber nicht nur zeitlich älter als die Wissenschaft, die er aus seinem Schoß geboren hat, sondern erziehlich wirksamer, eindringlicher, umfassender als die Wissenschaft. Nicht zufällig sahen viele Denker, von Augustin bis auf Lessing, in der Religion die eminente „Erzieherin des Menschengeschlechtes". Was wir den historischen Reli-

gionen und ihren mythologischen Vorläufern danken? Alles! Sie haben die bête humaine gebändigt, gesittigt, domestizirt. Die Unterschiede unter den historischen Konfessionen sind zeitlicher und örtlicher Art, von lokalem Kolorit und abweichenden Färbungen der Tradition. Konfessionen sind gleichsam nur Dialekte der Weltsprache des menschlichen Gefühls: Religion.

Diese allen Konfessionen zu Grunde liegende Weltreligion spaltet sich nun in zwei Erziehungmethoden: in eine pessimistische und eine optimistische. Beide erstreben die Reinigung, Läuterung, Erlösung, moralische Höherbildung des Typus Mensch. Buddhismus und Parsismus, Nirwana-Religion und Propheten-Religion verfolgen das selbe Ziel: die sittliche Vervollkommnung des Menschengeschlechtes. Die Bekenner der Lehre vom Sündenfall und vom Verlorenen Paradies wollen die Menschen dadurch williger, gefügiger, ergebener in das Weltenschicksal wie in ihr eigenes, persönliches Geschick machen, daß sie den Ablauf des Weltgeschehens in absteigender Entwickelungrichtung von Ewigkeit zu Ewigkeit festlegen. Der Wille des Individuums wird dadurch gebrochen, daß ihm der Wille des Universums oder der Gottheit imperatorisch und niederzwingend übergeordnet wird.

Was Praedestinastion oder Vorsehung im Religiösen bedeutet, heißt in der Sprache der Philosophen: Mechanische Kausalität. Für jede große religiöse Weltkonzeption giebt es eine metaphysische Deutung. Wie seit dem Buddhismus und Parsismus optimistische uud pessimistische Auffassungen einander gegenüberstehen, so seit Demokrit und Anaxagoras Mechanismus und Teleologie. Die mechanische Weltauffassung leitet alles Geschehen von letzten Ursachen ab; die teleologisch-organische führt alles Geschehen auf letzte Zwecke zurück; dort Endursachen, hier Endzwecke. Dort liegt der Grund aller Entfaltung hinter, hier vor dem Betrachter. Dort ist Leben nur eine bestimmte Daseinsform der Materie, hier die Materie nur eine bestimmte Daseinsform des Lebens. Sieht man in einem toten Stofftheilchen, heiße dieses Atom, Korpuskel, Molekül oder Elektron, die Urform aller Dinge, so entsteht die mechanisch-materialistische Erklärung der Welt. Sieht man, mit Leibniz, der das Infinitesimal, das Prinzip des unendlich Kleinen entdeckt hat, in jeder Ruhe nur unendlich kleine Bewegung, in jedem scheinbaren Stofftheilchen nur das Produkt von Kräften, in jedem körperlichen Atom eine geistige Monade, in jedem Anorganischen und Unbelebten ein unendlich kleines Leben, so entsteht die dynamische und organische Weltanschauung, der unsere Großen, Fichte und Schelling, Hegel und Herbart, Lotze und Fechner, in den wesentlichen Grundzügen gehuldigt haben. Die alten Hylozoisten, die sich die Substanz, den „Weltstoff" belebt dachten, behalten danach Recht. Und die alten Religionen, die an einen lebendigen Gott glauben, der nicht mit mechanisch-kausaler Nothwendigkeit, sondern nach ewigen Zweckgesetzen das Weltall regirt, stehen der ältesten Form der Philosophie, dem Hylozoismus, am Nächsten.

Das letzte Wort der mechanisch-kausalen Welterklärung hat Newton gesprochen. Er sieht mit Descartes das Weltgebäude an: „instar machinae“. Die Weltmaschine „Universum“ ist das vollendetste Kunstwerk, das gerade wegen seiner wunderbaren Harmonie auf einen Weltbaumeister, einen Demiurgen hinweist, eben jenen „ersten Beweger“ des Aristoteles, der diese Weltmaschine gebaut und ihr den ersten Bewegunganstoß gegeben hat. Das stereotyp gewordene Maschinenbild, dem das geläufige „Uhrengleichniß“ der Kartesianer und Okkasionalisten gedanklich ähnelt, leistet der mechanisch-kausalen Welterklärung Vorschub. Denn bei der Maschine, wie bei jedem Artefakt, sind die Theile früher, ist das Ganze später; die Ursache geht voran und ihr folgt die Wirkung. Causa aequat effectum: dieses Axiom besagt: In der Wirkung kann nicht mehr Realität stecken als in der Ursache. Danach wird also jedes Geschehniß das unausweichliche Erzeugniß einer voraufgegangenen unendlichen Ursachenreihe sein, deren Endpunkt oder Schlußglied die Endursache, die Causa sui, Gott, ist. Ganz konsequent heißt es darum bei Spinoza: „Aus der Natur Gottes folgt Alles mit der selben logisch-mathematischen Nothwendigkeit, nach der die drei Winkel eines Dreiecks gleich zwei Rechten sind.“ Das eben nennen wir logisches Fatum. Dieser Glaube an die Unentrinnbarkeit alles Geschehenen, in Folge der Unverbrüchlichkeit der Naturgesetze, wie die Materialisten lehren, oder als Ausfluß des unabänderlichen göttlichen Rathschlusses, wie die pessimistisch gestimmten Religionen deuten, macht die Menschen mürb, müde, schlaff und resignirt. Wir sind einem gleichgiltigen Naturprozeß widerstandlos ausgeliefert: wozu Energie entfalten, Kräfte anspannen, uns zu höchster Leistungfähigkeit spornen? Alles geschieht ja doch so, wie ewige Naturgesetze, die auch die Geschichte regiren, vorschreiben oder der heilige göttliche Wille bestimmt. Was vermag das winzige, fahrige Weltstäubchen, Mensch genannt, dagegen zu unternehmen? Sind wir Menschen nur kleine Zähnchen an den Millionen Rädchen der Weltmaschine, hinter der als ewig treibendes Agens die Gottheit steht: wie können wir uns vermessen, dem Riesenrade dieser Weltmaschine in die Speichen zu fallen, dem Lauf der Geschichte Halt zu gebieten, den Gang der Kultur zu gestalten, den Fortschritt des Menschengeschlechtes lenken zu wollen? Werden Völker Jahrtausende lang mit solcher rückwärts gebogenen religiösen Phantasie erzogen, so müssen sie mit der Zeit seelisch verarmen, zu stummer Thatenlosigkeit, zu Statisten der Weltbühne oder gar zu passiven Zuschauern herabgedrückt werden. Und so behauptet denn auch der Wortführer dieser quietistisch-weltmüden Resignirtheit, Arnold Geulincx: Nos spectatores sumus. Ubi nihil vales, ibi nihil velis. Wo Du nichts vermagst, da wolle auch nichts. Da Du in das Räderwerk des Universums nicht einzugreifen vermagst, lasse den Dingen ihren Lauf, füge Dich, beuge Dich, ducke Dich! Ergebung, Entsagung, Verweichlichung, Erschlaffung,

Weltflucht sind die unausbleiblichen Folgen solcher Erziehung. Wohin sie schließlich führt: Das hat uns das Beispiel Indiens mit erschreckender Deutlichkeit zum Bewußtsein gebracht. Ein Häuflein Engländer herrscht unbedroht über dreihundert Millionen Inder.

Dieser trostlosen, entnervenden Lehre stehen nun seit Zoroaster die messianisch-optimistischen Religionen und die dynamisch-organischen Philosophiesysteme gegenüber. Ihnen stellt sich das Weltbild so dar, daß die jeweilige Gegenwart nicht von der Vergangenheit, sondern von der Zukunft regirt wird. Ihre geläufige Metapher, ihr anschauliches Bild ist nicht das tote Atom, sondern das Leben, richtiger: die lebendige Zelle; nicht die Maschine, deren Theile dem Ganzen vorangehen, sondern der lebendige Organismus, in dessen Keimzelle die Theile schon vorgebildet, planmäßig angelegt und prädisponirt sind, so daß das Ganze, der Plan, vorher ist und die Theile später sind; die einzelnen Gliedmaßen, Hautfarbe, Haarfarbe, Augenfarbe, Temperament und Charakter passen sich allmählich dem Plan an, der in der Eizelle schon fertig vorgebildet ist. Beim Organismus also vollzieht sich jeder Vorgang, wie Wachsthum, Verdauung, Resorption, Assimilation, Fortpflanzung, nicht mit Rücksicht auf die Vergangenheit, sondern im Hinblick auf die Zukunft, auf den Zweck, den die Theile zu erfüllen haben, auf den Plan des Ganzen, in den die Theile dann, nach biologischen Gesetzen, hineinwachsen.

Welche Weltanschauung wirkt nun nützlicher, die pessimistische oder die optimistische religiöse Deutung der Welt? Welche religiöse Hypothese hat sich vor dem Forum der Geschichte besser bewährt? Welche kann sich vor unserer energetischen Auffassung halten? Daß der Mensch in seinen Göttern sich selbst abbildet, ist seit Schiller und Feuerbach Gemeinplatz. Daß wir also auf dem Weg des Anthropomorphisirens unsere Eigenschaften auf das All übertragen, unseren Mikrokosmos in den Makrokosmus hinausprojiziren, darüber giebt es kaum zweierlei Meinungen unter ernsten Denkern. Welchen Theil unseres Daseins (Das ist nun die Frage) sollen wir dabei verdoppelnd hinausprojiziren: unser Muskelsystem oder unser Nervensystem? Unser grobes Knochengerüst oder unser feines Centralnervensystem? Unseren Leib oder unsere Seele? Unseren Mechanismus und Chemismus oder unsere geistigen Funktionen? Die Materialisten behaupten: Den Körper, der nach mechanisch-kausalen Gesetzen sich entwickelt; die Idealisten sagen: Den Geist, der nach teleologisch-kausalen Prinzipien, nach Zweck und Motiv handelt. Hic Rhodus, hic salta: Die beiden großen Religiontypen entsprechen den beiden metaphysischen Weltbildern: Mechanismus und Teleologie (Naturgesetz und Zweckgesetz). Dort Vergangenheitprojektion, hier Zukunftprojektion; dort ewiger Stillstand (πάντα ὁμοῦ), hier ewiger Fortschritt (πάντα ῥεῖ). Dort wird die jeweilige Gegenwart von den festgelegten, unabänderlichen Kausalgesetzen beherrscht (Natur-

gesetze nennens die Physiker, Prädestination die Kirchenlehrer), hier von der Zukunft, dem Weltenplan, dem Weltensinn und dem Weltenzweck geleitet. Der Biologe Uexküll („Leitfaden in das Studium der experimentellen Biologie") sagt, das Wesen des Lebens sei „der planmäßige Ablauf seiner Erscheinungen". „Es ist in der That die klarste Definition des Absterbens", bemerkt er später, „wenn wir von einem Organismus sagen, seine Prozesse laufen nicht mehr zweckmäßig, sondern nur noch kausal ab." Bei jeder Zweckhandlung sind Motiv und Zweck früher, die Handlung später. In dieser Beleuchtung gesehen, wird Gott, mit Fichte zu sprechen, die ordo ordinans, die sittliche Weltordnung. Gott ist nicht, sondern er entwickelt sich in uns, durch uns. Wir sind nicht mehr passive Zuschauer, sondern Mitspieler. Unsere Handlungen sind uns nicht von außen aufgenöthigt (heteronom), vom Kausalgesetz oder vom göttlichen Befehl, sondern sie haben freien, selbstgesetzlichen Charakter (autonom). Wir sind Mitkonstituenten der Weltverfassung, die Gott dem Universum gegeben hat. Das Universum ist keine despotische Monarchie, wo die Befehle von oben herab ergehen, sondern eine demokratische Republik, deren Mehrheit befiehlt. In den Naturgesetzen oder Kategorien der Natur ist jener Theil der Gesetzmäßigkeit niedergelegt, der zum Zusammenhalt und Zusammenhang des Kosmos unbedingt erforderlich ist. („Mathematik der Natur"); in der Geschichte offenbart sich jener zweckgesetzliche Rhythmus, dem die Menschen in ihrer Idealbildung zustreben. In der Natur herrschen Ursachen, in der Geschichte Motive. Der Gott in der Natur heißt darum: Mechanismus, der Gott in der Geschichte: Organismus.

Jede optimistisch gerichtete Religion theilt deshalb, willig oder unwillig, die Grundvoraussetzungen des organisch-ästhetischen Pantheismus. In den Weltprozeß wird nicht nur kalte Gesetzmäßigkeit oder Gerechtigkeit, sondern zugleich Schönheit und Güte verlegt, wie schon Sokrates das hellenische Ideal der Kalokagathie in die Götterwelt übertrug und wie bei Plato die höchste Idee oder Gott mit der Idee des Guten zusammenfiel. Der Messianismus der Lichtreligionen vollends verlegt das räumliche Jenseits, das Paradies, aus dem Räumlichen ins Zeitliche, ans „Ende der Tage", in ein „Drittes Reich": „Kommen wird der Tag". Und eben so fordert der Evolutionismus Spencers einen ständigen Aufstieg des Universums bis zur Erringung des absoluten Gleichgewichtes; „bis die Entropie der Welt ihr Maximum erreicht hat" (Clausius).

In all diesen letzten Fragen nach den Urgründen alles Seins, Denkens und Handelns läßt uns die Wissenschaft im Stich. Ob Kant das Ding an sich für unerkennbar hält, Herbert Spencer die Substanz für ein Unknowable oder Eduard von Hartmann für ein Unbewußtes ausgiebt, bedeutet wenig gegenüber der ihnen gemeinsamen Ueberzeugung, daß es vom tiefsten und letzten Weltengrund kein mathematisch-exaktes Wissen, sondern nur einen Glauben

giebt. Und welcher Glaube macht glücklicher und thätiger: der Glaube an ein „Verlorenes Paradies“ oder der Glaube an „ein Gottesreich auf Erden?“ Buddhismus oder Messianismus? Welches Erziehungsystem hat sich besser bewährt? Die buddhistisch-indische Nirwanalehre, die depressiv und lähmend wirkt, oder die echt germanisch-leibnizische Energetik, die unsere Welt als Kraft, Energie, Arbeit, That begreift? Danach ist Gott selbst, die Monas Monadum, die Weltenergie im Großen, wie wir Menschen diese selbe Weltenenergie im Kleinen sind. Jede Monade ist zukunftschwanger (gros de l'avenir). Jeder Mensch trägt seine eigene Weltformel, seine Lebensmelodie in sich. Das ist sein seelisches Rückgrat, sein moralischer Halt, sein religiöses Ideal. Die Welt ist uns nicht gegeben, sondern aufgegeben, sagt Fichte; sie ist nicht das Reich des Seins, sondern das des Sollens, der zu bewältigenden Aufgabe, der zu erfüllenden Pflicht. Menschen oder Völker ohne Ideale, ohne Aufgaben, ohne Lebensziel und Lebenssinn, ohne Lebensplan und Lebenszweck sind wie im Weltenraum umherwirbelnde Atome, denen nicht Gravitation und Fallgesetz die Richtung wiese. Ideen und Ideale sind gleichsam Gravitation und Fallgesetz im Reich der Geschichte. Diese Ideale können wir nur erstreben, nicht erreichen; nur an sie glauben, nie sie unserem Wissen erwerben. Doch indem wir an sie glauben, versuchen wir auch, sie allmählich zu verwirklichen. Die religiöse Hypothese der messianisch gestimmten Lichtreligionen läßt sich in die Formel bannen: Das Heil des Menschengeschlechtes liegt nicht hinter, sondern vor uns.

Bern. Professor Dr. Ludwig Stein.

Abend.

Ich weiß nicht: soll ich schlafen oder träumen?
Es fällt ins Schloß das Thor von Elfenbein;
Vor mir der Zug von schwarzen Todesbäumen . . .
Und müde winkt der blaue Mohn vom Rain.

Die weiten Wege schimmern von Gestalten,
Manchmal erkenn' ich Antlitz und Gewand.
Der Abendwind weht durch die leeren Falten,
Die Träume lassen trauernd meine Hand.

In weißen Schleiern, an des Wege Ende,
Da steht ein Bild, reglos, aus weißem Stein;
Langsam und steinern heben sich die Hände . . .
Ich weiß: dort wird traumlose Ruhe sein.

Hamburg. Theodor Suse.

Ein Straußenhandel.

„Da wir gerade über die Preise von Vögeln reden: ich habe einmal einen Strauß gesehen, für den dreihundert Pfund gezahlt wurden", sagte der Konservator in der Erinnerung an die Reisen seiner Jugend. „Dreihundert Pfund!" Er blickte mich über die Brille her an. „Ein zweiter wurde bei vierhundert abgelehnt."

„Nein", sagte er, „um einen Liebhaberpreis handelte sichs nicht. Es waren ganz einfache Strauße. Ein Bischen eingefallen sogar; Folge der Diät. Und in dieser Forderung war nicht einmal irgendein Vorbehalt ausbedungen. Man hätte denken sollen, auf einem Indienfahrer wären fünf Strauße billig zu haben gewesen. Aber die Sache war die: einer von ihnen hatte einen Diamanten verschluckt.

Der Bursch, von dem er ihn hatte, war Sir Mohini Padischah, 'n doller Protz, 'n Piccadilly-Protz, möchte man sagen, bis zum Hals hinauf. Dann ein gräulicher schwarzer Kopf und ein wippender Turban mit dem Diamanten dran. Das Vieh von Vogel pickte plötzlich zu und hatte ihn; und als der Bursch Lärm schlug, merkte es vermuthlich, daß es was verkehrt gemacht habe, und ging hin und mischte sich unter die anderen, um sein Inkognito zu bewahren. Das ging im Nu. Ich war als Einer der Ersten zur Stelle. Der Heide stammelte die Namen all seiner Götter; und zwei Maats und der Führer der Vögel lachten sich krank. Komische Art, 'nen Diamanten zu verlieren! Der Führer war gerade weggewesen und wußte auch nicht, welcher Vogel es war. Glatt verloren, sehen Sie. Mir thats nicht die Spur leid, wenn ich aufrichtig sein soll. Der Lump hatte mit seinem elenden Diamanten geprahlt, so lange er an Bord gewesen war.

So was geht wie ein Lauffeuer vom Bug bis zum Achter durchs Schiff. Alles redete davon. Padischah ging nach unten, um seine Gefühle zu verbergen. Beim Diner (er wurstelte mit zwei anderen Hindus an einem besonderen Tisch herum) spottete der Kapitän darüber und Padischah regte sich sehr auf. Er drehte sich um und sprach mir ins Ohr. Er wolle die Vögel nicht kaufen; er wolle seinen Diamanten. Er verlangte sein Recht als britischer Unterthan. Sein Diamant mußte zur Stelle. Darauf bestand er. Er würde sich an das Haus der Lords wenden. Der Führer der Vögel war ein Holzkopf, dem man keinen neuen Gedanken beibringen kann. Jeden Vorschlag, die Vögel mit Arzeneien zu behandeln, wies er ab. Er hatte die Instruktion, sie so und so zu füttern und so und so zu behandeln, und man hätte ihm so viel bieten müssen, wie seine Stellung eintrug, wenn er sie nun plötzlich nicht so und so füttern und so und so behandeln sollte. Padischah wollte eine Magenpumpe anwenden; Sie wissen ja: bei Vögeln geht Das nicht. Dieser Padischah lebte und webte in allerlei blödsinnigen Gesetzen (wie übrigens die meisten dieser Bengalenkerls) und sprach von Zurückhaltungrecht und so weiter. Aber ein alter Knabe, der angab, sein Sohn sei Rechtsanwalt in London, behauptete, was ein Vogel verschlucke, werde ipso facto ein Theil des Vogels und Padischahs einzige Aussicht liege in einer Klage auf Schadensersatz; und selbst dann könne man womöglich fahrlässige Selbstverschuldung nachweisen. Er habe keinerlei Recht an einen Strauß, der ihm nicht gehöre. Das brachte Padischah aus dem Gleichgewicht, zumal die meisten Passagiere dem Alten Recht gaben. Wir hatten keinen Juristen an Bord, der die Sache aufklären konnte, und redeten nun ins Blaue hinein. Hinter Aden scheint der Bengale sich endlich der allgemeinen Ansicht angeschlossen zu haben, denn er ging heimlich zu dem Führer und machte ein Gebot auf alle fünf Strauße.

Am nächsten Morgen gabs schönen Lärm beim Frühstück. Der Führer war nicht befugt, über die Vögel zu verhandeln, und nichts konnte ihn zu dem Verkauf bewegen; aber es scheint, er erzählte Padischah, ein Eurasier namens Potter habe schon ein Gebot gemacht; und daraufhin verklagte Padischah Potter vor uns Allen. Aber ich glaube, die Meisten fanden Das ziemlich gerieben von Potter, und ich weiß, daß ich reichlich über den Verlust einer Gelegenheit fluchte, als Potter uns sagte, er habe in Aden nach London telegraphirt, um die Vögel zu kaufen, und in Suez werde er Antwort haben.

In Suez brach Padischah in Thränen aus, in wirkliche Thränen, als Potter Eigenthümer der Vögel wurde, und er bot ihm ohne Bedenken zweihundertfünfzig Pfund für die fünf, also mehr als zweihundert Prozent Verdienst auf den Preis, den Potter gezahlt hatte. Potter sagte, er wolle sich hängen lassen, wenn er nur eine Feder von ihnen hergebe; er wolle sie, einen nach dem anderen, schlachten, um den Diamanten zu finden; doch als er sichs überlegt hatte, wurde er nachgiebiger. Er war eine Spielratte, dieser Potter, 'n Bischen verdächtig mit Karten in der Hand, und diese Lotteriegeschichte muß ihm deshalb behagt haben. Auf jeden Fall erbot er sich (aus Ulk), die Vögel einzeln mit einem Mindestgebot von achtzig Pfund pro Stück zu versteigern. Aber einen, sagte er, wolle er behalten, um sein Glück zu versuchen.

Sie müssen wissen: der Diamant war werthvoll. Ein kleiner Jude, ein Diamantenhändler, der an Bord war, hatte ihn auf drei- oder viertausend Pfund geschätzt, als Padischah ihn gezeigt hatte. Die Idee der Straußenlotterie schlug also ein. Nun wollte der Zufall, daß ich mit dem Menschen, der für diese Strauße sorgte, manchmal über Dies und Das gesprochen hatte, und ganz gelegentlich hatte er gesagt, der eine von den Vögeln sei krank; er meinte, es sei vom Magen. Das Thier hatte eine fast ganz weiße Schwanzfeder, daran kannte ich es; und als die Auktion am nächsten Tage mit ihm begann, überbot ich Padischahs fünfundachtzig Pfund mit neunzig. Ich glaube, ich bot etwas zu sicher und eifrig; ein paar Leute kamen dahinter, daß ich Bescheid wußte, und Padischah bot auf diesen Vogel wie ein unverantwortlicher Irrer. Schließlich erhielt ihn der jüdische Diamantenhändler für hundertfünfundsiebenzig Pfund und Padischah sagte: ‚Hundertachtzig', als der Hammer gerade heruntergeschlagen hatte. So wenigstens behauptete Potter. Auf jeden Fall sicherte der jüdische Händler ihn sich; holte auch auf der Stelle eine Flinte und schoß ihn tot. Potter schlug einen Heidenlärm. Das, sagte er, werde den Verkauf der drei anderen erschweren. Und Padischah benahm sich natürlich wie ein Idiot. Aber wir waren Alle sehr aufgeregt. Ich kann Ihnen sagen: ich war nicht wenig froh, als die Sektion vorüber und kein Diamant gefunden war; nicht wenig froh. Ich war bei diesem Vogel selbst bis zu hundertvierzig Pfund gegangen.

Der kleine Jude war wie die meisten Juden: er machte nicht viel Aufhebens von seinem Unglück; aber Potter lehnte es ab, die Auktion fortzusetzen, bis man ausgemacht habe, daß die Waare erst geliefert werde, wenn der ganze Handel vorüber sei. Der kleine Jude wollte geltend machen, der Fall liege hier ganz besonders; und da die Stimmen ziemlich getheilt waren, wurde die Sache bis auf den nächsten Morgen verschoben. Wir hatten abends eine lebhafte Tafel, kann ich Ihnen sagen, aber schließlich ließ man Potter seinen Willen; denn es war klar: er ging sicherer, wenn er alle Vögel behielt, und wir schuldeten ihm einige Rücksicht für sein sportgemäßes Benehmen. Und der alte Herr, dessen Sohn Jurist war, sagte, er habe sich die Sache durch den Kopf gehen lassen und es sei sehr zweifelhaft, ob der Dia-

mant, wenn er in dem aufgeschnittenen Vogel gefunden worden sei, nicht dem eigentlichen Besitzer zurückgegeben werden müsse. Ich deutete an, es falle vielleicht unter die Paragraphen des Schatzfundes; und so war es denn auch in Wirklichkeit. Nach heißem Streit kamen wir schließlich überein, es sei auf jeden Fall thöricht, den Vogel an Bord zu schlachten. Dann versuchte der alte Herr, der mit seinem juristischen Geschwätz weitschweifig wurde, herauszudüfteln, die Auktion sei eine Lotterie und also ungesetzlich: er wandte sich sogar an den Kapitän; aber Potter sagte, er verkaufe die Vögel als Strauße. Er wolle keine Diamanten verkaufen, sagte er, und benutze den Edelstein nicht als Lockung. Die drei Vögel, die er anbiete, enthielten nach seinem besten Wissen und Gewissen keinen Diamanten. Der Diamant sei in dem, den er behalte, so hoffe er.

Am nächsten Morgen stiegen die Preise trotz Alledem hoch. Die Thatsache, daß nur noch vier Vögel blieben, statt der fünf, schuf eine Hausse. Im Durchschnitt erzielten die Vogelviecher zweihundertzwanzig Pfund. Und komisch: dieser Padischah kriegte keinen davon; keinen einzigen. Er machte zu viel Lärm, sprach, statt zu bieten, von seinen Besitz- und Pfändungrechten; und außerdem chicanirte Potte ihn ein Bischen. Ein Vogel fiel einem stillen Offizierchen zu, ein zweiter dem kleinenr Juden und den dritten erstanden die verbündeten Maschinisten. Dann schien es Potter plötzlich leid zu thun, daß er die Thiere verkauft habe; er sagte, er habe ganze tausend Pfund weggeworfen, und wahrscheinlich eine Niete gezogen; er sei eben immer ein Narr gewesen. Aber als ich hinging und mit ihm redete, um zu sehen, ob er an seiner letzten Möglichkeit festhalte, fand ich, daß er den Vogel schon an einen Politiker verkauft hatte, der an Bord war, einen Burschen, der in seinen Ferien indische Moral und soziale Fragen studirt hatte. Dieser letzte Strauß war der zu dreihundert Pfund. Na, drei von den Viechern wurden in Brindisi gelandet (obgleich der alte Herr sagte, Das verstoße gegen das Zollreglement) und Potter und Padischah gingen mit ihnen von Bord. Der Hindu schien halb wahnsinnig, als er seinen Diamanten nun wirklich verloren geben sollte. Er sagte immerfort, er werde sich ein Verbotsrecht verschaffen, und gab den Burschen, die die Vögel gekauft hatten, seinen Namen und seine Adresse, damit sie wüßten, wohin sie den Diamanten zu schicken hätten. Keiner wollte seinen Namen und seine Adresse und Keiner rückte mit eigenen Personalangaben heraus. Es war eine schöne Balgerei auf dem Perron, kann ich Ihnen sagen. Jeder fuhr mit einem anderen Zug. Ich fuhr bis Southampton weiter. Da sah ich den letzten Vogel, als ich landete; es war der, den die Maschinisten gekauft hatten. Er stand dicht beim Steg in einem Packkorb und erschien mir als die knochigste und albernste Fassung für einen werthvollen Diamanten, die man nur sehen konnte, — wenn er nämlich die Fassung eines werthvollen Diamanten war.

Wie es endete? Das will ich Ihnen sagen. Na ... Vielleicht. Ja: eine Thatsache ist nicht unerheblich. Eine Woche etwa nach meiner Landung ging ich die Regent Street hinunter, um Etwas einzukaufen: und wen sah ich da Arm in Arm und in rosigster Laune? Padischah und Potter! Wenn mans bedenkt...

Ich hab' mirs so gedacht. Nur, wissen Sie, der Diamant war echt, Das ist sicher. Und Padischah war ein nobler Hindu. Ich habe seinen Namen in der Zeitung gelesen, oft sogar. Aber Sie haben ganz Recht: ob der Vogel den Diamanten verschluckt hat, ist eine andere Frage."

London. Herbert George Wells.

Der polnische Schulstrike.

Lieber Herr Harden, Sie wollen meine Ansicht über den polnischen Schulstrike vernehmen? Ja, was ich über die ganze Polenpolitik denke, habe ich doch schon so oft vorgebracht, daß ich nicht gut den vielmal aufgewärmten Kohl noch einmal serviren kann; und die einzelnen Akte der Tragikomoedie lassen sich nur richtig beurtheilen, wenn man das Ganze und Grundsätzliche im Auge behält. Uebrigens nützt, wie die Erfahrung lehrt, alles Reden und Schreiben nichts; die Regirung hat sich verrannt und mag nun sehen, wie sie wieder herauskommt. Wenn die Polen ihre Kinder als Werkzeuge ihrer Politik mißbrauchen, so ist Das natürlich verwerflich und das Gewinsel der Geistlichen rührt mich nicht; ich hege nicht so übertriebene Vorstellungen von den segensreichen Wirkungen des Religionunterrichtes wie die Frommen aller Konfessionen und unser Kulturministerium, besonders wenn es polnische Pröpste sind, die ihn ertheilen. Aber Religion hin, Religion her: die in den polnischen Landestheilen beliebte Methode, sie mag im Rechen- oder im Religionunterricht angewendet werden, bleibt aus pädagogischen Gründen verwerflich. Was die „Fachmänner" gegen diese Behauptung sagen, imponirt mir nicht. Auch wenn mit dem Deutschen als ausschließlicher Unterrichtssprache mehr erzielt würde als mit zweisprachigem Unterricht, so wäre der zweite auch noch kein Unglück; denn was bleibt denn selbst bei rein deutschen Schülern von dem für die Augen des Herrn Schulinspektors angeklebten Wissensstuck hängen? Die Offiziere erfahren es bei den Rekrutenprüfungen. Die Hauptsache ist, daß die Jungen lesen lernen; ihren Wissensschatz schöpfen sie dann, so weit nicht eine wirklich gute Fortbildungschule eingreift, entweder aus dem „Vorwärts" oder aus dem kirchlichen Wochenblättchen; oder bilden sich die Geheimräthe vielleicht ein, die Leute würden, wenn sie nur in der Schule gehörig gepiesackt worden sind, später die „Post" und die „Norddeutsche Allgemeine" studiren? Und zu welchem Zweck sonst bringt uns die preußische Schulverwaltung in so üblen Geruch bei allen Völkern, daß uns sogar schon die russischen Zeitungen Humanität predigen? Behaupten nicht gerade die glühendsten teutschen Patrioten, die Völkischen, die Rassentheoretiker, daß der Jude, er mag Deutsch oder Französisch sprechen, ein Jude bleibe? Haben die Iren aufgehört, England grimmig zu hassen, als sie ihren keltischen Dialekt mit einem schlechten Englisch vertauschten? Nicht etwa durch die Schule gezwungen; von Schulzwang sind ihre Kinder so frei geblieben wie die englischen; sondern um besser fortzukommen in der großen angelsächsischen Welt. Man führe in die Schulen der polnischen Landestheile Preußens das Polnische als Unterrichtssprache ein, lasse darin kein deutsches Wort verlauten und verweise die Polen, die ihre Kinder Deutsch lernen lassen wollen, auf bezahlte Privatstunden: und die Regirung wird kniefällig um das Deutsche gebeten werden, als Unterrichtsgegenstand natürlich, nicht als Unterrichtssprache, außer vielleicht auf den obersten Stufen. Das wunderbare biologische Experiment, durch Schläge auf den Hintern die Stimmorgane umzubilden und so binnen einem Menschenalter Katzen in Hunde oder Hunde in Katzen umzuzüchten, wird weder in einer noch in zehn Generationen gelingen.

Also der Schulstrike ist eine Dummheit, aber für die Dummheiten einer durch schlechte Behandlung toll gewordenen Bevölkerung ist stets nicht diese, sondern die Regirung verantwortlich zu machen. Goethe sagt in dem Bericht über seine straßburger Zeit: „Elsaß war noch nicht lange genug mit Frankreich verbunden, als daß nicht noch bei Alt und Jung eine liebevolle Anhänglichkeit an alte Verfassung, Sitte, Sprache, Tracht sollte übrig geblieben sein. Wenn der Ueberwundene die Hälfte seines

Daseins nothgedrungen verliert, so rechnet er sichs zur Schmach, die andere Hälfte freiwillig aufzugeben. Er hält daher an Allem fest, was ihm die vergangene gute Zeit zurückrufen und die Hoffnung der Wiederkehr einer glücklicheren Epoche nähren kann". Gute Zeiten hat der polnische Bauer unter der Karbatsche der Szlachta nicht erlebt; als preußischer Unterthan hat er es viel besser gehabt. Aber alle genossenen Wohlthaten waren von dem Augenblick an vergessen, wo man seinen Himmel auf Erden, seine Kirche angetastet und ihm seine Sprache und seine Lieder zu entreißen versucht hat. Und der Umstand, daß er auf einer viel niedrigeren Kulturstufe steht als der Deutsche, verstärkt das von Goethe hervorgehobene psychologische Motiv der Anhänglichkeit. Je höherer Kultur ein Mensch sich erfreut, desto besser versteht er andere Kulturen, desto leichter vermag er sich in sie einzufühlen; und darum sind wir Deutsche sozusagen die internationale Nation. Je tiefer dagegen ein Volk in der Kultur steht, desto mehr gleicht es der Blattlaus, die sterben muß, wenn ihr das Blatt entzogen wird, auf das sie die Natur angewiesen hat. Nicht der an den lieblichen Ufern des Rheins oder des Avon Geborene, sondern der Eskimo stirbt am Heimweh. Deshalb sind in Europa die kleinen, zurückgebliebenen Natiönchen die rabbiatesten im Nationalitätenkrieg; wozu ihren Fanatismus ohne Noth wecken und reizen? Und deshalb darf man auch annehmen, daß die polnischen Schulkinder nicht durch elterliche Strafandrohungen gezwungen, sondern freiwillig und gern sich am Kampf betheiligen. Die Volksschule entspricht, namentlich bei überfüllten Klassen, nur selten ihrem Ideal; sie wird von den meisten Schülern mehr als Zwangsanstalt denn als Wonnespenderin empfunden und die Neigung zur Opposition, zu einer kleinen Verschwörung gegen den Lehrer ist immer vorhanden. Kommt nun noch der Zwang hinzu, sich einer anderen als der Muttersprache bedienen zu müssen, so wird die Schule ein Gegenstand des Hasses. Und war bis jetzt die Ertheilung des Religionunterrichtes in der Muttersprache erlaubt, so bedeutete die Religionstunde, mochte sie auch noch so trocken und langweilig sein, doch darum eine Erholung und Erquickung, weil da die Kinder geliebte Laute zu hören bekamen und reden durften, wie ihnen nun einmal der Schnabel gewachsen ist. Also darf man sich nicht wundern, daß sie sich an dieses letzte Stückchen erträglichen Schullebens mit Leidenschaft klammern und gegen den deutschen Religionunterricht mit Händen und Füßen sträuben. Und also ist der Schulstrike, im Grunde genommen, berechtigt, so falsch auch seine Motivirung sein mag.

Will man die Regirungweisheit in die richtige Beleuchtung rücken, so muß man sich Folgendes vergegenwärtigen. Die polnischen Adeligen haben Großpolen niemals aufgegeben und sind immer Verschwörer geblieben; an den Geistlichen haben sie eifrige Helfer gefunden. Beider Umtriebe blieben jedoch ungefährlich, weil sie beim gemeinen Mann keine Resonanz fanden. Erst die verkehrte Kirchen- und Schulpolitik der Regirung hat ihn den Verschwörern ins Garn getrieben. Diese Verschwörer nun, die Adeligen, hat man für ihren Hochverrath mit etlichen hundert Millionen Mark belohnt und ihnen damit zugleich eine gewaltige Quantität Kraft zugeführt. Ihren Gehilfen, den Geistlichen, hat man kein Haar gekrümmt; denn nicht wegen Hochverrathes, sondern wegen Erfüllung ihrer geistlichen Amtspflichten sind einige von ihnen im Kulturkampf verurtheilt worden. Das Volk aber, das dem König die hundetreusten Rekruten für seine Kriege, den deutschen Guts- und Grubenbesitzern die willigsten und anspruchlosesten Arbeitsthiere geliefert hat, dieses arme Volk kriegt die Prügel. Mit herzlichen Grüßen bin ich Ihr

Karl Jentsch.

Selbstanzeigen.

Verse zu meinem Leben. Vorrede: Rechtfertigung für meine Freunde.

Ich habe ein reichliches halbes Jahrhundert hinter mich gelebt, ohne mich zur Herausgabe meiner Verse entschließen zu können. Für einen deutschen Dichter entschieden abnorm, — zumal ich eben so gut wie jeder andere meiner lieben von der Muse geküßten Landsleute zunächst einmal der Versuchung unterlegen bin, Jambentrauerspiele und lyrische Gedichte zu verfertigen, bevor ich mich der Prosa zuwandte. Es war wohl meine angeborene heftige Abneigung gegen jede Art von Pose, die mich immer wieder von einer Herausgabe meiner gereimten Intimitäten zurückhielt. Denn Das ist eben das Wunderliche an der Lyrik, daß sie den Dichter eben so wohl als nackten Menschen wie als posirendes Modell zeigt. Jede lyrische Dichtung ist eine Enthüllung, und wie sehr auch der schaffende Künstler der Oeffentlichkeit zustrebt, bedingt doch jedes lyrische Bekenntniß vor dieser Oeffentlichkeit die vorherige Ueberwindung eines Schamgefühles, das jedem feiner organisirten Menschen angeboren sein muß. Wiederum schließt aber auch die Künstlichkeit und Knappheit der Form die Nothwendigkeit der bewußten Pose in sich. Der natürliche Mensch spricht, der Lyriker aber singt von sich. Es mag also ein Gedicht ein noch so ursprünglicher Ausdruck echtesten Gefühls sein, so bleibt es doch immer etwas so Unwirkliches wie etwa eine Opernarie im Vergleich zu dem Monolog des gesprochenen Dramas. Ich aber bin von Kind auf ein absoluter Realist gewesen, dem sogar die harmlosen Phrasen der Höflichkeit schwer über die Lippen wollen und den jede gemachte Feierlichkeit, jeder mit der Stecknadel erzielte Faltenwurf verächtlich oder wenigstens lächerlich dünkte. Dann aber habe ich auch zeitlebens einen so großen Respekt vor der deutschen Lyrik verspürt, daß ich mir sagte: Was willst Du mit Deinen Reimereien unter all den herrlichen Sängern von Gottes Gnaden? Der köstliche Liederfrühling der stürmischen achtziger Jahre in unserer Literatur bestärkte mich noch in solcher Bescheidenheit. Kein anderes Kulturvolk der Erde hat doch sicherlich im Laufe eines einzigen Jahrzehntes eine so stattliche Reihe allererster Lyriker hervorgebracht wie wir damals; und es war mir immer eine ganz besondere Freude, auf diesem Gebiete der Dichtung nur Genießender zu sein. Das Bewußtsein, daß auch mir manch ein hübscher Vers gelungen sei, genügte mir durchaus; und irgend welcher Neid auf jene von mir ehrlich verehrten Sänger hat mich niemals angefochten. Nun war aber eine Reihe meiner Versdichtungen durch Kompositionen und Rezitation so allgemein bekannt geworden, daß immer die Aufforderung an mich gestellt wurde, meine Gedichte gesammelt herauszugeben. Ich konnte diesem Drängen nicht gut länger widerstehen, aber ich glaube, nun für diese Sammlung eine Form gefunden zu haben, die den Verdacht ausschließt, als wollte ich auf meine alten Tage noch mit unseren Auserwählten in Wettbewerb treten. Nein, nicht die goldene Leier im Arm und in die edlen Falten der Toga gehüllt, will ich mit diesem Gedichtbuch auf ein Piedestal hinaufklettern; ich will vielmehr nur für meine unbekannten Freunde da draußen, die ich mir vielleicht durch meine Erzählungen erworben habe, mein Leben in diesen Versen so skizziren, daß sie daraus ein Weniges von dem Menschen erkennen und vielleicht gar lieben lernen. Wenn ich jemals dazu kommen sollte, die Geschichte meines Lebens in ehrlicher Prosa und unbekümmerter epischer Breite niederzuschreiben, so würde Das

ein Buch geben, neben dem alle meine zahlreichen Romane und Novellen wie harmlose Spielereien erscheinen müßten, ein Buch voll schwerer Thränen und grausamer Aengste, ein Buch voll hoher Wonnen und hellen Gelächters, mit einem Gedränge von Menschen und Ereignissen, wie keine Erfindung sie in einem dichterischen Werke zusammenzupressen vermöchte. Aber wer weiß, ob ich zu diesem Lebensbuch je Muth und Kraft finden werde? Wer weiß, ob mein Fuß nicht schon wenige Schritte weiter auf das Fallbrett treten wird, also daß ich ungebeichtet in das tintenschwarze Loch hinuntermuß? Dafür soll dies gereimte Stammbuch meiner Menschlichkeit gut sein; und so möge man es gütig verstehen und verzeihen.

Darmstadt. Ernst Ludwig Freiherr von Wolzogen.

Deutsche Form. Betrachtungen über die Jahrhundert-Ausstellung deutscher Malerei. Mit einer Einleitung: Von den letzten Dingen in der Kunst. München, Georg Müller. Das Erste bis Vierte Buch enthält ein Glossar zur Deutschen Jahrhundert-Ausstellung in der berliner Nationalgalerie und zur münchener Retrospektiven von 1906; das letzte Buch schließt sich an die Ergebnisse der Dritten Deutschen Kunstgewerbe-Ausstellung in Dresden an.

Zur Herausgabe dieses umfangreichen Werkes wurde ich veranlaßt durch die mir vorgetragen Wünsche, Das, was ich in zerstreuten Versuchen da und dort verfochten, in gesammelter Form zur Diskussion zu stellen. Zur Kennzeichnung der Grundtendenz folgen hier einige Stichproben aus dem Vorwort.

Dieses Buch enthält Bekenntnisse. Es wäre überflüssig, wenn es nur die Bekenntnisse eines Einzelnen verzeichnete. Die Oeffentlichkeit ist kein Beichtstuhl. Ich weiß aber, daß Das, was ich sagen möchte, die Sehnsucht, die Entschlüsse, die „Richtung" einer ganzen Generation (zwar vielleicht nicht vollkommen ausprägt, doch) mindestens erkennbar macht. Wir wollen kämpfen um „das Recht, das mit uns geboren ist". Wir wollen, daß man unserer Generation erlaube, sich die Formen zu erringen, in denen sie glaubt, ihr Leben freudig und ergiebig einsetzen und verwerthen zu können, ohne die ihr vielleicht das Dasein überhaupt nicht lebenswerth erscheint.

Große Umwälzungen im Reich der deutschen Kultur stehen bevor (so scheint es) und nicht allein in der „Kunst" im engeren Sinn, in der „Bildenden" Kunst sondern auf allen Gebieten, wo formende Schöpferkraft sich bethätigen kann, sind, so will es uns bedünken, Revolten im Anzug. Es geht ein Murren und Grollen durch das Land, es schallen neue Worte aus den Tiefen, kecke Neulinge treten auf, die das bisher als „modern" Besungene verlachen und die dem ganzen bisherigen „Kunstbetrieb" ein nahes Ende ansagen. Aus allen Kulturstätten des deutschen Volksthumes werden solche Sturmzeichen gemeldet. Jeder Tag bringt neue; sie kommen uns vor wie die verrätherischen Flämmchen, die aus dem Hause züngeln, das außen noch unberührt dasteht, indessen es innen schon durch und durch von zehrenden Gluthen erfüllt ist. Wir beginnen, zu rechnen. Wer machte und trug die „Moderne"? Es war die Generation von 1840, 1850, 1860. Nun schreiben wir 1906; es ist ein Menschenalter verflossen seit 1870. Giebt es da noch Etwas zu erstaunen? Darf man der Generation von 1870 abstreiten, daß sie jetzt „an der Reihe" ist? An ihrer Spitze schreiten Männer, die soeben in die Vollkraft

eingetreten sind. Sie und ihre Generation haben das Recht, nein, die Pflicht, nun das Steuer zu fassen und ihren eigenen Kurs zu steuern.

Die „Deutsche Form“ ist für mich, ist für uns nicht etwas Feststehendes, sondern ein Bewegtes, nichts Fertiges, sondern ein immerzu Werdendes, nicht ein in der Vorzeit Vollendetes, sondern ein von jeder Generation für ihre Zeit immer wieder neu zu Zeugendes, neu zu Vollendendes. Es ist wahr: wir glauben, wenn wir unter den Kulturresten der Vorzeit wandeln, Zeiten von verschiedener Intensität der deutschen Form feststellen zu können. Bald dünkt Einen, daß sie macht- und gluthvoll erstarke, bald, daß sie ermattet hinschwinde und im Erblassen das Leben der Deutschen, ihre Kunst, ihre Tracht und Sitte der Willkür preisgebe. Es sind lange Zeitspannen in der Vergangenheit unseres Volkes, in denen die Formgewalt ganz erstarrt zu sein und das Leben sich ganz in Imitation zu verkleiden schien. Wir vergessen dann aber, daß uns die wissenschaftliche Registratur bisher fast nur die Kultur jener dünnen Oberschicht aufschloß, die „Geschichte“ machte. Unter dieser dünnen Oberschicht, im „Massiv“ des Volksthumes, in der Bauernschaft vor Allem, stand das rassig-bodenständige Formprinzip immerdar aufrecht bis in die jüngste Zeit. Wie bei allen Völkern ist auch bei dem unseren die besondere Form ein Ergebniß des, wenn man will, „autochthonen“ Prinzips mit den herandrängenden Formprinzipien anderer, vor Allem mächtigerer Kulturkreise. Ohne diese Kämpfe käme kein Volk zu einer Form; denn die eigene Formgewalt wird eben nur durch solchen Kampf ihrer selbst bewußt, frei und schöpferisch stark. Dies sei hier gesagt, um den Verdacht auszuschließen, als ob eine romantische Teutschthümelei befürwortet werden sollte. Nein, sie soll gerade bekämpft werden, wie alles Romantische.

Erinnern wir uns aber auch, wie unser Volk unter Umständen in seine Sitze eingerückt und in die Geschichte eingetreten ist, die für die Entfaltung eines Kulturlebens von eigener Form ganz ungewöhnlich ungünstig waren. Wir sind Spätlinge unter den Europäern; wir sind mit den Slaven sogar die Spätesten von allen. Wir wurden seßhaft in und neben der alten, reichgeprägten, von den übermächtigen hellenischen und orientalischen Formgewalten gespeisten Welt der „lateinischen Form“. Bis in unsere Zeit hinein gab es daher immer und immer Krisen; immer und immer erhob sich die Gefahr, daß wir von den Lateinern aufgesogen würden; und nicht nur „kulturell“, sondern auch politisch. Die „lateinische Form“ hat niemals auf das römische Prestige verzichtet, „Weltform“ zu sein. Wäre es unbedingt ein Unglück gewesen, wenn auch wir in dieser „Weltform“ aufgegangen wären? Ohne allen Zweifel. Nicht nur ein Unglück für uns, sondern auch ein Unglück für Europa, für die „Welt“ überhaupt. Die Umprägung des allgemeinen Kulturgutes durch die deutsche Formgewalt hat eine solche Fülle allgemein giltiger höchster Werthe erbracht, daß deren Fehlen gleichbedeutend wäre mit einer ungeheuerlichen Lücke in der europäischen Kultur. Man denke nur, was es allein bedeuten würde, wenn die deutsche Musik nicht wäre! Es fehlte eine Vollkommenheit, ein absolut Höchstes. Man könnte eben so gut die griechische Plastik streichen. Endlich haben wir aber dadurch, daß wir unser eigenes Formprinzip aufrecht hielten, uns in einer Stellung befestigt, die uns ermächtigt und ermöglicht, die europäische Entwickelung auf unsere Schultern zu laden, sobald den alten „lateinischen“ Völkern die Last zu schwer wird. Dieser Augenblick ist da. Und deshalb ist die Frage nach der deutschen Form keine deutsche Frage, sondern eine europäische Frage.

... Es ist nicht zufällig, daß die Bildende Kunst dabei vor allen anderen Künsten beachtet wurde. Denn hier ist das Feld, auf dem sich zuerst wieder eine größere Zahl führender Geister verständigt hat und die Masse der Erlesenen der jüngeren Generation geschlossen vorrücken kann. Die Bildende Kunst ist das einzige Gebiet der Formenschöpfung, auf dem man wieder einig ist über Das, worauf es ankommt. Drum ging auch der erste Angriff unserer Formgewalt auf die noch rohe Maschinencivilisation von der Bildenden Kunst aus, die sich unter dem Feldgeschrei der „Angewandten Kunst" mit den centralsten Mächten der Zeit, mit der Maschine, dem Kapital, der Ingenieurkunst, mit der Schiffahrt und dem Welthandel, in organische Verbindung gesetzt und so, vom Kern aus, eine Umschmelzung des formlosen modernen Lebens in eine Form „flüssig gemacht" hat .

Eine Kultur, die zu ihrer vollkommensten Ausprägung eine poetische, dramatische, musikalische Form verlangt, die dem Niveau nach dem bildnerischen Höchsten unserer Zeit enspräche, die ist eben erst im Werden. Bis zu dem Tage ihrer gesicherten Entfaltung aber werden deutsche Dichter, deutsche Tonsetzer und deutsche Dramatiker das Los tragen müssen, das ihren Blutsbrüdern in der Bildenden Kunst, wie Feuerbach, Leibl, Trübner, Marées vor einem Menschenalter beschieden war. Sie müssen durchhalten und die Kraft dazu in sich selber finden, in jener heldenmüthigen Gesinnung, die Hans von Marées erfüllte, als er schrieb: „Meinem Lebensprogramm werde ich treu bleiben; und wenn ich auch, wie die Leute es nennen, darüber zu Grunde gehen sollte, so geschieht es mit der Fahne im Arm." Er hat Wort gehalten. Thun wir Desgleichen!

München. Georg Fuchs.

Der krasse Fuchs. Vita, Deutsches Verlagshaus. Berlin. Mark 3,50.

Die Qualen und Kämpfe, die seligen und verhängnißvollen Trunkenheiten, von denen mein Buch erzählt, liegen zwanzig Jahre hinter mir. Aber Tausende deutscher Jünglinge müssen sie täglich in der gleichen Form um uns her erleben. Zehn Jahre noch: und mein eigener Sohn muß hinein Für meine, für seine Kommilitonen von damals, heute und morgen habe ich mein Buch vom deutschen Corpsstudenten geschrieben. Es ist, so denke ich, in seinen wesentlichen Theilen ein Buch vom deutschen Studenten, vom deutschen Jüngling überhaupt: vielleicht ein Buch vom Werden der Mannespsyche. Im Kampfe wider den Ansturm der Wirklichkeit, zumal aber der Sinnendränge sind wir Alle Kommilitonen, wir Männer alle. Und am Ende habe ich wohl auch dem anderen Geschlecht Etwas zu sagen: mindestens hat es als das Geschlecht der Geliebten, Gattinnen und Mütter ein eben so starkes Interesse wie wir selber daran, daß wir in diesem Kampf Sieger, starke, rüstige Sieger bleiben. Den Beruf zum Sittenrichter, zum Weltverbesserer fühle ich nicht in mir: ich habe das Bild deutschen Jugendlebens gemalt, wie es mir sich dargestellt hat, und kein Sonnenstrahl, der mich geblendet, ist mir zu hell, kein Abgrund, vor dem ich schaudern mußte, zu schwarz und furchtbar gewesen. Ich glaube dennoch, mein Buch ist vor Allem ein Buch des Trostes geworden. An all den Knabenkämpfen war mir immer das Schrecklichste die Einsamkeit: das grauenvolle Gefühl, als ob nur ich, nur ich allein so Unerhörtes leiden müßte. Von diesem Grauen des Verlassenseins die jungen Kämpferseelen zu erlösen durch

die Erkenntniß, daß wir Alle zwischen Feuer und Wasser hindurch zur Lebensmeisterschaft uns aufringen müssen: mit dieser Sendung habe ich mein Buch hinausgesandt.

Walter Bloem.

Bodensatz des Lebens. Hugo Heller & Co. in Wien.

Nimm von einem Sandhaufen ein Korn; was ist dadurch geändert? Suche ein gleiches: Du findest es nicht. Ein Mensch ist dahin; der Menschheit fehlt er nicht und doch ist er unersetzlich. Denn Jeder ist einzig.

Wie schwer muß es sein, die Hingebung eines Menschen nicht auszunützen!

Du lachst über die Eitlen, Du verspottest, Du verachtest sie. Wenn Du nur einmal einen verschönten, künstlich verjüngten Menschen ohne die Zuthaten der Eitelkeit in seiner ganzen Jämmerlichkeit gesehen hast, bist Du ihm dankbar für sein mühsames Streben, seine Häßlichkeit zu verbergen.

Die das Mitleid mißbrauchen, sind die verworfensten unter allen Dieben, denn sie bestehlen die Allerärmsten.

Nicht die Erfüllung unserer Wünsche macht uns wunschlos, sondern die Erkenntniß.

Die sogenannten Naturgesetze sind gar keine Gesetze, sondern nur Aphorismen zum Naturerkennen.

Den Tod nicht finden, ist die härteste irdische Strafe, die der Mensch ausgeklügelt hat; im Jenseits aber ist es ein Lohn.

Wenn mir Jemand dankt, so möchte ich ihm danken, daß er mir die Gelegenheit gegeben hat, ihm zu nützen; und wenn ein Leidender spürt, wie gut ich es ihm meine, bin ich ergriffen wie durch einen unverhofften Glücksfall.

Achtest die Menschen Du hoch,
So wirst Du als Menschenfeind enden;
Schätze sie lieber gering,
Aber behalte sie lieb!

Wir helfen lieber bei „unverschuldetem“ Unglück als bei selbstverschuldetem; thut verschuldetes Elend weniger weh? Ist Wohlthun ein Richterspruch?

Wenn man nur Wenigen wohlthun kann, so wählt man Solche aus, denen noch zu helfen ist. Nach einer Schlacht giebt es über die Kräfte viel zu thun. Drum werden die Verwundeten sortirt; für die Hoffnunglosen hat man keine Zeit.

Ein Kranker quält sich unter Schmerzen einem sicheren, vielleicht noch fernen Tod entgegen. Darf man da nicht aus Erbarmen töten? Ja, man dürfte wohl, gäbe es nur keinen Irrthum, kein Verbrechen; und könnte man auch Beides verhüten: der arme Kranke hätte zu seinem Leiden noch das Mißtrauen und würde die Krankheit weniger fürchten als den Arzt.

Verhärtet sich der Arzt mit der Zeit gegen den Anblick der leidenden Menschen? Was den Neuling erschreckt, sieht der Erfahrene mit Ruhe. Das macht den Harten noch härter, den Weichen aber weicher.

Der Entschluß, den Du im Innern trägst, ist Dein Geschöpf; hast Du ihn aber herausgesagt, so ist er Dein Herr.

Willst Du ein Weib vernichten,
Laß es von Weibern richten.

Wien. Dr. Robert Gersuny.

Hüttenzechen.

Anfang September wies ich hier auf die unbequeme Lage hin, in die das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat durch die Uebermacht der Hüttenzechen gebracht worden sei, und sagte, man könne es kaum noch das mächtigste deutsche Industriekartell nennen. Jetzt sind die Hüttenzechen noch stärker, ist das Syndikat noch schwächer geworden. Nach zweijähriger Dauer ist der von der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerks- und Hüttengesellschaft gegen das Kohlensyndikat geführte Prozeß vom Reichsgericht zu Gunsten von Deutsch-Luxemburg entschieden worden. Das Ziel des Kampfes war die gerichtliche Feststellung, daß allen Zechen, die nach dem Abschluß des neuen Syndikatsvertrages vom neunundzwanzigsten Dezember 1903 von Hüttenzechen erworben worden waren, die Eigenschaft der Hüttenzechen zuerkannt werde. Deutsch-Luxemburg forderte dieses Privilegium für die beiden im Jahr 1904 angekauften Zechen „Friedlicher Nachbar“ und „Hasenwinkel“; das Syndikat wollte das Vorrecht der Hüttenzechen nur den Unternehmungen gewähren, die es schon vor dem Abschluß des neuen Syndikatsvertrages hatten. Das Landgericht Essen entschied gegen, das Oberlandesgericht Hamm für das Syndikat; das Reichsgericht hob das Urtheil der Zweiten Instanz auf und stellte das essener Urtheil wieder her. Die Entscheidung ist für die Zukunft der deutschen Montanindustrie ungemein wichtig. Die Bahn ist frei, die „Reinen“ können sich nun noch schneller den Hüttenzechen angliedern und es muß sich zeigen, ob das Kohlensyndikat unter diesen Umständen seinen Lebenszweck noch erreichen kann. Der letzte Vertrag hat ihm Unheil gebracht. Vorher gabs den Unterschied zwischen Hüttenzechen und Reinen Zechen nicht und die Macht des Syndikates schien unerschütterlich. Erst als die Konzentration weiter gediehen war, fühlten die durch Fusionen gekräftigten Einzelunternehmungen sich stark genug, um dem Syndikat ihre Bedingungen vorzuschreiben. Die Folge war der oft beklagte „Schönheitfehler“, der Fehler in der Konstruktion. Im Prozeß hat das Syndikat behauptet, Paragraph 2[5] des neuen Vertrages („Mehrere Schachtanlagen, welche einer Gesellschaft angehören, werden in Bezug auf Feststellung der Betheiligungziffer als Ganzes betrachtet“) sei aus Versehen in den Vertrag hineingekommen. Der Vorsitzende selbst aber, Geheimrath Kirdorf, hat gesagt, man sei, um „das Band geschlossen zu bekommen“, genöthigt gewesen, den Hüttenzechen Konzessionen zu machen. Das Syndikat wußte also genau, was es that.

Das Vorrecht der mit Hüttenwerken vereinigten Zechen besteht darin, daß diese Bergwerke den eigenen Verbrauch ihrer Hütten an Kohlen und Koks frei von den Umlagen des Syndikates und ohne Anrechnung auf ihre Betheiligung beim Syndikat fördern können. Während jede Reine Zeche nach dem Vertrag „ihre gesammte Produktion an Kohlen, Koks und Briquettes dem Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikat“ verkauft hat, kann die Hüttenzeche den ganzen Selbstverbrauch ihrer Hüttenwerke frei decken, ohne sich um die Beschränkungen des Syndikatsvertrages zu kümmern. Dieses Privilegium bietet unverkennbare Vortheile. Die Hüttenzechen arbeiten mit wesentlich geringeren Selbstkosten. Sind die Kohlenpreise hoch, so werden von der Preissteigerung nur die Hüttenwerke getroffen, die keine eigenen Zechen haben, sondern ihre Kohlen vom Syndikat kaufen müssen. Die Hüttenzechen liefern den zu ihnen gehörenden Eisenwerken zum „Selbstkostenpreis“ und haben die Kohlennoth und die ungenügenden Lieferungen des Syndikates an seine Ab-

nehmer nicht zu fürchten. In unseren Tagen der Hochkonjunktur können die Hüttenzechen zunächst an die Deckung des eigenen Bedarfes denken und die Lieferungen an das Syndikat um das Quantum schmälern, um das die Anforderungen der Hüttenwerke gestiegen sind. Daher die schon vor zwei Monaten hier erwähnte Klage des Syndikates, es könne die den Abnehmern schuldige Pflicht nicht erfüllen. Die Hüttenzechen blieben in der Förderung für das Syndikat zu Zeiten um 50 Prozent unter der Betheiligungziffer. Müßten sie nicht zuerst für das Syndikat sorgen? Vielfach ists behauptet und den Syndikatsleitern gerathen worden, den Prozeßweg zu beschreiten. Das haben sie aber nicht gewagt und einstweilen nur bestimmt, daß die Hüttenzechen für die Mengen, die sie dem Syndikat auf ihre Betheiligungziffer schuldig bleiben, die Umlage (jetzt 7 Prozent) zahlen. Die Hüttenzechen bleiben auch von den üblen Folgen der Fördereinschränkungen verschont, die das Syndikat anordnet, sobald der Bedarf nachläßt. Durch die Begrenzung der Produktion werden die Betriebskosten gesteigert. Das trifft die Hüttenzechen nicht; was sie dem Syndikat weniger zu liefern haben, können sie für ihre eigenen Hüttenwerke mehr fördern. Die Betriebsmöglichkeit kann also voll ausgenützt und zwischen Unkosten und Ertrag ein rationelles Verhältniß gesichert werden. Werke, die nur Zechen oder nur Hütten sind, haben also wesentlich höhere Selbstkosten aufzubringen als die privilegirten Hüttenzechen. Und je kleiner die Zahl der Reinen Zechen wird, desto größer wird für die einzelnen die Last der dem Syndikat geschuldeten Abgaben. Auch darin liegt eine Gefährdung des Syndikatsgedankens. Die Reichsgerichtsentscheidung macht die Lage nun natürlich noch unbehaglicher.

Die erste Antwort kam von der Harpener Bergbaugesellschaft. Sie sagt: „Wenn der Syndikatsvertrag vom fünfzehnten September 1903 den Inhalt hat, wie er ihn nach der jetzt vorliegenden Entscheidung des Reichsgerichtes haben soll, so haben wir uns über diesen Inhalt im Irrthum befunden und einen derartigen Vertrag nicht eingehen wollen. Wir fechten deshalb den Syndikatsvertrag wegen dieses Irrthumes an. Einstweilen werden wir ihn weiter erfüllen; doch unter Protest und unter Ablehnung jedes Präjudizes eines darin sonst etwa liegenden Anerkenntnisses der Rechtgiltigkeit des von uns angefochten Vertrages". Diese von stolzem Machtbewußtsein diktirte Erklärung der größten unter den Reinen Kohlenzechen konnte Schrecken erregen; hat die Anfechtungsklage der Harpener Erfolg, dann ists mit der Syndikatsherrlichkeit aus. Der ersten Klage würden bald ja andere folgen. Und Harpen steht mit einer (am dreißigsten Juni 1906 ausgewiesenen) Betheiligung von 9,25 Millionen Tonnen Kohlen und Koks bei einer Gesammtbetheiligungziffer von 88,97 Millionen Tonnen an der Spitze der Syndikatslieferanten, hat also im Hohen Rath ein sehr gewichtiges Wörtlein mitzureden. Dieser Gesellschaft, die vor Kurzem ihren fünfzigsten Geburtstag feierte und mit Recht von sich sagen durfte, daß sie mit Genugthuung auf ihre bisherige Thätigkeit zurück und mit Zuversicht vorwärts blicke, kann Niemand verdenken, daß sie sich rechtzeitig gegen die Hüttenzechen zu sichern sucht. Daß die Anfechtungsklage Erfolg haben könne, wird von der Mehrheit der Juristen zwar bezweifelt; der Prozeß kann immerhin aber die Situation klären. Der Syndikatsvertrag läuft noch bis zum Jahr 1915; daß aber so, wie es in letzter Zeit geschah, fortgewirthschaftet werden könne, ist kaum anzunehmen. Siegt Harpen, so ist der Vertrag gelöst, wird die Klage abgewiesen, so bleibt das Abkommen zwar rechtlich bestehen, aber die Hüttenzechen können dem Syndikat das

Leben unerträglich machen. Vielleicht ist deshalb die Vermuthung nicht ganz grundlos, daß die Anfechtungsklage dem Syndikat sehr willkommen ist, dem ein Ende mit Schrecken lieber sein muß als ein Schrecken ohne Ende. Denkbar wäre die Auflösung des Syndikates, der dann der Abschluß eines neuen Vertrages, also die Auferstehung folgen würde. Undenkbar, daß man auf die Dauer Syndikatsmitgliedern erlaubt, zuerst für sich zu sorgen und die Interessengemeinschaft als quantité négligeable zu behandeln. Undenkbar, weil sonst der Lebenszweck des Syndikates, der Zweck, für den es geschaffen worden ist, nicht erreicht werden könnte.

Den Harpenern wurde vor Kurzem der Plan einer Fusion zugeschrieben, der auf eine veränderte Auffassung der Verhältnisse schließen ließ. Harpen, hieß es, solle mit den Rombacher Hüttenwerken vereinigt werden. Kommerzienrath Oswald, der dem Aufsichtrath von Rombach vorsitzt, ist in den Aufsichtrath von Harpen eingetreten und der Generaldirektor von Harpen, Kommerzienrath Müser, soll in den harpener Aufsichtrath gewählt werden. Für den seit Jahren geplanten Zusammenschluß der beiden Gesellschaften spricht auch die Thatsache, daß an beiden die Berliner Handelsgesellschaft in erster Reihe interessirt ist. Fraglich ist nur, ob durch die Vereinigung von Reinen Zechen mit Hüttenwerken jetzt noch Hüttenzechen entstehen können oder ob die Reichsgerichtsentscheidung sich nur auf die Angliederung von Zechen an schon vorhandene Hüttenzechen bezieht. Im zweiten Fall könnten neue Hüttenzechen nicht mehr entstehen und die Verbindung der Reinen Zeche Harpen mit dem Hüttenwerk Rombach brächte den Verbündeten nicht die Privilegien der Hüttenzeche. Mir scheint diese Deutung richtig; denn das Reichsgericht hat in dem Prozeß der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerksgesellschaft, die schon vor dem Abschluß des neuen Syndikatsvertrages Hüttenzeche war, nur entschieden, daß die an eine bestehende Hüttenzeche, auch nach dem Vertragstag, dem fünfzehnten September 1903, angegliederten Zechen die Vorrechte der Hüttenzechen genießen. Allzu wichtig wäre die Entscheidung nicht; die gewünschte Vereinigung läßt sich in jedem Fall bequem durchführen. An Hüttenzechen, die sich zur Vermittlung bereit fänden, fehlt es gewiß nicht. Wichtiger wird die künftige Gestaltung der Interessengemeinschaft Gelsenkirchen-Schalke-Rothe Erde sein. Geheimrath Emil Kirdorf ist Vorsitzender der gelsenkirchener Gesellschaft und des Kohlensyndikates. Für welche Seite wird er sich jetzt entscheiden? Tritt an die Stelle der losen Interessengemeinschaft zwischen den drei Gesellschaften die Fusion, so wird Gelsenkirchen ohne Weiteres Hüttenzeche, da der Schalker Gruben- und Hüttenverein deren Eigenschaft besitzt. Als die Interessengemeinschaft im September 1904 zu Stande kam, wurde ausdrücklich gesagt, Gelsenkirchen wolle sich vorsehen, um im Fall einer Auflösung des Syndikates nicht als Reine Zeche hinter den Hüttenzechen zurückzubleiben. Wahrscheinlich wird also auch Gelsenkirchen bald Hüttenzeche sein.

Und was wird aus der Hibernia? Die Gesellschaft wird ihr Aktienkapital wieder um 10 Millionen Mark erhöhen und dabei so klug verfahren, daß die schon jetzt in der Uebermacht thronenden Gegner der Verstaatlichung durch die 10 Millionen noch stärker werden. (42 Millionen privaten Besitzes stehen dann den 28 Millionen des preußischen Fiskus gegenüber). Die Hibernia ist die zweitgrößte unter den Reinen Zechen; wird sie dem Sturm, der dem Syndikate droht, lange trotzen oder sich auch rasch in eine Hüttenzeche umwandeln? Preußen könnte dann Trustprotektor werden; der Staat hätte an seinem Aktienbesitz aber kein ernsthaftes Interesse mehr, wenn das Syndikat, auf dessen Handeln er Einfluß gewinnen will, wirklich aufgelöst würde.

Jedenfalls hat der Feldzug Möllers unrühmlich geendet. An ein staatliches Bergbaumonopol ist für lange Zeit nicht zu denken. Wie weit das private Monopol sich erstrecken wird, bleibt abzuwarten. Das Kohlensyndikat hat weder die Produktion noch die Preise zu reguliren, auch den Konsum nicht zu befriedigen vermocht. Die Preiserhöhung für das Jahr 1907 rechnet mit einer (noch recht ungewissen) Fortdauer der Hochkonjunktur und ist deshalb getadelt worden. Die Vortheile, die das Syndikat den Zechen bietet, denen es den Verkauf der geförderten Kohlenmengen abnimmt, werden nutzlos, sobald die Zechen eigene Hüttenwerke besitzen, die ihre Hauptabnehmer sind. Deshalb ist fraglich, ob die Rentabilität der Zechen leiden würde, wenn sie ohne Syndikat wirthschaften müßten; unzweifelhaft ist sicher ist, daß die Eisenindustrie davon wesentlichen Nutzen hätte. Für die anderen Kohlenverbraucher käme es auf den Umfang der künftigen Vereinigungen an. Ein einziger großer Trust, der die Konkurrenz ausschaltet, kann den Konsumenten die Preise vorschreiben; giebts aber auch nur zwei Trusts, so schützt der Wettbewerb die Kunden immerhin vor allzu hohen Preisforderungen. Vermuthlich bekämen wir zunächst mehrere Concerns und den Käufern ginge es nicht schlechter als jetzt. Wer soll das Kohlensyndikat also vermissen? Sein Schicksal würde nur die Wahrheit des Wirthschaftgesetzes erweisen, das in dem Syndikat eine Vorstufe zum Trust sieht.

Ladon.

Aus dem Fernen Westen der Vereinigten Staaten kommen Klagebriefe. Briefe deutscher Patrioten, die bekümmert sind, weil der Yankee sie unbarmherzig höhnt. Alle Versicherungsgesellschaften, ruft er ihnen zu, haben ohne allzu langes Zaudern den ihren Policeninhabern in San Francisco entstandenen Schaden gedeckt. Alle; nur Eure deutschen Gesellschaften weigern sich, einen Cent auszuzahlen. Sie berufen sich auf die „Erdbebenklausel" ihrer Verträge; ob mit Recht, wird erst vor Gericht in jedem einzelnen Fall festzustellen sein. Und die bei ihnen Versicherten sind zum größten Theil doch Deutsche; sind Leute, die ohne Vermögen herüberkamen, Alles durch ihrer Hände Fleiß erworben haben und nun von der Heimath im Stich gelassen werden. Habt Ihr noch das Recht, über unsere amerikanischen Geschäftsmethoden und Praktiken die Nase zu rümpfen?.. Eine leidige Geschichte. Nur Sachverständige, die den Thatbestand dem Wortlaut der Verträge vergleichen können, sind in der Lage, zu prüfen, ob der Rechtsboden, auf den die Versicherungsgesellschaften sich stellen, haltbar ist. Haben die Direktoren (manchem hat erst das amerikanische Geschäft zu behaglicher Fülle verholfen) aber auch bedacht, daß ein kluger Kaufmann nicht immer nur an den Profit von heute und morgen denken darf? In Amerika wird selten noch Jemand Lust haben, sich gegen Feuer bei einer deutschen Gesellschaft zu versichern; er muß ja fürchten, daß die Schadensersatzsumme ihm schließlich, unter einem mehr oder minder stichhaltigen Vorwand, entzogen wird. Das ist eine Privatangelegenheit der Gesellschaften, die wohl darauf gefaßt sind, daß sie in Amerika fürs Erste nicht viel zu verdienen finden. Im nationalen Interesse ists aber sehr bedauerlich, daß die deutschen Gesellschaften die einzigen sind, die sich ihren Verpflichtungen entziehen wollen. Onkel Sam wird sicher Jahre lang mit der Sache krebsen. Die im Gebiete der Union lebenden Deutschen, denen es ohnehin nicht leicht gemacht wird, ihre Stammeseigenart zu bewahren, und die gern doch mit stolzem Hochgefühl auf ihre Heimath weisen möchten, werden unter diesem Gerede leiden und sich vielleicht nicht mehr so wirksam gegen die Tendenz zur Amerikanisirung wehren. War die häßliche Geschichte gar nicht zu vermeiden?

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Berlin, den 8. Dezember 1906.

Abfuhr.

Pro domo?

Dem Vogtländischen Anzeiger, „Amtsblatt für die Königlichen Amtshauptmannschaften Plauen und Oelsnitz", haben Dutzende deutscher Zeitungen eine Geschichte entnommen, die ich nacherzählen will. Herr Harden hat in der „Zukunft" behauptet, Prinz Wilhelm von Preußen habe 1884 auf eine Photographie, die er dem Fürsten Bismarck zum Geburtstag schenkte, geschrieben: „Cave: adsum!" Das klang unglaublich. Ein Plauener fragte Herrn Harden, ob die Angabe unzweifelhaft richtig sei; und erhielt die Antwort, das Bild sei im schönhauser Bismarckmuseum zu sehen. Diese Antwort schien ihm „schlechthin ungenügend". Er wandte sich an das Amtsblatt für die Königlichen Amtshauptmannschaften Plauen und Oelsnitz. Dessen Redakteur schrieb an das Sekretariat der Bismarckstiftung und bekam aus Schönhausen den Bescheid, im Museum sei „allerdings eine Photographie des Kaisers (damals noch Kronprinzen) mit der angegebenen eigenhändigen Unterschrift. Die ganze Unterschrift lautet: ‚Wilhelm Prinz von Preußen. Zum 1.IV.1887. Zum Zeichen seiner treuen Anhänglichkeit und herzlichsten Verehrung. Cave: adsum!'" Woraus denn hervorging, daß Herr Harden die Unterschrift nicht vollständig citirt, um drei Jahre zurückdatirt, also „ein Zerrbild der Wahrheit gegeben hat". In welcher Absicht? Um uns vozulügen, schon 1884 habe Wilhelm gegen Bismarck heimlichen Groll gehegt. Kein Zweifel. „Harden schreibt nämlich: ‚Wer Chlodwigs langweilige Tagebücher liest, muß glauben, der Konflikt zwischen Kaiser und Kanzler habe knapp drei Monate vor Bismarcks Entlassung begonnen. Dieser Glaube würde trügen: Cave: adsum!

Das steht auf einer Photographie, die der fünfundzwanzigjährige Prinz Wilhelm dem neunundsechzigjährigen Fürsten Bismarck zum Geburtstag schenkte.'" Die Sätze, die ich geschrieben haben soll, stehen zwischen Anführungstrichen; der Leser soll also glauben, sie seien wörtlich citirt. Von all den Redakteuren, denen die Geschichte wichtig genug zur Weiterverbreitung schien, hat keiner den angegebenen dem in der „Zukunft" veröffentlichten Wortlaut verglichen. Da („Enthüllungen III", Seiten 169 und 170) stand am dritten November 1906: „Wer Chlodwigs langweilige Tagebücher liest, muß glauben, der Konflikt zwischen Kaiser und Kanzler habe knapp drei Monate vor Bismarcks Entlassung begonnen. Dieser Glaube würde trügen; wie fast jeder, der sich auf Angaben des treulosen, nur auf seinen Vortheil bedachten Mannes stützt." Punkt. Neuer Absatz. (Weil der Raum fehlte, mußte ein noch stärkeres Trennungzeichen wegfallen.) Neuer Gedankengang. „,Cave: adsum!' Das steht auf einer Photographie"; und so weiter. Das Citat ist also gefälscht; wie ich annehmen muß, ohne dolus praemeditatus. Ein Satzstück ist ausgelassen, statt eines Punktes ein Kolon gesetzt, die Thatsache der Trennung verschwiegen. Das war nöthig, um den Glauben zu schaffen, ich hätte die Unterschrift für den Beweis eines früh im Herzen des Prinzen gegen den Kanzler entstandenen Grolls ausgegeben. Das konnte mir nicht einfallen. „Verlasse Dich auf Fürsten nicht! Sie sind wie eine Wiege. Wer heute Hosianna spricht, ruft morgen: Crucifige!" Mit diesen (von Bismarck gern citirten) Versen hatte meine Darstellung begonnen. Der Absatz, der mit der Erwähnung der Photographie anfängt, zeigt die Zeit des Hosianna. Bringt den Satz: „Den Kanzler hat der Prinz ja stets höher geschätzt als irgend einen Ungekrönten". Bringt die Sätze: „Bismarck allein war dem Kronprinzen Autorität. Dem schien er ergeben, wie je ein dankbarer Schüler dem Meister". Erinnert an des Kronprinzen Tischrede vom ersten April 1888. Ein Mißverständniß ist unmöglich. Die enthusiastischen Reden und Depeschen des Prinzen, Kronprinzen, Kaisers wurden angeführt. Und das Ziel der Darstellung war: zu zeigen, wie aus der begeisterten Verehrung des jungen, aus dem blinden Vertrauen des alten Mannes allmählich bitterer, nie wieder versöhnbarer Groll ward.

Die Herren, die der Oeffentlichen Meinung den leckeren Bissen servirten, schrieben mir die Absicht zu, den Sinn der Widmung zu entstellen; deshalb sei die Unterschrift nicht vollständig mitgetheilt und ein falsches Datum angegeben worden. Sehr schön. Hätte ein Solches planender Gauner dem ersten Unbekannten aber gesagt, wo das Bild zu sehen sei? Ich brauchte den Brief des Vogtländers gar nicht zu beantworten oder konnte schreiben: „Ich habe

das Bild selbst gesehen, die Unterschrift selbst gelesen.“ Dann war die Sache erledigt. Ich wies ihn selbst aber an das schönhauser Museum. Warum nicht? Bild und Unterschrift sind nicht seit vorgestern bekannt; sind von Tausenden gesehen, gelesen worden. Der Wortlaut der Unterschrift ist hier schon zweimal veröffentlicht worden. Zum ersten Mal am elften Februar 1893 („Zukunft“, zweiter Band, Seite 288.) Da steht: „Der Kaiser liebt offenbar, mit seinen Inschriften sich in den Geist und in das Amt der Empfänger seiner Bildnisse zu versetzen. Davon wissen nicht nur die Herren von Goßler und Friedberg zu erzählen. Den wichtigsten Beweis bewahrt das Bismarckmuseum in Schönhausen; eine Photographie des Prinzen Wilhelm von Preußen mit der Widmung: ‚Zum Zeichen seiner treuen Anhänglichkeit und herzlichsten Verehrung. Cave: adsum! 1.IV.1884.‘ Drei Monate vorher hatte Prinz Wilhelm dem Fürsten Bismarck eine selbst ausgeführte Kreidezeichnung geschenkt, mit der Unterschrift: ‚Seiner Durchlaucht dem Fürsten-Reichskanzler zum Zeichen wärmster Verehrung und treuster Freundschaft zum Weihnachtfest verehrt.‘ Es ist daher wohl nicht anzunehmen, daß der Prinz dem Manne, den er noch vier Jahre nachher als den großen Fahnenträger des Reiches feierte, damals schon eine Warnung ertheilen wollte. Hüten sollten sich (damals) wohl die Gegner des Kanzlers.“ Als diese Notiz erschienen war, sagte mir Bismarck, so freundlich habe er die Unterschrift nicht gedeutet; sprach dann so, wie ichs am dritten November hier erzählt habe, und hat mich im Lauf der Jahre noch manchmal an die Widmung erinnert. Als ich sie zum zweiten Mal vollständig abdruckte, ließ ich sie ohne Kommentar. Für die Darstellung, die ich am dritten November versuchte, war psychologisch wichtig nur die Thatsache, daß der junge Prinz auf ein dem alten Kanzler als Geburtstagsgeschenk zugedachtes Bild geschrieben hatte: „Cave: adsum!“ Und der Eindruck, den diese Worte auf Bismarck gemacht hatten. Ich hatte deshalb keinen Grund, den ersten Satz der (nicht nur den Lesern der „Zukunft“ längst bekannten) Unterschrift zum dritten Mal abzudrucken. Das Bildgeschichtchen, das in einem Artikel von dreißig Seiten noch nicht sechs Zeilen füllt, konnte für die seltsame Unklarheit im Fühlen des Prinzen zeugen. Diese Unklarheit war milder zu beurtheilen, wenn sichs um einen blutjungen Herrn handelte. Wer der Geschichte eine dem Kaiser unfreundliche Tendenz geben wollte, mußte sie also vordatiren. Ich soll sie zurückdatirt haben. Wie stehts damit? Möglich, daß ich mich verlesen, die 7 für eine 4 gehalten habe. Auch der Sekretär der Bismarckstiftung (der Wilhelm am ersten April 1887 Kronprinz sein läßt) kann aber falsch gelesen haben. Stammt das Motto aus dem Jahr 1887, dann ist Bismarcks Auffassung be-

greiflich. Der alte Kaiser lebte noch, als General Headuck, ein Anhänger Waldersees, zu Chlodwig sagte: „es seien Anzeichen dafür vorhanden, daß Prinz Wilhelm, wenn er Kaiser werde, sich doch nicht auf die Dauer mit Bismarck werde vertragen können.“ Und im Juli 1888 soll, nach Stoeckers Angabe, der Kaiser gesagt haben: „Sechs Monate will ich den Alten verschnaufen lassen; dann regire ich selbst.“ Danach könnte schon im Frühjahr 1887 unter der Schwelle des Bewußtseins die Stimmung gewohnt haben, die der Feder das Warnwort diktirte. Der Prinz hätte dann dem Kanzler, dem er fünfzehn Monate später die Zügel aus der Hand zu nehmen trachtete, zugerufen: „Nimm Dich in Acht: ich bin Dir nah!“ Wäre mein Irrthum Todsünde? Ich schlage das Buch „Otto von Bismarck“ von Karl Strecker auf. Da ist (auf Seite 82) die Unterschrift reproduzirt und als Datum angegeben: 1.IV.1884.) Drunter steht: „Photographie des Prinzen Wilhelm mit eigenhändiger Widmung und dem Motto: Cave: adsum! Zum ersten April 1884. (Aus dem Bismarckmuseum.)“ In diesem Buch, das 1895 erschienen ist und viele Abbildungen aus dem Bismarckmuseum enthält, ist also das Datum zweimal eben so wie von mir angegeben. Der Verfasser, Herr Karl Strecker, ein sehr begabter Mann von starker Poetenempfindung, ist Theaterkritiker der Täglichen Rundschau. In der Täglichen Rundschau ist mir vorgeworfen worden, ich hätte in tendenziöser Absicht das Bild zurückdatirt und Bismarck sagen lassen, was er nie gesagt haben könne; ist, auf Grund eines gefälschten, leichtfertig übernommenen Citates, empfohlen worden, meine Mittheilungen künftig mit Mißtrauen aufzunehmen.

In der Täglichen Rundschau (Verlag des Bibliographischen Institutes in Berlin und Leipzig) fand ich auch den Auszug aus einem Artikel des berliner Professors Delbrück, der noch immer beweisen will, Bismarcks Entlassung sei nöthig gewesen, weil der Kanzler die Absicht gehabt habe, das Wahlrecht der Reichsbürger durch einen Staatsstreich zu beseitigen. Der Kaiser und der Großherzog von Baden, die Bismarck feindlichen Würdenträger, mit denen Chlodwig verkehrte, wissen nichts davon. Herr von Rottenburg erklärt die Behauptung für falsch; und beweist ihre Unhaltbarkeit. Herr Delbrück, der sich selbst den Vorzug besonderer „Unbefangenheit“ bescheinigt (ich bin nicht sicher, ob alle früher und jetzt im Auswärtigen Amt bediensteten Herren zustimmen würden) ist seiner Sache gewiß. Habeat sibi. Ich habe über dieses Quarkgerinnsel das Nöthige schon gesagt; die Frage, was Bismarck in irgend einer Stimmung der kritischen Märztage gedacht oder gesprochen habe, scheint mir auch nicht allzu wichtig. Dem Zweifel entrückt ist heute die Thatsache, daß er damals die Macht des Kaisers zu groß, die des Reichstages zu gering fand; un-

wahrscheinlich also, daß er das Reichsparlament noch mehr schwächen und sich für Wilhelm den Zweiten in das Abenteuer eines Staatsstreiches stürzen wollte. Alles, was er vor und nach 1890 über das Wahlrecht gesagt hat, spricht gegen solche Absicht. Doch Herr Delbrück hat zwei Gewährsmänner; deren Namen er leider nicht nennen kann. Zwei Große Unbekannte also. Und er ist im Urtheil über Bismarck ganz besonders „unbefangen". Ein Beispiel. Im Mai 1899 schrieb er: „Welch eine Menschenverachtung gehört dazu, daß der Kanzler einen solchen Gauner (Moritz Busch) immer wieder an sich gezogen und benutzt hat, die Mitglieder der Dynastie und unsere großen Heerführer zu beschimpfen und zu verleumden". Der Satz ist nicht mißzuverstehen: Bismarck hatte die Absicht, die Hohenzollern und die großen Heerführer zu verleumden, und benutzte Busch, um die Verleumdungen in die Oeffentlichkeit zu bringen (und sich der Gefängnißstrafe, die dem Verleumder droht, zu entziehen). Unbefangen. Was wäre einem Schuft, der als Kanzler das Kaiserhaus und die Heerführer schimpfen und verleumden läßt, nicht zuzutrauen? Als mildernder Umstand ist zu erwähnen, daß Bismarck über Herrn Hans Delbrück ungemein hart geurtheilt hat; einzelne dieser Urtheile hat Herr Dr. Liman in den Leipziger Neusten Nachrichten veröffentlicht. Auch in der Täglichen Rundschau wird dem Unbefangenen derb der Text gelesen; ohne Einschränkung aber abgedruckt, was der Herr Professor gegen mich geschrieben hat. Ich „fange an, das Andenken des Fürsten zu sehr zu belasten". Zu dem „Redakteur der ‚Zukunft' brauchte der Fürst nicht genau eben so zu sprechen wie zu meinem Gewährsmann" (dem einen der beiden Großen Unbekannten). „Ein Herr, den einmal das Gefühl überkam, als könne er mit Herrn Harden auf eine Stufe gestellt werden, übrigens auch ein einfacher Bürgerlicher, ist sogleich von der Fürstin beruhigt worden: Das dürfe er nicht glauben; er sei Freund des Hauses; der Andere sei nur da, weil der Fürst ihn brauche." (Der einfache Bürgerliche ist der dritte Große Unbekannte. Vielleicht hat er einfach bürgerlich gelogen. Vielleicht ist er gar tot. O Pein! Macht nichts. Ein „Gewährsmann".) Der Zweck des Schwatzes ist, den Glauben zu verbreiten, ich sei in Bismarcks Haus wie ein armes Schreiberlein behandelt, von der Fürstin nur geduldet worden, weil ihr Mann mich „brauchte"; von intimem Verkehr könne gar nicht die Rede sein; und was ich über Bismarcks Stimmungen, was ich aus der Geschichte seiner Entlassung erzähle, sei zum allergrößten Theil sicher erfunden. Mit ziemlicher Vorsicht wirds angedeutet. Cui bono? Wird der Zweck erreicht, dann ist meine Darstellung ohne Werth.

Selbstachtung hat mir bisher verboten, auf die Schimpfreden des arm=

fäligen Herrn Delbrück zu antworten; der wackere Mann zielt zu niedrig und trifft mich deshalb nicht. Diesmal antworte ich. Weil die Sache es will.

Als ich der (zweiten) Einladung des Fürsten Bismarck folgte, war ich nicht Redakteur der „Zukunft"; überhaupt nicht Redakteur. Im Haus des Fürsten, in den Häusern seiner Söhne bin ich vom ersten Tag an mit der herzlichsten Intimität behandelt worden. Bin, weil die Arbeit mich in Berlin hielt, viel seltener gekommen, als gewünscht wurde. Fand stets die gütigste Theilnahme an meinem persönlichen Schicksal; hörte stets, daß mein Besuch sehr willkommen sei, meine Abreise sehr bedauert werde. An den Tagen, die ich in Friedrichsruh oder Varzin verlebte, war mein Platz bei den Mahlzeiten immer neben dem Fürsten oder der Fürstin; ließ der höfliche Wirth sichs nie nehmen, mich in meinem Zimmer aufzusuchen; war ich auf dem Vormittagsspazirgang und bei der Nachmittagsausfahrt immer sein Begleiter. Niemals hat er mich „gebraucht". (Ich bin nicht zu „brauchen". Daß mancher Journalist sich ganz in den Dienst des bismärckischen Wollens stellte, konnte ich begreifen; konnte solche freiwillige Dienstbarkeit hoher Achtung werth finden. Doch meine Natur, der in mir lebende Drang nach Unabhängigkeit widerstrebt solcher Leistung.) Sie ward mir nie zugemuthet. Nie gesagt, ich möge Dieses schreiben und Das nicht schreiben. Und da ich den ganzen Komplex der Sozialen Fragen anders sah als der große Mann, mußte ich ihn oft just an der Stelle verletzen, die damals seine empfindlichste war. Wer sagt, ich sei von Bismarck je „gebraucht" worden, behauptet Unwahres; behauptets wider besseres Wissen. Welches Vertrauen mir vom Fürsten und von seinen Söhnen geschenkt wurde, könnte ich durch den Abdruck von Briefen beweisen. Habe es aber nicht nöthig; denn durch Alles, was ich zu Lebzeiten des Fürsten veröffentlicht habe, ists längst bewiesen. Doch da Herr Delbrück zu behaupten wagt, ich sei den Bismarcks ein Werkzeug gewesen, das man braucht, aber verachtet, will ich erwähnen, daß der älteste Sohn des Fürsten die an mich gerichteten Briefe mit der Wendung zu schließen pflegte: „Verehrungvoll der Ihrige H. Bismarck."

Die Fürstin war schwierig. Hatte sehr starke Neigungen und Abneigungen. Sah Manchen, der oft ins Haus kam, nicht gern. Lothar Bucher schrieb 1891, er sei „bei der Hausfrau nicht persona grata." Wenn sie mich, der aus ganz anderem Erleben kam, nicht gemocht hätte, wärs am Ende nicht unbegreiflich gewesen. Von den Kindern ist mir oft gesagt worden, sie freuten sich besonders darüber, daß ich der Mutter so angenehm sei. Ich mußte es glauben. Denn die Fürstin zeigte mir stets die freundlichste Seite. Sorgte gütig dafür, daß dem Zug, den ich benutzte, vor Friedrichsruh das Haltsignal gegeben wurde; daß

ein Wagen mich von der Station abhole, für die Stunde der Rückfahrt wieder bereit sei und die Wegzehrung, die jeder willkommene Gast, auch auf die kürzeste Reise, mitbekam, nicht vergessen werde. (Als ich einmal gesagt hatte, daß ich gern Vanilleeis esse, gabs beim nächsten Besuch wieder diese Nachspeise und die Hausfrau fragte mich, ob sie nicht ein gutes Gedächtniß habe.) Abends, wenn der Fürst Zeitungen las, hat sie oft über Familiäres mit mir geplaudert. Als sie sich im Rollstuhl durch den Park fahren ließ, mich aufgefordert, sie zu begleiten. Wenn ich fort mußte, stets gesagt, daß sies bedaure. Mehr als einmal auch, ich möge wiederkommen, wenn die Tochter da sei. Nach Alledem mußte ich mich für einen gern gesehenen Gast halten. Die Ehrlichkeit dieser tapferen Frau wird am Ende selbst Herr Delbrück nicht bezweifeln. Sein zartes Gemüth ist namentlich auch dadurch verletzt worden, daß ich die Fürstin hier manchmal „Frau Johanna" genannt habe. Der Mann hat kein Stilgefühl. Wer Luthers Frau Käthe, Goethes Mutter Frau Aja, Kleists Freundin Henriette nennt, will damit nicht andeuten, er sei mit ihnen intim. (Das wollte auch Treitschke nicht andeuten, wenn er Herrn Delbrück Hans Tapps nannte.) Ich bin als einziger Gast anwesend gewesen, während Bismarck mit seiner Frau über Religion, Leben und Sterben, über seine Beerdigung und Grabstatt, über die Kinder und Enkel sprach. Habe aber nie gethan, als sei ich der alten Dame nah befreundet gewesen. „Frau Johanna" nannte ich sie hier schon, als ich, nach ihrem Tod, im Dezember 1894 ein Bild ihres Wesens zu zeichnen versuchte. Hats den Witwer und die Kinder verletzt? Gerade dieser kleine Artikel gefiel ihnen besonders; und Professor Horst Kohl, dessen Pietät nicht zu überbieten ist, erbat dann von mir einen Nekrolog für sein Bismarck-Jahrbuch.

Am achten Oktober 1900 stand ich, als der Majestätbeleidigung Angeklagter, vor dem berliner Landgericht. Herr Geheimer Medizinalrath Professor Dr. Ernst Schweninger sagte als beeideter Zeuge aus:

Der Angeklagte hat viel im Hause Bismarcks verkehrt. Der Fürst hat besonders Hardens Selbständigkeit geschätzt und ihn, trotzdem er seine sozialpolitischen Ansichten mißbilligte, zu den zuverlässigen Freunden gezählt, seine Kritik monarchischer Kundgebungen für nöthig, nützlich und von guter Absicht eingegeben halten und noch in den letzten Lebenstagen mit wohlwollender Anerkennung von ihm gesprochen. Frage: Ist es wahr, daß Fürst Bismarck im April 1893, als der Angeklagte Gast in Friedrichsruh war, bei Tisch auf das Wohl des Landgerichtsdirektors Schmidt getrunken hat, der ein paar Tage vorher Harden unter ehrenvoller Begründung freigesprochen hatte? Antwort: Ja; der Zeuge habe selbst damals am Tisch gesessen. Frage: Ist es wahr, daß Bismarck den Angeklagten eingeladen hat, mit ihm die vom Kaiser gesandte Flasche Steinberger Kabinet zu trinken? Und hat er dabei gesagt: „Weil Sie es eben so gut wie ich mit dem Kaiser meinen"? Antwort: Ja; auch bei diesem Vorgang sei der Zeuge zugegen gewesen.

Der Prozeßbericht ist veröffentlicht worden. Als Zeuge war auch Herr Rippler, Herausgeber der Täglichen Rundschau, vernommen worden. Er hat Schweningers Aussage gehört und gelesen. Verbreitet durch seine „unabhängige Zeitung für nationale Politik“ nun aber das Geschwätz des Herrn Delbrück. Jungen Schriftstellern, die ihre Artikel schwer unterbringen können, habe ich bisher immer empfohlen, irgend etwas meine Schändlichkeit nach Gebühr Brandmarkendes an die Frankfurter Zeitung zu schicken; da finde es sicher ein ansehnliches, nützliches Obdach. Jetzt kann ich ihnen auch in Berlin ein solchem Plänchen offenes Blatt empfehlen: die Tägliche Rundschau.

Diesmal war das Plänchen nicht übel ersonnen. Fürst und Fürstin Bismarck, beide Söhne tot. Die überlebenden Damen um öffentliches Zeugniß zu ersuchen, wäre taktlos. Und wenn ich Briefe veröffentlichte, hieße es: Welcher Vertrauensbruch! So habe ich den Artikel des Ordentlichen Professors denn an Schweninger geschickt, der in Bismarcks letztem Lebensjahrzehnt öfter als die Kinder in Friedrichsruh und Varzin war und vor dem Fürst und Fürstin kein Geheimniß hatten. Aus seinem Brief tilge ich natürlich alle Ausdrücke freundschaftlich enthusiastischer Anerkennung meines Mühens und theile nur das Thatsächliche, für die Urtheilsfindung Wesentliche mit.

Schloß Schwaneck bei München.
Am ersten Dezember 1906.

Hochverehrter, lieber Freund!

Mir scheint es tief in der Natur gewisser Menschen und Verhältnisse begründet, daß man Dich herunterzusetzen, Deine durchaus zuverlässigen Darstellungen und Mittheilungen zu entkräften versucht. Da es sachlich nicht möglich ist, sucht mans durch Entstellungen und Verdächtigungen zu erreichen. Ob und wann es den wenigen und ehrlichen Augen- und Ohrenzeugen, die über die Gedanken und Gesinnungen des Fürsten im letzten Dezennium seines Lebens aussagen könnten, gelingen wird, dem jetzigen unlauteren Treiben ein Ende zu machen, bleibt abzuwarten. Die Durchsicht meiner Korrespondenz und Aufzeichnungen hat mir bestätigt, daß ich in der Lage sein werde, einiges Material beizubringen, ohne die ärztliche und menschliche Diskretion zu verletzen. Dich muß ich, wenn man Dich durch Anwürfe zu besudeln sucht, immer nur bitten, Deine ohnehin so furchtbar überanstrengten Nerven nicht darunter leiden zu lassen. Mögen die Hunde bellen! Wer Deinen Verkehr und Deine Stellung im Hause Bismarcks beobachten konnte, wie ich, weiß, daß es eine dummdreiste Erfindung und Fabel ist, die einen unbekannten Dritten als Freund des Hauses, Dich nur als zu brauchenden Journalisten hinstellen will. Nie habe ich vom Fürsten oder von der Fürstin Aehnliches gehört. So oft Du kamst, warst Du ein in diesem Haus freudig willkommen geheißener und gern gesehener Gast, mit dem Fürst und Fürstin ungenirt, lange und intim sich besprachen, so eingehend und über so intime Dinge, wie es nur mit dem Vertrautesten zu geschehen pflegte. Schon weil es meines Wissens ja gar nicht wahr ist, daß der Fürst Dich „brauchte“, kann ich mir nicht vorstellen, daß die Fürstin je etwas auch nur annähernd Aehnliches gesagt habe. Nie habe ich Derartiges als von ihr stammend vernommen. Die Art des Verkehrs mit Dir

und alle mir erinnerlichen Aeußerungen lassen mir Solches undenkbar erscheinen. Freilich ist auch gar Manches als Aeußerung des Fürsten hinausgetragen worden, was er nie gesagt hatte. Viel von Dem, was die Unqualifizirbaren jetzt verzapfen, sah ich in der Nähe des Großen brauen. Der immer aufrechte, unerschütterliche, sich und Anderen treue Fürst war allen Einflüsterungen und Suggestionen aber unzugänglich. Dein Verhältniß zu ihm und seinem Haus kann durch alles Gerede, alle böswilligen Machinationen nicht umgefälscht werden. Wie oft hat der Unvergeßliche mich nach „unserem Freund Max" gefragt, noch in den letzten Tagen! Mit welcher Aufmerksamkeit hat er sofort stets gelesen, was Du für die „Zukunft" geschrieben hattest, und es, auch wenn er nicht einverstanden war, auf seine Art wohlwollend kommentirt! Sogar im berliner Schloß, bei seiner letzten Anwesenheit in der Reichshauptstadt, sagte er, als wir beim Kaffee saßen, es sei schade, daß uns Freund Max hier nicht Gesellschaft leiste. Alle hatten Dich gern, trotzdem die politischen Ansichten nicht immer stimmten; und die Erinnerung an die Tage, die Abende, die wir gemeinsam in Friedrichsruh, Varzin, Schönhausen, Hannover verlebt haben, kann Niemand uns rauben. So weit die Aussprüche, Empfindungen und innersten Gedanken des Fürsten mir bekannt geworden sind, kann ich nur sagen, daß Deine Darstellung in allen Einzelheiten richtig ist ... Willst Du von Vorstehendem Gebrauch machen, so thue es nach Belieben. Mit den herzlichsten Grüßen Dein alter, getreuer Ernst Schweninger.

Jedes Wochenende bringt mir in Haufen Lüge und Schimpf (aus den Sammelbecken) ins Haus. Ich prüfe, ob aus dem Geschreibe Etwas zu lernen ist, ob ich einen Irrthum berichtigen muß; und lasse das Zeug dann in die Müllkiste tragen. Soll ich den Leuten nachlaufen, die meine Artikel bestehlen und den Verfasser begeifern? Soll ich ins Souterrain hinabklettern und mich, zum Beispiel, mit den Dresdener Nachrichten beschäftigen, die an alberner Verleumdung so ziemlich das Aeußerste gegen mich leisten? Wenn mal gar nichts Besseres zu thun ist, entschließe ich mich vielleicht dazu; und dann wird der Königlich Sächsische Kommerzienrath Reichardt erfahren, daß ich über die Interna seiner Zeitung (die Treitschke schon vor vierzig Jahren das „ordinärste Klatschblatt deutscher Zunge" genannt hat) noch mehr zu erzählen vermag als der geachtete Journalist Dr. Lohan, der früher sein Chefredakteur war. Nicht, um für Erbärmlichkeiten Rache zu nehmen, würde ichs thun; nur in öffentlichem Interesse. Das nur hieß mich heute reden. Ob Herr Delbrück mich mit Schmutz bewirft, ist gleichgiltig. Diesmal hat er die Familie Bismarck schlimmer beschimpft als mich. Und, in edler Absicht, versucht, die Darstellung, die ich (mit gewissenhaftem Fleiß, wie ich behaupten darf) von einem weltgeschichtlichen Ereigniß gegeben habe, durch elenden Tratsch um ihren Kredit zu bringen. Die Vorgänge, Stimmungen, Unterströmungen, die bei dem Rückblick zu schildern waren, kennt heute kaum noch Einer so genau wie ich; denn eben so viel und eben so Kontrolirbares wie von Bismarck und seinen Söhnen habe ich aus dem Lager seiner Gegner erfahren. (Das ist ein Zufall, auf den nur

ein Geck stolz sein könnte.) Die Grundmauer, auf der diese Darstellung ruht, wird fest bleiben, auch wenn Bismarcks dritter Band veröffentlicht und von der anderen Seite her ergänzt und bekämpft worden ist. Nach dem hohenlohischen Entstellungversuch mußte ich sprechen. Mußte jetzt auch beweisen, daß von den Anwürfen des klugen Hans kein Stäubchen an mir haften bleibt. Ein widriges Geschäft. Doch die Sache wollte es und ein sehr großer Leserkreis durfte es fordern. Wollen wir dieses Kapitel nun nicht endlich schließen? Nie habe ich mich zu dem Lugversuch erniedert, mein Verhältniß zu Bismarck intimer darzustellen, als es wirklich war. Mich nie für den Verwalter seiner politischen Hinterlassenschaft ausgegeben, sondern eigensinnig immer gesagt, daß ich meine, nicht seine Ueberzeugung vertrete. Nach seinem Tod ihm kein Wort zugeschrieben, das nicht durch das Zeugniß Ueberlebender erwiesen werden konnte. Auf solche Worte mich nur da berufen, wo es unvermeidlich, eine Angabe nicht anders zu stützen war. Trotzdem er mir oft gesagt hat, meine Aufsätze zeigten von allen das sicherste Verständniß für seine Persönlichkeit und Politik, er zähle mich zu seinen Freunden und beweise es deutlich dadurch, daß er sich sogar offene Opposition und „avancirten Sozialismus" von mir gefallen lasse, habe ich mir nie eingebildet, im eigentlichen, heiligen Sinn des Wortes der Freund des großen Greises zu sein. Es giebt keinen Menschen, mit dessen Freundschaft ich prahlen würde; auch mit des größten nicht. Denn Freund kann man Dem nur sein, dem man nicht weniger gibt, als man von ihm empfängt. (Traurig, daß man so Selbstverständliches aussprechen muß.) Es giebt keinen Menschen, mit dem ich auch nur eine Stunde lang verkehren würde, wenn er mich nicht wie Seinesgleichen behandelte; kann niemals und nirgends einen geben.

Keinen auch, der mit Fug sagen könnte, ich habe ihn um „Nachrichten" ersucht; gebeten, mir das Allerneuste zu erzählen. Ich sitze ruhig in meinem Häuschen; und erfahre da genug. Merkwürdig? Daß der Leiter einer politischen Zeitschrift, die seit vierzehn Jahren besteht und jetzt allwöchentlich in zweiundzwanzigtausend Exemplaren verbreitet wird, in der Heimath und draußen Menschen aus allen Schichten und Ständen kennt, auch aus den höchsten, und mit ihnen in gesellschaftlichem Verkehr Gedanken, Wahrnehmungen, Erlebnisse und Berichte austauscht? (Jeder Herausgeber einer großen Zeitung könnte es mindestens eben so gut haben, wenn er sich von Dienstbarkeit frei hielte und, statt auf die Nachrichtenbirsch zu gehen, sich suchen ließe.) Der Dutzendschreiber kann sich's nicht vorstellen; und erzählt drum, Harden beziehe „die überraschenden Geschichten, mit denen er prunkt", aus der Gesindestube. Prunkt er wirklich? Von hundert Geschichten, die ich erfahre, kommt vielleicht eine,

wenn sie gerade zur Charakteristik von Menschen und Verhältnissen dienen kann, ans Licht; immer an die unauffälligste Stelle: damit ja Keiner glaube, ich wolle mich mit solcher Zufallskenntniß okkulter Dinge brüsten. Ich spute mich auch nicht. Stuebels Bordmalheur war mir seit Monaten, die Lösung des Tippelskirchvertrages seit Wochen bekannt, als ich sie hier erwähnte. Da ich nicht mit dem Lokalanzeiger konkurrire, kann mirs gleichgiltig sein, ob solche Sachen hier oder anderswo an den Tag kommen. Was wollen die Schimpfer also eigentlich von mir? Publizistik anständigen Stils ist doch nur Dem möglich, der ins innerste Getriebe des Staates, der Wirthschaft, Verwaltung, Gesellschaft hineinzuschauen vermag. (Die londoner, pariser, wiener, petersburger Zeitungen sind auf höherem Niveau als unsere, weil die Männer, die sie machen, mit Ministern und Botschaftern, Fürsten und Generalen, Großindustriellen und Bankdirektoren de pair en pair verkehren.) Privatklatschgeschichten sind hier nicht zu finden; nur Mittheilungen, die zur Beleuchtung deutscher Zustände nützlich erscheinen und für die Haltbarkeit meiner Auffassung zeugen. Und daß dabei Vorsicht waltet und behutsam für erweisliche Wahrheit der Angaben sorgt, ist am Ende kein unsühnbares Verbrechen.

Auch Vorsicht schützt freilich nicht gegen Entstellung und Fälschung. Zwei Beispielen, die ich erwähnen mußte, mag noch ein drittes folgen. Durch viele Zeitungen ist (von einem dunklen berliner Winkel aus) ein Artikel gegangen, in dem ich als „das Opfer einer falschen Berichterstattung" bejammert werde. Ich soll geschrieben haben, Herr von Tschirschky sei vom Fürsten Eulenburg, „mit dem er seit Langem enge Beziehungen unterhalte, dem Kaiser suggerirt worden." Zweck der Suggestion sei, dem Fürsten die Möglichkeit zu schaffen, „seine politischen Absichten unter Umgehung des Kanzlers oder gegen dessen Willen beim Kaiser durchzusetzen". Diese „hardensche Kombination ist absolut unzutreffend". Und dieses Gerede ist absolut blödsinnig. Denn von Alledem habe ich kein Wort gesagt. Ich würde mirs dreimal überlegen, ehe ich von einem Mann behauptete, er „unterhalte seit Langem enge Beziehungen zum Fürsten Eulenburg". Um seine Wünsche ans Ohr des Kaisers zu bringen, braucht der Fürst nicht den Staatsmann Carlino, Sachsens Stolz und Hoffnung, zu bemühen. Das gehört doch wohl zum Pflichtenkreis des Grafen Kuno Moltke. Von Suggestion, Beziehungen, politischen Absichten war hier nie die Rede. Hier standen neun Worte; wirklich nur diese neun: „Sein (Philis) letzter Personalerfolg heißt Tschirschky. Es sei sein letzter." Alles Andere ist munter hinzuerfunden. Der Artikel wird in einer feinen und in einer groben Form verbreitet; die feine krönt der Satz: „Es mag endlich einmal bestimmt festgestellt

werden, daß Derjenige, der Herrn von Tschirschky für sein jetziges Amt dem Kaiser vorgeschlagen hat, kein Anderer ist als Fürst Bülow." Bestimmt? Ich behaupte: Fürst Bülow hatte zunächst einen Anderen vorgeschlagen, einem Anderen die Nachfolge Richthofens in Aussicht gestellt. Zweitens: Fürst Bülow konnte, als er der Absicht des Kaisers zustimmte, als höflicher Mann nicht Nein sagen. Drittens: Die Ernennung Tschirschkys entsprach mehr den Wünschen des Liebenbergers (La curée!) als denen des Kanzlers. Viertens: Wer dem Fürsten Bülow zutraut, er habe freiwillig gerade den in Hamburg „bewährten" Herrn von Tschirschky zum Gehilfen erkürt, schätzt die Sachlichkeit und Urtheilsfähigkeit des ersten Reichsbeamten noch beträchtlich geringer als ich. Im Uebrigen ists jetzt einerlei, wie der Herr in sein Amt gekommen ist. (Glaubt ein Erwachsener, Bülow werde öffentlich sagen, der Kandidat sei ihm aufgedrungen worden?) Wir müssen ihn eben leiden. Und ich will artig sein und von den römischen Erlebnissen und Leistungen der Excellenz (Monts-de-Piété, spöttelten in Barères Haus die Franzosen) nichts weiter erzählen, bis sie, beim Etat des Auswärtigen Amtes, selbst das Wort ergriffen hat.

Dem Fürsten zu Eulenburg und Hertefeld und seinen Freunden kann ich solche Zurückhaltung noch nicht versprechen; könnte es erst, wenn sie sich entschlössen, ihre spirits nur noch für den Privatgebrauch arbeiten zu lassen. Auch dieses interessante Grüppchen soll ich „verkannt" haben. „Zum Theil haben die Träger der genannten Namen sich im Lauf der letzten Woche gegen die Behauptung Hardens gewandt." (Wo denn? Kein mir Bekannter hat davon gehört.) Das stand in den Münchener Neusten Nachrichten. Da wurde mir auch gerathen, „offen zum Angriff überzugehen, statt mit halben Worten allen Vermuthungen Thür und Thor zu öffnen." Ich glaubte, am siebenzehnten November hier recht offen über den Fürsten Philipp zu Eulenburg gesprochen zu haben (den ich schon aus den Tagen des Prozesses Tausch sehr genau kenne). Daß vor dem Nachtbildchen der Hexenzunft dann nur „halbe Worte" fielen, war durch die Oekonomik bedingt. Die münchener Herren (die natürlich ja die vogtländische Mär von meinem Mottofrevel verbreitet haben) sind doch wohl erfahren genug, um zu wissen, daß es in der Politik manche Situation giebt, die nur halbe Worte erlaubt; einstweilen wenigstens nur eine leise Warnung. Cave adsum! Wirds nöthig, dann werde ich lauter reden. Mich aber freuen, wenn das Grüppchen, dem ich jedes Privatvergnügen gönne, das politische Geschäft aufgiebt und mir (und Anderen) leidige Pflichterfüllung erspart.

Bald muß sichs entscheiden. Heute nur noch eine (harmlose) Frage. Wie ist das Verhältniß des Fürsten Eulenburg zu der „Deutschen Gedenkhalle",

dem hier schon zweimal erwähnten, mit dem schwarzen Preußenaar gezierten Prachtwerk, das für fünftausend Mark zu kaufen ist? Ein Geschichtschreiber hatte die Mitarbeiter geworben, ein Kunsthistoriker die zu reproduzirenden Bilder ausgewählt. Im April 1906 kam plötzlich an die Mitarbeiter (ungefähr dreißig Universitätprofessoren, die seit drei Jahren verpflichtet waren) ein Rundschreiben des Fürsten. Er, hieß es da, habe „die Aegide des Werkes übernommen“ und es, in Gemeinschaft mit dem österreichischen Buchhändler Herzig, dem Kaiser überreicht. Der habe es huldvoll angenommen und werde jedem Mitarbeiter ein Dankschreiben zugehen lassen. Das kam denn auch; noch vorher aber die Kunde, Fürst Eulenburg habe den Hohen Orden vom Schwarzen Adler erhalten. Nun erklärt mir, Oerindur, diesen Zwiespalt der Natur! Von den Herren, die 1903 die Mitarbeiter warben und die Bilder wählten, ist nicht mehr die Rede. Phili steigt aus der Versenkung und überreicht ein Buch, das er nicht geschrieben, dessen Inhalt er nicht einmal zusammengestellt hat; überreicht das Werk bekannter Professoren, die von seiner „Aegide“ nichts ahnten und noch jetzt nicht wissen, was dieses Fremdwort hier bedeuten solle. Herzig. Da ich gerade beim Fragen bin und vorhin Moritz Busch, Bismarcks emsigsten Schreiber, erwähnen mußte: Was ist aus Buschs literarischem Nachlaß geworden? Frau Urban, die Tochter und Erbin des Alten, hat ihn im Januar 1901 an den Verleger des Lokalanzeigers verkauft. Interessante Sachen. Von Bismarcks Hand korrigirte Manuskripte und Fahnen; Briefe von Herbert und Wilhelm Bismarck und dem Grafen Kuno Rantzau, von Bucher, (Hunderte), Hehn, Treitschke, Freytag, Julian Schmidt, Willisen, Sammer, Aegidi, Bamberger und anderen bekannten Politikern (der Mann, den Herr Delbrück einen Gauner schimpft, hatte einen recht stattlichen Verkehrskreis); zwei Briefe und ein Votum Bismarcks über die Volksschule (aus dem Jahr 1885); Notizen vom koburgischen Hof (1862); Bericht Boyens über Napoleons Reise nach Wilhelmshöhe; Dossier über das Wirken Keudells; Bericht Holsteins über sein Gespräch mit dem Commune-General Cluseret; und einzelne noch sekretere Aktenstücke. Der Käufer verpflichtete sich schriftlich, das Erworbene weder zu vernichten noch an Gegner Buschs auszuliefern, sondern es zu veröffentlichen. Herr August Scherl verfügt über zwei Zeitungen und viele Zeitschriften; hat in sechs Jahren von all dem werthvollen Material aber noch nichts ans Licht gebracht. Warum? Hatte er in dieser Zeit zu viel Sonne?

Pro patria.

Der Schuster Wilhelm Voigt ist zu vier Jahren Gefängniß verurtheilt worden. Als er, in der vertrödelten Uniform eines Hauptmanns, gen Köpenick

gezogen war, jauchzte ihm lachend der Erdball zu. Im Käfig der Angeklagten war er eine still rührende Gestalt, die aus den Welten Dostojewskijs oder der Evans zu kommen schien. Ein seltsamer Mensch; ein genialer? Er hat siebenundzwanzig Jahre lang im Zuchthaus gesessen: und wußte, was im Deutschen Reich Wilhelms des Zweiten ausführbar sei. Er hatte nie den Rock des Königs getragen: und ward von Soldaten, Gendarmen, von einem Reserveoffizier gar für einen preußischen Hauptmann gehalten. Er hat Stiefel geflickt und Kohlen geschaufelt: und wendet kein Fremdwort falsch an und citirt Sätze aus Treitschkes Deutscher Geschichte. Ohne Pose stand er vor Gericht, ohne Gauklerstolz und Sündersch am; gab sich ganz schlicht. Und was er sprach, war stärker, war auch feiner nuancirt als ringsum all das strenge oder sanfte Gethu der „Studirten". Psychologeninstinkt, Drang nach reinlicher Wahrhaftigkeit, Humor von der grimmigen und von der weichen Art: Alles funkelte durch die Zuchthäuslerkruste. Wo ist gleich wieder Einer, der so als Diktator im Rathhaus, so als begaffter Delinquent im Gerichtssaal besteht? Dort die Karikatur, hier das Melodrama mit sicherem Takt meidet? Vier Jahre Gefängniß. Der Spruch konnte härter lauten; ist aber noch zu unmild. Wem hat der Meisterstreich des verhärmten Satirikers denn geschadet? Dem Ansehen zweier Kommunalbeamten; die auch ohne Voigts Einfall das Schlottern gelernt hätten. Der dem Gerichtshof Vorsitzende hat selbst gesagt, das Urtheil, das den Schuster auf fünfzehn Jahre ins Zuchthaus stieß, sei anfechtbar gewesen. Dann hat die Polizei, nach Recht und Pflicht freilich, den Armen von Ort zu Ort gescheucht; ihm nicht gestattet, sich redlich zu nähren. Bis der unter Polizeiaufsicht Stehende listig die Kommandogewalt an sich riß und im Namen des Königs über Militär und Civil verfügte. Kühneres hat Cervantes, der größte Tragikomiker unserer Bewußtseinswelt, nicht ersonnen; nicht im edelsten Sinn Frecheres. Der werthvolle Mensch ist nicht zu retten; und die Reformpläne, die sein Schicksal auftauchen ließ, sind leichter beschwatzt als ausgeführt. Ist an diesem Wilhelm Voigt aber gar nichts zu sühnen? Erbittet Gnade für ihn; zu Zehntausenden, Hunderttausenden. Dann wird Euch der Kaiser erhören. Er ist ein Christ. Hat den Seufzer vernommen: Misereor super turbam! Vielleicht, als Schirmherr des Orients, im Koran die Frage gefunden: „Wann naht unserer Welt das Ende?" Und die Antwort: „Wenn eine Seele nichts mehr für die andere vermag". Und muß, auf Euren Anruf, merken, daß vom Kleide der deutschen Nation ein allzu weithin sichtbarer Fleck zu tilgen ist. (Jeder Anwalt oder Journalist schreibt Euch das Gnadengesuch. Vielleicht unterzeichnens die Richter, die Voigt verurtheilt haben. Dreißigtausend Namen: Das wäre schon Etwas.)

... Kolonialkrieg im Reichstag. Herr Dernburg excellirte zum ersten Mal. Wirkte gar nicht wie ein Neuling. Als säße er seit Jahren am Bundesrathstisch. Schien in die Runde zu zwinkern: On ne roule pas le vieux parlementaire! Ein Debut, das von fern wie eine Alltagsleistung wirkt: Nützlicheres war nicht zu erreichen. Ganz ohne Fehler gings nicht ab. Denkschriften, die, nach dem witzig treffenden Wort des Domdekans Schaedler, an Finanzprospekte erinnerten (deren schlimmste Mängel, trotz dem Triumphgeschrei des Herrn Bebel, im ganzen Hohen Haus aber kein Menschenkind merkte). In der ersten Rede mehr Beamtentechnik als Schöpfervermögen. Irrungen: wer für die Entwickelung unserer Kolonien so viel gethan hat wie Adolf Woermann, darf, auch wenn er ein Bischen grob verdienen wollte, nicht behandelt werden wie ein lästiger Küstenspekulant. Dann ein allzu hitziges und doch allzu vages Bekenntniß zu dem „Optimismus", von dem heute in Deutschland so Wunderliches zu hören ist. (Herr Friedrich Dernburg sollte seinem Bernhard am Halen- oder Herthasee Schopenhauers Sätze [„von der Bejahung und Verneinung des Willens"] vorlesen: „Ich kann hier die Erklärung nicht zurückhalten, daß mir der Optimismus — wo er nicht etwa das gedankenlose Reden Solcher ist, unter deren platten Stirnen nichts als Worte herbergen — nicht blos als eine absurde, sondern auch als eine wahrhaft ruchlose Denkungart erscheint, als ein bitterer Hohn über die namenlosen Leiden der Menschheit. Man denke nur ja nicht etwa, daß die christliche Glaubenslehre dem Optimismus günstig sei, da im Gegentheil in den Evangelien ‚Welt' und ‚Uebel' beinahe als synonyme Ausdrücke gebraucht werden." Der Vater sollte den Sohn vor der Feuerbachsgefahr und vor dem Pharus am Meer des Unsinns warnen. Ihm statt des allzu oft mißbrauchten Philosophenterminus, der auf Weltanschauung deutet, für künftige Fälle Fontanes Spruch empfehlen: „Du wirst es nie zu Tüchtigem bringen bei Deines Grames Träumerein; die Thränen lassen nichts gelingen: der Schaffende muß fröhlich sein." Das will der Herr Kolonialdirektor nämlich sagen, wenn er von seinem Optimismus spricht.) Manchmal ein allzu sichtbares Streben, sich als den justum et tenacem propositi virum zu zeigen. Das Alles wäre nicht schlimm. Ein Mann, der nur spricht, wenn er Etwas zu sagen hat. (Starres Staunen der beiden ihm vorgesetzten Beamten.) Unter dessen ungefügen Satzblöcken das Rattenfängerpfeifchen des (in Afrika besonders fürchterlichen) Kanzlers plärrend zerbarst. Fleiß, Energie, konstruktiver Verstand, rasche Auffassung und eine Vitalität, die Faustens letztes Lebensziel im Courierzug erreichen möchte. Eine Persönlichkeit; und obendrein noch ein Redner, der donnern und kitzeln kann. Dennoch: nach der ersten Par-

lamentswoche ein Schwerverwundeter. Als er die Ehrentoga des Abgeordneten Roeren in Fetzen riß, erlebte er einen Triumph wie seit Bismarcks Tagen Keiner am Tisch des Bundesrathes. Schien er für Minuten groß; und war für den Reichsdienst verloren. Ob er bleibt oder geht: verloren. Fürst Bülow, der müde Zärtling, hat ihn sofort preisgegeben. Ihn nur halb mit Erbarmen gedeckt. Dernburg war von den Herren Roeren und Ledebour, auch von Anderen, behandelt worden wie ein bemakelter Mann. Wie Einer, der aus dem Schlamm gestiegen ist und sich nothdürftig gesäubert hat. „Lug und Trug". „Bilanzverschleierung". „Mit Ihrer Vergangenheit kann man keinen ehrlichen Menschen bloßstellen." „Sie haben den Ton eines Börsenjobbers." Und so weiter. Wenn der Kanzler danach für den Kolonialdirektor das Wort nahm, mußte es ein Gewitter geben. Bernhard der Erste säuselte. Bernhard der Zweite war um seinen Nimbus. In Aktionärversammlungen läßt sich Solches hinnehmen. Im Reichstag nicht. Nicht der unverhüllte Ausdruck schnöder Verachtung. Völlig unverdienter; gewiß. Dernburg weiß, kann und ist im kleinen Finger mehr als die ganze Sippe, die ihn umheulte. Einerlei. Nur die schnellste Satisfaktion konnte ihn retten. Versöhnt er sich dem Herrn Roeren und dessen Trabanten, so ist er fortan eine Excellenz wie andere Excellenzen. Es giebt Beschimpfungen, nach denen in einer engen Lebenszone nur noch für einen von zwei Gegnern Raum ist. Der Reichskanzler mußte sagen: „Der Herr, der sich so schmählich vergessen konnte, hat sich aus der Gemeinschaft kultivirter Menschen geschieden und wird für mich und meine Vertreter nicht existiren, bis er öffentlich Abbitte geleistet hat". So ungefähr. Er hats nicht gethan. Denn er lebt von der Gnade des Centrums. An Dernburgs Stelle hätte ich nach der Rede des Kanzlers den Saal verlassen und in der Wilhelmstraße meine sieben Sachen zusammengepackt. In diesem System ist für einen Mann seines Wuchses kein Platz.

Eine schlaue Intrigue? Seit Wochen munkelt man: „Er glaubt, die Geheimräthe zu haben, und sie haben ihn". Die ihm Vorgesetzten und Untergebenen mußten ihm sagen: „Wie es unter Richthofen, Stuebel, Vorschußerni in der Koloniabtheilung aussah, siehts überall bei uns aus. Die Geschäfte werden in der Coulisse gemacht; der Eiserne Ring hält den Kanzler fest umklammert; und jedes Parteihaupt ragt hoch über uns hinaus. Bismarck sprach vom Kryptoabsolutismus als von der gefährlichsten Form der Autokratie; wir haben Kryptoparlamentarismus. Nehmen Sie sich in Acht! Wenn Sie nicht vorher im Stillen mit den Leuten einig sind (was ja einiges Geschrei nicht ausschließt), ist nichts zu hoffen, ist Alles zu fürchten". Sie sagtens nicht. Ließen ihn in blindem Eifer vorwärts stürmen. Ich habe guten Willen, dachte er, eine unge-

heure Arbeitleistung und beträchtliche Erfolge hinter mir, bring der Sache meine ganze Kraft und den Leuten schon jetzt die Erfüllung manches Wunsches; fair play kann ich erwarten; sie werden anerkennen, daß ich ein anderer Kerl bin als meine Vorgänger, und in den ersten Wochen wenigstens meine Autorität stärken, nicht schwächen. Gesegnete Mahlzeit! Er hats gewagt. Die (unantastbaren) Missionare getadelt, die „Nebenregirung“ der Roeren und Genossen enthüllt, die „Eiterbeule“ aufgestochen. Welcher Stank! Doch auf den Galerien Jubel und in der liberalsten Presse die Vorahnung herrlichsten Morgenrothes. Dann wurde desinfizirt und gelüftet. Wurden Stirnen geglättet und Hände geschüttelt. Nebenregirung? Draußen und drin ist gesündigt worden. N'appuyez pas! Eiterbeule? Das war doch, meine verehrten Herren, nicht auf Ihr patriotisches Wirken zu beziehen; auf ganz, ganz andere Dinge! „So stand er, ein gemalter Wütherich, da“. Wenn die Fehde gegen den schwarzen Oberlandesgerichtsrath (der so wunderhübsch schimpfen kann; und doch in der Richtermajestät bleibt?) nicht eine vorbedachte politische Aktion war, dann war sie eine kaum glaubliche Unklugheit. Halten zu Gnaden!

Dann ist eine Mausfalle zugeklappt („Bei uns giebts keinen brauchbaren Mann; von der Börse müssen sie einen holen“); oder eine Naturgewalt hat gewüthet. Ich bin mehr für das psychologische Drama als für das Intriguenstück. Herrn Dernburg ward längst nachgesagt, er könne nur da was Rechtes leisten, wo er unumschränkt herrsche. Begreiflich. Anderer Leute Kinder kämmen: eine Aufgabe für Alte Jungfern. Unter Bismarck ginge es; mit Siemens und Stinnes gings eine Weile. Aber für die fruchtbaren Gedanken des Fürsten Bülow leben? Charmiren konnte er den neuen Mann, ihn mit Rosenketten an sich ziehen; zu halten vermöchte er nie Einen, der selbst den großen Königsgedanken Hakons in sich keimen fühlt. Und Kolonialabtheilung oder Kolonialamt: der Reichskanzler giebt den Ton an; und an den sonderbaren Versuch, „die Politik hinauszuwerfen“, kann nur ein Neuling denken. Die Politik ist das Alpha und Omega des Kolonialgeschäftes. (Drum ists, in Parenthese, eine Todsünde, jetzt, den Briten zur Wonne, auch nur einen bewaffneten Mann aus Südwestafrika heimzurufen.) Wo die internationale Politik in unzulänglichen Händen ist, kann selbst ein junger Chamberlain aus den Kolonien nichts machen. Die Frage war nur: Kriegt der zweite den ersten Bernhard unter? Die ist nun beantwortet. Meister Braun kann im Porzellanladen nur Unheil anrichten. Dahin gehören nette Figürchen; paßt allenfalls noch ein Füchschen. Weil ich in Herrn Dernburg eine ungewöhnliche Willenskraft und einen von der Phantasie mit breitem Rand umsäumten Intellekt bewundere, wünsche

ich, daß er geht; unverbraucht, ohne Einbuße an innerer und äußerer Ehre. Geht und sagt: „Jetzt wißt Ihr wenigstens, wie die Arbeit zu organisiren ist."

Wer wäre dann für die Nachfolge zu empfehlen? Generalkonsul Stemrich, der als der beste Konsularbeamte des Reiches gilt und in Persien (unter Bülows Nominalverantwortlichkeit) doch nichts wirken kann. Der kennt die Briten und den Islam und würde sich mit klugem Anstand in die Verhältnisse schicken; mit unmerkbarem Lächeln den staatsmännischen Expektorationen des Herrn von Tschirschky lauschen. Oder der Abgeordnete Erzberger. Im Ernst. Trotz seiner Jugend. Ein starkes Talent. Ein Mann von Augenmaß und Taktikergeschicklichkeit. Seine Reden waren die besten in diesem nutzlosen, eklen Siebentagewerk; die beinahe einzig guten. Er weiß, was er will, und schießt nur, wenn er das Ziel deutlich vor sich sieht. Da erwächst dem seit Liebers Tod führerlosen Centrum eine Hoffnung; just in diesem von allen Narren Verhöhnten. Warum könnte er nicht nach den ersten Semestern ins Amt? „Viel besser wird man um die Vierzig auch nicht mehr", sagte Bismarck zu Goßler. Mit einem tüchtigen Routier als Gehilfen ginge es. Die Centrumsherren säßen dann vor Aller Augen um die Quellen der Macht; und wie rasch Macht ohne Verantwortlichkeit korrumpirt, hat schon der fromme Puseyit Gladstone erfahren. Oder zunächst Prinz Arenberg als Staatssekretär und Erzberger als sein Stabschef ... Noch aber athmet Dernburg im Licht; und ahnt am Ende gar nicht, daß unter ihm das Thrönchen wankt; daß dieser Reichstag das Format Bülow und die Ingerenz der (katholischen und evangelischen) Roeren als sein wichtigstes Lebensrecht verlangt. Sieben Tage lang öde Rederei, denkt er; und will vielleicht wieder an die Arbeit. Er könnte reulos scheiden. In der Beschränkung, die, nach ungeheuren, unverzeihlichen Fehlern, der deutschen Politik für die nächsten Jahre zur Pflicht wird, kann auch Meisterschaft sich nicht zeigen. Wittert ers? Die Vertreter des Volkes scheinen guten Muthes. Alle schon zu hoffähigem Optimismus bekehrt? Auch die allerchristlichsten? Sie lachen und schimpfen, schimpfen und lachen, daß es eine Lust ist. Haben sieben Tage lang Zeit, all das Zeug vorzubringen, das sie in der Frühjahrssaison zur Schau stellten, bei der Berathung des Kolonialhaushaltes wieder zur Schau stellen werden. Anderthalb Tage für die internationale Politik, sieben für Niggermißhandlungen. Unter dem Auge der Fremden, die für ihre Palaver Perlen fischen. Das Deutsche Reich war nie in schwierigerer Situation. Und der Deutsche Reichstag läßt, den Zuschauern zur Freude, eine Woche hindurch die Müllgruben leeren.

Die Frau und die Vernunft.

Jeder leidenschaftliche Vernunftanbeter unter den Philosophen und Denkern ist ein lebender Beweis dafür, daß die Vernunft misogyn ist. Diese Thatsache zu verwischen, kann nicht in unserem Interesse liegen. Denn der Antagonismus zwischen der Frau und der Vernunft ist eine Realität; und er ist wechselseitig.

Diese Situation würde nun freilich für uns Frauen vernichtend sein, wenn die Vernunft etwas Absolutes wäre. Aber man beginnt, jetzt darüber klar zu werden, daß sie Das nicht ist. Das zu betonen: daran haben wir ein Interesse. Man betrachtet jetzt auch die Vernunft historisch, als etwas Gewordenes, mehr noch, als etwas Gemachtes: die Vernunft ist ein Werkzeug und hat ihre Geschichte. Den Niederschlag dieser Geschichte finden wir in der Sprache; und wie man diese zum Vortheil für ihre Erforschung immer mehr als eine gesellschaftliche Leistung ansehen gelernt hat und als Instrument zur Förderung des menschlichen Verbandlebens, so werden auch alle Methoden und Werthe der Vernunft erst verständlich, wenn man diese als Werkzeug der Allgemeinheit betrachtet, das gemeinsames Existiren und Handeln ermöglichte. Es ist keine allzu kühne Vermuthung, daß die Lehre von der Vernunft in kurzer Zeit, wie es die Sprachwissenschaft schon jetzt ist, ein Zweig der Soziologie werden wird.

Diesem Zusammenhang entspricht zunächst die im Grunde imperativische Anlage der Vernunft; denn das primitive Gemeinschaftleben spielte sich in der Beziehung des Befehlens und Gehorchens ab. Die Nachwirkung dieser Grundlage ist bis zur letzten Weiterbildung unverkennbar: die Kategorien der Vernunft haben den Imperativ in sich. Sie wurden, wenn nicht erfunden, so doch angewandt, um zu wirken. Das Zwingende ist das Charakteristikum der Vernunft; freilich versteckt und modifizirt, als ungewollt und Folge der ihr innewohnenden „Wahrheit". Das Verstecken des Imperativischen war ja der Vorzug, den die Vernunft vor dem direkten Befehl, dem nackten Zwang durch Faust, Schwert und Peitsche, hatte und der sie so brauchbar machte; indem sie Ueberreden und Ueberzeugen an die Stelle des Befehlens setzte, war sie unverfänglicher, auch subtiler, weiter reichend, dauernder und billiger. In diesem Maskiren des herrschsüchtigen Willens liegt der Keim der ganzen weiteren Entwickelung der Vernunft. Sie gab sich uneigennützig, gemeinnützig und war schließlich gezwungen, es wirklich zu werden. In ihrer reinsten und konsequenten Durchbildung, ob religiös oder philosophisch, führt sie immer zur Forderung eines „gerechten" Zustandes, in dem Alle Jedem befehlen, Alle Jedem gehorchen. So auch heute; Alle schützend, schonend, erhaltend, hemmt sie jeden Einzelnen, zwingt ihn zu Oekonomie und weitsichtiger Berechnung, giebt fernen

Vortheilen einen Ueberwerth über der augenblicklichen Lust, der Dauer über der Intensität, kurz, ist asketisch und sozial. Damit ist sie heute, was sie stets war: ein Verständigungmittel, mit der Tendenz, zu binden, zu zwingen, zu vereinen, zu organisiren, und zwar mit der Neigung zur Ausschweifung ins Allgemeingiltige und Nivellirende. All ihre Werthe, Objektivität und Gerechtigkeit voran, nehmen den Muth zu ihrem selbstbewußten Auftreten aus ihrer Brauchbarkeit als allgemeingiltige Werthe. Die Geschichte der Vernunft ist die der fortschreitenden ausgleichenden Sozialisirung.

Wer einwendet, Das sei die Geschichte der Moral, vergißt, daß Moral praktische Vernunft ist, daß Moral (wie auch Religion) von dem Quantum Vernunft lebt, das ihr innewohnt. Zur Herrschaft gelangen kann keine andere Moral als vernünftige: zur Allgemeingiltigkeit qualifizirte. Kants Imperativ ist vernünftig und moralisch; das Kategorische an ihm beruht auf der indiskutirten Allgemeingiltigkeit. Individual-Moral ist durchaus interessant, aber indiskutirbar; im günstigsten Fall Zwischenspiel, Erholung, Ferien der Vernunft. Uebrigens hat es auch an Ansätzen zu einer individuellen reinen Vernunft, einer individuellen Erkenntniß-Methode nicht gefehlt: credo, quia absurdum est ist solch ein kühner Versuch. Aber Das verweht. Denn beide Funktionen der Vernunft, Moral und Erkenntniß, ruhen durchaus auf interindividueller Grundlage und das Kriterium der Moral wie der Wahrheit ist die Verbreitbarkeit.

Wie steht nun die Frau zu dieser Vernunft? Man kann von vorn herein vermuthen: ganz anders als der Mann. Die Vernunft ist ja das Werk des Mannes. Gemeinsames Handeln war stets seine Sache; von der die Frauen ausgeschlossen waren. Sie brauchten deshalb nicht die Vernunft; weder zum Befehlen noch zum Gehorchen. Die Frau gehorchte nur Einem, dessen Eigenthum sie war. Sie lebte fast nie in der Gemeinsamkeit. Die Frau ist einsam durch die Geschichte gegangen. Einsam und ohne Vernunft. Das gehört zusammen. In ihrem Lebenskreis genügte die Sicherheit alter Instinkte.

In dieser verschiedenen Stellung zur Vernunft liegt der wichtigste Unterschied zwischen dem geistigen Wesen des Mannes und dem der Frau. Daß wir den Männern an Vernunft nachstehen, ist denn auch nicht nur eine Erfindung der europäischen Philosophen, sondern (was für Manchen schwerer wiegt) auch der Volksmund giebt ihnen darin Recht; in den Sprichwörtern aller fünf Erdtheile. Die Frauen sind unzuverlässig, unberechenbar, undisziplinarbar und ungerecht, ohne Weitsicht und lange Berechnung, verschwenderisch und ohne Oekonomie, Alles leichter entbehrend als Putz und Schein, jeder Stimmung und Laune hingegeben, hilflos gegen jede Verführung, ohne Scharfsinn, wo sie kein Interesse haben (und sie haben nur ein Interesse), ohne Sachlichkeit, daher leichter geneigt, zu lügen, zu betrügen, ja, selbst, zu stehlen. Kurz, von Nietzsche bis herunter zum letzten Australneger sind Alle darin einig:

den Frauen fehlts an Vernunft. Und es ist nicht zu leugnen; sie haben Recht. Aus dieser allgemeinen Verachtung suchte man einen Ausweg; und indem man richtig sah, daß es die Oeffentlichkeit, das gemeinsame Handeln, das soziale Leben war, wo die Männer ihren Charakter erwarben, der sie fast zwang, auf uns herabzusehen, so steuerte man auf dieses Leben los, drängte auf Theilnahme an diesem Leben, das allein zur Vernunft erzieht.

Die Erkenntniß der „Minderwerthigkeit“ ist nun allerdings nicht der erste Anstoß zur Bewegung gewesen, sondern ist schon ihre erste Folge. Der Grund und vor Allem die Ausdehnungmöglichkeit der Bewegung zur Vernunft liegt tiefer: darin, daß sie eine Forderung der Oekonomie ist. Die Vernunft ist eminent wirthschaftlich. Der von ihr Beherrschte beansprucht ein Minimum von Raum; sie macht also die Erde dichter bewohnbar; sie ist die Quartiermacherin der Fruchtbarkeit. Jetzt, nachdem sie schon jeden Mann zwingt, unter beständiger Arbeit und Bescheidenheit siebenzig Jahre alt zu werden, rationell zu leben und zu sterben, jetzt kommen die Frauen daran. Sie müssen nutzbar gemacht werden. Bisher waren sie nur zu sehr „Luxusgeschöpfe“; sie müssen ökonomisch, vernünftig gemacht werden. Verwunderlich ist nur, daß sie mit Jauchzen, als schritten sie dem größten Glück entgegen, in dieses Joch gehen.

Dieses Jauchzen ist so zu verstehen: man glaubt, nichts zu verlieren und Alles zu gewinnen. Nichts zu verlieren? Aber Alles, was die Frau an Stärke besitzt, ist gebunden an ihren Mangel an Vernunft. Der macht sie einsam und in sich geschlossen. Die Vernünftigkeit macht gemeinsam. Der vernünftige Mensch ist niemals mehr allein; mit der Vernunft sitzt ihm die übrige Menschheit als Zuschauer und Richter im Gehirn; er ist ein durchaus öffentlicher Mensch. Nur die Einsamkeit verbürgt uns Ruhe, Gleichgewicht, Reinheit und Unschuld; die Vernunft bringt uns um das Gefühl der Fülle und Sicherheit; denn ohne Vernunft fühlen wir uns nothwendig und immer im Recht, mit Vernunft mißtrauisch, zweiflerisch, leer und schwach. Die Vernunft finden wir kritiksüchtig und anmaßend. Dazu schreit sie in die Ohren und macht taub für jede leisere Stimme des Instinktes, weil sie die Sprache für sich hat und die halbe Menschheit ihr eine Resonanz bildet. Und wir verlieren außer Sicherheit und Frische noch mehr: unseren besonderen Gefühlston, die Güte und Wärme in der Liebe, den herzlichen Egoismus; denn die Wärme kommt immer vom Egoismus (nicht von dem klugen, vernünftigen, paktirenden, sondern von dem instinkiven); und Güte wird in der Vernunft Pflicht und Schuldigkeit, fällt der unsinnlichen Objektivität und Gerechtigkeit zum Opfer. Und was Alles haben wir noch zu verlieren! Sind wir wirklich so arm, daß wir die Hand nach männlichen Tugenden ausstrecken müßten? Und was ist denn mit der Vernunft zu gewinnen? Zunächst das Bedürfniß nach Arbeit, nach Lohnarbeit.

Denn Vernunft erlaubt nicht mehr, ohne Aequivalent zu leben, Etwas geschenkt zu nehmen. Sie verbietet nicht nur, zu verschwenden und zu zerstören, sie verlangt auch die Rechtfertigung der Existenz durch positive Gegenleistung. „Die Würde der Frau im modernen Leben liegt sogar eben darin, daß sie sich ihren Lebensbedarf nicht schenken lassen und nicht mit Leistungen erkaufen will, die ihrer Natur nach nicht käuflich sein sollen". Das ist eine Beschimpfung fast aller Ehen, ist aber nur vernünftig. Diese „Würde" gewinnt die „Frau im modernen Leben" mit der Vernunft, die gar nicht aus ihrem Netz von Rechnungen und Aequivalenten heraus kann. Von der selben Art wie dieses Bedürfniß nach Arbeit ist alles Andere, was mit der Vernunft zu gewinnen ist. Das Recht auf Achtung, das Bewußtsein, ein allgemeiner Nutzen zu sein, allgemeine Bildung, allgemeines Stimmrecht; Alles gleich fragwürdige Dinge und oft selbst von Männern nicht geschätzt, die doch meist nichts Anderes besitzen. Und wären sie selbst etwas Werthvolles, so bezahlt man sie doch stets mit der härtesten Sklaverei, die existirt, mit der Sklaverei der Vernunft, welche die der Allgemeinheit ist. Man stellt sich wie der Mann, jenes gedrückteste und freilich auch bestgeschützte Wesen, unter unaufhörliche Kontrole seiner Rechte und Pflichten. Was beginnt nicht der Mann, um für ein Weilchen wenigstens von dieser Vernunft loszukommen! Glaubt irgend Jemand, daß man die Vernunft des Mannes haben kann ohne jene ganze traurige Welt von Bedürfnissen, mit denen ihr mühsam das Gleichgewicht gehalten wird, von Rausch und Orgie an bis zu jeder Art von Idealismus und Aesthetizismus, lauter Narkotika und Stimulantia, ohne sein ständiges Erlösungbedürfniß und seine Weltverbesserungwünsche, seine Verneinungen und seine „höchsten Güter der Menschheit", die eben so viele Illusionen sind, um sich über sein ach so ökonomisches Dasein zu täuschen? Hat man wirklich Lust auch zu dieser Kehrseite der Vernunft, zu diesen Erholungen von der Vernunft, zu dieser „Tiefe" der männlichen Seele?

Oder stände es uns wirklich nicht mehr frei, unvernünftig zu bleiben? Die Frau wird hineingedrängt in diese Bewegung, sagt man. Staaten und Gemeinschaften ohne rationellen Betrieb, ohne die äußerste Oekonomie, werden in den Hintergrund gedrängt. Es handle sich darum, ob wir die Welt den Amerikanern und Engländern überlassen sollen, ob unsere Politik einst in London gemacht werden soll. (Als ob sie nicht schon heute dort gemacht würde!) Man kann sich den Luxus von Frauen nicht mehr leisten; man braucht Mitarbeiterinnen. Wirthschaft, meine Liebe! Jeder Mann hat seine eigene Frau: Das ist schon nicht ökonomisch; aber nun noch dazu eine Frau mit eigenem Haushalt: Das ist kostspieligste Verschwendung. Der Familienbetrieb muß rationeller werden. Unabhängigkeit vom Manne: nein. Das haben wir eingesehen: wir kommen aus der Gewalt des Mannes, der doch immerhin ein Mann war, in die Ge-

walt der Vernunft und Allgemeinheit, die ein durchaus kaltes Thier ist; aber wir können nicht anders; wir meinten, wir bewegen uns; nein: wir werden bewegt; die Zeit treibt uns. Unsere schöne Kraft braucht man. Rußland, das die ihm nothwendige Intelligenz so schwer aufbringt, und Amerika, das immer noch an Menschenmangel leidet, ist das Dorado der Frauenbewegung. Wir produziren Güter. Es ist weiter nichts; aber nun wenigstens her mit dem ganzen Plunder von Rechten, mit Freier Liebe und Stimmrecht, mit Vernunft und allen Gegengiften.

Wenn diese Anschauung richtig wäre, so würde damit noch kein Wort für die Frauenbewegung gesagt sein. Auch Krankheiten haben ihre kausale Nothwendigkeit und müssen doch bekämpft werden. Nicht, ob die Frauenbewegung ihre Gründe hat und ob die Umstände sie begünstigen, ist entscheidend für ihre Beurtheilung, sondern, ob sie gefährlich ist. Oekonomie ... Nun, es giebt verschiedene Arten Oekonomie, die des Krämers und die des großen Kaufmannes. Die Frauen nutzbar machen: hieße Das nicht am Ende, das Kapital angreifen und die zeitweilige Erhöhung der Lebensführung mit späterem Niedergang begleichen? Denn die Frauen bilden das Kapital einer Gemeinschaft; daß sie in Gesundheit und Frische erhalten werden, darauf beruht alle Zukunft. Wie aber steht die Vernunft zur Gesundheit? Auf diese Frage enthüllt sich die ganze problematische Natur der Vernunft. Was dem Individuum gesund ist, was es zu seinem Wohlergehen gebraucht, sagt ihm sein Instinkt. Die Frau horcht auf ihn; sie gehorcht ihm. Sie verwöhnt sich; sie hat den Muth dazu. Sie weiß, was ihr im Moment gut ist, und thut es. Das eben ist ihre Unvernunft. Die Bedürfnisse des Einzelnen aber und die des Augenblickes sind es, gegen die gerade die Vernunft erfunden ist, denen sie entgegenarbeitet. Bedürfnisse des Augenblickes zu erfüllen, ist das eigentlich Unvernünftige. Die Vernunft rechnet aus, was gut ist, für später, für das Alter, sie verwechselt Gesundheit und langes Leben, sie arbeitet mit Hemmungen und ewigen Vertröstungen. Der Einzelne und sein Augenblick ist ihr ganz gleichgiltig. Mag er nur ernst und schwerblütig und mißmuthig werden; er wird ja gerade erst dann am Vernünftigsten, am Besten für die Allgemeinheit verwendbar, wenn er gedrückt und an den Flügeln beschnitten ist.

Das gilt für den Mann, für das genus ergativum. Die Frau hat aber eine Funktion, für welche höchste Gesundheit erforderlich ist, eine Gesundheit ohne Abstriche, die dem Vernünftigen, mit seiner Unterdrückung der Affekte und Impulse, der Bändigung des Willens, der beständigen Entsagung und Selbstkontrole, dem Hemmen und Aufschieben und Abwarten unmöglich beschieden sein kann. Und gesetzt selbst, der Mann könnte die Vernunft ohne Schaden ertragen: muß nicht für den weiblichen Organismus die letale Dosis Vernunft kleiner sein als für den Mann, der sich in langen Zeiträumen an

sie gewöhnt hat? Daß es Organismen giebt, die auf Zähmung mit Störung des Reproduktivsystems reagiren, ist bekannt. Sollte es gar nichts zu bedeuten haben, daß die Frau, sonst so jeder Unterdrückung nachgebend, sich mit nie versagendem Instinkt Jahrtausende lang gegen die Fessel der Vernunft gewehrt hat? Daß sie die Vernunft fürchtet und meidet wie den Bösen Blick? Und sollte es gleichfalls nichts bedeuten, daß der Mann (und nicht zum Wenigsten der Frauenverächter, wenn er wählt) durch seinen Instinkt gerade zu der Frau getrieben wird, die mit der Vernunft auf dem Kriegsfuß steht? Dazu spricht die Wissenschaft, daß die Vitalität einer Art von der Kreuzung möglichst verschiedener Artformen abhängt, daß ein Zusammenhang besteht zwischen der Größe dieser Geschlechtsverschiedenheit und der Höhe der Rasse. Freilich ist Das noch nicht mathematisch bewiesen (kann vielleicht für den Menschen nie bewiesen werden); aber darf man darauf warten? Was hilft es, wenn wir erfahren: der Instinkt hatte Recht? Dann ist es zu spät.

Welche praktische Folgerung können wir aus diesen Erkenntnissen ziehen? Die Emanzipation für Alle zu verurtheilen, wäre zu viel; aber unbedingt wird man zugeben müssen, daß sie nicht gefördert, nicht begünstigt, nicht propagirt werden darf, sondern im Gegentheil gehemmt und so weit wie möglich eingeschränkt werden muß. Die Vernunft ist durchaus problematisch an Werth und unübersehbar in ihren Folgen; sie ist kein harmloses Spielzeug, sie ist kein Schmuck, es sei denn ein Nessusgewand. Zu ihr überreden, zu ihr erziehen, in der Meinung, damit zu einem glatten Gewinn zu verhelfen, ist eine Naivetät ersten Ranges; oder Schlimmeres.

Deshalb ist eine allgemeine Frauenbewegung ein durchaus fragwürdiges Unternehmen. Sie existirt natürlich auch nicht. Fast die ganze Frauenwelt wehrt sich gegen diese Bewegung, instinktmäßig, verlacht sie. Es sind ja nur ein paar Tausend, die diese Bewegung vorstellen. Aber diese machen ein Hallo, daß man meinen könnte, Millionen seien in Bewegung und Kampf. Da ist Gefahr vorhanden, daß eine Suggestionwirkung entsteht; und deshalb muß man laut sagen: Eine allgemeine Frauenbewegung darf nicht begünstigt werden.

Freilich: Alle, die zu einem Beruf gezwungen sind oder ihn freiwillig wählen, die also mit den Männern in Reihe und Glied arbeiten (und zwar dauernd und nicht nur für eine Weile), mögen in die Bewegung gehören, sich um alle männlichen Rechte und Pflichten bemühen. Aber woher nehmen sie den Muth, Genossinnen zu werben, wenn nicht aus Blindheit oder aus dem Bedürfniß, sich über ihre excentrische Lage zu täuschen? Sie sind Ausnahmen, sind aus dem natürlichen Gang der Dinge herausgeschleudert oder hinausgesprungen. Weiter nichts. Das ist kein Grund, um allgemein das Oberste zu unterst zu kehren.

Das hindert auch die Berufsfrauen an der Verfolgung der eigenen

Interessen. Man sollte sich mit seinen Angelegenheiten sachlich beschäftigen. In Wirklichkeit liegt aber die Sache so, daß, zum Beispiel, in einem Lehrerinnenverein die eine Hälfte immer noch davon glüht, „es den Männern einzutränken", und die andere die ganze Ordnung der Dinge auf den Kopf zu stellen sich bemüht, wie sonst nur noch die russische Duma, Alle aber sich durch Agitation und Propaganda für die „große allgemeine Sache" um Ruhe und Verstand reden. So lange diese Uferlosigkeit andauert, ist natürlich nicht daran zu denken, daß wir etwa vorhandene Ziele und Aufgaben zu Gesicht bekommen, geschweige denn, daß wir irgend Etwas erreichen.

Aber nicht nur den Berufsfrauen wird die Beschränkung heilsam sein, sondern auch den anderen, die doch schließlich (warum es leugnen?) die eigentlichen Frauen sind; sie werden Ruhe bekommen vor den Angriffen aus der „Bewegung"; man wird aufhören, ihre Ehen unsittlich zu nennen, und den Geschmack daran verlieren, in fremde Schlafzimmer zu leuchten; man wird aufhören mit den unsinnigen Behauptungen, daß sie nichts zu thun haben, daß sie ohne Beruf weder Charakter noch Fähigkeit zur Kindererziehung erwerben, daß ihre geistige Sterilität das Mark des Volkes aufsauge; man wird auch aufhören, den jungen Mädchen einzureden, daß Diejenigen von ihnen, „die den Zug zur Berufsarbeit nicht empfinden, weniger taugen, als wer ihn stark empfindet", selbst wenn Herr Dr. Naumann Das bescheinigt.

Und wenn man es nicht lassen kann, sich um die anderen Frauen zu kümmern, so soll man sie bestärken in ihrer Unvernunft. Eine Unfähigkeit ist es nicht. Es handelt sich bei ihnen nicht um das Begreifen von Vernunftschlüssen (dazu braucht man nur Ohren und Gedächtniß), sondern um das Anerkennen. Es fehlt nicht an Fähigkeit, sondern am guten Willen; es ist purer Eigensinn, wenn sie unvernünftig bleiben, beinahe schon Verstellung. Aber berechtigt; denn sie fühlen, daß die Grundvoraussetzungen der Vernunft (die gewöhnlich im Dunkeln bleiben) von ihnen nicht anerkannt werden dürfen; deshalb machen sie lieber falsche Schlüsse, als daß sie vom Endresultat ihrer Unvernünftigkeit einen Finger breit abweichen. Ihre Ideale sind ganz andere als die der Vernunft. Verschwendung, Putz, Leichtsinn, Tanz und Lachen, verschwenderische Herzlichkeit und eine Scheu vor der Welt von Aequivalenten und schwierigen Abwägungen, in der ihre ernste, vernünftige, würdige Reformschwester wohnt, die zu stolz ist, eines Mannes Luxus zu sein, und deshalb ein öffentlicher Nutzen wurde. Bleibt sie unvernünftig, so bleibt ihr Gang elastisch, ihr Auge hell, ihr Lachen klar und ihre Kinder werden gesund. Wo aber ein unentrinnbarer Zwang zur Vernunft vorhanden ist (und es giebt davon nur zu viel), da muß man doch mit einem Minimum auszukommen versuchen. Maßhalten in der Vernunft: Das ist die einzige der Frau zuträgliche Vernünftigkeit.

Charlottenburg. Lucia Dora Frost.

Das Wort.

Olivier ist so alt, daß selbst der Pelz, den er trägt, weiße Haare bekommen hat. Doch sprecht nie mit Olivier über das Altwerden; er würde Euch auslachen. Er hat sich nämlich im Lauf seines Lebens die Philosophie der Urwälder, der Felsen, der Ozeane angeeignet. Wenn Ihr Denen sagt, sie seien alt, weil sie schon über die Siebenzig sind, so antworten sie Euch gar nicht, aus mitleidiger Verachtung. Ach: Menschenberechnung und Gottes Zahlen! Ich sah einmal zwei Fliegen auf einem Rosmarinblättchen sitzen, zwei gemeine Weiber aus dem Fliegenvolk, die mit einander keiften. Weil Dichterohren ja fein sind, verstand ich Alles, was sie sagten. „Ha", zeterte die eine, „so ein altes Geschöpf wie Du will Einem noch die Freier wegschnappen! Hat nicht schon die Morgensonne Deine ersten tappigen Schritte gesehen? Und jetzt steht sie bereits mitten am Himmel. Du bist ein altes Weib, hast schon Dein halbes Sehvermögen eingebüßt und die Weberin nebenan im Busch, die Dir auflauert, kann Deines dürren Fleisches sicher sein."

So denken Eintagsfliegen.

Uebrigens: Das, was ich von Olivier erzählen will, hat mit den Jahren nichts zu thun. Solche Begebenheit kann eben so gut ein Alter wie ein Junger erleben.

Als ihm die unheimliche Geschichte passirte, war er noch jung und, wie mir meine Großmutter, seine Freundin, mitgetheilt hat, ein lieber Mensch mit klugem Gesicht und einer weichen Seele. Ursprünglich von der Jurisprudenz herkommend, war er später zu den Naturwissenschaften übergegangen und hatte schließlich die Universität verlassen, um auf eigene Faust daheim seine Studien weiterzutreiben. Da überraschte ihn das Verhängniß und brachte ihn auf Lebenswege, die nicht in seiner Berechnung gelegen hatten.

— —

Olivier war eines Sommernachmittags nach dem Stadtwäldchen geschlendert, ein Buch in der Hand, in das er während des Gehens ab und zu einen Blick warf. Im Schatten der ersten Kastanien schickt er sich eben an, den kleinen Graben zu überschreiten, der gleich anfangs rechts neben dem alten Steinkruzifix hinläuft, als ein Röcheln seine Schritte lähmt. Er bleibt stehen, schaut umher und sein Blick sieht Gras, das roth erscheint: und auf diesem rothen Gras krümmt sich eine menschliche Gestalt. Olivier beugt sich nieder, schaudert zurück und beugt sich abermals nieder. Ihm ist, als sehe er nichts Anderes als zwei weiße Augäpfel ohne Sterne, schrecklich anzuschauen; doch an sein Ohr wispert eine Stimme, dick, wollig, wie zwischen tropfendem Blut hervorkommend: „Oli . . . Oli . . ." Der Rest des Wortes erstirbt in Stöhnen. Olivier tappt in laues Naß, als er dem Sterbenden die Weste aufreißen will, um ihm zu helfen. „Oli . . .", stickts noch einmal heiser auf; dann verstummt die Stimme. Da streckt sich eine Hand nach Olivier aus. „Was solls?" ruft er barsch und will zurückweichen. Doch der plötzlich aus dem Gebüsch tretende Mann faßt Olivier mit eisernem Griff am Nacken und stößt ihn vorwärts. Olivier ringt mit ihm; aber der Andere, der ihn für den Mörder hält, ist stärker als er und schleppt ihn weiter. Aller Widerstand ist vergebens; doch die Polizeibehörde in der Stadt kennt Olivier und wird ihn sofort entlassen. So geschieht es auch, nachdem er den Thatbestand ruhig dargelegt hat. Man entschuldigt sich bei ihm; auch

der Mann, ein Handwerker aus dem Nachbardorf, thut es, der ihn so schwer verdächtigt hat. Der wirkliche Mörder bleibt unbekannt.

Das unheimliche Begebniß hat für Olivier einen äußeren Abschluß gefunden; die innere Tragoedie beginnt aber erst für ihn. So oft ein Bekannter ihn auf der Straße oder in irgend einem Lokal trifft und „Guten Tag, Olivier!“ oder: „Guten Tag, Herr Olivier!“ sagt, fühlt der also Begrüßte es wie einen elektrischen Schlag und sieht plötzlich zwei weiße Augäpfel ohne Sterne vor sich. Seine Blicke umfloren sich, kalt kriechts ihm den Rücken herauf . . . Bah! Niederkämpfen! Er thut es. Heldenhaft wehrt er sich gegen die schaurige Vision. Manchmal gelingts ihm auch, sich von ihr zu befreien; doch sehr oft und immer öfter ist sein Mühen umsonst. Der Klang sitzt ihm im Ohr; denn ein Wort, das ausgesprochen ward, ist nichts Totes. Es existirt genau so wie die Kreise im Wasser, die ein Stein bewirkt hat. Der Teich ist wohl begrenzt, im See dauern sie schon länger und das Luftmeer ist ewig. Das schreckliche Wort, von dem Sterbenden entsetzt (oder war es vorwurfsvoll?) gestammelt, zieht also immer weiter und weiter seine geheimnißvollen Kreise; und Jeder, der es ahnunglos wiederholt, ruft wieder neue hervor.

„Gebt mir, zum Teufel, einen anderen Namen, ich bin des alten satt; nennt mich bei meinem Taufnamen“, spricht Olivier mit düsterem Lächeln zu seinen Bekannten; „Ihr wißt ihn doch; sagt Heinrich zu mir.“

Alle lachen über ihn. „Ja, weshalb denn nur?“

„Laune, nichts weiter“, meint er mit einem Achselzucken. Am Ende ists Zufall, nicht boshafte Absicht: doch gerade jetzt ruft man ihn öfter als je „Herr Olivier“. Er möchte Jedem mit der Faust ins Gesicht schlagen, der den Namen seinen Namen, ausspricht. Aber er darf es nicht; er muß noch höflich antworten: sie wissen ja nicht um die Tragoedie seines Inneren. Eines Tages sucht er im Nachbardorf den Handwerker auf, der ihn damals für den Mörder gehalten hatte. Herzlich bemüht er sich, die Verlegenheit und Reue des Mannes zu beseitigen, lädt ihn zu einem Glas Bier ein und fragt ihn im Lauf des Gespräches, ob er sich noch besinnen könne, was der arme Teufel damals gestammelt habe. Der Handwerker denkt nach und schüttelt dann den Kopf. Davon wisse er nichts. Er habe nur röcheln gehört, nichts weiter.

Bedrückt kehrt Heinrich heim. Er fühlt, daß er sich dem Irrsinn nähere. Nur eine Rettung giebts für ihn: der Mörder muß entdeckt werden; sonst bleibt der grausige Klang als düsteres Geheimniß in seinem Ohr. Weshalb, wird man fragen, hat er sich nicht dem Richter anvertraut und ihm gesagt, daß der Sterbende seinen Namen gerufen habe? Eine unbestimmte Angst, dann am Ende wirklich für den Mörder zu gelten, hielt ihn zurück. Ich kenne Leute (und sie gehören nicht zu den Dummen), die offen gestehen, wenn ihnen Jemand mit der Behauptung entgegentrete, sie hätten diese oder jene That begangen, so beschleiche sie ein Gefühl der Unsicherheit und des Zweifels, ob die Anschuldigung nicht etwa doch auf Wahrheit beruhe. Olivier sagt sich: der Mörder ist nicht gefunden; daß der Sterbende Deinen Namen nannte, hast Du deutlich gehört. Du glaubtest, zu lesen; wars nicht das Kapitel über den freiwilligen Tod des Petronius? Vielleicht hast Du aber gar nicht gelesen (hier grinst ihm das Dunkle über die Schulter); kann nicht eine Sinnestäuschung uns glauben machen, wir thäten Anderes, als wir in Wirklichkeit thun? Aber nein! Das ist ja Blödsinn! Er entreißt sich der grau-

sigen Vorstellung. Doch sobald Jemand seinen Namen ausspricht, ist sie wieder da und mit ihr die quälende Frage: Wer ist der Mörder? Weshalb stammelte der Sterbende Deinen Namen? ... Die Pistole, die man damals, dicht bei dem Toten, am Boden gefunden hat, giebt keine Antwort.

Olivier glaubt endlich, einen Ausweg gefunden zu haben. Er will ins Ausland gehen, wo ihn Niemand kennt. Mit der Zeit verliert sich gewiß das Hirngespinnst. Er geht ins Ausland. Doch sein Geist ist so erschüttert, daß selbst die Anfangsbuchstaben oder einzelnen Laute seines Namens ihn in Bestürzung versetzen, wenn er sie aussprechen hört. In dem beständigen Streben, das Wort zu vermeiden, sucht er es unwillkürlich; auf Schildern über Kaufläden oder in der Zeitung.

Da ging er zu einem Arzt, erzählte ihm seine Geschichte und bat, ihn ins Irrenhaus aufzunehmen. Der Arzt lächelte. Narren, die ihre Narrheit so richtig erkennen, sind leicht heilbar. Olivier möge weniger grübeln; die fixe Idee werde sich schon mit der Zeit verlieren.

Man könnte lachen. Ein Wort! Ein Lufthauch! Aber hierin hat Olivier nicht Unrecht: auch Worte haben einen Körper. Spricht Einer zu mir, so thuts mir wohl oder weh, schmeichelt oder brennt, kann sogar töten. Ein Wort ist also nicht nur Geist ohne Körper.

Nimmt Olivier sich vor, zu arbeiten, legt sich einen Papierbogen zurecht, um eine Abhandlung zu beginnen, und hört dann eine Silbe seines Namens aussprechen, so ist ihm, als sehe er ein häßliches Thier übers Papier kriechen: er kann nicht schreiben; oder er reißt sich erschreckt den Rock herunter, den er eben angezogen hat, schleudert von sich, was er in der Hand hielt, spuckt den Bissen aus, den er soeben in den Mund gesteckt hat. Läßt er seinen Bekannten eine Nachricht zugehen, so meidet er ängstlich all die Buchstaben, die in seinem Namen vorkommen; so ängstlich, daß die Adressaten nicht verstehen, was er ihnen mittheilt. Ein Wort: und der ganze Sternenhimmel mit seinen Wunderkräften vermag es nicht aus dem Mund der Erschaffenen zu tilgen. Kein Königsschatz, kein Heldengeist kann es aus der Welt räumen. Und dagegen kämpft der Arme! Die Aerzte lächeln, die Priester schicken ihn weg; für solchen Unsinn ist in ihren Riten nicht vorgesehen.

— —

Wenn die Männer sich schweigend von ihrem Geschlechtsgenossen abwenden, wenn die Oeffentliche Meinung Einen begräbt und er tot für die Gesellschaft ist, dann nahen ihm die Frauen. Sie nahen leise mit milden, verstehenden Blicken (was könnte eine Frau nicht verstehen?) und suchen den zu Boden Geworfenen aufzurichten. Sie kommen nicht mit quälenden Fragen der Logik, mit einem inquisitorischen Warum, mit Laternen und Lupen. Sie ziehen den Gestürzten nicht höher als an ihr mitleidiges Herz. Und wenn noch eine Genesungmöglichkeit in ihm ist: hier muß er gesunden. Als Olivier sah, daß in Süd und Nord, überall, wo Menschensprache erklang, ihm Feindschaft auflauere, kehrte er, an Leib und Seele krank und schlecht nur seinen jammervollen Zustand verbergend, in die Heimath zurück. Nur Eine hat er wirklich geliebt: meine Großmutter. Die aber war längst versprochen und deshalb hatte er sie höchst selten gesehen; nur, wenn der Zufall sie ihm begegnen ließ. Als sie jetzt hörte, daß er in so traurigem Zustand zurückgekehrt sei, erbat sie sich von ihrem Bräutigam die Erlaubniß, den Unglücklichen besuchen zu dürfen. Bevor der Bräutigam sich noch den schwierigen

Fall recht überlegt hatte, war sie schon zu Olivier in dessen Stube geeilt und sprach ein Vater Unser über ihn, der weinend vor ihr niedergesunken war. Ohne daß sie ihn fragte, bekannte er ihr sein ganzes unseliges Schicksal. Da erschrak sie; denn sie meinte, den Irrsinn in seinen Augen aufglühen zu sehen, und fürchtete, nicht mehr lebend diese Stube zu verlassen. Sie kämpfte mit den Waffen des Kindes um ihr junges Leben, nahm seine Hände in die ihren und sang ihm harmlose Liedchen vor, die sie einst in der Schule gelernt hatte, gab ihm mit bebenden Lippen kleine Räthsel auf und suchte auf jegliche Weise die schreckliche Spannung seiner Seele zu lösen. Er sah es, sah die großen Schweißtropfen, die ihre Schläfen netzten, und ihre übermenschliche Anstrengung, ihn zu beruhigen. Und da ihm seine Kläglichkeit so vors Auge geführt ward, ging plötzlich eine Veränderung mit ihm vor. Er bezwang sich und sprach: „Mein holdes Mädchen, ich danke Ihnen für Ihre gute Absicht, einen Traurigen aufzurichten. Doch quälen Sie sich nicht länger; mir ist schon viel besser.“ Und er redete von allerlei heiteren Dingen mit ihr und begleitete sie höflich bis vor das Haus hinab.

Dann ging er zurück und sprach laut zu sich selbst: „Olivier, wir wollen wieder Freundschaft mit einander schließen; ich selbst muß Dir helfen, da ein Anderer es nicht vermag. Ob Du ein Mörder oder ein Narr bist: ich stütze Dir den Nacken, bis der Tod mich von Dir trennt.“ So hat sein stolzer Geist zu seiner armen Seele gesprochen und sie erlöst, indem er die Hand in ihr strömendes Blut tauchte und die Wunde schloß. Sonderbar, wie kein Sandkorn dem Sandkorn die Gerechtigkeit schuldig bleibt!

— —

Als Olivier sich längst Gleichmuth erzwungen hatte und thurmhoch über allen Worten, Gesichten und Selbstquälereien stand, trug sich Seltsames zu. Meine Großmutter, längst verheirathet und Mutter mehrerer Kinder, lernte in einer Sommerfrische eine Dame kennen, die ihr Interesse einflößte. Sie schien ganz vereinsamt. Als sie hörte, aus welchem Landestheil meine Großmutter sei, näherte sie sich ihr noch mehr und erzählte ihr die folgende Geschichte. Vor zwanzig Jahren habe ihr Gatte, der, wie sie, aus der Fremde stammte, nachdem sein blühendes Geschäftshaus durch die Schlechtigkeit eines Theilhabers zu Grunde gerichtet war, Selbstmord verübt. Gerade in der Gegend, wo meine Großmutter zu Haus war. Der Mann wollte in seiner bedrängten Lage bei einem Bekannten in einer Nachbarstadt Hilfe suchen, habe unterwegs aber, in einer düsteren Stimmung, ohne seinen Plan auszuführen, seinem Leben ein Ende gemacht. Erst nach langer Zeit habe die Frau es erfahren: durch einen Brief, den der Mann unmittelbar vor der That an sie geschrieben hatte. Dieser Brief war durch sonderbare Zufälle in eine Stadt gekommen, die den selben Namen wie die trug, in der sich die Frau damals aufhielt, war dort liegen geblieben und ihr erst spät eingehändigt worden. Meine Großmutter hatte mit steigender Aufregung zugehört und die Dame dann gebeten, ihren Taufnamen zu nennen. „Ich heiße Oliva“, war die Antwort.

Großmutter hat Olivier Alles erzählt. Der aber war schon so gleichgiltig geworden, daß er die Lösung des Räthsels ohne besondere Bewegung hinnahm.

Ist diese Ruhe, die mit den Jahren kommt, Schwäche oder Erkenntniß?

München. **Maria Janitschek.**

Selbstanzeigen.

Erziehung zur Mannhaftigkeit. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin. Preis 2,80 Mark.

Wie der Titel ansagt, beschäftigt sich mein Buch mit der Frage, wie wir unser Volk zur Mannhaftigkeit erziehen sollen. Daß dazu die gewöhnliche handwerkmäßige Gymnastik, auch der Dienst in Heer und Marine nicht ausreichen, daß diese keinen Schutz geben gegen Charakterlosigkeit, Bedientengesinnung, Willensschwäche, Denkfaulheit und Denkfeigheit, dafür war der Beweis kaum nöthig. Deshalb sollte ein Nachdenken über die Frage angeregt werden, woher der Mangel an wahrhafter Mannhaftigkeit im jetzigen Deutschland stammen möge und was für Mittel zur Abhilfe es gebe. Als Ziel schwebt mir eine Erziehung vor, die jedem Menschen seine eigene Entwickelung nach Maßgabe der ihm eingeborenen Kräfte und Anlagen ermöglicht, eine Erziehung, die auf eine Pflege des Persönlichen hinausgeht, die Gefühlswärme, Denkkraft, Willensstärke, ein vernünftig-thatkräftiges Wollen und Handeln erzeugt. Mein Kampf gilt dem übertriebenen und einseitigen Geiste des Militarismus, der auch in Gebiete eingedrungen ist, wo er nur schädlich wirkt: in unser Beamtenthum, das Studentenleben und zumal in die Schulen. Mein Kampf gilt den Kanzlisten, den Methodikern, den Korrekten, den Besonnenen in den Bureaux der Behörden und zumal in den Schulen, den nüchternen Pflichtmenschen, die die menschliche Seele vivisezirен, jeden Gedanken, jede Empfindung skeletiren, die uns die Schulen zu Stätten des Grauens und Ekels gemacht haben. Diese Nüchternheit des vorschriftgemäßen Schulmeisters inmitten eines geistig tief erregten Lebens empörte mich. „Wie die Spartaner", sagt Heine, „ihre Kinder vor der Trunkenheit bewahrten, indem sie ihnen als warnendes Beispiel einen berauschten Heloten zeigten, so sollten wir in unseren Erziehunganstalten einen Holländer füttern, dessen sympathielose, gehäbige Fischnatur den Kindern einen Abscheu vor der Nüchternheit einflößen möge. Wahrhaftig, diese holländische Nüchternheit ist ein weit fataleres Laster als die Besoffenheit eines Heloten. Ich möchte 'Mynheer' prügeln ...." Wir brauchen uns heute keine Holländer zu importiren: unser ganzes Schulsystem ist von holländischer Nüchternheit, von einer so trostlosen Verstandestrockenheit, so berechnend auf den Erfolg gerichtet, so jedes selbständige Denken, Fühlen, Wollen, Hoffen, Sehnen, jedes Fragen, Zweifeln, jedes eigene Leben ertötend, daß es Einem als Lehrer und Schüler überhaupt nicht mehr in den Sinn kommt, nach Stimmungen und eigenen Bedürfnissen zu fragen. Alles Das, was man Mensch und Persönlichkeit nennt, erstickt in diesem Meer von Instruktionen und Lehrzielen, in der Sorge vor Inspektionen und Revisionen, die sich nicht auf den Geist des Menschen, sondern auf die Zahl der Extemporalien, die Verstöße gegen Rechtschreibung und gegen die consecutio temporum und auf das Format der Löschblätter beziehen. Ich kämpfe nicht für mich allein, für die Errettung meines Ichs aus dem Zwange eines unerträglichen Schematismus; ich kämpfe zugleich für den gesammten deutschen Lehrerstand, so weit er noch nicht im mechanischen Dienst seelisch gebrochen und wunschlos geworden ist, ich kämpfe zugleich für die Befreiung der deutschen Jugend aus solcher Schulzucht, die den keimenden Mann in ihr ertötet, ich kämpfe für die Zukunft unseres Volkes, das unter solchem Drill, wie ihn Schule, Kirche, Beamtenzucht und Kasernengeist über unser armes Vaterland ausbreiten, noth-

wendig wieder in metternichsche Kulturtiefen hinabgleiten muß. Daß meine Arbeiten für eine Befreiung der Schulen, mit denen ich mich natürlich besonders in dieser Erziehungschrift beschäftige, nothwendig ist, dafür erhalte ich täglich neue Beweise, die mich stärken und allen Anfeindungen zum Trotz aufrecht erhalten. Soeben wird mir ein Brief hereingetragen, wohl der siebente in dieser Woche, der mich um Vorträge in Lehrerkreisen bittet. Er beginnt mit den Worten: „Wir Volkserzieher zählen Sie zu den wenigen Männern, auf die wir die Hoffnung setzen, daß unsere Schule doch noch einmal erlöst werden wird aus all dem Wust von leeren Formeln, von Zwang und Unnatur. Ihr Buch ‚Der Deutsche und seine Schule‘ und nicht minder Ihre letzten Artikel im ‚Volkserzieher‘ haben in vielen Lehrerherzen befreiend gewirkt.“ Ich denke, daß in gleichem Sinne aufrüttelnd und die Hoffnung belebend mein neustes Buch wirken wird, das aus gleichem Haß gegen alle öde Schulfuchserei und Menschenabrichterei geboren ist. Wenn mich mein Urtheil nicht täuscht, so haben wir heute in Deutschland keine dringlichere Kulturarbeit zu leisten als die Befreiung der Schule aus ihrem Kasernengeist. Gelingt diese Arbeit nicht, dann verlieren wir auch auf rein geistigem Gebiete die Führung, wie wir sie auf politischem Gebiete leider schon verloren haben.

Steglitz. Professor Dr. Ludwig Gurlitt.

Französisches Theater der Vergangenheit. Szenen und Abhandlungen von Scudéry, Corneille, Scarron, Molière, Lesage, Diderot, Rousseau, Mercier. München, Piper & Co. („Die Fruchtschale“).

Der Gegenstand ist jene Phantasmagorie des französischen Theaters, die den Geistern anderer Völker stets verwunderlich war. Sie glich dem Getöse, das der empfindsame Brite Yorick bestaunt hat: „Die Alten mit gebrochenen Lanzen und mit Helmen, woran das Visier verloren gegangen, die Jungen in Waffen schimmernd wie Gold, bebuscht mit allen buntfarbigen Federn beider Indien, Alle, Alle stießen darauf zu wie die Ritter mit verbundenen Augen in den alten Turnierspielen um Ruhm und Liebe.“ Vor fünfzig Jahren schrieb der grämliche Reisende Grillparzer in sein pariser Tagebuch: „Es ist, als ob man eine Landschaft durch ein gefärbtes Glas betrachtete. Die Luft flammt, die Bäume rötheln, Alles spielt ins Feurige und Gelbe.“ Diese Lust an der Lüge war niemals Phantasie, war ihr eigener, höchster Zweck. Hier sind zunächst die klassischen Dokumente gruppirt. Bei Corneille gehören nur der erste und der fünfte Akt zum Thema; so werden sie, mit Absicht barock, an spanische Dramatik, an Tiecks Launen und an Versuche der Gegenwart von fern erinnern. Im „Paradoxon“ wurde vielfach gekürzt. Seit Herr Ernst Dupuy in Paris die „copie d'un ouvrage de Diderot, de la main de M. Naigeon“ entdeckte, steht fest, daß der ungetreue Testamentsvollstrecker hier ein Konzept, das Diderots Sendung für Grimms „correspondance“ entsprach, aus Diderot selbst und fünf Autoren überarbeitet hat. Es ist also erlaubt, den Traktat, der der Großen Katharina nach Petersburg geschickt, durch Jeudy-Dugour oder Gourot in der Eremitage abgeschrieben wurde und 1830 im fünfbändigen Nachlaß erschien, auf eine beliebige Gedankenform zu bringen. Die Abschnitte aus Mercier haben die Orthographie von Lenzens Text, den der Anhang aus Goethes „Brieftasche“ damals paraphrasirte. Sonst dürfte die Auswahl sich von selbst rechtfertigen.

Ein Theil der Gravuren wurde durch die besondere Liebenswürdigkeit eines französischen Sammlers beschafft, des feinen Historikers J. J. Olivier-Francillon, der über „Voltaire et les comédiens“, über die französischen Theater der deutschen Höfe Forschungen angestellt hat und in der „Series of Monographies of Celebrated Actors“ sich zum Herold Lekains machen wird. Vor Allem beschaue man die Abbildung des Gemäldes von Watteau, das die Goncourts („Idées et Sensations“) als Sinn und Farbe der französischen Tragoedie beseligte, die adeligen Gestalten, die Säulenhalle, des Latonabrunnens plätschernde Fluth. Und daneben den Van Loo, den die Fürstin Galitzin der Clairon schenkte; Ludwig XV. hat den Rahmen dieses bei Grimm verurtheilten, emphatischen Werkes bezahlt, dessen Beziehung auf Lekain zweifelhaft ist. Die Einleitung des Bandes schöpft aus allen Quellen, aus den Memoiren und Briefen, aus Parfaict und Lemazurier wie aus Edmond de Goncourt. Sie will die Unzahl der sinnlichen Tragoedien und Komoedien in Galliens Mimenchronik nacherzählen, die bunten Abenteuer, die eines Dichters wie Henri de Régnier harren. Nicht zufällig ist sie Hugo von Hofmannsthal gewidmet.

Leipzig. Paul Wiegler.

Die Wahrheit über den Prozeß gegen die Gräfin Linda Bonmartini-Murri. Georg Müller, München. 2 Mark.

Am achtundzwanzigsten August 1902 wurde der Graf Francesco Bonmartini in Bologna von seinem Schwager Tullio Murri, dem Sohn des berümten italienischen Klinikers Augusto Murri, ermordet. Die Frau des Grafen, Linda Murri, wurde verdächtigt, den Mord angestiftet zu haben. Mehrere andere Personen wurden, als der Mitschuld verdächtig, in den Prozeß verwickelt. Gegen fünf von ihnen wurde die Anklage erhoben und ein Prozeß gegen sie geführt, der vier Jahre dauerte und ganz Italien in eine Erregung versetzte, die sich zu einer Art Taumel steigerte. Ein Wuthgeschrei hat sich in Bologna gegen die Angeklagten erhoben. Die Zeitungen brachten immer neue erschreckende Nachrichten über sie, eine Fluth von Verleumdungen und Beschimpfungen ergoß sich über beide Murri, über ihre Eltern und Verwandten und kaum eine Stimme des Protestes hat sich dagegen erhoben. Doch: einzelne Stimmen. „Das italienische Volk“, schrieb Guglielmo Ferrero, „ist von einem jener Anfälle von Fanatismus, von Aberglauben und Verfolgungwuth ergriffen worden, die einst so häufig waren und die unsere heutige Kultur unmöglich machen sollte. Der Geist der Inquisition ist wieder erwacht. Und wer die Geschichte unserer Zeit schreibt, wird diesen Prozeß als ein merkwürdiges Dokument unserer Tage erwähnen müssen“. Jene Wuth der Blindheit, die in Bologna und fast in ganz Italien ausbrach, hat die weitesten Wellenkreise gezogen und Menschen ergriffen, denen die Angeklagten völlig gleichgiltig sein konnten, hat die Korrespondenten der fremden Blätter mitgerissen, hat Leuten, die kaum Etwas über den Prozeß gelesen, eine „Ueberzeugung“ beigebracht. Und doch hätten jene Worte des ersten Kriminalisten Italiens sie stutzig machen können.

Freilich: immer sind die Gewissenhaften in einer schlimmen Lage. Der Gewissenlose prüft nicht, sondern schreit mit; der Gewissenhafte aber wagt nicht, dem allgemeinen Geschrei nach der Steinigung die Worte entgegenzusetzen: Sie sind unschuldig! Das wäre ja wiederum nicht gewissenhaft. Er kann nur sagen: Prüfet doch erst und urtheilt dann! Und das ist ein schwächlicher Ruf, der gegen die apo-

diktische Gewißheit Derer, die Beweise nicht nöthig haben, verhallt. Doch hätte es wenigstens die ferner Stehenden nachdenklich machen können, wenn sie nur verglichen hätten, wie bescheiden Männer wie Ferrero und einige (wenige) Andere ihre Zweifel aussprachen, und Dem gegenüber die gehässige Wuth, mit der die Anderen ihr „Schuldig" in die Welt schrien, zu einer Zeit, als die Untersuchung noch geheim war und kein Mensch etwas Authentisches wissen konnte.

Dann kam der Prozeß vor den Geschworenen in Turin, wo die fünf Angeklagten verurtheilt wurden, und der Prozeß vor dem Appellhof, der dieses Urtheil bestätigte. Da schienen Alle Recht behalten zu haben, die mit dem Strome schwammen. „An der Schuld der Angeklagten kann kein Zweifel sein", schrieb der Korrespondent der „Times" am Tag nach dem Urtheil. „Das Gewissen des Volkes hat sie Eurem Urtheil preisgegeben", hatte der Staatsanwalt in seinem Plaidoyer gesagt. Wer mißtraute da noch? Wer hat die Zeit, wer nimmt sich die Zeit, einen Prozeß nachzuprüfen, der vier Jahre dauert, in dem vierhundertzwanzig Zeugen vernommen wurden, in dem die Akten der Voruntersuchung allein dreißig Faszikel füllen, in dem zwanzig Advokaten durch viele Wochen ihre Plaidoyers hielten, in dem das Resumé des Präsidenten drei Tage in Anspruch nahm?

Wer sich aber diese Mühe nimmt, wie ich es nun seit vielen Monaten gethan, Der gewahrt etwas Erstaunliches: er entdeckt, daß aus dem Redeschwall dieser vierhundertzwanzig Zeugen, dieser Advokaten und Anklagevertreter und dem Wust von Geschreibe ein winziges Minimum von auf den Mord bezüglichen Thatsachen sich ergiebt, die feststehen. Und wenn er diese Thatsachen betrachtet und die Dokumente über die Angeklagten vergleicht, so sucht er vergeblich die Ketten, die von diesen Thatsachen, diesen Dokumenten, zu den Schlüssen führen, die die Gerichte, die Zeitungen aller Welt verkündet haben. Vergeblich sucht er nach Dem, was in einem Prozeß das Nothwendigste ist: nach Beweisen.

Und in diesem Gewühl beschäftigt ihn, mehr als alle anderen, eine Gestalt, die der Angeklagten, Linda Murri. Er liest die Aussagen ungezählter Zeugen, die erklären, in ihr eine der edelsten und höchststehenden Frauen verehrt zu haben, und er liest die Reden der Ankläger, die nichts vorbringen als eine Wiederholung verleumderischer Zeitungnotizen, bösartigen Geschwätzes und anonymer Schmähbriefe; er vergleicht das Urtheil mit den durchaus negativen Ergebnissen des Beweisverfahrens. Und zuletzt erkennt er, daß hier ein fratzenhaftes Papiergemälde geschaffen worden, daß ein Prozeß geführt worden ist, der von Anfang bis zu Ende eine juristische Monstrosität, eine tragische Farce war, ein Prozeß, in dem die elementarsten Rechtsgrundsätze verletzt worden sind und der dem Unbefangenen die Ueberzeugung aufdrängt: Hier ist, was immer die Wahrheit sein mag, eins der schwersten Justizverbrechen begangen worden, hier haben Richter und Beamte ihre Pflicht in schwerster und zugleich in subtilster Weise verletzt, hier ist die Oeffentliche Meinung Europas, hier sind die Vertreter der Presse in unerhörter Weise irregeführt worden, hier hat sich Furchtbares ereignet, viel Furchtbareres und viel Böseres als der Mord im Palazzo Bisteghi.

Ich übergebe meine Darstellung der Oeffentlichkeit und allen ehrlichen Menschen, die sie beurtheilen und darüber nachdenken mögen, was in unseren Tagen möglich ist und wo die Schäden liegen, die solche Dinge möglich machen.

Wien. Dr. Karl Federn.

Fritz Reuters sämmtliche Werke in zwölf Bänden. Vollständige, kritische und erläuterte Ausgabe mit Biographie, Einleitungen und zahlreichen Abbildungen. Gebunden 6 Mark. Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Daß ich mich um eine Gesammtausgabe des großen Humoristen bemühen würde, erwarteten die Leser meiner verschiedenen Quellenschriften („Reuter-Reliquien“, „Reuter-Galerie“, Reuter-Studien“, „Aus Reuters jungen und alten Tagen“, „Bismarck und Reuter“, „Im Reiche Reuters“) mit Recht. Ich glaube nun, die Hoffnung hegen zu dürfen, daß meine Arbeit die Erwartungen der großen Reutergemeinde nicht täuscht. Nach Lessing darf sich ja Jeder seines Fleißes rühmen; aber auch Liebe und Begeisterung wirkten treulich mit. Wenn mein Reuter den Erfolg hat, ein Familienfreund fortan zu werden, so habe ich das mir gesteckte Ziel erreicht, eine im besten Sinn volksthümliche Ausgabe dieses einzigen niederdeutschen Klassikers dargeboten zu haben. Denn auf eine solche kommt es ganz allein an, natürlich ohne Verzicht auf wissenschaftliche Behandlung in gehörigen Grenzen und an richtigem Ort, im Gegensatze zu jener Pedanterie, die sich neuerdings in kleinlicher Textkritik, Wortklauberei und Erklärungsucht förmlich überbietet, wodurch den meisten Gebildeten, selbst manchem Gelehrten die sonst so erfrischende Lecture dieser gemüthvollen Dichtungen sehr beinträchtigt werden kann. Da hat ein Kommentator „entdeckt“, daß Reuter Stoffe zu seinen „Läuschen un Rimels“ den „Fliegenden Blättern“ entnahm, während er in der That die vielfach landläufigen Scherze und Schnurren zum Theil schon als Schüler kannte oder auf der Festung seinen Leidensgefährten zur Aufheiterung erzählte; und ein anderer, daß aus dem ersten Druck von „Kein Hüsung“ eine Seite in sämmtlichen späteren Ausgaben fehlt, als vom Setzer überschlagen, vom Korrektor übersehen, also dem Leser vorenthalten werde, während in Wirklichkeit Reuter die inkriminirte Blattseite (wie auch andere Partien) nachher selbst gestrichen hat. Daß bisher der Text mancherlei Inkonsequenzen und Druckfehler aufwies, war unvermeidlich; Reuter hatte ihn nicht selbst korrigirt und die Auflagen folgten schnell auf einander. Ich habe nun die Originalmanuskripte, so weit sie noch bewahrt sind, jedesmal mit den einzelnen Drucken verglichen und dadurch zahlreiche, zuverlässige, nicht auf Vermuthungen begründete Berichtigungen, Ergänzungen und Erweiterungen geben können. Die plattdeutsche Orthographie ist möglichst einfach und einheitlich gestaltet. An Stelle eines ziemlich überflüssigen Lexikons, das man bei solcher Lecture, um sich im Genuß nicht stören zu lassen, nur ungern zu Rath ziehen würde, treten unmittelbare Worterklärungen, wobei das Verfahren beobachtet wurde, keine oder nur geringe Kenntniß der plattdeutschen Sprache vorauszusetzen; je weiter der Leser vordringt, desto größer wird unvermerkt sein Wortschatz, desto besser lernt er den Dialekt verstehen. Wiederholungen sind thunlichst vermieden, die Anmerkungen verringern sich, die Lecture bereitet kaum noch Schwierigkeit. Da in den seltensten Fällen die Bände nach der Reihe gelesen werden, sondern bald dieser, bald jener, so zeigt jeder für sich die gewiß bald als praktisch anerkannte Methode. Außerdem geben kurze Fußnoten Aufschluß über alles eine Erläuterung erfordernde Sprichwörtliche, Literarische, Geschichtliche, Geographische, Lokale und Persönliche. Sämmtliche Werke stehen in chronologischer Ordnung; nur bei „Schurr-Murr“ glaubte ich eine Ausnahme machen und den Sammelband an die vorletzte Stelle setzen zu müssen, mit Rücksicht auf die Erzählung „Meine Vaterstadt Stavenhagen“, woran sich ja die „Urgeschicht von

Meckelnborg" vorzüglich reiht; auch wurde auf diese Weise ein Uebergang zu dem die kleineren Schriften vereinigenden Schlußband geschaffen. Was den Inhalt betrifft, so ist er viel umfassender als der irgend einer anderen Ausgabe: keine hat die Polterabendgedichte so vollständig, worauf die Lustspiele folgen; die Läuschen un Rimels sind um viele vermehrt, achtzehn Humoresken aus dem Unterhaltungblatt und drei Anekdoten vom Ostseestrand ausgewählt. Neu aufgenommen wurden ferner die hochdeutsche „Urgestalt der Festungtid", eine heitere Episode aus trauriger Zeit, ein aus der Stromtid stammender „Offener Brief an die mecklenburgischen Landleute", die Wahlreise nach Ueckermünde: „Wie der Graf Schwerin schwer in die Kammer kam", die kulturgeschichtlichen Schilderungen: „Ein Heimathloser" und „Ein Bürgermeisterjubiläum". Es fehlt nicht die „Abweisung der ungerechten Angriffe und unwahren Behauptungen Klaus Groths"; voraus geht das Vorwort zu „En por Blomen ut Anmarik Schulten ehren Goren". An die in solcher Reichhaltigkeit noch nie zuvor gebrachten „Kleineren Schriften" schließen sich hoch- und plattdeutsche „Gelegenheitgedichte" und die plattdeutsche Marseillaise „Wi heww'n en dütsches Hart" mit Notenbeilage vom Musikdirektor Cornelius Gurlitt. Dreizehn Essais behandeln Entstehung, Gestaltung, Bedeutung und Aufnahme der einzelnen Werke; voran geht eine mancherlei Neues bringende Biographie. Die vielen zum großen Theil bisher unveröffentlichten Abbildungen und Faksimiles auf besonderen Tafeln sind eine gewiß sehr willkommene Zugabe.

Greifswald. Professor Dr. Karl Theodor Gaedertz.

Schuckert.

Seit im Jahr 1901 die Elektrizität-Aktiengesellschaft vormals Schuckert & Co., nach dem Zusammenbruch der kasseler Trebergesellschaft und der Leipziger Bank, ihren Aktionären mittheilen mußte, daß statt der beantragten 10 Prozent Dividende nichts vertheilt werde, war von dieser Gesellschaft selten die Rede. Jetzt hat man wieder von ihr gesprochen; und diesmal war der Anlaß nicht so unerfreulich. Sie will ihr Aktienkapital (um 8 Millionen Mark) auf 50 Millionen erhöhen; und die Aktionäre der Kontinentalen Gesellschaft für elektrische Unternehmungen werden aufgefordert, eine Zuzahlung von 350 Mark auf die Aktie zu leisten. Da Schuckert von dem 32 Millionen betragenden Aktienkapital der Kontinentalen 29 Millionen besitzt, ist die Zuzahlung zum größten Theil von der Schuckert-Gesellschaft zu leisten. Deshalb wurde diese Transaktion mit der beantragten Kapitalserhöhung in Zusammenhang gebracht, obwohl in der offiziellen Bekanntmachung ausdrücklich gesagt war, der Hauptgrund für die Vermehrung des Aktienkapitals sei in dem beträchtlich gesteigerten Geschäft der Siemens-Schuckert-Werke und der dadurch bedingten weiteren Einzahlung auf das Stammkapital zu suchen (von dem 90 Millionen betragenden Grundkapital der Siemens-Schuckert-Werke sind 10 Millionen noch nicht eingezahlt). Auch ergab ein einfaches Rechenexempel, daß die Zuzahlung von je 350 Mark auf 29 Millionen mehr bringen würde als 8 Millionen; die Schuckert-Gesellschaft konnte die Einzahlung auf die Aktien der Kontinentalen

also nicht aus den durch die Kapitalserhöhung gewonnenen Mitteln leisten. Es wäre wohl richtig gewesen, über den Modus der Zuzahlung Schuckerts ein Wort zu sagen.

Die erste Vorbedingung für eine Erhöhung des Aktienkapitals ist ein guter Geschäftsabschluß; fehlt der, so finden die Jungen Aktien schwerlich Liebhaber. Von den neuen 8 Millionen sollen 7 den jetzigen Aktionären zum Bezug angeboten werden; die achte Million bleibt im Besitz des Bankenkonsortiums, dem die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank, die Bayerische Vereinsbank, die Kommerz- und Diskontobank und die Firma Von der Heydt-Kersten & Söhne in Elberfeld angehören. Auf einen guten Abschluß kann Schuckert sich im Heilsjahr 1906 berufen: der Reingewinn ist diesmal um beinahe 600 000 Mark höher als im vorigen Jahr; für 1905 wurden 4 Prozent vertheilt, diesmal solls 5 geben. Im Vergleich mit den bis zum Jahr 1900 gezahlten hohen Dividenden von 14 und 16 Prozent erscheint diese Dividende klein; von 1901 bis 1904 ist aber gar nichts vertheilt worden. Nachdem im Jahr 1901/02 der Umsatz von 72 auf 49 Millionen zurückgegangen war, ergab sich, nach Ausschüttung des Vortrages von 5,50 Millionen, noch ein Verlust von 15,39 Millionen, der aus dem Reservefonds gedeckt wurde. Das war der tiefste Stand und die Zeit der tiefsten Erniedrigung; im bayerischen Landtag wurde strenges Gericht über die Sünden der Gründer und der Verwaltung von Schuckert gehalten und von unfreundlichen Leuten laut nach dem Staatsanwalt gerufen, der aber keinen Grund zum Einschreiten fand. Dann gings allmählich wieder aufwärts. Die Betheiligung an den im Frühjahr 1903 gegründeten Siemens-Schuckert-Werken verursachte, durch die Unkosten und nothwendige Abschreibungen, noch einmal einen Verlust; seitdem aber konnten die Abschlüsse befriedigen. Die Emission neuer Aktien könnte also gelingen; nur scheint der Zeitpunkt nicht gut gewählt. Geld ist knapp und theuer und wird vermuthlich in naher Zeit nicht wieder billig werden. Offenbar kann die Gesellschaft aber nicht warten und muß gerade jetzt von den Besitzern der 3 Millionen freien Aktien der Kontinentalen eine Zuzahlung von insgesammt 1 Million fordern. Als sie 1899 ihre letzte Kapitalserhöhung (von 28 auf 42 Millionen) durchführte, geschah es, um das Aktienkapital der Kontinentalen zu erwerben, von dem ihr bis dahin nur 7,66 Millionen gehörten. Jetzt soll dieser Aktienbesitz, an dem die Schuckert-Gesellschaft noch nicht viel Freude erlebt hat, sanirt werden; deshalb die Kapitalserhöhung. Die Kontinentale muß rekonstruirt werden, da sonst die Möglichkeit einer Dividendenzahlung in zu weite Ferne gerückt wäre. Nun endet das Geschäftsjahr dieser Gesellschaft am einunddreißigsten März, und da, nach der offiziellen Erklärung, zum ersten Mal seit sechs Jahren wieder eine Dividende gegeben werden soll, muß vorher die jetzt noch vorhandene Unterbilanz von 1 850 000 Mark beseitigt und für Abschreibungen und angemessene Reserven gesorgt werden. Man konnte die Transaktion also beim besten Willen nicht aufschieben. Die Sanirung der Kontinentalen, die einen sehr wichtigen Aktivposten in der Bilanz der Schuckert-Gesellschaft bildet, soll die Aktionäre dieser Gesellschaft zur Uebernahme der Jungen Aktien ermuntern.

Die Kontinentale, die von der Schuckert-Gesellschaft 1895 in Nürnberg gegründet wurde, hatte die Aufgabe, die Unternehmungen Schuckerts zu finanziren oder (Das kommt erst in zweiter Linie) auf eigene Rechnung Unternehmungen zu ermöglichen, deren technische Ausführung der Schuckert-Gesellschaft überlassen bleibt. Jede der beiden Gesellschaften ist außerdem verpflichtet, falls in ihrem Geschäftsbereich Unternehmungen vorkommen, die sich für die Thätigkeit der anderen eignen, sie ihr anzubieten. Die

Kontinentale ist also, wie der technische Ausdruck lautet, der „Trust“ der Schuckert-Gesellschaft. Diese „Finanztrustgesellschaften“ waren mitschuldig an der Krisis, die erst als überwunden gelten konnte, als die großen Elektrizität-Gesellschaften ihre neue Gruppirung beschlossen hatten. Die Schuckert-Gesellschaft hat Jahre lang das Fabrikation- und Verkaufsgeschäft vernachlässigt und sich fast nur mit Finanztransaktionen abgegeben. Sie gründete Tochtergesellschaften aller Art, die der Mutter Aufträge bringen und für stetige Beschäftigung der Fabriken sorgen sollten, meist aber nur die von Schuckert zu leistende Zinsgarantien erforderlich machten. Die letzte Bilanz der Kontinentalen wies an Effekten, Konsortialbetheiligungen und Unternehmungen in eigener Verwaltung rund 50 Millionen Mark auf. Das waren die Früchte ihrer Beziehungen zur Schuckert-Gesellschaft. Das letzte Jahr schloß mit einem Verlust von 1 850 000 Mark. Die Posten der Kreditoren waren, mit 15,76 Millionen, auf beinahe die Hälfte des Aktienkapitals angewachsen. Dreierlei ist zur Sanirung also nöthig: die Beseitigung der Unterbilanz; Abschreibungen auf die Anlagen, die nachgerade doch einmal auf einen den thatsächlichen Verhältnissen möglichst nah kommenden Werthstand gebracht werden müssen; und die Beseitigung oder Verringerung der in den Kreditorenposten enthaltenen Bankschuld. Für den der Kontinentalen gewährten Bankkredit hat die Schuckert-Gesellschaft bis zur Höhe von 30 Millionen die Garantie übernommen; wenn sie also jetzt durch Einzahlung von 10 Millionen Mark auf die Aktien der Kontinentalen ihre eigenen Bankschulden um diesen Betrag erhöht, die Schuld der Kontinentalen aber um die selbe Summe verringert, so scheint sichs auf den ersten Blick eigentlich nur um eine Umbuchung zu handeln. Doch ist ein Umstand dabei zu beachten. Schuckert hat künftig die Zinsen für die neue Bankschuld aufzubringen, die bisher von der Kontinentalen zu zahlen waren. Die „Umbuchung“ kostet die Schuckert-Gesellschaft, bei dem Geldstand von heute, also etwa 600 000 Mark mehr, als sie bis jetzt für die Jahreszinsen aufzubringen hatte; und diesen Betrag spart nun die Kontinentale. Wie auch die Konjunktur sich gestaltet: Schuckert hat fortan ein höheres Kapital und eine größere Bankschuld zu verzinsen. Das ist für die Dividendenhoffnungen nicht unwichtig. Werden nun die Verhältnisse der Kontinentalen so gebessert, daß auf eine Rentabilität ihrer Aktien zu hoffen ist? Wird die Einzahlung von 350 Mark auf alle 32 000 Aktien geleistet, so ergiebt sich eine Summe 11,20 Millionen. Damit wäre zunächst die Unterbilanz von 1 850 000 Mark zu tilgen; 9,35 Millionen blieben für Abschreibungen und Reserven. Die Leiter der Verwaltung müssen wissen, ob damit die Rentabilität gesichert oder wenigstens der Zwang zu neuen Abschreibungen beseitigt ist. Selbst wenn die fraglichen Bilanzposten nach der Sanirung zu ihrem wahren Werth gebucht sind, bleibt als dritte Folge der Einzahlung auf die Aktien die Minderung des Kreditorenbetrages um die eingezahlte Summe. Die 15,76 Millionen Kreditoren der letzten Bilanz werden dann auf 5 Millionen ermäßigt. Die Kontinentale hätte also mit einer wesentlichen Verringerung der für die Bankschuld aufzubringenden Zinsen zu rechnen und könnte, wenn die Betriebsgewinne sich auf der Höhe des letzten Erträgnisses (2,22 Millionen) halten und wenn nicht Minderbewerthungen und Verluste auf Effekten eintreten, eine angemessene Rente abwerfen. Für die in fünfprozentige Vorzugsaktien umzuwandelnden Aktien mit der geleisteten Einzahlung von 350 Mark wären, wenn auf 30 Millionen Mark die Einzahlungen erfolgten, 1½ Millionen Mark Dividende aufzubringen. Dieser Betrag ließe sich, unter normalen

Verhältnissen, herauswirthschaften; die Stammaktien hätten auf eine Verzinsung in absehbarer Zeit aber kaum zu rechnen. Die Aktionäre der Kontinentalen stehen also vor einer schwierigen Wahl: zahlen sie nicht zu, so behalten sie ein einstweilen unrentables Papier; zahlen sie zu, so können sie hoffen, die Summe ihrer Verluste und der neuen Einzahlung im Lauf der Jahre wieder hereinzubringen; aber nur, wenn Dividende gezahlt wird. Die Aktien der Kontinentalen stehen 70 bis 80 Prozent unter dem Ausgabekurs; und da sie in den letzten sechs Jahren kaum gekauft worden sind, müssen die meisten heutigen Besitzer viel daran verloren haben. Steigt der Kurs der neuen Vorzugsaktien, wie anzunehmen ist, auf Pari, so ist damit wenigstens ein Theil des Verlustes gedeckt; aber es bleibt, wenn man das geforderte Opfer von 350 Mark pro Aktie hinzurechnet, immer noch genug übrig, um den Aktionären den Nutzen der gewünschten Einzahlung fraglich erscheinen zu lassen.

Der Schuckert-Gesellschaft liegt wohl auch nicht allzu viel daran, daß der Rest von 3 Millionen, den sie nicht in ihrem Portefeuille hat, „gut gemacht" wird; wenn nur ihre 29 Millionen besser werden. Diese 29 Millionen Kontinentale-Aktien, die zu Pari übernommen wurden, stehen in Schuckerts Bilanz mit 50 Prozent zu Buch. Nach der Einzahlung erhöht sich ihr Buchwerth auf 85 Prozent. Zwischen Buch- und Verkaufswerth ist im Allgemeinen ein großer Unterschied; und die Kontinentale-Aktien müßten erst ein paar Jahre lang Dividende gebracht haben, ehe die Schuckert-Gesellschaft auch nur einen Theil ihres Besitzes zu dem Kurs verkaufen könnte, den sie selbst dafür bezahlt hat Bekommt sie Jahr vor Jahr von der Kontinentalen Dividende, so wird, trotz den höheren Bankzinsen, ihr Gewinn um einige Hunderttausende steigen. Doch ist dann auch ein um 8 Millionen Mark höheres Aktienkapital zu verzinsen. Um wie viel schlechter die Lage würde, wenn die Gunst der Konjunktur aufhörte, brauche ich nicht ausführlich nachzuweisen. Und viele Symptome sprechen für die Annahme, daß der Höhepunkt überschritten ist. Die Schuckert-Gesellschaft hat ihren stärksten Rückhalt an den Siemens-Schuckert-Werken, die eine beträchtliche Summe zu ihrem Gewinn beisteuern. Die Tochtergesellschaften, die ihr Aufträge verschaffen sollen, sind mit Nutzen natürlich nur zu verkaufen, wenn sie rentabel sind; sonst liegen sie der Mutter auf der Tasche. Das gilt von Schuckert selbst eben so wie von der Kontinentalen. Beide Gesellschaften sind aber so konstruirt, daß sie ihren Effektenbesitz und ihre Konsortialbetheiligungen vortheilhaft verwerthen können. Das darf Der nicht vergessen, der über Schuckerts Kapitalserhöhung und über die Sanirung der Kontinentalen urtheilen will. Ladon.

Entweicht uns nach und nach wirklich die Gunst der Konjunktur? Die klügsten Männer der Praxis sagens; Industrielle und Bankiers. Sagen, der Sättigungpunkt sei erreicht, liege schon hinter uns; und ihr geübtes Ohr höre seit ein paar Wochen im Fundament der Wirthschaft das Gebälk beben. Auf diesem umnebelten Gebiet hat die Prophetie der Weisesten oft getrogen. Daß die Stimmen, die (nicht auf dem Markt natürlich) nahes Unheil künden, sich aber so rasch mehren, darf nicht unerwähnt bleiben. Manche glauben, zunächst werde noch eine tröstende Hausse kommen; sie habe sacht schon begonnen. Mit einer nahen Krisis (keiner heftig auftretenden; einer leisen, vielleicht aber langen) rechnen fast Alle. Auch Solche, die nicht täglich an die ins Ungeheure wachsende Uebermacht Nordamerikas denken ... Dies soll kein Alarmruf sein. Ist nur ein Echo der Sorge, die an dunklen Herbsttagen die Höhen des deutschen Wirthschaftlebens erklettert hat.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin

Berlin, den 15. Dezember 1906.

Der Arzt.*)

In der Jugend aller Völker, in allen Mythen, Sagen, Legenden, Ueberlieferungen finden wir die Thatsache verzeichnet, daß neben den Priestern die alten Frauen es waren, die in Krankheit und Unfall Hilfe zu bringen wußten. Sie thun es heute noch und lehren uns damit, daß im Verhältniß zu den einfachsten menschlichen Dingen alles Volk ewig jung bleibt. Priester und alte Frauen: Das bedeutet: Ueberlegenheit und Erfahrung. Den Priestern stand die Ueberlegenheit zur Verfügung, die ihnen aus der Zugehörigkeit zu einer herrschenden Kaste erwuchs. Erfahrung kam ihnen aus gewonnenen und innerhalb ihres Standes weitergegebenen, überlieferten Kenntnissen, die sie an langen Reihen einzelner Erlebnisse nachprüfen konnten; denn ihr Stand wurde von Geschlecht zu Geschlecht immer wieder von den Kranken um ärztliche Hilfe gebeten. Die Priesterärzte lernten nicht nur wirksame ärztliche Hilfe bringen; sie schufen auch die ärztliche Wissenschaft. Auf Tempelwänden und Säulen, auf Steintafeln und Schreibflächen legten sie in Sätzen Vorstellunginhalte nieder, die ein Zusammenfassen der einzelnen Erlebnisse nach Gesichtspunkten der Gleichartigkeit waren. Sie fingen allgemein giltige Gesetzmäßigkeiten in darstellende Worte ein. Die alten Frauen sind die Einfacheren, weil ihr Handeln eine reine Erfahrung darstellt; ein Wissen, das nicht aus dem

*) Fragmente aus einem Buch, das zum Weihnachtfest (als siebenter Band der Sammlung sozialpsychologischer Monographien „Die Gesellschaft“) in der Literarischen Anstalt von Rütten & Loening erscheinen soll. Aus den Bekenntnissen eines Ketzers, der hier kein Fremdling ist und über dessen Persönlichkeit und Kunst deshalb nichts gesagt zu werden braucht. Nicht heute. Das Buch mit dem schlichten Titel „Der Arzt“ mag einstweilen selbst für sich sprechen. (Herausgeber der Sammlung ist Herr Dr. Martin Buber.)

Erschauen und Ueberlegen stammt, nicht aus der wägenden und ordnenden Beobachtung, sondern aus dem eigensten, sinnfälligen Erlebniß am eigenen Leibe. Ihnen stand nicht jene Art von Uebergewicht zur Seite, die als unverdientes, zugeworfenes Geschenk zu der aus Anschauung erworbenen Erfahrung hinzukommt. Sie hatten die Ueberlegenheit der Erkenntniß, die zwingende Uebermacht des aus eigenem Erleben Wissenden; die Ruhe der Erfahrenheit. Es genügt nicht, zu sagen, die alten Frauen seien bei allen primitiven Völkern der Gegenstand scheuer Verehrung und Das sei der Grund, weshalb man sie um Rath fragte, ihren Spruch befolgte. Nein: weil sie, gleich den Priestern, Wissende sind, nahte man ihnen von je her in Verehrung.

Alte Frauen haben nicht nur die gesammelte Kenntniß jedes langen und vielfältigen Erlebens; sie tragen in sich noch das Erlebniß ihres Geschlechtes, die erlebten und ertragenen Geschehnisse ihres Weibthumes. Das vom gewohnten alltäglichen Vollziehen organischer Verrichtung abweichende, das „andere" Befinden, das dem Mann Kranksein bedeutet, die Minderung der Leistungs- und Genußfähigkeit bei gleichzeitigem Eintreten besonders gearteter Erscheinungen: Das erlebt jede gesunde Frau an sich in fortwährender Wiederholung. Die monatliche Reinigung und das Muttergeschäft. Den alten Frauen haftet die Wandlung zur Jungfrau, zum Weib, zur Greisin aus dem Erlebniß am eigenen Leibe in allen einzelnen Eindrücken und Empfindungen im Gedächtniß. Unruhe, Erschrecken, Erstaunen; und Erkennen, daß das Neue, Andere nichts Feindliches, nichts Tötendes ist, daß es Beginn, Anstieg, Abfall und Ende hat wie jedes Ereigniß. Alles Das immer und wieder von Neuem erleben, sich an des Erlebnisses Wiederkehr gewöhnen, das Erschrecken verlernen und das Staunen vergessen, darüber zum Handeln, zur That gelangen, den Erfolg der That sehen, greifen und begreifen können. Und dann die in ihrem Gleichgewicht nicht mehr zu störende Ruhe des Alters. Die kalte Furchtlosigkeit der erlebten Erkenntniß. Der ausgebrannte Vulkan, dessen mit Asche bedeckter Gipfel nur imposant ist; unfruchtbar und deshalb ruhig; er sieht in alle Fernen, hinweg über tragende Weinberge und Oelhaine, deren Boden er mit seinem Aschenregen düngte, deren Frucht er mit dem Hagel seiner Steine zerschlug, als er noch Feuer zum Himmel sandte.

Die alten Frauen waren nicht nur stets die Beratherinnen der vom ersten Blutereigniß überraschten Jungfrauen, der in Geburtwehen das immer neue Geschehniß erwartenden jungen Mütter; sie sind es stets gewesen, die der Jugend Belehrung ertheilten über jene vor der Unerfahrenheit verhüllten Räthsel. Und noch weiter langten ihre ärztlichen Herrscherhände. Ihnen war das

Geheimniß des Mannes nicht nur kein Geheimniß mehr: es war ihnen ein Ding der Alltäglichkeit geworden, weil sie keine Beziehungen mehr dazu hatten; denn sie ergriff nicht mehr die Wonne des Schauers, der allein den Werth der Seltsamkeit zu schaffen vermag. Erfahrene alte Frauen kennen die Scham des Geschlechtes nicht mehr, wenn sie auch manchmal noch (aus Rücksicht) erröthend dessen Geberde annehmen.

So sahen die alten Frauen wohl als die Ersten mit Bewußtsein und ohne die angeborene Furcht der Kreatur in dem aus Menschenleibern stürzenden Blutstrom nichts Besonderes mehr und deshalb nichts Erschreckendes. Sie hatten erfahren, daß eine Blutung in sich selbst endet, wenn die Zeit ihrer Dauer erfüllt ist. Sie mußten erfahren haben, daß man mit Hilfe irgendwelcher undurchlässigen Stoffe eine Blutung zum Stillstand bringen kann.

Alte Frauen kennen den Schmerz so genau, sie sind mit unendlich vielen seiner Spielarten und Abstufungen so vertraut, daß sie selbst aus unzureichenden Beschreibungen die Empfindungen Anderer verstehen, ergänzen können. Ihr stilles Kopfnicken überzeugt unfehlbar von dieser Kenntniß. Und durch die Erzählung, die Beschreibung eines der Schmerzereignisse ihres Lebens wissen sie, wenn auch nur für den Augenblick, den Glauben zu befestigen, daß jeder Schmerz ein Ende habe. Wie leicht können und konnten sie wohl von je her aus ihrer eigenen, an sich und auch schon an Anderen erprobten Erfahrung Rathschläge ertheilen; etwa darüber, welche Körperhaltung, welche Vorkehrung (kurz: welches Mittel) einen bestimmten Schmerz besser ertragen läßt, ihn lindert, vielleicht gar ihn stillt.

Die Priester und die Könige erfanden das Geschäft des Arztens. Sie verhandelten ihr Wissen von der Menschheit gegen den Glauben des Schwachen an den Stärkeren. Die alten Frauen waren die ersten Aerzte, weil sie ihre Erfahrenheit, ihr inneres Erlebniß hingaben, dessen geweihter Besitz den Schwächeren zum Glauben an sich selbst zwingt; zum Glauben daran, er könne auch so werden wie Der, dessen Lippe ihm die Botschaft des Heils bringt. Das ärztliche Geschäft ist ein Darleihen erworbenen Wissens auf Zins; manchmal gar auf wucherischen. Die ärztliche Hilfeleistung ist ein Hinschenken eigenen Lebensgewinnes an den Armen, der davon noch nichts erwerben konnte oder Alles verspielt hat. Arzt sein heißt: der Stärkere von Zweien sein.

Als den Arzt eines Menschen darf man nicht schon Den bezeichnen wollen, der ein Helfer des Augenblickes ist; Einen, der im Fall der Noth, sozusagen im Vorübergehen, nach gewissen feststehenden Kunstregeln Hilfe leistet. Etwa ein gebrochenes Bein einrichtet, eine Blutung stillt, eine Ohnmacht behebt;

einen Rath ertheilt, um Schmerz zu lindern. Das sind die Kirchengänger, von denen der Narr sich berathen ließ, als er seinem Fürsten den Beweis dafür erbringen wollte, daß in seinem Reich die zahlreichste Zunft die der Aerzte sei. Damit Einer eines Menschen Arzt heißen dürfe, müssen an einem zweiten Menschen noch andere Vorbedingungen erfüllt sein als die bloßen Wissens, das berathen kann. Der von einer staatlichen Einrichtung entlehnte Sprachgebrauch bezeichnet wohl Den als Arzt, der für den Nachweis einer Anzahl von erworbenen Kenntnissen und Fertigkeiten auf Stempelpapier das Recht zugesprochen erhielt, unter einem genau umschriebenen Rang und Titel, als Mandarin einer bestimmten Klasse, in die öffentlichen Urkunden eingetragen zu sein.

Mit dieser Benennung verhält es sich ähnlich wie mit dem berüchtigten „Ding an sich". Es existirt wohl, ohne daß es in Beziehung zu anderen Dingen getreten ist. In der Welt der Erscheinungen beginnt es erst mitzuzählen, sobald es Wirksamkeiten entfaltet. Das kann es nur, nachdem es der Gegenstand von Beziehungen geworden ist.

Arzt wird Einer, wie heute der Lauf der Welt ist, meist aus außerwesentlichen Antrieben; etwa aus Wissensdurst oder aus jugendlicher Unkenntniß von Nothwendigkeiten, viel häufiger, um seinen Lebenserwerb im wärmenden Sonnenstrahl bürgerlich gemehrten Ansehens zu finden; selten einmal wird es Einer, indem er der Mahnung seiner inneren Stimme folgt, wie man sagt: aus Beruf: als Berufener. Arzt sein kann Einer nur aus Humanität. Die Kraft, Arzt sein zu können, schöpft sich nur aus der Fähigkeit, Beziehungen anzubahnen zwischen den innersten Inhalten zweier Persönlichkeiten.

Ob Einer mit dieser Fähigkeit Handel treibt, seinen Lebensunterhalt erwirbt durch Hingabe von Theilen seiner Menschlichkeit gegen Entgelt: Das ist nicht das Entscheidende der Frage, wie vielfach die Meinung ist. Von solchem Handel, der zarten Götzenanbetern ein Gräuel scheint, leben viele ehrenwerthe Männer; von dem Verschleiß ihres Menschenthumes leben alle Künstler; auch die Priester und alle Könige leben davon.

Die Menschlichkeit, die Humanität Eines, der ein Arzt sein will, muß größer sein als die eines Anderen; mindestens des Anderen, dessen Arzt er ist; da er ja hinschenken soll, abgeben soll von seinem Besitz. Was weiter besagt: daß ein guter, ein „großer" Arzt nur Einer sein wird, der über eine große Menschlichkeit verfügt. Je größer die Humanität, desto größer der Arzt! Viele, sehr Viele sind keine Aerzte, trotzdem die öffentlichen Urkunden sie also bezeichnen. Weil die größere Humanität etwas immerhin Seltenes, die ganz große Humanität aber, aus der Vielen und für viele Lagen des Lebens mitgetheilt wer-

den kann, ein Geschenk ist, das nur gutgelaunte Götter ihren Lieblingen in die Wiege legen. Groß ist der Arzt, dessen Kunst an Reife seiner Humanität gleicht.

*

Man hat für die Benennung des ärztlichen Geschäftes das schauderhafte Wort „Medizin“ angenommen und glaubt, damit die Ausübung einer Wissenschaft zu bezeichnen. Die „Mediziner“ sprechen vom „wissenschaftlich gebildeten“ Arzt und wollen damit sagen, daß diese Spielart sich durch den Vorzug besonderer Tüchtigkeit auszeichne vor den Handwerkern, denen die mindere Bezeichnung als „gewöhnlicher“ oder „einfacher“ Praktischer Arzt zukomme. Der Gelehrtenjargon nennt den Praktischen Arzt auch wohl einen „rohen Empiriker“. Verächtlich sieht man von der Höhe der Wissenschaft auf ihn herab.

Man stelle sich vor, die Menschheit müsse mit der Thatsache rechnen, daß die Erhaltung der Gesundheit, die Behandlung der Erkrankten an die Ergebnisse wissenschaftlicher Arbeit gebunden ist. Wo könnte es noch Aerzte geben unter den Menschen, da man doch weiß, daß alles Suchen falsch und unrichtig unternommen sei, weil morgen unwiderleglich erwiesen sein wird, daß alles Irrthum war, was man heute für Wahrheit hielt? Die Wissenschaft ist an die Aenderungen des Lebens, der Zeitverhältnisse geknüpft. Die Noth der Menschen, ihre Hilflosigkeit, ihr Bedürfniß nach Rath und werkthätiger Unterstützung in den Fährnissen des Leibes und der Seele ist nichts Zeitliches, ist nichts sich Aenderndes. Die Verhältnisse, unter denen die Hilfe zu bringen ist, können sich ändern und damit neue Aufgaben an den Helfer, an den Arzt herantreten. Aber das Neue an diesen Aufgaben ist stets etwas Aeußerliches; eine geänderte Form für ihre Lösung. Der Inhalt wird stets der selbe bleiben.

Die Aeußerungen der Erkrankung können dem von einer Zeit geschaffenen, von einem bestimmt gearteten, zeitlichen Erkennen bedingten Vorstellungvermögen sich in anderer Gestalt darbieten als dem Denken von gestern oder morgen. Es können durch äußere und innere Bedingungen sich Aenderungen in der Lebenshaltung, gewandelte Verhältnisse der Menschenmengen, gesteigerte oder verminderte Ansprüche an die Leistungfähigkeit des einzelnen Individuums ergeben. Auch können neue (uns meist unbekannte) Umstände bewirken, daß Verschiebungen im örtlichen Auftreten von Erkrankungformen sich vollziehen; wir nennen Das dann, unter dem Eindruck bekannter, als Ansteckung bezeichneter Thatsachen: Einschleppung. Damit werden wohl Aenderungen in den Verhältnissen geschaffen, in deren Folge die Leistungfähigkeit des Einzelnen anders bedingt, gesteigert oder vermindert werden kann. Mit all diesen Erscheinungweisen kann, mag, darf, soll die Wissenschaft sich be-

fassen, um dem Bedürfniß nach Einsicht in den Zusammenhang der Dinge Rechnung zu tragen. Die Bedingungen, unter denen der Arzt an dem einzelnen Menschen Arbeit zu leisten hat, werden aber immer die selben bleiben, weil die wesentliche Beschaffenheit des Menschen immer die selbe bleibt; ob ihre Störungen sich dem Vorstellungvermögen irgend eines Geschlechtes auch unter gewandelten Ausdrucksformen kundgeben, die sogenannten Krankheitbilder sich ändern. Sinn und Zweck alles Arztens ist, den im Gleichmaß seiner Thätigkeit gestörten organischen Ablauf mit den von der Erfahrung gelieferten Mitteln in den Grenzen einer bestimmten Wirkensmöglichkeit so zu regeln, daß die unentbehrlichen Verrichtungen wieder erledigt werden können.

Wesen und Beschaffenheit des Menschen bleiben ewig gleich. Auch an dieser Tatsache vermögen gewisse Abweichungen nichts Entscheidendes zu ändern, die von äußeren Umständen des Zeitenwandels bewirkt werden. Aenderungen von quantitativer, niemals von qualitativer Bedeutung. Es giebt Zeiten und Gegenden, wo die Menschen von größerem oder kleinerem Wuchse sind; ihre Bedürfnisse an Speise, Trank, Schlaf, Bedeckung lassen sich hier mit einfacheren Mitteln befriedigen als dort; ihre Organe vermögen unbeschädigt mächtigeren Ereignissen noch zu widerstehen, als sie es zu anderen Zeiten, an anderen Orten können.

Die Organe der Menschen liegen zu allen Zeiten an den selben Stellen des Körpers, ihr Aufbau ändert sich nicht; Hunger, Durst, Schmerz, Triebleben wollen zu allen Zeiten gestillt sein; dem Bedürfniß nach Schlaf, nach Anpassung des Wärmehaushaltes muß Rechnung getragen werden. Auch die Aufgabe des Arztes bleibt ihrem Wesen nach unverändert.

Das Arzten ist eine Kunst, weil die ärztliche Bethätigung darin besteht, daß aus vorgefundenen Sachlagen neue geschaffen werden. Das Untersuchen und Beurtheilen von Sachlagen, das vor die Uebung dieser Kunst als erste, wichtigste Forderung gesetzt wird, könnte eine Wissenschaft sein, wenn dieses Wort noch die einfache, umfängliche Bedeutung aus älteren Zeiten hätte. Wenn Wissenschaft noch ein Gedankenspiel wäre; ein Hin- und Herschieben von Bezeichnungen für die ganzen, die großen Erscheinungweisen, wie sie dem Menschen in seiner Umwelt entgegentreten. Wenn die Erfahrung heute noch sich begnügen dürfte, eine bloße grobe Erfahrung, eine reine Empirie zu sein, die πεῖρα σφαλερή des Hippokrates. Giebt unsere Wissenschaft sich aber nicht oft als Gewißheit?

Wir erleben sehr oft, daß Menschen wieder gesund, also geheilt werden, vor deren Krankenlager Heroen der ärztlichen Wissenschaft erklärten, am Ende ihrer Wissenschaft angelangt zu sein. Wir vermögen zu beobachten, daß selbst

unter Bedingungen, deren besondere Artung das individuelle Leben zum Erlöschen bringen muß, doch immer noch Heilungvorgänge, Reparationen, sich abspielen. In den bösartigsten Geschwülsten, in tuberkulös oder sonstwie entzündlich entarteten, in mechanisch weithin zerstörten Geweben finden wir immer wieder, daß neues Leben, daß Ersatz für Verlorenes anhebt; daß thatsächlich an umschriebenen Oertlichkeiten Heilungen vor sich gegangen sind, wenn die Hilfsquellen für die Neubeschaffung auch nicht mächtig genug sind, die Fortdauer des Menschenlebens in ausreichender Weise zu unterhalten. Das Ziel der ärztlichen That kann nur ein Behandeln sein. Das Heilen liegt nicht innerhalb ihrer Wirksamkeiten. Natura sanat, medicus curat.

Und wenn der Arzt überhaupt nichts heilen kann: Krankheiten kann er nicht einmal behandeln. Denn Krankheiten giebt es in der Wirklichkeit überhaupt nicht; für den Arzt giebt es nur kranke und erkrankte Menschen.

„Krankheit" ist eine Abstraktion; eine Sprachvorstellung, die nur in der Welt der Gedanken eine Berechtigung hat.

Unsere Denkvorgänge leiten sich meist aus dem Auseinanderhalten der Erscheinungformen her, das wir Gegensatz nennen. So sprechen wir von Krankheit als Zustand, wenn damit gesagt sein soll, daß das bestimmte Verhalten eines Menschen Abweichungen aufweist von einem anderen bestimmten Zustand, den wir als Gesundheit zu bezeichnen gewohnt sind. Es giebt also nur in diesem Sinn für unser Vorstellungvermögen eine Krankheit; nämlich als Gegensatz zur Gesundheit. Es giebt aber nicht jene Legion von Krankheiten, die zu behandeln die Aufgabe des Arztes, der auslösende Zweck für die ärztliche That sein könnte. Wir dürfen sagen, daß der als Krankheit bezeichnete Zustand in einer Anzahl von Ereignissen ganz bestimmte, eigengeartete Merkmale an sich trägt; sich durch besondere, nur unter bestimmten Verhältnissen sich wiederholende Anzeichen nach außen hin kundgiebt, durch sie in diesen Fällen auf eine besondere Weise unserem Aufnahmevermögen sich darstellt. Wir müßten, um Das auszudrücken, sagen, daß die kranken Menschen verschiedene Aeußerungen des Krankseins aufweisen. Genau eben so, wie die gesunden, die liebenden, die sich bewegenden, die unglücklichen Menschen uns unter dem Bilde eines verschiedenen Verhaltens begegnen; je nach ihrer verschiedenen Beschaffenheit und je nach der Besonderheit der auf sie einwirkenden Umstände. Name ist Schall und Rauch; unser Gegenstand ist der (stets einzige) Mensch.

Krankheiten behandeln wollen: Das ist ein Unternehmen, so verrückt und so unmöglich wie etwa die Gründung einer Käsefabrik zur ertragreichen Ausbeutung der Milchstraße. Behaupten, man könne oder wolle einen Namen,

ein Wort, einen halben Liter wellenförmig erschütterter Luft oder fünf Millimeter geschwärzten Papiers mit Hilfe von Pulvern, Salben, Mixturen, Messern, Umschlägen „behandeln", beeinflussen, verändern: diesen Irrthum verstehe, wers will. Denn Das, was stets Krankheit genannt wird, ist nichts weiter als das einen Begriff bezeichnende, ihn beschreibende Wort; ein Hauptwort gewordenes Adjektiv, das die Betrachtung an kranken Menschen zu einem Namen für eine Gegenständlichkeit erhoben hat; für eine Gegenständlichkeit, an deren thatsächliches und leibhaftiges Vorhandensein man einst glaubte, da man von einem Ens morbi, einem Krankheitwesen fabelte. Diese allerälteste Vorstellung, der die Wissenschaft selbst heute noch immer nicht ganz sich entziehen will, kommt aus dem Glauben an die Dämonen, die in einen Menschen hineinfahren, um ihn krank zu machen. Wer an ein Wesen der Krankheit glaubt, stammt in gerader Linie von den Frommen ab, die einen kranken Menschen vom Teufel besessen wähnten. Wer Krankheiten heilen will, lädt den Verdacht auf sich, den Teufel austreiben zu wollen. Wer Krankheiten behandeln zu können glaubt, setzt sich dem Verdacht aus, er stelle sich das Entstehen einer Erkrankung vor wie das Eindringen eines Holzsplitters in einen unvorsichtig bewegten Finger. Da ist die Behandlung einfach: man zieht den Splitter heraus.

*

Ein unerklärbarer oder bis heute doch unerklärter Einfluß geht von der Handfläche aus. Mögen die Exakten mit den Okkultisten um Blutvertheilung, Wärme oder magnetische Emanation als Erklärung streiten; der bewußte Arzt weiß, was für einen Mittler und Helfer er an seiner Hand hat. Schmerzen, Krämpfe kann er einschläfern; wie ein Strom von Zärtlichkeiten fühlt er und sein Kranker es unter der ruhig liegenden Handfläche sich hinbreiten. Handauflegen, nicht als Beschwören; vielmehr in der Absicht, Besitz zu ergreifen und Sicherheiten zu geben. Beschützen: so etwa mag es sein. So wird es von dem Kranken empfunden. Wer giebt die Deutung für solches unleugbar vorhandene Empfinden, da Suggestion nichts ist als ein klangreiches Wort? Weiß Einer zu sagen, weshalb ein erschrecktes Kätzchen die ausgereckten Krallen einzieht und schnurrend den Rücken krümmt, wenn eine freundliche Hand darüber hingleitet?

Ob Wärme, ob Strahlung: es ist nicht abzuleugnen. Die Hand gewisser Menschen besitzt eben Gewalt über bestimmte andere Menschen. Diese Uebermacht ist um so wirksamer, je „ärztlicher" die angeborene Eigenart dieser Menschen ist. Diese Hand kann durch Aufliegen, durch Streichen, durch Zufassen nicht nur Schmerzen lindern, sie kann unbestreitbar nachzuweisende Veränderungen in den oberflächlichen Gewebetheilen hervorrufen; selbst Tiefenwirkungen.

Bleibe diese Beobachtung auf das rein ärztliche Wirkungsgebiet beschränkt, mit Ausschluß aller metaphysischen Phantastereien; da erweist sich, daß es Wirkung der Hand ist, nicht Erfolg des Verfahrens. Sehr oft wird man sich überzeugen, daß unter den Masseuren, mögen sie graduirte Aerzte sein oder nicht, die Einen trotz dem geschicktesten Aufwand einer komplizirten Technik nichts von dem beabsichtigten Zweck erreichen. Andere führen scheinbar systemlos die einfachsten Bewegungen aus; oft harte, gewaltsame Griffe, die dem Kranken die heftigsten Schmerzen verursachen; wenige Augenblicke nachher tritt ein Gefühl des Wohlseins auf und im Laufe von Wochen und Monaten vermag diese Arbeit nicht nur veraltete Schmerzen zum Schwinden zu bringen, sondern große Flüssigkeitansammlungen, umfängliche Gewebebildungen zu beseitigen.

Aerzte mit ärztlichen Händen fühlen es wie einen Zug an ihrem Arm; einen Drang, an ihrem Kranken physische Arbeit zu leisten. In den fruchtlosen Jahrhunderten, da ein knechtischer Formalismus alles ärztliche Handeln auf die Telepathie magistraler Rezepteschreiberei festlegte, haben immer wieder Einzelne die Hand nach ihrem Kranken ausgereckt, sie für ihn erhoben. Diese Einzelnen kehrten zum Ausgangspunkt zurück. Beschwichtigende, beruhigende Streichungen, Erleichterung schaffende Reibungen, Ermüdung beseitigende Knetungen, Klopfungen wurden bei allen wilden Völkern unter dem inneren Befehl einer Intuition geübt; wurden von den Kulturen an Marktschreier und Badediener als werthloser Abfall verschenkt. Mit einem Mal ist wieder eine vordringliche, erklärungsüchtige und apragmatische Wissenschaft zur Stelle; sie bemächtigt sich des alten, lange verachteten Hausrathes und verkauft ihn Stück vor Stück an amtlich beglaubigte Handwerkslehrlinge.

Die gute, die zuverlässige ärztliche Hand trifft beim ersten Zufassen schon immer gerade genau die Stelle, an der es am Heftigsten schmerzt; trotzdem sagen völlig urtheillose Kinder: Du hast so gute Hände!

... Der weise Arzt wird zunächst verlangen, mit dem Kranken allein zu sein, und selbst die nah Verwandten aus dem Zimmer weisen. Nicht etwa, weil er Heimlichkeiten mit dem Kranken hat. Er will nur, ohne Zuschauer, ohne ablenkende Vorgänge, mit einem Menschen allein bleiben, an dessen Menschlichkeit er seine eigene messen soll. In solchen Augenblicken werden oft die gleichgiltigsten Gespräche geführt, die oberflächlichsten Untersuchungen vorgenommen. Aber: zwei Menschen messen sich an einander. Wie zwei in der Einsamkeit Zusammentreffende einander mustern; oder wie von zwei in den Ring tretenden Kämpfern der eine nach den starken und nach den schwa-

chen Stellen des anderen ausspäht. Auch in dem stillen Sprechzimmer bereitet sich vielleicht ein heftiges Ringen vor; und die Pforten des Innersten thun sich auf. Das Ergebniß des Messens und Prüfens kann lauten: Ich will. Aber auch: Ich will und kann nicht; wir passen nicht zu einander. Und aus den ersten Worten schon, mehr noch aus der Art, wie die erste Berührung ertragen wird, merkt der rechte Arzt, ob er den Kranken vor sich hat, dem er zu nützen vermag.

*

Bedenkt, daß der ärztliche Beruf ein königlicher ist, der Handwerkern und Taglöhnern streng verschlossen bleiben muß. Kleine Mittelchen können da nicht helfen; keine Standesverfassung, keine Pfuscherverfolgung, kein Strike, keine Vereinigung zur Wahrung wirthschaftlicher Interessen und keine Zeitungschreiberei bringt uns vorwärts. Hilfe kann Euch nur von Euch selbst kommen; dadurch, daß Ihr den Muth habt, Euch zu Euch selbst zu bekennen, und daß Ihr Euren Nachwuchs, Eure Erben in der Strenge dieses Bekenntnisses erziehet. Gehet hin, wisset und saget Allen, daß Ihr Künstler seid, nichts als Künstler; daß Ihr nicht Gelehrte sein könnt. Und dann bildet Eure Jünger so aus, daß sie tauglich werden zu diesem Bekennen. Macht Euch frei von den Wissenschaftlern, die Euch bevormunden, als wäret Ihr unreife Knaben. Bittet die Herren Anatomen, Physiologen, Chemiker, Bakteriologen, gefälligst Das zu thun, was ihres Amtes ist: zu forschen und zu arbeiten an der Mehrung und Aenderung des vergänglichen Wissens ihrer Zeit.

Ich habe mich oft schämen müssen. Ich sah einen Kerl ein gutes Stück Arbeit verrichten; gehe hin und will ihm die Hand schütteln. Was sehe ich um mich herum? Höhnische Gesichter und abschreckende Worte. Was Der geleistet hat, trotz allen Professoren und Koryphäen, sei die Arbeit eines Baders, eines Barbiergehilfen gewesen. Er hat nicht einmal eine Diagnose gestellt und wußte nachher, nach dem scheinbaren Erfolg, nicht einmal die Indikationen aufzuzählen, nach denen er sein Verfahren eingeleitet hat. Ist im besten Fall ein Empiriker. Sein Verfahren ist unwissenschaftlich.

Sagt dem Volk, daß Ihr Künstler seid; daß zu Euch nur Einer sich als Schüler melden darf, der den Funken in sich trägt. Dann werden die Väter ihren Jungen sagen, daß die Kunst nur einen Mann nährt, dessen Begabung die seiner Nebenmenschen in besonderer Weise überwachsen hat. Sie werden nicht auf das Gerede ihrer eitlen Weiber hören, die ihren Sohn mit dem Gelde seines Vaters in eine gehobene Lebensstellung bringen wollen. Wenn dann ein Junge Arzt werden will, so wird Das in den Bürgerhäusern sein, als wenn einer Maler werden oder unter die Schauspieler gehen will.

Solche aber, denen gelungen ist, die väterliche Sorge zu überzeugen, nehmt erst auf, wenn sie Euren strengsten Forderungen genügen. Im Leben kommt es nicht darauf an, daß Einer Etwas vorwärtsbringt, Karriere macht, also eine gute Futterstelle erwischt, sondern darauf, daß er Etwas leistet.

Sucht den Nachwuchs sorgsam aus unter den sich Anbietenden. Weist auch Solche fort, die schon einige Zeit an ihr Studium verwandt haben, wenn sie dann sich untauglich erweisen. Das mag grausam scheinen, ist aber nothwendig; und denkt doch, wie viele tüchtige Männer es giebt, die sich in drei, vier und mehr Berufen versucht haben, ehe sie ihren rechten Platz fanden.

Denkt daran, daß die Jungen keine Gelehrten werden sollen, keine Stubenhocker und keine Zersplitterer; seht deshalb auch auf ihre körperliche Eignung. Keine Engbrüstigen mit breitem Sitzfleisch! Burschen mit starken, leise bewegten Händen sollen sie sein und mit Augen, die von nimmersatten Fragen strahlen. Laßt Dichter unter ihnen sein, Maler, Musikanten! Kerle, von deren Herzen eine breite, unverbaute Straße in die Natur führt, in die Welt.

Laßt sie ein Jahr vorbereitenden Dienens erleben. Sie sollen in einem großen Krankenhaus die einfachen Hantirungen der Krankenpflege erlernen; den Kranken anfassen, die ekel erscheinenden Verrichtungen üben, die Scheu vor wunden Leibern überwinden, achtundvierzig Stunden ununterbrochen arbeiten, ohne Speise zu sich zu nehmen und ohne zu ruhen. Gewöhnt sie daran, Verantwortungen zu tragen. Verabreicht ihnen das nothwendige Quantum Anatomie, Physiologie, Chemie und Naturlehre. Nicht zuviel davon! Denn denkt daran, mit wie geringen Resten aus Eurem riesigen Examenkoffer Ihr ganz tüchtige ärztliche Arbeit leisten könnt, wenn Ihrs sonst dazu habt.

Wer am Jahresschluß sein Können bewährt hat, darf in die Aerzteschule, die nichts Anderes als eine Klinik ist. Nur Sehen, Hören und Theilnehmen an der Krankenbehandlung, Ueberzeugen an den Leichenöffnungen. Macht keine Handwerker aus den Jungen, die durch Schablonen aus wissenschaftlichen Systemen immer wieder die selben Formen schneiden; gebt ihnen keinen scholastisch-mnemotechnisch zerhackten Memorirstoff ein! Lehrt sie lesen und urtheilen, den Eindruck von einer menschlichen Physiognomie, einer Körperhaltung, Körperverfassung in sich aufnehmen und verarbeiten. Schärft ihnen den Adlerblick und die Löwenklaue.

Ein Lehrer übernehme und leite eine kleine Schülerzahl; er bleibe mit ihnen den Tag über in stetem Zusammensein, in freundschaftlicher, väterlicher, unmittelbarer Berührung. Aber er muß ein Lehrer sein! Es nützt nichts, wenn er ein scharfsinniger Forscher ist, der dicke Bücher schreibt. Er soll auf-

weisen, keine Kathederkunststücke und keine eleganten Redensarten vorbringen und nur Das lehren, was in den Büchern nicht zu finden ist.

Schickt die Schüler nach zwei Jahren in ein Landkrankenhaus, dann als Gehilfen zu beschäftigten Praktikern. Dadurch werden die Kosten des blutarmen Großstadtstudiums vermindert. Die großen Institute sollen den Forschern und Gelehrten überlassen bleiben, die dort ihre eigenen Schüler leiten mögen. Assistent und wissenschaftlicher Dozent darf aber erst Einer werden, der zehn Jahre ordentlicher Praxis hinter sich hat. Das Selbe gilt für die Schüler, die Chirurgen, Geburthelfer oder Okulisten werden wollen.

Stöhnt nicht nach Lehr- und Lernfreiheit! Die Universitäten sind ein alter Zopf, der die Gelehrten, Philosophen, Philologen, Juristen, kleiden mag. Sind mit allem Formelkram heute ja doch nichts weiter als höhere Mittelschulen mit Stundenplan, Memorirstoff und Examenbakel. Nichts für Aerzte. Wenn Ihr Eure Jugend aber erzieht, statt sie in eine Vortragsanstalt zu schicken, dann werdet Ihr auch von ihr eine Arbeit verlangen können. Wenige werden hinkommen; dafür wird es auch wenige Aerzte geben. Jeder dieser wenigen Aerzte wird aber eine Berechtigung zum Dasein haben. Er wird der armsäligen Praktiken nicht mehr bedürfen, die den Stellenjägern heute nöthig sind. Aber auch jene kleinen, ach, an Ertrag gar so armen Erpressungen werden aufhören, die in jedem krank Scheinenden einen willkommenen Gegenstand begrüßen, die im Hinzögern und Aufbauschen jeder Zufälligkeit eine Pfründe erblicken und den Lohn für unberechtigte und deshalb überflüssige Leistungen.

Ihr werdet nicht zu Wenige sein; denn Eure Aufgabe ist nicht, den Leuten Nothwendigkeiten aufzureden, die nicht vorhanden sind. Es ist nicht die Bestimmung ärztlichen Berufenseins, den kleinen Dreck der Menschheit auf eigenen Feldern zusammenzufegen, damit das Brot eines Standes darauf besser gedeihe. Ihr werdet Wenige sein und braucht deshalb nicht dem Staat mit Eurem Nothgeschrei in den Ohren zu liegen; was ein unwürdiger Bettel ist. Der Staat: Das ist das Geld seiner Bürger. Und Ihr habt kein Recht, Euch behaglicher einrichten zu wollen mit dem Steuergulden des Bäckers von gegenüber und des Großkaufmannes von nebenan.

Was durch die ewige Menschlichkeit aller Menschen diesem Ideal an Minderung widerfahren wird, muß erduldet werden; Eure Last wird nicht schwerer sein als die Last, die andere Berufe tragen müssen. Wir sind nicht allein zum Vergnügen auf der Welt; nicht, um hienieden zu schwelgen. Drum laßt uns auch Schweres in edler Haltung tragen. Stark müssen wir dazu sein. Das sind wir nur, wenn wir Einzelne und Tüchtige sind. Das können wir nicht sein als eine große, in einen Stand eingepferchte Heerde.

Schloß Schwaneck bei München. Ernst Schweninger.

Der Hohe Schein.

Ein praehistorischer Epilog, aus alten Urkunden gesammelt.

„Wenn man im Licht und auf der Höh' so schön und heilig wird, dann sollt' man halt alleweil hinaufsteigen und nie hinunter.“ So sagt das junge Landmädchen, die Mathilde Schneidhofer. Und die alte Sennerin erwidert ihr mürrisch: „Was die Stadtleut' nur davon haben mit ihrer Bergrennerei! Wegen der Aussicht heißts alleweil. Der Mensch sollt' lieber Einsicht haben. Was hat er denn von der Aussicht? Verlogenes Zeug.“ Aber das junge Mädchen mit seiner linden, weichen Stimme von jugendlichem Klang weiß es besser: „Geh, Lies. Wann Du droben stehst auf einem Berg und schaust hinaus in die liebe, blaue Welt, dann hast Du doch eine Freud' daran.“ Die Sennerin wieder will Das nicht gelten lassen: „Was weit is, lügt Einen an“, sagt sie, „und unser Herrgott is auch weit, aber wirst sehn, ich kriegs noch einmal raus, wie er aussieht in der Näh'.“ „Grillenmahm“, lacht das junge Mädchen. Und sie geht fort und legt sich schlafen ins Gras. Zur alten Sennerin aber kommt Herr Wilhelm Horhammer, der über steile Gipfel wandert und Haeckels „Welträthsel“ mit sich trägt. Den Titel des Buches bestaunt die Lies. „Aus dem Buch könnt' ich rauslesen, was Alles in der Welt und was hinter Allem steckt?“ So fragt sie, die Sennerin nämlich. Und der fremde Herr giebt ihr zur Antwort: „Nein, gute Frau, in dem Buch steht nur, daß wir nicht wissen, wie Alles ist.“ Dann geht er und sieht Mathilde im Grase liegen. Wie auf einer schönen Frucht der zarte Flaum der Reife, so war auf diesem schlafenden Gesicht ein Hauch von Gesundheit und unberührter Frische. Die blühenden Büsche, die ihre Brust berührten, zitterten leise, so oft sie den Athem holte, und der blaue Morgenschatten war um sie her wie ein feiner Schleier, der ein Köstliches verhüllen und dennoch zeigen möchte. Da nimmt der Fremde den Hut ab: „Kann das Leben so schön sein? So friedlich? So rein?“ Und er geht weiter, den „Hohen Schein“, von dem er herabgestiegen war, im Rücken, den hohen Schein, dem er entgegenwandert, vor sich.

— —

Das sind lose, zufällig aufgefundene Bruchstücke aus einem alten, alten Roman. Der ist gedichtet in grauer Vorzeit von einem Manne, der tief in den Bergen lebte, am Fuß zackiger Felsschroffen, mitten im Walde. Ludwig Hofganger nannte sich der Mann; und die Hütte, die er bewohnte, die Einkehr zum fidelen Jäger. Denn dieser blonde Wald- und Naturmensch war, wie die hier abgedruckten Proben beweisen, nicht nur ein großer Dichter, er war auch ein gewaltiger Nimrod vor dem Herrn. Angethan mit einem Bären-

fell um die Lenden, den Köcher auf dem Rücken, den Pfeil in der Hand, durchzog er die Wälder und spähte durch seinen Zwicker eifrig nach dem Edelhirsch, dem Rennthier oder dem Bären. Kam er aber heim von der Birsch, erschöpft und hungrig, dann setzte er sich hin und dichtete um, was er eben im Walde erlebt hatte. Oder er ließ sich nieder zu fröhlichem Zechen mit seinen Kumpanen und Freunden. Deren besaß er zahllose, wie alle Leute, die dichten und bei einer schöngelegenen Jagd noch eine Kegelbahn haben. Sie gingen fortwährend aus und ein, und ob sie sich Rechtsanwälte, Hofräthe, Kammersänger oder Kapellmeister nannten, ob sie Juden, Christen oder Heiden waren, ob sie einander leiden konnten oder nicht: Alle waren darin einig, daß es im ganzen Urwald keinen famoseren Kerl gebe als den Ludwig Hofganger. Der Dichter hatte nämlich eine prächtige Art, Allen gerecht zu werden: er war so fabelhaft objektiv. So hegte er, trotzdem er selbst ein ausgesprochener Optimist war, doch auch eine große Achtung vor den Pessimisten. Er sagte zwar, daß er sich in ihre Weltanschauung nicht recht hineindenken könne, immerhin bemühte er sich, sie zu verstehen, vor Allem seinen Hauptkumpan, den Peter Schlemihl, der nördlich der Alpen ein der Regirung schroff opponirendes Blatt leitete, den „Serenissimus“. Dieser Mann mit den wilden, langen Haaren und dem durchbohrenden Blick war ein blutrünstiger Anarchist, der nur mit dem scharf geschliffenen Messer herumlief. In früheren Jahren soll er damit sogar den Ludwig Hofganger gelegentlich bedroht haben und gar nicht so gut auf ihn zu sprechen gewesen sein; aber Das ist lange her, auch sind es unverbürgte Gerüchte und durch die Jagd und durch das Kreisen der Becher gab sich Das langsam, wandelte sich nach und nach sogar in die zärtlichste Freundschaft. Außerdem war Ludwig Hofganger, wie schon gesagt, fabelhaft objektiv. So liebte er denn seine Freunde nicht minder, als sie ihn liebten. Sah er sie aber Alle froh beim Mahl beisammen, den Peter Schlehmihl an der Spitze, merkte er, wie sie immer mehr Meth tranken und mit voller Stimme das Tru-La-La sangen, dann schlich er zufrieden hinaus in den Wald, legte sich unter eine hohe Linde und blinzelte traumverloren, wie es eben die Dichter machen, durch die feine Herbstluft der Brunstzeit nach der Höhe zu den Bergen und weiter hinauf nach dem Hohen Schein, dem er in seinem Roman ein so begeistertes Lied gesungen hatte.

*

Warum er Das that? Mit einem Wort läßt sichs nicht sagen; man muß da genau unterscheiden zwischen Dem, was der Hohe Schein in Wirklichkeit war, und Dem, was die damaligen Völker darunter verstanden. Der Hohe Schein ist also zunächst eine edel geformte Felsspitze, die im langgestreckten Thal über allem schlichten, treuherzigen Volk der Bauern und Bäuerinnen steil zum Firmament ragt. Er ist von allen Bergen, die ihn umgeben, der

höchste, ein Abschluß, eine Trutzmauer, die immer verschieden leuchtet, bei Sonnenaufgang und Untergang, im Frühling und Herbst, im Winter und Sommer, so schön, so hell, daß die Wälder oft anzusehen sind wie ein welliges Rosenfeld, auf dem Alles grün versunken liegt wie unter purpurnen Blüthen. Strahlt er aber so recht wie die brennende Freude, der das junge Leben entgegengeht, dann verwandelt sich langsam die starre Felswand, sie wird etwas Anderes, Größeres, das Steine und Berge versetzt, sie wird zum weithin leuchtenden Licht, das in alle Welt seinen Schimmer schleudert. Der aber ist so rein, so keusch, daß Alles um ihn erlöschen muß, was sonst noch strahlen möchte auf Erden. Weg über alles ungewisse Dämmerlicht, über Nebel und Schatten thront er, ein Hort, ein Sammelpunkt, ein Führer, über allen Zweiflern, Nörglern und Schwarzsehern. Es ist eben die unversiechbare Lebenskraft in den bösen Zeiten der sozialen Unruhen, des französischen Trennungsgesetzes und der allmählichen Auflösung des Dreibundes. Und er rastet und ruht nicht, der Hohe Schein, er ist bald da, bald dort, heute im Süden, morgen im Norden, am Sonntag im Westen, am Dienstag im Osten. Wo er erglänzt, wo er durchdringt, werden grüne Guirlanden gespannt und Ehrenjungfrauen gemustert, Reden werden gehalten, alle Gesichter verziehen sich zum breitesten Grinsen, alle Reichsverdrossenheit verstummt und es bleibt nur noch ein großer Segen von oben, in welcher Gestalt er immer sich neigt, ein großes, erhebendes Bewußtsein, ein stürmischer Sieg des Optimismus über den Pessimismus.

Der uralte, oft geschilderte Kampf, der nie enden will. Unsere größten deutschen Philosophen haben ihr Herzblut an ihn gegeben. Schopenhauer, Stirner und auch (Fürst Bülow hats wenigstens irgendeinmal gesagt) Friedrich Nietzsche haben in Bänden zu beweisen gesucht, daß diese nach Leibniz beste aller Welten nichts weiter ist als ein graues, ödes Jammerthal. Haben sie Etwas erreicht damit? Man darf diese Frage vom Standpunkt der heutigen offiziösen Weltanschauung getrost verneinen. Was heißt im Grunde alles Wissen? Was ist der Weisheit letzter Schluß? An einer Stelle steht man ja doch vor der Mauer und weiß genau so viel wie zuvor. Ja, man berechnet die Größe der Planeten, man durchleuchtet den Körper mit Strahlen, man weiß, daß die Spermatozoen die Menschen erzeugen. Aber warum Dies ist und wer es erstehen ließ: Das soll Einer erklären. Freilich leben wir im Zeitalter der Technik, des Verkehres und der Wissenschaft, aber wir sehen auch in neuerer Zeit wieder, wie das von Gott gewollte Forschen der Menschen sich immer inniger an die erhabenen Gedanken seiner Schöpfung schließt. Dankbar blicken wir heute zurück, denn die starren Gesetze, womit menschliche Unduldsamkeit einst die ja auch vom Staat in gewisser Weise genehmigte freie Forschung zu knebeln vermeinte, haben sich gelöst zu einem edleren, harmonischen Bande. Wir erkennen heute im helleren Licht eine doppelte göttliche Offenbarung: in

der Verstandeskraft und im Gemüthsleben des Menschen. In jener wurzelt der Forschungtrieb, in diesem der Glaube. Darum hat heutzutage nicht nur Herr Geheimrath Slaby Recht, sondern auch die prächtige alte Sennerin, die wir im ersten Kapitel des „Hohen Scheines“ bereits kennen gelernt haben, wenn sie in ihrer derben, herzgewinnenden Art über den populärsten aller Zweifler, über Ernst Haeckel und seine „Welträthsel“ mit befreiender Grobheit die lapidaren Worte spricht: „Wenn er nix weiß, der Lapp, weswegen schreibt er denn da so ein Endstrum Buch? Da bin i grad so gscheid wie Der.“

*

Alle diese großen Gewißheiten, alle diese Errungenschaften der praehistorischen Zeit, der damaligen Kultur und der staatlich geprüften Wissenschaft wollte nun der Hohe Schein in ein Museum zusammenfassen und dieses Museum in Form eines Prachtbaues persönlich nach Bierheim stiften. Das war eine ansehnliche Niederlassung, ein stattliches Pfahlbauerndorf von fünfhunderttausend Einwohnern, im Süden des Reiches, zu Füßen der Alpen. Wer diesen Namen im Ortslexikon sucht, findet ihn nicht mehr. Längst hat ihn, wie das Dorf, die Zeit mit dem Meer verschlungen. Nur dunkle Sagen melden noch aus der Urnacht, daß die Bierheimer Menschen waren, die breitspurig über den Bürgersteig tappten, immer nach links auswichen, den Schutzmannn Schandi nannten und deshalb für äußerst gemüthlich galten. Auch rühmt man ihre Ehrfurcht vor reichlichem Essen und nicht minder ihre Begeisterung für Bier- und Kaffeehäuser. Ihre Straßen waren, der damaligen Zeit entsprechend, in einem Urzustand von Dreck; ihre Frauen waren dagegen um so sauberer. Und was ein richtiger Bierheimer war, hatte stets eine ausgesprochene Vorliebe für große Geweihsammlungen. Daß sie fortwährend Bilder kauften, wird allerdings bestritten; doch scheint sich zu bestätigen, daß sie Maler und Bildhauer wenigstens nicht des Burgfriedens verwiesen. Handel trieben sie so gut wie gar nicht; den Nationalökonomischen Jahrbüchern zufolge muß aber eine ziemlich rege Fremdenindustrie bestanden haben, die in kräftiger Exploitirung des Einzelindividuums wie der Massen bestand. Die zahllosen Feste, die Bierheim veranstaltete, kamen dabei in bester Weise zu Hilfe, denn der Umsatz in Ansichtkarten und Laugenbretzln stieg um solche Zeit eben so wie der Absatz an Meth und welschen Getränken, die krachten, wenn man die Flaschen aufmachte.

*

Hoch über all diesem friedlichen Treiben, hoch über Bierheim und hoch über dem umliegenden Lande regirten die Wolken, die lieben, schöngeformten Wolken in olympischer Ruhe und Behaglichkeit. Sie lagerten seit Urzeit darüber, und weil sie schon gar so lange da waren und gar nicht mehr weggingen, weil sie friedlich zusammensaßen wie eine große Familie in einem

Haus, nannte man sie unsere Wolken oder das angestammte Wolkenhaus. Denn die Bierheimer hingen an ihnen und ehrten sie bei jeder Gelegenheit, wo sie sich zeigten. Sie gaben ihnen Namen und hatten ihre Lieblinge darunter, so zum Beispiel eine, die sie ihrer großen, männlichen Erscheinung wegen den Alfonsi nannten. Der nahm nämlich manchmal die Form eines Gespannes an, vor das er zwei, drei und manchmal auch vier Pferde setzte, aber nicht neben, sondern hinter einander Wenn Das die Bierheimer sahen, freuten sie sich kindisch und schrien aus vollen Kehlen: „Jessas, da Alfonsi kimmt!" Das ärgerte die anderen Wolken, die keine so gefälligen Formen aufzuweisen hatten, sondern ihr Geld lieber zusammensparten. Als sie nun hörten, daß ihnen der Hohe Schein demnächst seinen Besuch abstatten werde, hatten sie eine unsinnige Freude, weil sie gewiß waren, daß nun wenigstens einmal lauter Hurra geschrien werde als beim Alfonsi. Außerdem liebten sie den Hohen Schein und ließen sich gern von ihm wo hinein leuchten. Denn wenn er kam, durften sie immer auseinandertreten und Platz machen; sie konnten in Wohlgefallen zerfließen, was ihnen natürlich äußerst willkommen war. Darum pumperten sie jetzt vor lauter Jubel im Himmel droben nur so herum und trafen alle möglichen Vorbereitungen. Sie ließen das Wolkenhaus putzen, bestellten Keller und Küche und gaben dem Bürgermeister den Auftrag, die Bürger gut darauf vorzubereiten. Denn so schrecklich sie sich freuten: bei den Bierheimern waren sie der Sache nicht so ganz sicher. Darum hieß es Vorsicht und Klugheit anwenden.

Dafür war nun der Bürgermeister der richtige Mann. Er galt als geborener Diplomat, dem der Ministerstuhl winkte, war ganz und gar Geheimer Hofrath, geadelt, mit Orden besät, daß es ihm zum Hals, zu beiden Aermeln und zur Hose heraushing, konnte also die denkwürdige Sitzung einleiten, über die wir noch das Protokol besitzen. Dieses giebt, in Runenschrift abgefaßt, einen hochinteressanten Einblick in die damalige Geisteswelt.

Bürgermeister (indem er auf das Podium tritt): Meine lieben Freunde und Mitbürger! Wir haben heuer in unserer lieben Stadt den Fasching gehabt, den Salvator und den Maibock, wir haben das Schützenfest gehabt, den landwirthschaftlichen Viehversammlungverein und den Schusterbubeninnungskongreß. Jetzt ist kaum das Oktoberfest vorbei; da hab' ich mir halt gedacht, 's wär doch ganz fein, wenn wir in diesem vom lieben Gott so reich gesegneten Jahr noch Etwas hätten zum frohen, einträglichen Abschluß.

Bürger Schöps und Trottelberger (Beide Gemeindebevollmächtigte und unverfälschte Nachkommen der großen Vorfahren, die Richard Wagner aus Bierheim hinausgeworfen haben): Ha, ha, er war it g'schleckat, da Bürgamoaschter, ha, ha, ha!

Bürgermeister (durch diese wohlwollende Ansprache sehr ermuthigt): Nun, liebe Bürger, freundwillige Protektoren der Kunst und Wissenschaft, wie wärs mit einem Festzug?

Schöps und Trottelberger: Net übi, net übi.

Bürgermeister (immer lebhafter): Einen Festzug, wo Alles dekorirt wird, von unseren stets hilfsbereiten, lieben, herrlichen Künstlern.

Schöps und Trottelberger (nickend): War ebbas, war ebbas.

Bürgermeister (noch lebhafter): Und im Hintergrund so Etwas wie die Pinakothek oder die Schack-Galerie.

Schöps und Trottelberger: Kenna ma net, kenna ma net.

Bürgermeister: Nun, so Etwas wie ein neues Museum.

Schöps (sehr verächtlich): Jeech, a Museum!

Trottelberger (womöglich noch verächtlicher): Wei ma so no koans hamm!

Bürgermeister: Aber bedenkt doch: umsonst, ganz umsonst.

Schöps (sehr mißtrauisch): Gwiiis? Ganz umasunst?

Trottelberger: Also, nehma ma's!

Schöps: Nehma ma's!

Bürgermeister (in Ekstase): Ihr nehmt es? Ihr weist es nicht von Euch? Oh, der Opfersinn der bierheimer Bevölkerung hat sich wieder einmal aufs Herrlichste bewährt! So darf ich Euch denn danken im Namen Dessen, der es gewagt hat, Euch dieses Geschenk anzubieten, so darf ich denn danken im Namen der Vorsehung, die Euch werth gezeigt hat Eurer erhabenen Ahnen, und so darf ich denn bitten: Nehmt ihn gütig auf, wenn er hierherkommt! Denn — Bürger, faßt Euch! — es thut mir ja leid, Euch Das sagen zu müssen, es schmerzt mich, Eure tiefpatriotischen Gefühle zu verletzen, aber es geht nicht anders: Bürger, er kommt persönl ...

Hier bricht das Protokol plötzlich ab. Unzerstörbare deutsche Reichstinte ist über alle Runen gegossen und man kann nur noch die Worte entziffern: Reservatrecht . . . selbstherrlicha Staat . . . „Serenissimus" steckts eahm scho . . . wart nur!

*

Um nun Allem gerecht zu werden, was damals in Bierheim geschah, um Alles zu verstehen, Gegensätze, Weltanschauungen, Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, muß man die geistigen Kulturströmungen verfolgen, die dort zu jener Zeit sichtbar waren. Da waren zunächst die „Neusten Runenschriften". Eine Zeitung, die aus Holzpapier hergestellt wurde, zahllose Abonnenten hatte und im Volk so populär war, daß man sie kurzweg nur noch „d' Neiesten" nannte. Mit Recht. Denn sie galten immer als gut informirt, erschienen täglich zweimal, morgens und abends, und fuhren beständig mit grünen Automobilen herum. Für den Hohen Schein hatten sie sehr viel übrig, weshalb sie einen fortwährenden, erbitterten Kampf führten gegen die sogenannten Druiden. Das waren schwarz gekleidete, glatt rasirte Herren, die jeden Sonntag die Menge in den Tempel trieben, wenn sie nicht schon von selber hineinging. Denn die Bierheimer liebten diese Druiden und ließen sich gern von ihnen die Anekdote vom luth'rischen Zipfel erzählen und auch die Geschichte von den Reservatrechten. Die bedeutet, ins Bierheimische übersetzt, so viel wie blaue Uniform, eigene Briefmarken und Raupenhelm. Eventuell auch gekränkte Leberwurst oder im umgekehrten Sinn Breiß, was so viel heißt wie

Preuß oder Preuße, also etwas Verhaßtes, Widerwärtiges ausdrückt und deshalb möglichst hell ausgesprochen werden muß. Auch kann dabei auf den Boden gespuckt werden. So meinten sie wenigstens, die Druiden. Und wenn sie davon sprachen, warnten sie auch immer vor den „Neusten Runenschriften“, die ein gottloses Blatt seien und mit den Preußen im Bunde stünden. Aber die Bierheimer hielten „d' Neisten“ weiter, ja, sie lasen sogar den „Serenissimus“, der den Druiden öfters die Zunge streckte. Als Entschuldigung führten sie dann immer an, daß er die Preußen noch besser verulke als der selige Doktor Sigl, was dann die Druiden wieder zur Absolution bewog. Während aber Beide hofften, Druiden und Bierheimer, der „Serenissimus“ werde auch diesmal ein Machtwort sprechen, während die „Neusten Runenschriften“ jeden Tag einen Leitartikel brachten, der zu kräftigem Hurra aufforderte, während das Rathhaus noch zitterte vom wuchtigen Protest der Schöps und der Trottelberger, zog plötzlich der Hohe Schein gegen alles Erwarten im vollsten Glanz durch Bierheims ungepflasterte Straßen.

Das mag im ersten Augenblick etwas verblüffend klingen; doch findet es seine Erklärung in dem Umstand, daß es in Bierheim außer den genannten Strömungen noch eine gab, die mächtiger war als alle zusammen: die sogenannte Loabitoagg'sellschaft. Dies Wort, echt bierheimischen Ursprunges, soll mit Hilfe der modernsten Entzifferungmaschinen eine kurze Erklärung finden. Es setzt sich zusammen aus Laib, Laibchen oder Loabl, was so viel heißt wie Weckchen, Brötchen, Knusperchen, ferner aus Teig oder Toag, aus Gesellschaft oder Sippschaft und will sagen, daß Alles, was zu dieser Clique gehört, fest zusammengeknetet ist, wie der Teig der Laibchen bei der Innung der Bäcker und Müller. Man braucht gerade nicht vom ausübenden Gewerbe zu sein, um dieser Vereinigung anzugehören, vielmehr können Erzgießer, Bildhauer, Maler, Architekten aufgenommen werden; selbst Beamte, Bierbrauer und Handschuhmacher werden geduldet. Nur dürfen die zuletzt Genannten nie wagen, jemals im Hohen Rath mitzureden und gegen die eigentlichen Leiter zu sprechen. Das ist die erste Bedingung der festgekneteten Gesellschaft. Ihr Programm ist die Kunst, ihr Zweck gegenseitige Protektion. Wer nicht zu ihr gehört, wer in der großen Vettern- und Basenschaft der Bäcker und Müller nicht wenigstens einen Bekannten hat, bekommt in Bierheim nie einen Auftrag. Die bleiben Alle in der Gesellschaft und werden dem Turnus nach vergeben; wens halt gerade trifft. Ist ein besonderer Auftrag zu vergeben, eine ganz große Sache, bei der auch was Großes herausschaut, dann macht die Loabitoagg'sellschaft besondere Anstrengungen. Sie fragt nicht lange nach Schöps und Trottelberger, sie kümmert sich nicht viel um die Druiden, deren Tempel sie sonst mit andächtigen Sinnen besucht, sondern sie läßt einfach die Straßen dekoriren, patriotische Lieder singen, die Schäffler tanzen, die Glocken der

katholischen Kirchen läuten und „z'wegn der Parität" auch die der protestantischen. Ist aber der Auftrag ganz sicher, so totsicher, daß er schon gar nicht mehr auskommen kann, dann lassen sie eine Konkurrenz ausschreiben. „Aus Koi", wie sie unter sich sagen. Das heißt: aus Kohl, aus Scherz, aus Ulk. Par plaisanterie, sagen die immer galanten Franzosen.

*

Als die Kunde vom unerwarteten Einzug des Hohen Scheins in das stille Waldthal drang, wo Ludwig Hofganger jagte, da sprach er in seiner schlichten, gewinnenden Art zu Peter Schlemihl, der gerade wieder einmal bei ihm zu Besuch war: „Da müßtest sogar Du zum Optimisten werden!" Aber er besann sich bald wieder, weil er, wie gesagt, auch eine große Achtung vor dem Pessimismus hatte und überhaupt fabelhaft objektiv war. Doch plötzlich dämmerte ihm auf, daß vielleicht doch der eine oder andere Philister sein intimes Verhältniß zu solchen Gegensätzen nicht völlig begreifen könne. Darum beschloß er, den Hohen Schein den Menschen menschlich ein Bischen näher zu bringen. Er nahm seine Keule, zog sein feinstes Sonntagnachmittagausgehfell an und wanderte mit festem Entschluß gegen Bierheim. Dort ging er durch die Straßen, schaute sich an, was Künstler gemacht hatten, die mehr auf gute Behandlung als auf hohe Bezahlung sehen, und dann ging er ohne Zaudern zum Hohen Schein. Der hatte sich in Bierheim eigentlich etwas ganz Anderes erwartet und war über den großartigen Empfang so perplex, daß er diesmal gar nichts redete. Nur das Eine hatte er allmählich herausgebracht, daß er das münchener Rathhaus das schönste von Deutschland finde. Freilich: als er den Ludwig Hofganger vor sich sah, da fand er sich wieder und begrüßte ihn so herzlich, daß nun der Dichter wieder gar keine Worte fand. Der hatte sich nämlich vorgenommen, dem Hohen Schein zu gestehen, daß er unterwegs auf verbrannte menschliche Gebeine gestoßen sei. Auch hatte er die feste Absicht gehabt, um etwas Gedankenfreiheit zu bitten, unter ausdrücklicher Betonung, daß er nicht Fürstendiener sein könne. Leider aber redete der Hohe Schein jetzt wieder; er redete fünf Viertelstunden und sagte in dieser ganz privaten Besprechung, bei der höchstens zwanzig Herren zugegen waren, daß er durch den glänzenden Empfang wesentlich jener Weltanschauung näher gerückt sei, die Ludwig Hofganger in einem seiner Romane so herrlich in folgende Worte faßte: „Mißtraue nie Jemandem, laß Dir niemals das Gegentheil beweisen und schweige im Walde." Diesen Ausspruch hat er eigens in Holz brennen lassen und erlaubte dem Dichter, davon der Oeffentlichkeit gegenüber beliebigen Gebrauch zu machen.

*

Welch tiefen, sympathischen Eindruck ihr berühmter Landsmann vom Hohen Scheine wieder gewonnen hatte, lasen Schöps und Trottelberger, die

wackeren Bürger und Gemeindebevollmächtigten, im frisch ausgegebenen Abendblatte der „Neusten Runenschriften.“ Da waren sie erst sehr bewegt und heulten vor Stolz und vor Freude. Dann aber sagten sie wie aus einem Munde breit und bedächtig, als ob sie jedes Wort auf die Wagschale legten: „Ja, da Hofganga, unsa Hofganga!“ Sie hatten nämlich drei Tage tüchtig mitgefeiert, waren von einer Begeisterung in die andere, von einem Wirthshaus ins andere und von einem Rausch in den anderen gefallen. Anfangs thaten sie freilich ein Bischen überrascht. Besannen sie sich recht, dann hatten sie doch gegen jede Ausgabe protestirt und sich nur zur Annahme des Museums unter Umständen bereit erklärt. Jetzt mußten sie auf einmal entdecken, daß man überall hohe Galgen errichtete, daß man die Häuser schmückte und jene schwarzweißrothen Tücher zum Fenster heraushängte, die sie immer die Reichszipfel nannten. Auch das Militär machte fortwährend Parademarsch; und das schlimmste Zeichen, das es in Bierheim geben kann: man reinigte die Straßen. Das begriffen sie nicht, aber sie merkten als feine Beobachter sofort, daß da Etwas vorgehe. Und weil sie überall dabei waren, wos was zu gaffen gab, standen sie mit auf den Straßen herum, vom Rathhaus weg bis zu dem Platz, wo die Nomaden von Norden her in die Stadt zogen. Da sahen sie plötzlich wie ein Meteor den Hohen Schein kommen; und weil die Anderen Hurra schrien, brüllten sie noch einmal so stark. Denn sie zahlten prompt ihre Steuern und konnten schreien, so viel sie wollten. Mitten in der schönsten Brüllerei aber gewahrten sie hinter dem Hohen Schein und allen Wolken den Alfonsi; und da sagten sie zu einander: „Woaßt wos, jetzt schrei ma grad extra recht damisch!“ Und sie schrien, daß ihnen Augen und Zunge heraushingen. Freilich, als nun Alles vorüber war, der Hohe Schein verflogen, die Kehlen heiser, die Taschen leer und der Kopf voll, da faßten sie sich an die Nase. Lange sahen sie einander schweigend an; plötzlich aber schimpften sie in einem Athem auf den Bürgermeister, auf die „Neusten Runenschriften“, auf die Loabitoagg'sellschaft und am Kräftigsten auf den Ludwig Hofganger. „Der mit seina Objektivität bal uns net geht“, sagten sie. Dann schüttelten sie drohend die Fäuste. Denn sie freuten sich im Stillen schon, wie ihn der „Serenissimus“ derblecka werde, den G'schaftlhuber, den g'spreizten. Jede neue Nummer des bösen Blattes verschlangen sie gierig, die Wochen, die Monde, die Jahre nach einander. Aber sie warteten vergeblich. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann warten sie noch heute.

München. Joseph Ruederer.

Geisterbeschwörungen.

I. Schlesische Manöver, Oktober 1906.

Monumente und Paraden,
Glatt behaune Steine, Waden,
Die wie an der Strippe gehn;
Worte, allerhöchst entschieden,
Spitze Redepyramiden, —
Viel zu hören und zu sehn.

Friderikus Rex ... Beschworen
Wird der Geist vor vielen Ohren,
Der da schwieg in Sanssouci.
Ach, wir haben viel Beschwörer
Und es mangeln nicht die Hörer,
Doch es fehlt uns das Genie.

II. Hohenlohische Memoiren, Oktober 1906.

Pst! Ein Zwerg steigt aus dem Grabe.
Seht! Er greift zum Zauberstabe.
Horcht! Er murmelt wunderlich.
Und aus eines Buches Blättern,
Aus den kleinen schwarzen Lettern
Hebt ein Riesenschatten sich.

Wundervoll! Wie wächst der Riese!
Und es werden Der und Diese
Neben ihm zum Potpourri.
Aber ach! Was hilft der Schatten?
Gram und Wehe uns: Wir hatten
Und — entließen das Genie.

Pasing. Otto Julius Bierbaum.

Idealismus in der Kunst.

Alle Kunst wird geboren aus dem lebendigen Schoß der Phantasie. Alle Kunst wird gezeugt von der Kraft des künstlerischen Idealismus. Nur aus der von innerer Nothwendigkeit gewollten Vereinigung Beider erwächst Das, was auf den Namen Kunst im höchsten Sinn Anspruch machen kann. Phantasie allein thuts nicht. Ein phantasievoller Cyniker gehört nie zu den Großen im Lande der Kunst. Und was vom Kunstschaffen gilt, gilt vom Kunstvermitteln und vom Kunstgenießen. Ohne die beiden Grundkräfte allen künstlerischen Wesens ist keine künstlerische Wiedergabe, kein rechtes Erfassen von Kunstwerken möglich. Phantasie ist wohl das wichtigere, auch das seltenere der beiden Elemente. Ob aber nicht der künstlerische Idealismus gerade heutzutage unterschätzt wird, ob es nicht gut ist, einmal an all Das zu

erinnern, was er für die künstlerische Kultur eines Volkes zu leisten vermag? Sehen wir einmal zu, wie es in unseren Tagen um ihn steht.

Was ist Idealismus? Fänden wir nicht statt des schon im Gebiet philosophischer Untersuchungen so vieldeutigen Wortes einen deutschen Ausdruck, der den Begriff klar bezeichnete? Ich zweifle; gerade weil der Ausdruck viel sagen soll. Idealismus in der Kunst ist Freiheit von allen persönlichen, allen irdischen, allen geschäftlichen Trieben, Glaube an die Reinheit, die Heiligkeit der Kunst, unbedingte, willenlose Hingebung, selbstloser Dienst (Kultus), Fähigkeit, das Geistige, das Metaphysische, das Reinmenschliche im Kunstwerk zu empfinden, Kraft, zu kämpfen und zu opfern. All Das und alles damit im innersten Wesen Verwandte ist Idealismus in der Kunst.

Finden wir ihn bei den Schöpfern, den Vermittlern, den Kunstfreunden der Gegenwart? Günstig ist ihm die Richtung unserer ganzen menschlichen Kultur jetzt nicht. Aber seiner Natur entspricht es ja auch, daß er gerade da nicht lebt, wo am Lautesten von Kultur geredet, wo das Leben besonders rasch und rauschend gelebt wird. Er ist ein Feind des Marktes und seiner Weiber und Männer. Wer rein bleiben will, wühlt sich nicht durchs Gedränge, wer Großes fühlen will, stellt sich nicht an die Ecke der Friedrich- und Leipzigerstraße.

Suchen wir künstlerischen Idealismus bei den Musikfreunden, so dürfen wir nicht zu den Großstadtmenschen gehen, die jährlich ihre fünfzig bis hundert Konzerte „mitmachen“, auch nicht zu Denen, die zur Zierde ihres Diners den Herrn X. nebst Frau für tausend Mark einladen und sich fast maecenatisch dabei fühlen. Das sind ja auch nur wenige im Vergleich zu den vielen Menschen, die wirklich aus innerem Bedürfniß zur Kunst kommen. Die Kraft des künstlerischen Idealismus dieser Stillen im Lande ist vielleicht die beste Stütze für die Hoffnung, daß die äußerlich heruntergekommene musikalische Kultur bald ihren Tiefstand erreicht haben wird.

Freilich ist zu bedenken, daß diese Kunst ihrem ganzen Wesen nach in der Hauptsache latent bleiben muß. Der idealistisch veranlagte Musikfreund ist kein Kämpfer. Er leistet höchstens passiven Widerstand. Er lehnt ab, was ihn an der neuen Geschäftskunst anwidert. Er ist in seinem selbstgeschaffenen Paradies so glücklich, daß er den Kampf um die Kunst den Fachleuten überläßt. Das ist für die Sache der Kunst sicher ein Nachtheil. Denn die andere Partei unter den Musikfreunden, die nicht aus Idealismus, sondern bald aus Mode, bald aus persönlichen Gründen, bald aus Lust an Sensation, bald aus Mangel an ernster Arbeit sich mit Kunst beschäftigt, zählt zu den Ihrigen meist die größten Schreier, große Wort-, manchmal auch Federhelden, die auf den Märkten und in den Gassen ihr lautes Wesen treiben und so den Anschein erwecken, als seien sie die Herren der Situation. So weit ists zum Glück noch nicht. Aber damit es nicht dahin kommt, wäre den wirklichen Freunden der Kunst vielleicht doch etwas mehr Aktivität zu wünschen. Schließlich haben sie doch zu verlieren; und wenns nur der Raum und die Ruhe zu ernster Kunstpflege wäre. Es ist nie schön, in verpesteter Luft zu leben.

Zunächst ist die Hauptsache: „Halte, was Du hast, daß Niemand Deine Krone nehme“. So lange unsere Idealisten wissen, daß ihre stille Musikpflege mehr werth ist als das Geschäftsmusiziren in der Oeffentlichkeit, so lange sie sich nicht durch Schwindelangebote zum Tausch und zum Verzicht auf ihre wirklichen, werthvollen Güter bereden lassen, ist Vieles gerettet. Alles häusliche Musiziren, das

nicht zum Renommiren vor Gästen, sondern zur eigenen Erbauung getrieben wird, alle Pflege künstlerisch ernsten Chorgesanges ist solch ein Gut. Und haben wir denn nicht noch viele Tausende von Menschen, denen solche Kunstpflege eine wirkliche Quelle tiefer, innerlichster Freude ist? Haben wir nicht noch sehr viele Idealisten, die, um sich solchen Kunstgenuß zu gönnen, schwere Opfer an Zeit und Arbeit bringen? Und haben diese Dilettanten (nennen wir sie ruhig so, trotz dem Beigeschmack, den das Wort hat) nicht noch viel Größeres geleistet? Auch Ludwig von Bayern war Dilettant in diesem Sinn des Wortes; und die ganze Bewegung für Wagners Kunst wäre unmöglich gewesen ohne den künstlerischen Idealismus der nicht zur Zunft Gehörigen. Um dieser Idealisten willen, nicht wegen der Musiker, muß Bayreuth als Das erhalten bleiben, was es ist. Um dieser Idealisten willen arbeitet jeder Künstler, der überhaupt so heißen darf. Diese Idealisten sinds, die die künstlerischen Leistungen großer Chorvereine möglich machen, die Kammermusik lebendig erhalten, die Pflege alter Kunst fördern, die gänzliche Vergeschäftlichung unserer öffentlichen Musikpflege hindern. Die stille Begeisterung dieser Naturen hat nichts gemein mit dem Toben der Menge, die die Saisongötzen, seien sie Komponisten oder Ausübende, in den Konzerthäusern umjohlt. Die Kunst ist ihnen noch eine Kraft, selig zu machen Alle, die daran glauben. Nicht sinnlicher Genuß nur, sondern Quelle geistiger Kraft. Wie Menschen mit echt religiöser Veranlagung reden sie nicht gern von ihrem Glück, höchstens im Zwiegespräch mit verwandten Naturen, und hüten ihr Gold vor den Blicken der Neugier. So findet man sie selten. Oft gehören sie in ihrer Stadt gar nicht zu den regelmäßigen Konzertläufern, zu Denen, die für musikalisch gelten; aber vorhanden sind sie fast überall, und gerathen sie einmal an Einen, der sie versteht, so ists, als ob ein Künstler nach der alten Mode zu reden anfinge, der noch glücklich war, zu schaffen und in Musik zu leben. Manchmal verbindet solche Menschen Freundschaft mit ausübenden Musikern, die auf dem Markt als billige, fünfte bis zehnte Garnitur, gelten. Denn auch unter Fachmusikern werden die Idealisten immer seltener, je höher man hinaufkommt. Die großen Schreier und Reklamehelden haben auf diese altmodische Künstlereigenschaft schon fast völlig verzichtet. Die größte Zahl tüchtiger Künstlernaturen alten Schlages findet man in den guten deutschen Orchestern. Selbst in kleinen Verhältnissen giebts da eine Menge musikalischer Charakterköpfe, die nicht nur außerordentliche Bildungfähigkeit und künstlerischen Geschmack, sondern auch jenen göttlichen Idealismus besitzen, an dessen Ausrodung bewußt und unbewußt jetzt von so verschiedenen Seiten gearbeitet wird.

Wären diese Orchestermusiker nicht Künstler, so könnten sie längst bis in die größten Hofkapellen hinein Sozialdemokraten geworden sein. Denn mit ihrem Gehalt können sie nicht viel Glück und Lebensfreudigkeit erkaufen. Was sie aber heraushebt aus der Zahl der Stundenarbeiter, ist eben ihr Künstlerbewußtsein, ihr Idealismus. Da sitzen Männer, die lieber zwölfhundert Mark jährlich verdienen und ihre Geige in der Hand behalten wollen als für viertausend Mark in einem Kontor arbeiten, die freudig Stunden lange Proben mitmachen, wenn sie fühlen, es gilt ernster Arbeit für ein großes Kunstwerk, und noch zu Haus arbeiten, um diesem Kunstwerk recht dienen zu können. Ich nenne es Idealismus, wenn ein Klarinettist sich einen halben Tag hinsetzt, um seine Blätter auszuprobiren und auszuwählen, damit ihm alle Töne gehorchen und jedes sucorzando glückt; ich

nenne es Idealismus, wenn die Geiger ihre Stimmen zu Hause studiren, womöglich Wochen vor der Aufführung einer schwierigen Novität schon um diese Stimmen bitten; ich nenne es Idealismus, wenn ein Orchester seinen Stolz darein setzt, in einer Tristan-Aufführung den feinsten Nuancenvorschriften zu gehorchen und mit größter Anspannung aller Kräfte im Dienst eines großen Kunstschöpfers zu arbeiten. Bezahlt wird dieser Idealismus nicht, ist auch nicht zu bezahlen. Aber anerkannt soll er werden und vom Standpunkte der Künstlermoral richtig gewerthet soll er auch bleiben.

Und ein Beispiel sollen sich unsere Tantiemensammler, die Komponisten, daran nehmen, zu deren Groschen- und Thalerrechnungen neuster Mode dieser echte, alte Künstlergeist in seltsamem Widerspruch steht. Zeigt mir doch mal Euren Idealismus, Ihr Musikfabrikanten, die Ihr genau den Konsum Eurer Waare berechnet und von den Leuten, die Eure Musik erst lebendig machen, die sich Das, was sie für Euch thun, nicht bezahlen lassen, auch noch Geld nehmt! Wärs nicht besser, hier, wo wirklich Noth ist, zu helfen; nicht besser, die Summen, die die Orchesterleiter an Euch bezahlen, kämen Denen zu Gute, die für Euch arbeiten? So fließt das Meiste doch Leuten zu, die sich bequem schon Villen bauen und Automobile halten könnten. Denn auch bei Euch haben die Idealisten die leersten Taschen, die jungen Menschen, die noch Musik machen, wies ihnen die Phantasie heißt, die keine gangbare Marktwaare liefern, nicht dem Geschmack der Menge fröhnen, noch gänzlich ohne Namen sind und von Eurem Sammelsystem nicht eine Spur von Nutzen für sich und ihre Kunst haben, so wenig wie Mozart, Schubert, Bruckner, Wolf davon gehabt haben würden. Nehmt Euch ein Beispiel an den Orchestermusikern und ihrem Idealismus. Tausende giebts in Deutschland, bei denen von einer auch nur einigermaßen anständigen Bezahlung nicht die Rede sein kann und die doch mit freudigem Sinn für die Kunst arbeiten.

Ihnen wäre gewiß nicht zu verdenken, wenn sie angesichts des Geistes, den die Komponisten für die „gedeihliche Entwickelung der Kunst“ am Nöthigsten erachten, auch einmal für eine Weile auf das Vorrecht des Idealismus verzichteten. Die deutschen Konzertgesellschaften sind zu bequem und, sagen wirs ruhig, zu feig gewesen, um den Komponisten zu zeigen, wohin ihre Geschäftsverträge gehören. Warum solltens die Orchestermusiker nicht probiren? Was wären denn unsere deutschen Großkomponisten, wenn die Herren Orchestermusiker bei dem Studium von Novitäten nicht mit idealistischer Gutmüthigkeit, sondern, nach dem Beispiel der Komponisten, wie Handelsleute und Lohnarbeiter mit dem Rechenzettel für Ueberstunden anrückten, wenn sich die Dirigenten, die Novitäten herausbringen, ihre oft Monate dauernde Arbeit und all langen die Kämpfe vor der Aufführung in Bar bezahlen ließen?

Seht Euch mal die Leiter kleiner Chorvereine und Kirchenchöre an. Wenn man zeigen will, was es heißt, um der Kunst willen arbeiten, muß man unsere großen Herren schon einmal in solche kleine Arbeitstuben führen, die noch Etwas vom Charakter bachischer Zeit haben. Seht Euch einmal an, wie so ein kleiner Organist und Kantor für die paar hundert Mark, die er jährlich bekommt, arbeitet, wie er auf seine Kosten Noten selber ausschreibt, weil ihn sein Kirchenvorstand für „so was“ mit fünfzig Mark jährlich für genügend versehen erachtet, wie er sich Sänger zusammensucht, Extraproben hält, die ihm kein Mensch bezahlt, künstlerische Programme entwirft, vielleicht noch erklärende Notizen zufügt, sich

Wochen lang müht, nicht, um einen Erfolg zu erringen, sondern weil er eine Künstlerfreude haben will. Hut ab vor solchen kleinen Leuten, Ihr Großen, denen es nicht drauf ankommt, für ein paar Tausendmarkscheine auch mal Etwas zu thun, wozu das Künstlergewissen Pfui sagen müßte!

Auch beim Theater giebts Idealisten. Von den Leuten, die sich der Bühne zuwenden, geht doch immerhin ein Viertel aus Sehnsucht nach künstlerischer Arbeit hin. Wer das Theater kennt, weiß, daß Viele Geld und Ruhm, Viele die Aussicht auf leichteren Zugang zur Lebewelt in Civil und Uniform lockt; weiß aber auch, wie viel Idealismus dort in wenigen Jahren verkümmert, weil ihn die Theater nicht dulden. Das liegt an der Leitung. Wir haben keine Staatstheater. Die Hoftheater können von Glück sagen, wenn das Geld, das ihnen aus Tradition oder aus künstlerischem Sinn die Fürsten zur Verfügung stellen, durch die Hände einer Verwaltung geht, die Verständniß für künstlerische Ziele hat. Die Stadtverwaltungen begnügen sich auch damit, Häuser zu bauen, in denen dann ein Direktor Geschäfte macht. Das ist nicht besser, sondern eher schlimmer geworden, seit die Dichter ihre hohen Tantiemen beziehen. Die Direktoren, die sich nicht aufs Verdienen verstehen, sind sehr schnell zu zählen. Die Theaterdirektoren rekrutiren sich oft aus dem Stande kluger, vermögender Schauspieler, die wissen, wies gemacht wird. Das müssen sie heutzutage auch viel besser wissen als früher. Denn wie an der Börse verloren ist, wer keinen Kurszettel lesen kann, so als Theaterdirektor, wer nicht weiß, wie gerade die Aktien der bekanntesten Dichterfirmen stehen. Der Direktor muß ein Stück kaufen; ists von einem „Großen“, manchmal gleich für eine garantirte Zahl von Aufführungen, auch wenns bei ihm durchfällt, und mit mindestens zehn Prozent von der Bruttoeinahme. Er hat seinen großen Gagenetat, seinen theuren Fundus, dessen Anschaffung sich verzinsen soll, will doch auch standesgemäß leben: und soll „Idealist“ sein? Sind denn die „Dichter“ sämmtlich Idealisten? Sie werfen jedes Jahr ein neues Stück auf den Markt. Aus Idealismus? Meint Ihr? Sind keine Geschäftsmänner? Haben ihre Villen durch Kunstleistungen verdient?

Wenn man bedenkt, auf welche Gagen die Leute angewiesen sind, die dem Dichter die zehn Prozent verdienen, wenn man bedenkt, wie viele von den Theatermiseren zu beseitigen wären, sobald die Theatertantieme etwas kleiner würde! Wenn jetzt die Direktoren ihren Chormitgliedern während der Sommerpause die zum Unterhalt nöthige Gage zahlen sollen, wenn den weiblichen Mitgliedern Kostüme geliefert und die Gagen so erhöht werden sollen, daß der Nebenerwerb durch den Verkehr mit Lebemännern nicht mehr durch äußere Nothlage, sondern durch persönliche Entschließung veranlaßt ist, dann stehen sehr viele Theater vor Forderungen, die sie beim besten Willen nicht erfüllen können. Muß der Direktor von seiner Tageseinnahme, noch ehe er seine Spesen abrechnet, zehn Prozent an den Dichter abliefern, so summirt sich dieser Tribut auf die Dauer zu bedenklicher Höhe.

Muß denn jedes „Zugstück“ sechzig- bis hunderttausend Mark einbringen? Die Bühnenleiter sollten sich zusammenthun und erklären: Wir zahlen nicht mehr als vier Prozent Tantieme. Das ist anständig bezahlt. Die Herren Modedichter kämen dann eben zwei Jahre später dazu, ihre Villen und Heime und Pferde und Automobile und Frauen in der „Woche“ abgebildet zu sehen. Dann hätten anständig geleitete Theater die Möglichkeit, so und so viele Tausende, die jetzt den Großkapitalisten unter den Dichtern zufallen, für die Besserung wirklichen Noth-

standes, der an fast allen Bühnen herrscht, aufzuwenden. Und die Direktoren würden es thun, wenn nicht zu viele geldgierige Konkurrenz unter ihnen wäre. Einer vermag nichts; kommt gegen die Dichter und deren Makler (Agenten) nicht auf. Hier wäre eine Aufgabe für Staats- und Stadtverwaltungen. Nehmt in die Pachtverträge aller Bühnen auf, daß den Leitern verboten wird, Stücke zu geben, für die mehr als vier Prozent Tantieme gezahlt werden müssen. Schon jetzt werden so viele Stücke eingereicht, daß der gewissenhafte Dramaturg sie nicht bewältigen kann. Woher diese Ueberproduktion? Warum versuchts Jeder heute mit einem Drama? Nicht, weil künstlerischer Zwang zum Schaffen trieb, sondern, weil die Sucht, ein Geschäft zu machen, lockt. Wars anders, als nach Mascagnis erstem Erfolg die einaktigen Opern wie Pilze aus der Erde schossen?

Von diesem viel zu wenig beachteten Mißstand in unserem Theaterbetrieb mußte ich sprechen, um zu erklären, weshalb an diesen Instituten dem Idealismus die Arbeit so außerordentlich schwer gemacht wird, weshalb sie so tief mit Geschäftsgeist durchsetzt sind. Man verkenne nicht, wie abstumpfend gerade dieses „Abrechnen" mit Kunstschöpfern wirkt, wie tief die Verachtung alles Künstlerthumes wird, wenn man täglich sieht, daß die Anbahnung jedes Verkehres mit der Festsetzung der Prozente beginnt. Freilich nur bei Denen, die schon im Glanz wohnen. Wer länger beim Theater war, weiß, wie viele junge Leute gern den letzten Groschen ausgeben, um das gesammte Material einer Oper herstellen zu lassen und dem Theater mit Verzicht auf Tantieme zur Aufführung zu liefern, weiß, daß mancher Direktor sich noch einen Theil der Ausstattungskosten bezahlen läßt, wenn ein unberühmter, aber vermögender Komponist aufgeführt sein will. Und trotzdem leben in diesen Häusern noch Menschen, die verrückt genug sind, nur ihre Kunst zu lieben, nur an ihre Kunst zu denken. Einer der schönsten menschlichen Genüsse ists, zu sehen, wie so zwischen diesem Gethier und Gewürm ein Menschenkind herumläuft, dem das Alles nichts anhaben kann und das, ohne rechtes Bewußtsein von sich und seinen Fähigkeiten, zwischen all diesen Krämerseelen sich künstlerisch auslebt.

Ich erwarte, wie bei den Orchestern, bei den Theatern die Steigerung des Idealismus nicht von oben, sondern von unten her. Je mehr sich den Bühnen geistig hochstehende Elemente zuwenden, je mehr dem Schauspieler und Sänger das Bewußtsein von der Würde ihrer Künstleraufgabe, von dem tiefen Unterschied kommt, der den Künstler vom Handwerker und Händler trennt, desto mehr werden sich diese idealistischen Elemente durchsetzen. Freilich ist eins der größten Hemmnisse dieser Entwickelung die Presse. Sie versteht fast nirgends, an Kunstleistungen einen anderen Maßstab anzulegen als an Tagesereignisse, beurtheilt Alles vom nüchternen Standpunkt des Realen. Was kostets? Ists berühmt? Wirkts? Daß das Wesentliche aller künstlerischen Thätigkeit die Kraft des Idealismus ist, der über das Reale hinausgeht, der sich weigert, Grundsätze, die beim Handel mit Heringen sehr anständig sind, auf künstlerische Dinge zu übertragen: dafür fehlt der Presse fast völlig das Verständniß. Und wo das fehlt, fehlt natürlich auch die Förderung. Man beobachte nur einmal aufmerksam in den Berichten selbst großer Tageszeitungen, wie selten von diesem Wesentlichsten die Rede ist, wie wenig gethan wird, um dem Leser das Gefühl dafür zu stärken, was eine um des Kunstwerkes willen gethane Leistung von der unterscheidet, die ohne Rücksicht auf dessen Forderungen lediglich dem Erfolg nachjagt. Noch deutlicher zeigt sich diese Unfähig-

keit der Kritik ja bei der Beurtheilung des Schaffens der Musiker unserer Zeit. Sie haftet am Aeußerlichen, betet den Erfolg an und wagt in den allerseltensten Fällen den Widerspruch gegen die Mode. Auf den Grund der Sache gehen, einmal feststellen, was einer Komposition überhaupt das Recht verleiht, nicht als technische Leistung, sondern als Kunstwerk beurtheilt zu werden: Das wäre das Wichtigste.

Wie so viele Theaterstücke, sind auch viele der jetzt entstehenden Musikwerke nicht Geburten der Phantasie, Erzeugnisse freien künstlerischen Schaffens, sondern zur rechten Zeit mit dem rechten Verständniß für den Modegeschmack produzirte Waare. Wer fähig ist, so mit Kunst umzugehen, hat es mit sich abzumachen; ihren klingenden Erfolg soll man den Leuten nicht mißgönnen. Wir verlangen nur, daß man sie richtig klassirt, sie tüchtige Könner und Arbeiter, geschickte Durchschnittsmenschen nennt, aber nicht neben Die stellt, die wirklich schufen und Künstlergeist hatten ... Ich habe länger, als mir lieb war, über Tantiemen geredet. Nicht Jeder, der sie sich ausbedingt, ist dafür geboren. Mancher vergäße lieber die Welt und ließe die ganz unmodische Musik erklingen, die in ihm ist. Heutzutage unterzeichnen Künstler, die ihre Schöpfung „verwerthen" wollen (oder müssen?) oft Verträge, die nach der Ansicht der Juristen, als gegen die guten Sitten verstoßend, unverbindlich und nichtig sind. Auch Das gehört mit zum Gesammtbild unserer Zustände.

Kann man sich Beethoven, Mozart, Schubert, Liszt, Brahms, Bruckner, sie, denen Schaffen das eigentliche Leben war, vorstellen, wie sie über der Aufführungtabelle sitzen und die Prozentzahlung kontroliren? Und auch heute noch lebt echte Freude an der Kunst in vielen Komponisten. Warum bekennen sie sich nicht zu ihr? Warum erhoffen sie von einem Wirthschaftunternehmen, das seiner ganzen Anlage nach nur den schon Begüterten noch mehr Einnahmen bringen kann, materielle Vortheile? Warum helfen sie nicht der deutschen Kunst, die unter den ausübenden Musikern und Kunstfreunden noch so viele vom Schlage der unklugen, sorglosen, göttlichen Idealistennaturen hat, diesen guten alten Geist erhalten? Ists Feigheit? Oder sind wir noch nicht weit genug heruntergekommen? Muß auch unsere Kunst erst ein 1806 erleben, ehe der alte Geist unter Denen wieder rege wird, die Führer des Volkes sein sollten? Ich denke, die Zeit zu dem Befreiungskrieg von den Fesseln nüchterner Geschäftspolitik ist da; auch an Kämpfern und an Begeisterung fehlts nicht. Eins nur fehlt: die Führung. Die Großen sind tot. Vielleicht gehts aber mal auf schweizer Art, daß sich die Kleinen zusammenthun und siegen.

Idealismus in der Kunst muß wieder Etwas werden, wovon man, wie von der Mutterliebe, gar nicht erst zu reden braucht. Idealismus ist kein Verdienst, kein Ruhm, sondern die natürliche Grundlage alles künstlerischen Wirkens. Ist das Band, das alle schaffenden und ausübenden Künstler unter einander und mit den Kunstfreunden verbindet. Ist die Basis, auf der sich der Wagnerianer mit dem Brahmsgläubigen, der Freund Bruckners mit dem Verehrer Wolfs, der Händel-Enthusiast mit dem Bach-Schwärmer verständigt. Nur Eins schließt jede Verständigung aus: Mangel an Idealismus, Unreinheit, Entwürdigung der Kunst. Haben wir den Glauben an Das verloren, in dem Beethoven am Tiefsten lebte, den Glauben an das Ueberweltliche der Kunst, dann ist der Tragoedie letzter Theil zu Ende. Noch sind wir nicht so weit. Aber in einer Periode, da der künstlerische Idealismus in der Werthschätzung gesunken ist, leben wir.

Klotzsche. Hofkapellmeister Dr. Georg Göhler.

❦

Diplomatie.*)

„Señor Rodriguez“, sprach der Duque de las Estacas y Espronцedas, „wie man die Sache immer wenden mag, ist heute der dreiundzwanzigste April 1917. Betrachten Sie das letzte Intimat unseres Ministeriums und Sie werden bemerken, daß es gerade Jahr und Tag alt ist.“

„Gewiß, Excellenz! Recht auffällig.“

„Mehr als Das, Señor Rodriguez: ein Wenig sonderbar. Ich will nicht erst darauf hinweisen, daß ich (und daher auch das Personal der Botschaft) seit Jahr und Tag keine Peseta an Gehalt bezogen haben. Das ist leider in dem Stande der königlichen Finanzen nur zu begründet. Ich will auch nicht behaupten, daß zwischen unserem Vaterland und Seiner Majestät dem Mikado irgend welche Angelegenheiten schweben, die Instruktionen aus Madrid nöthig machen. Im Gegentheil (und ich reklamire das Verdienst daran für mich): die Beziehungen der beiden Staaten sind so freundlich wie nur je, seit ich die Auszeichnung genieße, Seine Majestät unseren erhabenen König am Hofe von Tokio vertreten zu dürfen.“

„Nun, Excellenz?“

„... Ich habe heute meinen guten Tag, Rodriguez, und will wie ein Vater zu Ihnen sprechen. Junger Mann, nicht nur das Schweigen des madrilenischen, nein, noch mehr das des japanischen Hofes beunruhigt mich ein Wenig.“

„Wie wäre es, Excellenz, wenn wir in einer vorsichtig abgefaßten Note fragten ...?“

„Fragen, Señor Rodriguez? Sind Sie von Sinnen? Ein Diplomat fragt nicht. Er ahnt und wittert. Und mein Gefühl sagt mir: Etwas ist hier nicht in Ordnung.“

„In der That, Excellenz, auch ich glaube, eine Art Abkühlung zu bemerken. Mir ist manchmal, wenn ich Gesellschaften aufsuche, als habe man eben von mir gesprochen, ... als ...“

„Señor Rodriguez (ich wage nicht daran zu denken) Sie haben sich doch nicht am Ende hinreißen lassen, die gebotene Reserve aufzugeben? Und auch nur im Geringsten zu verrathen, daß Ihnen das Benehmen der Gesellschaft auffalle?“

„A mis soledades voy — de mis soledades vengo.“

„Das will ich hoffen. Schweigen ist die Tradition unserer Diplomatie.“

„Ich schmeichle mir, darin ein eifriger Schüler Eurer Excellenz zu sein. Die europäischen Attachés machen sich seit einiger Zeit unsichtbar. Jo me rio. Ich zeige durch kein Wimperzucken Erstaunen oder Indignation darüber.“

„Recht so, Señor Rodriguez! Ihre Beobachtungen stimmen übrigens mit meinen überein. Es bereiten sich Veränderungen vor.“

„Und woraus belieben Eure Excellenz Das zu schließen?“

„Woraus? Señor Rodriguez, als im Jahr 1481 ein Estaca y Espronceda Ihre Majestät die katholische Königin vor der Entdeckung Amerikas warnte, hatte er auch keine greifbaren Gründe anzugeben: und wie schrecklich hat nach des All-

*) Aus dem Buch „Eines Esels Kinnbacke (Schwänke und Schnurren, Satiren und Gleichnisse)“, das bei Albert Langen in München erscheint.

mächtigen Willen die jüngste Vergangenheit die Befürchtungen meines Ahnen verwirklicht! Aus kleinen Anzeichen, die ein Anderer kaum der Beachtung werth findet, aus winzigen Schatten von Thatsachen, die noch keine sind, auf Grund einer gewissen Sehergabe kombinire ich, daß hier oder dort ein Wolkenflöckchen aufsteigen und den politischen Horizont mit einem leichten Hauch trüben könnte."

„Oh!"

Kaltes Blut, Herr Sekretär! Ich denke dabei durchaus noch nicht an eine Spannung. Tout est pour le mieux. Aber . . . ."

„Eure Excellenz geruhen also, Ihr Hauptaugenmerk auf das Ausbleiben einer Berufung zu Seiner Majestät dem Mikado zu richten?"

„Sennor Rodriguez, empfangen Sie aus dem Munde eines Estaca y Espronceda die Lehre, daß es nur eine Art verläßlichen Kalkuls giebt: die aus den allersubtilsten Prämissen. Das Stillschweigen des kaiserlichen Hofes ist aber zu fühlbar. Es kann einen Diplomaten nicht täuschen. Es ist, glauben Sie mir, ein Vorhang, um ganz andere, unendlich fernere Möglichkeiten zu verschleiern. Welche? Das sollen wir von Juan erfahren."

„Von Ihrem Portier, Excellenz??"

„Jawohl, junger Freund! Aber auf meine Weise."

— —

. . . „Nun, Juan, was ists? Du rasirst Dich seit einigen Tagen nicht?"

„Nein, Buesencia, unterthänig zu melden."

„So. . . . Na, und glaubst Du, daß Dir der Bart zu Gesicht stehen wird?"

„Das gerade nicht, Buesencia. Aber es ist jetzt Mode so in Tokio, mit Respekt."

„Mode. Hm. . . Bei den Botschaftportiers?"

„Mit Verlaub: bei den Portiers überhaupt, Buesencia."

„Und seit wann?"

„Nun, Buesencia, seit die Russen im Land sind."

„Die Russen, sagst Du, im Land. Inwiefern, Juan?"

„Buesencia, unterthänig zu melden, insofern, als sie doch eben heute vor einem Jahr in Tokio eingezogen sind und Seine Majestät den Mikado verjagt haben. Wenn sich Buesencia an eine mächtige Schießerei zu erinnern geruhen, die damals stattfand. . . . ? Das war das Bombardement."

„Was sagst Du, Mensch?? Eilen Sie, eilen Sie, Sennor Rodriguez, um des Himmels willen, chiffriren Sie an unser Ministerium. . . ."

„Buesencia, der Heiligen Jungfrau von Burgos seis geklagt: Das wird nicht nöthig sein. Denn an dem selben Tag, heute vor einem Jahr, ist unser glorreiches Vaterland von seinen ausländischen Gläubigern gepfändet und an den Meistbietenden versteigert worden. S. M. Brooke & Son Limited herrschen in Kastilien, Gebrüder Gutmann in Leon, in Navarra Morgan und auf dem Montjuich der Katalanen weht die Fahne von Amschel Rothschild."

„Ay de mi Alhama, Juan!... Und all Das sagst Du mir erst jetzt?"

„Buesencia haben mir streng verboten, über Politik zu sprechen."

„Pardiez! Eine kleine Andeutung hättest Du immerhin riskiren können."

München. Roda Roda.

Schatzanweisungen.

Seit die Reichsfinanzverwaltung 80 Millionen Mark vierprozentiger Schatzanweisungen nach Amerika vergeben und dafür recht unfreundliche Kritiken geerntet hat, bewirkt das Nahen der Nothwendigkeit, den erforderlichen Kredit durch Ausgabe festverzinslicher Schatzscheine zu decken, stets einen gelinden Schrecken. Das Reich hat im April 1906 eine fundirte, $3\frac{1}{2}$ prozentige Anleihe von 260 Millionen Mark aufgenommen; aber von dieser Emission sind große Beträge noch nicht untergebracht, weil selbst die höhere Verzinsung die deutschen Staatspapiere nicht beliebt gemacht hat. Das ist schlimm; denn die Zeit rückt heran, wo der deutsche Schatzsekretär nach neuen Mitteln Umschau halten muß. Alljährlich muß ers; und je theurer das Geld, je stärker die Sehnsucht des Publikums nach hohem Zins wird, desto lästiger wird Seiner Excellenz die Bürde des freudlosen Amtes. Die Industrie verschlingt, wie ein gefräßiger Oger, alles verfügbare Kapital. Für deutsche Renten bleibt da nicht viel übrig. Also sucht man sich heute schon mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß wir 1907 nicht eine neue Reichsanleihe, aber die Begebung $3\frac{1}{2}$ prozentiger Schatzanweisungen mit vierjährigen Fälligkeitsterminen erleben werden. Vielleicht, denkt man, erholt sich der deutsche Rentenmarkt in der Ruhezeit, die dem unzulänglich organisirten Gebiet wohl zu gönnen ist. An dem zu erwartenden Surrogat hat aber Niemand Freude. Je angesehener die finanzielle Stellung eines Staates ist, desto geringer muß seine schwebende Schuld sein. Schwebend nennt man Schulden, die für kurze Zeit kontrahirt worden sind, um dem Staat aus einer vorübergehenden Verlegenheit zu helfen, fundirt solche, die, zur Deckung eines außerordentlichen Finanzbedarfes, dem Staat Kapital auf längere Zeit oder überhaupt ohne Rückzahlungverpflichtung schaffen. Im ersten Fall giebt man Schatzanweisungen mit kurzer Frist, im zweiten unkündbare Anleihen aus. Wer sich zur Ausgabe von Schatzanweisungen entschließt, kann ein Loch zustopfen, reißt aber ein anderes auf. Und häufen sich die kurzfristigen Anleihen, so weiß man schließlich kaum noch, welche Schulden gedeckt sind, welche noch schweben. Die Finanzgeschichte der Länder mit chronischem Defizit lehrt die Folgen solchen Handelns erkennen. Staaten von üblem Ruf und geringem Kredit sind gezwungen, kurzfristige Darlehen aufzunehmen, weil ihnen Niemand auf längere Zeit Geld borgt; auf dieses Argument können wir uns nicht berufen. Schwebende Schulden dürften nie zu einer dauernden Institution werden; jede fundirte Anleihe ist vorzuziehen, selbst wenn sie höher verzinst werden muß.

Die für die Ausgabe von Schatzanweisungen (oder Schatzwechseln) bei uns bestehenden Vorschriften lassen denn auch keinen Zweifel darüber, daß nur an die Deckung eines vorübergehenden Geldbedarfes gedacht ist. Die Schatzanweisungen sind entweder verzinslich und dann mit halbjährlich abzutrennenden Coupons versehen oder sie sind unverzinslich und dienen dann zur „vorübergehenden Verstärkung des ordentlichen Betriebsfonds der Reichshauptkasse“. Die unverzinslichen Schatzscheine, deren Umlaufszeit die Frist von sechs Monaten nicht überschreiten darf, können vom Reich, ähnlich wie Wechsel, an der Börse freihändig diskontirt werden; doch pflegt die Reichsbank die Schatzanweisungen selbst zu übernehmen. In den Wochenausweisen der Bank figuriren sie dann als „Effektenbestand“ und dienen oft dazu, den Privatdiskont in ein richtiges Verhältniß zum Reichsbankdiskont zu bringen. In solchen Fällen spricht man bei uns von Rediskontirungen, die die Reichsbank an

der Börse vorgenommen hat. Sie bietet selbst Schatzwechsel zum Diskont an und bewirkt dadurch die Erhöhung des Privatwechselzinsfußes. Der Reichskanzler hat zu bestimmen, in welchen Beträgen und zu welchem Prozentsatz verzinsliche Anleihen auszugeben sind. Das Deutsche Reich hat sich im Jahr 1900 zum ersten Mal auf diesem neuen Weg zu helfen versucht. Die Noth war groß, der Zinsfuß hoch und eine Anleihe nicht unterzubringen. Damals gings, mit der Diskontogesellschaft als Vermittlerin, nach Amerika. Die 80 Millionen wurden bald eingelöst; zur Deckung der einen schwebenden Schuld mußte aber eine andere kontrahirt werden. Von den 80 Millionen wurden nur 20 bar eingelöst und für die übrigen 60 Millionen neue Schatzanweisungen, diesmal nur 3½prozentige, ausgegeben, die im Inland untergebracht werden konnten. Der normale und wünschenswerthe Zustand wäre erreicht worden, wenn das Reich die fälligen Schatzscheine mit dem Ertrag einer Anleihe eingelöst hätte. Im Oktober 1904 wurden noch 100 Millionen 3½prozentiger, bis zum ersten Oktober 1906 unkündbarer Schatzanweisungen emittirt; wir haben also einen Gesammtbetrag von 160 Millionen Mark verzinslicher Reichsschatzscheine. Neben einer fundirten Anleiheschuld von 3,64 Milliarden erscheint diese Summe unbeträchtlich. Aus dem Nothbehelf darf aber nicht eine Gewohnheit werden. Ob die verzinslichen Schatzanweisungen dem Anlagepublikum höheren Vortheil bringen als die deutschen Renten, ist zweifelhaft. Die einzelnen Stücke der Schatzanweisungen sind meist ziemlich groß, eignen sich also nicht für den kleinen Kapitalisten. Der Mindestbetrag ist 1000, der Höchstbetrag 50000 Mark. Da wird also auf die Kauflust der Banken gerechnet, zunächst der Reichsbank, die aber mit unverzinslichen Schatzscheinen schon allzu sehr belastet ist. Die Verzinsung ist freilich günstiger als die der fundirten Anleihen. Die 3½prozentige Reichsanleihe vom April 1906 wurde zu 100 oder 100,10 aufgelegt; die 3½prozentigen Schatzanweisungen von 1904, die am ersten Oktober 1908 fällig sind, wurden zu 99,50 begeben. Hier ist also ein Unterschied von ½ Prozent im Einführungskurs und die Parieinlösung nach vier Jahren (vom Tage der Ausgabe an) zu Gunsten der Schatzscheine zu buchen. Die Kosten sind bei Schatzanweisungen für das Reich natürlich größer als bei gewöhnlichen Anleihen; dafür ist der Erfolg einer Emission von Schatzscheinen auch sicherer.

Trotzdem Preußens Finanzen viel besser sind als die des Reiches, wurde im Oktober 1904 an der berliner Börse die Zulassung von 248 Millionen Schatzanweisungen gefordert. Der Antrag gab der Zulassungstelle Gelegenheit, dem preußischen Finanzminister zu opponiren. Herr von Rheinbaben, hieß es, solle sagen, für welchen Betrag er die Zulassung zum Börsenhandel verlange: dann erst könne die Zulassungstelle entscheiden. Diese ablehnende Haltung wurde diesmal sogar von der höheren Instanz, der Handelskammer, gebilligt. Wie viel zunächst an die Börse gebracht werden solle, erfuhren die Herren freilich nicht; der Minister nannte nur den voraussehbaren Gesammtbetrag und verschaffte sich damit Absolution für die Fälle, in denen der Bedarf ihn zwingen würde, sich an die Börse zu wenden. Daß unsere schwebenden Schulden geringer sind als die anderer Länder, zeugt für die Gesundheit unserer Finanzwirthschaft. Besonders schwer ist die Last in Frankreich; die umlaufenden Schatzscheine betragen dort immer ungefähr eine Milliarde. England hat Exchequer Bills, Schatzanweisungen mit zwölfmonatiger Umlaufszeit, Treasury Bills, die unseren unverzinslichen Schatzwechseln entsprechen, und Exchequer Bonds, Schatzanweisungen mit mehrjähriger Einlösungsfrist. Die schwebende Schuld

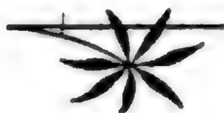
hält sich da in erträglichen Grenzen; die „Unfounded Debt“ (unfundirte Schuld), die im englischen Budget zu finden ist, umfaßt eine ganze Reihe von Schuldposten, die mit der schwebenden Schuld nichts zu thun haben. Rußland hat während des Krieges große Beträge von Schatzanweisungen ausgegeben. Zuletzt 800 Millionen Francs fünfprozentiger Schatzbonds, die im Mai 1909 fällig sind. Um die letzte in Deutschland aufgenommene russische Anleihe, die 4½ prozentige von 1905, schmackhafter zu machen, wurden die Papiere zugleich als Schatzscheine und als fundirte Anleihe angeboten. Das heißt: die russische Regirung erklärte sich bereit, die Stücke auf Verlangen am ersten Juli 1911 oder am ersten Juli 1914 zum Nennwerth einzulösen; wünscht der Inhaber von Rententitres die Einlösung nicht, so verwandelt sich die Anleihe ohne Weiteres in eine unbefristete fundirte Staatsschuld. Zu empfehlen ist dieser Ausweg nicht; er schadet dem Ruf Dessen, der ihn wählt. Wer weiß aber, ob nicht auch unsere Finanzverwaltung, wenn sich ihr nicht andere Wege öffnen, sich eines Tages zu einer ähnlichen Kombination bequemen muß?

Die Transaktionen des Reichsschatzamtes lassen leider oft den weiten Blick vermissen, ohne den der Finanzstratege nicht mit Erfolg operiren kann. Mit Recht wird ihm, zum Beispiel, vorgeworfen, daß es mit den Schatzanweisungen in einer Weise wirthschafte, die der Reichsbank schädlich sei. Die Schatzscheine können an der Börse diskontirt werden; sie werden gewöhnlich aber direkt bei der Reichsbank begeben, die damit, oft in sehr lästiger Weise, ihr Portefeuille füllen muß. Die Beträge, die das Centralnoteninstitut besitzt, schwanken von Woche zu Woche, werden aber im Jahr 1906 einen Durchschnitt von 115 Millionen erreichen. Das ist sehr viel; das Reich ist nur ermächtigt, Schatzanweisungen im Betrag von 375 Millionen Mark auszugeben. Und die Reichsbank hat nicht die Aufgabe, einen dauernden Geldbedarf des Reichsschatzamtes zu decken, sondern darf von ihm nur in den Fällen in Anspruch genommen werden, wo sichs um vorübergehende Geldbedürfnisse handelt. Bei einem im Voraus festgesetzten Kredit von 375 Millionen kann aber kaum noch von einem vorübergehenden Bedarf die Rede sein. Der Einwand, daß eine Anleihe dem offenen Geldmarkt größere Mittel entziehen würde, als sie ihm, indirekt, durch die Belastung der Reichsbank genommen werden, ist leicht zu widerlegen. Wenn der Reichsschatzsekretär auf die Situation mehr Rücksicht nähme, hätte er mit seinen Anleihen mehr Erfolg und brauchte nicht schmale Nothausgänge zu suchen. Die Schwankungen, denen die Effektenbestände der Reichsbank ausgesetzt sind, bewirken, daß diese Anlagen gerade dann sehr drückend werden, wenn der Status der Bank ohnehin schon schwierig ist. Dann muß der Diskont erhöht werden und die ganze Wirthschaft leidet unter dieser Maßregel. Billiger ists ja, die Schatzanweisungen an die Reichsbank zu begeben, aus deren Gewinn obendrein drei Viertel in die Reichskasse fließen. Das Diskontiren der Schatzscheine bringt dem Reich also Geld. Statt aber nach solchem fiskalischen Profit zu streben, müßte ein kluger Leiter des Reichsschatzamtes alle Mittel anwenden, die einen guten Geschäftsgang sichern und fördern können.

Die kurzfristigen Kredite wären ganz nur zu beseitigen, wenn sich ein „eiserner“ Kassenbestand, ein Staatsschatz, schaffen ließe, dem die zur Deckung der laufenden Ausgaben nothwendigen Summen entnommen werden könnten. Der Juliusthurm in Spandau birgt 120 Millionen Mark in gemünztem Gold und hätte dem Schatzamt schon oft aus der Klemme zu helfen vermocht, wenn dieses Gold nicht ausschließlich für den Kriegsfall aufbewahrt würde. Einen anderen Staatsschatz besitzt

das Deutsche Reich nicht; kann ihn auch nicht besitzen. Die moderne Wirthschaft braucht rollendes Geld. Thöricht wäre es, große Summen zinslos dem Verkehr zu entziehen, nur damit das Reich stets die Ausgaben decken könne, für die seine laufenden Einnahmen nicht ausreichen. Solche Thesaurirungpolitik altmodischen Stils würde die Entwickelung hemmen. An eine Friedensschatzhäufung ist also nicht zu denken und die Schatzanweisungen werden fürs Erste unentbehrlich bleiben. Nur soll man diesen Weg nicht zu oft beschreiten und, wenn man ihn nicht vermeiden kann, dafür sorgen, daß die Papiere in der richtigen Weise an den Mann gebracht werden.

Ladon.



Frisko-Versicherungen.

Die paar Zeilen, die neulich hier über die Haltung der deutschen Assekuranzgesellschaften veröffentlicht wurden, haben lebhaften Widerspruch hervorgerufen. Amerikanischen Zeitungen, deutsch und englisch geschriebenen, auch Privatbriefen war zu entnehmen, nur die deutschen Versicherungsgesellschaften weigerten sich, den in San Francisco durch Feuersbrunst entstandenen Schaden den Policeninhabern zu ersetzen; weigerten sich, unter Berufung auf die Erdbebenklausel ihrer Verträge, auch wenn der Schade zweifellos nicht direkt durch das Erdbeben, sondern durch das Feuer entstanden war. Und die Weigerung mache drüben um so böseres Blut, als die Geschädigten zum größten Theil Deutsche seien, die in wenigen Stunden den Ertrag vieljähriger Arbeit verloren haben und nun von der Heimath im Stich gelassen werden. Im deutschen Interesse sei es nöthig, diese Geschäftspraxis nicht ungerügt zu lassen; wers nicht thue, verwirke das Recht, den Yankees je wieder skrupelloses Handeln vorzuwerfen. Gegen diese Darstellung wehren sich die deutschen Versicherungsgesellschaften. Der Inhaber der Firma Justus Thorning in Hamburg schreibt: „Nicht nur deutsche, sondern auch viele englische und sogar amerikanische Gesellschaften haben sich auf die Erdbebenklausel berufen und Ansprüche auf Schadensersatz abgelehnt. Eine mir befreundete hamburger Firma, die ihre in San Francisco befindlichen Lager bei einer amerikanischen Gesellschaft versichert hatte, bekam vor Kurzem von drüben einen Brief, der ihr, nach einem Verlust von 100 Prozent, einen Ersatz von nur 25 Prozent anbot; wenn sie sich damit nicht begnüge, werde überhaupt nichts gezahlt werden. Die Behauptung, nur die deutschen Gesellschaften entzögen sich der Ersatzleistungpflicht, ist eine dreiste Yankeelüge. Das amerikanische Feuerversicherungsgeschäft hat die deutschen Gesellschaften bisher stets Geld gekostet. Wenn alle von San Francisco aus gestellten Forderungen bewilligt werden müßten, wären die Folgen für unsere geschäftliche Lage sehr schlimm. Onkel Sam macht sichs bequem; er verlangt, nach seinen Worten, nicht nach seinen Thaten beurtheilt zu werden. Ist er selbst denn so feinfühlig? Fälle wie der, den ich Ihnen von der hamburger Firma erzählte, sind durchaus nicht selten. Auch solche, wo bei Mais- und Weizen-Lieferungen die bedenklichsten Uebelstände zu verzeichnen waren, alle Bemühungen, die Missethäter zu rechtlicher Verantwortlichkeit zu ziehen, aber vergeblich blieben. Die Herren thäten also wirklich gut, wenn sie zunächst einmal

vor der eigenen Thür kehrten." Eine ausführlichere Replik (für ihre Angaben müssen die Briefschreiber einstehen) kam, mit der Unterschrift M. Munk, aus Altona. Hier ist sie:

„Gestatten Sie mir, als einem erfahrenen Versicherung-Fachmann, daß ich zu der Frage der Frisko-Schäden in Ihrer geschätzten Zeitschrift das Wort ergreife. Nicht nur einige deutsche, sondern auch mehrere englische Gesellschaften, die direkt oder indirekt durch ein Erdbeben entstandene Schäden von der Versicherung ausgeschlossen hatten, haben ihre Entschädigungpflicht bestritten. Denn das Erdbeben-Risiko mit zu übernehmen, ein Risiko, das gar nicht abzuschätzen ist, mit in Deckung zu nehmen, ist ihnen niemals in den Sinn gekommen. Da nun ein Theil ihrer Rückversicherer (50 bis 60 Prozent des Risikos sind rückversichert) sich hartnäckig weigert, Zahlung zu leisten, und die Gesellschaften auch von diesen, unter Hinweis auf die Verträge, im Stich gelassen werden, so blieb und bleibt ihnen, mit Rücksicht auf ihre Aktionäre und ihre Existenz, nichts Anderes übrig, als die Zahlung zu verweigern und jedenfalls ihre rechtlichen und sachlichen Bedenken zu betonen. Ein kluger Kaufmann gräbt sich nicht selbst das Grab und verzichtet lieber auf die Fortführung der Geschäfte jenseits vom Ozean, als daß er Pflichten erfüllt, die bei einer solchen Katastrophe dem Staat zufallen, nicht aber einer in ihren Mitteln doch immerhin beschränkten Gesellschaft. Wer die Assekuranztechnik beherrscht, weiß, daß die statistischen Grundlagen für die Bemessung der Prämie gegen Feuersgefahr feststehen, daß aber für das Erdbeben-Risiko jede Berechnung fehlt. Das amerikanische Feuerversicherungsgeschäft ist seit Jahren schlecht, sehr schlecht verlaufen; ein Ausgleich mit früheren Jahren liegt nicht vor. Zu behaglicher Fülle sind einzelne Direktoren nur durch das deutsche Geschäft gelangt. Uebrigens sind die deutschen Gesellschaften durch die Katastrophe arg in Mitleidenschaft gezogen. Von den drei großen deutschen Gesellschaften, die ihre Zahlungpflicht im Prinzip anerkannt und prompt regulirt haben, werden voraussichtlich zwei, die ‚Aachen-Münchener‘ in Aachen und die ‚Preußische National‘ in Stettin, die schwere Krisis mit Hilfe ihrer bedeutenden Reserven überwinden; auch sie aber gehen nicht unschwächt aus der Katastrophe hervor. Die dritte deutsche Gesellschaft dieser Kategorie, die ‚Hamburg-Bremer‘ in Hamburg, hat bereits 50 Prozent Nachschuß von ihren Aktionären eingefordert, um ihren Verbindlichkeiten nachzukommen. Zwar sind Verhandlungen im Gange, um ihr Grundkapital wieder aufzufüllen, doch erscheint es fraglich, ob diese Bestrebungen von Erfolg begleitet sein werden, zumal ein gutes Theil der noch vorhandenen Baarmittel als Kaution in den Vereinigten Staaten festgelegt ist und vorläufig nicht freigegeben wird. Diese drei deutschen Gesellschaften hatten eingesehen, daß die in Betracht kommende Erdbebenklausel der Standard-Police of New York sie nicht zu schützen vermag, und bereitwillig gezahlt; was hier hervorgehoben sei. Die zuletzt genannte Gesellschaft ist aber so sehr in Mitleidenschaft gezogen, daß ihre mit ihr eng liirte Tochteranstalt, die Hamburg-Bremer Allgemeine Rückversicherung-Gesellschaft, sich genöthigt sah, in Liquidation zu treten; ihre deutschen Aktionäre haben schwere Geldopfer für San Francisco zu bringen, denn der größte Theil ihres Aktienkapitals ist unwiederbringlich verloren. Anders operirte die Transatlantische Feuerversicherung-Aktiengesellschaft in Hamburg, trotzdem sie die selbe Erdbebenklausel hatte. Sie verweigerte hartnäckig die Zahlung und verhandelt jetzt mit den Versicherten, um eventuell einen Vergleich herbeizuführen. Ihre Betheiligung ist so erheblich (sie beträgt für eigene Rechnung fast sechs Millionen Mark) und ihre beiden Tochteranstalten sind auch so stark engagirt, daß ihr die Weiterführung der Geschäfte in der bisherigen Form nicht mehr möglich ist und sie ein Opfer der Katastrophe wird. Sie beruft ihre Aktionäre auf den siebenzehnten De-

zember zu einer Außerordentlichen Generalversammlung behufs Entgegennahme eines Berichts über die San Francisco-Katastrophe und Genehmigung eines mit der Versicherungsgesellschaft ‚Albingia‘ geschlossenen Vertrages zum Zweck der Uebertragung der Organisation. Das bedeutet das Ende dieser einst so mächtigen Gesellschaft am Altenwall in Hamburg. Zwei andere deutsche Gesellschaften, die Norddeutsche Feuerversicherung-Gesellschaft in Hamburg und die ‚Rhein und Mosel‘ in Straßburg, glauben sich durch ihre präzise Erdbebenklausel gedeckt. Die Prozesse gegen die ihre Zahlungpflicht bestreitenden Gesellschaften nehmen einen äußerst langsamen Verlauf; die versicherten Amerikaner werden genau so behandelt wie die in San Francisco versicherten Deutschen.

Uebrigens läßt sich nicht verkennen, daß einzelne Gesellschaften sich allzu stark an dem Feuergeschäft des Platzes San Francisco engagirt haben. Auch giebt die Stellung allzu hoher Kautionen in Amerika und die dadurch bedingte Festlegung eines zu großen Theiles ihrer Kapitalien drüben bei einzelnen Gesellschaften zu Bedenken und zur Aufwerfung der Frage Anlaß, ob man unter solchen Bedingungen auf das ganze amerikanische Geschäft nicht besser verzichtet hätte. Die Form mancher Erdbebenklauseln erscheint nicht präzis genug. Endlich sei noch erwähnt, daß das Kaiserliche Aufsichtamt für Privatversicherung in Berlin, eine Behörde, die die Gesellschaften energisch beaufsichtigt, die Beschwerde eines Versicherten über die Gesellschaft ‚Rhein und Mosel‘ abgewiesen hat. Angesichts der Fassung der Erdbebenklausel lasse sich, trotz allem Mitgefühl mit den von der Katastrophe heimgesuchten Versicherten, von Aufsicht wegen das Verhalten der Gesellschaft nicht beanstanden. Das Aufsichtamt sei nicht in der Lage, die Berufung auf jene Klausel für unzulässig oder unbillig zu erklären und an die Gesellschaft das Verlangen zu stellen, trotz der streitigen Rechtslage Entschädigungen zu gewähren. Sollten die Versicherten der Meinung sein, daß die erwähnte Klausel die Gesellschaft nicht von der Entschädigungpflicht entbinde, so müsse ihnen überlassen bleiben, die Frage auf gerichtlichem Wege zum Austrage zu bringen. Fast sieht es so aus, als wollten gewisse Versicherungverbände, besonders der ‚Deutsch-Amerikanische Verband von Kalifornien‘, versuchen, durch Anrufung der Oeffentlichen Meinung auf die wenigen deutschen und österreichischen Gesellschaften, die sich ablehnend verhalten, einen Druck zu Gunsten der Geschädigten auszuüben. Wenn man aber weiß, daß es sich hier um Ansprüche handelt, für die eine Versicherung nicht gewährt und Prämie nicht gezahlt war, so wird man begreifen, daß das Ansehen der deutschen Kaufmannschaft darunter nicht leiden kann. Es wäre unverständlich, wenn man der an sich gerechtfertigt erscheinenden Weigerung einiger Gesellschaften, über ihre Versicherungbedingungen hinwegzusehen und Schäden zu bezahlen, für die eine Versicherung nicht genommen war und bei der Unberechenbarkeit der Erdbebengefahr gar nicht gewährt werden konnte, solche Wirkungen zuschreiben wollte. Das Verhalten der Gesellschaften muß als korrekt bezeichnet werden. Mögen sich amerikanische Gesellschaften mit ähnlichen Klauseln anders verhalten, mögen sie aus der Noth eine Tugend gemacht haben: Das beweist nichts gegen die Haltung dieser zwei deutschen Gesellschaften (mehr sind es nicht), die an ihre Rückversicherer, ihre Aktionäre, die anderen bei ihr Versicherten und nicht zum Wenigsten an ihre eigene Existenz zu denken hatten. Auf ihrem Namen haftet kein Makel; sie sind noch immer prompt ihren Verpflichtungen nachgekommen. Die Leute von San Francisco aber haben Anlaß, vor der eigenen Thür zu kehren und sich ihr Stadtoberhaupt, Herrn Eugen Schmitz, der als Delegirter der Versicherten hier in Europa mit den Gesellschaften unterhandelt hat, etwas näher anzusehen.“

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Berlin, den 22. Dezember 1906.

Die Auflösung.

Ananias.

Ueber dem Thor, das der evangelischen Menschheit den Weg in die einundfünfzigste Woche des Kirchenjahres öffnet, steht der Name Ananias. Ein fast verschollener Name; der in den hinter Golgatha gewachsenen Legenden oft doch zu finden ist. Ananias: so hieß der Hohepriester, den Quadratus, der Statthalter von Syrien, weil er ihn ärgerte, in Banden nach Rom schicken und dort vors Gericht stellen ließ, der vor dem Auge des Claudius Caesar aber Gnade fand und ungefährdet ins Amt zurückkehren durfte. Ein Weltmann, der von den Genüssen seiner Orienterde keinen verschmähte; in Israel aber lange eine Leuchte und ein Stolz der Nation. Denn er war vom edlen Stamm des Hanan, aus dem Hohepriestergeschlecht, das so manchen Aufruhr schon, manchen Sturm in dunklen Hirnen gebändigt, von ragendem Sitz aus manchen Unheil sinnenden Neuerer mit der Schleuder des Gesetzes mitten ins freche Antlitz getroffen hatte; und war unangetastet aus der römischen Hölle heimgekehrt. Ein starker und dennoch behender Mann. Einer, der immer wußte, wann er Gewalt anwenden, wann sich schmiegen und fügen müsse. Den Paulus, der dem Hohen Rath Rede stehen sollte und sich sanftmüthiglich dabei auf sein gutes Gewissen berief, hieß er, der dem Rathskollegium vorsaß, aufs Maul schlagen. Und mußte das Wort hinnehmen: „Gott wird Dich schlagen, Du weiß getünchte Wand! Nach dem Gesetz sollst Du und willst mich richten: und heißest, wider das Gesetz nun mich schlagen?" Paulus war klüger als Jochanan ben Nedabai (so nennt der Talmud von Babylon den Sohn des Nebedaios). Als er hörte, daß er den Mächtigen vor sich habe, der seit zehn Jahren im Hohepriesteramt thronte, nahm er sein Drohwort rasch zurück; und wußte so geschickt den Groll der pharisäischen Bourgeoisie gegen die sadduzäische Geist-

lichkeit zu stacheln, daß die feindlichen Judenparteien über einander herfielen und der schwerer Schuld Bezichtigte noch einmal glimpflich davonkam. Claudius Lysias, der dumme und protzige Parvenu, der, als Tribun der Kohorte, den abwesenden Statthalter Felix vertrat, wußte nicht, was er thun solle, und ließ den Apostel schließlich nach Caesarea in die custodia militaris abführen. Erst als Felix gestürzt und durch Porcius Festus ersetzt war, sah Ananias sich endlich von dem Aergerniß befreit. Er hatte dem Statthalter geschmeichelt, den Advokaten Tertullus, der mit allen forensischen Kniffen und Pfiffen die captatio benevolentiae versuchen sollte, nach Caesarea mitgebracht, den Mann von Tarsos als Wirrkopf und Ketzer, als Volksfeind und Tempelschänder angeschuldigt: Alles vergebens. Felix lieferte den Gefangenen nicht aus. Gab ihn zwar nicht frei; hinderte ihn aber nicht, im Palast des Großen Herodes die Pflichten seines Apostolates zu üben. Festus erst schickte ihn nach Rom. „Vom Kaiser willst Du gerichtet sein? So magst Du vor den Kaiser hintreten." Festus hat Judaea von der „Pest der Ketzerei" befreit. Ananias sich des Sieges aber nicht lange gefreut. Er war als Römerknecht, als ein Werkzeug kaiserlicher Gewalt verdächtig geworden und wurde, als unter Gessius Florus der Aufstand begann, das erste Opfer der Volkswuth. Er scheint uns kleiner als der finstere Ahn, der den selben Namen trug (Hanan ist die abgekürzte Form von Hanania); kleiner und unsauberer. Ihm wars nie um die Sache, immer nur um den eigenen Vortheil zu thun. Um sich die Macht ungeschmälert zu erhalten, hat er gekämpft; und im Kampf sich zu schmählichen Wehrmitteln erniedert. Er ist der Ankläger, der das Neue verdammt und vernichtet sehen will, weil das Alte ihm bequem ist, ihn wärmt, im Besitzrecht schützt. Der Ankläger mit dem schlechtem Gewissen. Der unsterblich durch die Jahrhunderte schreitet.

Colonial College.

Der berliner Vertreter der Frankfurter Zeitung hat erzählt, Herr Roeren sei gewarnt worden, auf dem in Stuebels Zeit beschrittenen Weg weiterzuwandeln; und auch „anderen Führern des Centrums sei die Sache (des Kolonialdirektors Rede über das Caudinische Joch) nicht überraschend gekommen". Das ist richtig; und nützlich, daß es ausgesprochen ward. Ja: der Geheime Justizrath Roeren, der im kölner Oberlandesgericht Sitz und Stimme hat, war gewarnt worden. Besonders eindringlich von dem Oberlandesgerichtspräsidenten Spahn, einem noch höher ragenden Haupte der Centrumsfraktion. Den hatte man in der Kolonialabtheilung ersucht, den Kollegen zur Raison zu bringen. Der war dann in die Wilhelmstraße mit der Botschaft zurückgekehrt: Nichts zu machen;

unser Hermann läßt die Fahne nicht sinken. Also offener Krieg? Dann schießen auch wir endlich scharf und zeigen, was der Herr Oberlandesgerichtsrath uns im Lauf der letzten Jahre zugemuthet hat. Kanns Ihnen nicht verdenken: so ungefähr soll die Antwort gelautet haben. Herr Roeren wußte also, was seiner harre; und mußte, bei seiner Kenntniß des Materials, sogar Enthüllungen fürchten, die seinen Freunden von der Togo-Mission noch ärgerlicher sein konnten. Dieser Thatbestand zeugt laut für die bona fides des Abgeordneten. Beweist eben so unzweideutig aber, daß an einen Frontalangriff auf das Centrum noch nicht gedacht war. Welcher Wunsch sollte die Regirenden auch zu solchem Angriff drängen? Der Kaiser, der Leo den Heiligen Vater genannt, ihm das Fußkissen zurechtgerückt und die Greisenhand geküßt hat, sähe gewiß ungern einen Kampf gegen Rom entbrennen. Je mehr, denkt er, je hastiger Frankreich sich der Papstkirche entfremdet, desto nöthiger sind uns gute Beziehungen zur Römerkurie. Schon des Orients wegen. Auch ein nur fühlbares, nicht feierlich bescheinigtes Patronat über die Christenheit des Erdostens kann uns nützen. Und ist mit den politisch organisirten Katholiken etwa nicht auszukommen? Mit dem Kardinal Kopp, den Herren Benzler und Ballestrem, dem kölner Oberhirten, der aus Leos Munde das Wort gehört haben will, der dritte Deutsche Kaiser habe Etwas von Karl dem Großen? Bequem; im Reich und in Preußen: auf jedem Blatt lehrts die Geschichte der letzten drei Lustren. (Lehrte es eben noch eine Novembererfahrung: nicht aus den Reihen der römischen Klerisei kam der heftige Widerspruch, als Wilhelm die Rekruten verpflichtet hatte, in der Todesstunde des Kriegsherrn zu denken.) Höchst thöricht schien deshalb der Versuch, die Verbündeten Regirungen in einen Feldzug gegen das Centrum zu hetzen. Nur Narren oder skrupellose Abenteurer fangen einen Krieg an, aus dem der Sieger lohnende Beute nicht heimbringen kann. Ist das Centrum zu vernichten? Nein; nach dem Verlust von zehn, fünfzehn Mandaten (deren größten Theil wilde Polen, bayerische Bauern und Sozialdemokraten erobern würden) bliebe es, mit seinen Affiliirten, noch mächtig genug, um Staatsmännern von neudeutschem Kaliber das Leben sauer zu machen. So lange der Klage über das „enge Gemäuer der Landeskirche" nicht lauter Protestruf antwortet, ist an eine Lösung des Staates von der Kirche nicht zu denken; wäre es also auch unklug und unnützlich, der Katholikenpartei, die den Kanzler auf seinen schlimmsten Wegen schirmt, Fehde anzusagen. Der Wunsch, dachte man, lebt auch nur im lichtlosen Hirn der ältesten Knaben des Liberalismus von der Kulturkampfcouleur. Sunt pueri pueri, pueri puerilia tractant.

Die grobianischen Reden vom dritten Dezembertag hatten das Bild

nicht verändert, an das unser Auge schon allzu lange gewöhnt ist. Die strategische Stellung des Kolonialdirektors war schwieriger geworden. Er hatte beim Kanzler nicht die Hilfe gefunden, auf die er vorher wohl hoffen durfte, und wurde wie ein instruirter Gehilfe, wie das Werkzeug höheren Wollens behandelt, als er die wuchtige Persönlichkeit ins Licht gesetzt hatte. In zu helles Licht, sagte manche Excellenz; und brummte Etwas von Popularitätsucht, Demagogie und Effekthascherei in den sorgsam gekämmten Bart. Hastig vom Zweig gerissener Lorber sengte oft schon die Locke, die er schmücken sollte. Das Centrum kann die Wirkung nicht so leicht wie die Absicht des gegen das Roerenwerk gerichteten Vorstoßes verzeihen. Kann dem Manne nicht Zärtlichkeit zeigen, dessen Alarmruf ein so schrilles Echo weckte. (Der zuversichtliche Glaube, die Mitwissenschaft und Vermittlung zweier Parteiführer müsse Alles schnell wieder zum Guten wenden, stützte sich nicht auf haltbare Lehren der Psychologie. Die Herren Spahn und Groeber konnten weder die Schlagkraft der Rede noch die Stärke ihres Widerhalls im Voraus errechnen; haben auch nicht, wie Windthorst und nach ihm allenfalls Lieber, die Fraktion in der Hand.) Der Kolonialdirektor hat sich in der Mandarinensphäre Feindschaft zugezogen, die still ihre Stunde abwartet und an dem Unbequemen dann ihr Müthchen kühlen wird; und das Centrum gezwungen, für ein Weilchen wenigstens mit gerunzelter Stirn auf ihn zu blicken. Die Unbetheiligten jauchzen, weil sie ein Temperament spüren und einen Mann wittern; sind morgen aber schon enttäuscht, wenn ihr Liebling nicht wieder ein Jagdlied bläst. Daß nicht nur die Päpstlichen im Dunkel geangelt haben, sickert nach und nach durch. Jeder Erfahrene wußte es. Jetzt wird die Tatsache wie ein grauses Wunder bestaunt und bezetert. Immer die selbe blinde Wuth. Wenn ein Lieferant oder Rheder der Behörde den höchsten Preis abnimmt, der zu erreichen ist, kommt er an den Schandpfahl. Wenn eine starke Partei einen Minister oder Staatssekretär ins Joch zwingt, wird sie schmählichster Korruption geziehen. Schuldig sind in beiden Fällen aber nur die Regirenden. Waren Die tapfer, klug, sauber und kräftig, dann konnte keine Macht der Erde ihnen Monopole abpressen, keine Parteitücke sie in die Furculae Caudinae pferchen. Wer ist schuld daran, daß die Eiterbeule entstand? Der schwache Herr von Richthofen vielleicht; sicher der fähigere, doch noch schwächere Herr Stuebel. Der hat, als der Missionar Pater Schmitz in einem beim Bezirksgericht Lome gestellten Strafantrag (von dem Abschriften an das Kaiserliche Gouvernement in Togo und an die Kolonialabtheilung des Auswärtigen Amtes geschickt wurden) Herrn Georg A. Schmidt, den Leiter der Station Atakpame, der Nothzucht bezichtigt hatte, am einundzwanzigsten Mai 1903 aus

Berlin telegraphirt: „Alle Beleidigungsklagen Beamter gegen Missionare hier höchst unerwünscht. Stuebel". Wollte also den Beschuldigten hindern, sein Recht zu suchen. Als Schmidt dann freigesprochen, der Pater zu zweiwöchiger Gefängnißstrafe verurtheilt und die Berufung gegen dieses Strafmaß (gewiß nicht ohne berliner Einwirkung) zurückgezogen war, ging der Abgeordnete Prinz Arenberg zu Richthofen und sprach: „Im Interesse des Friedens wünscht die katholische Mission die Entfernung des Herrn Schmidt aus Togo." Des Beamten, dem die im Schutzgebiete Togo ansässigen Europäer in einer Adresse ihr „Bedauern über die haltlosen Angriffe", ihr „vollstes Vertrauen" und die Hoffnung ausgesprochen halten, „daß Ihre so erfolgreiche Thätigkeit noch recht lange dem Schutzgebiet erhalten bleiben möge". Trotzdem wurde der Wunsch der Mission und des Prinzen Arenberg vom Staatssekretär in einem amtlichen Schreiben an Herrn Horn, den Gouverneur von Togo, weitergegeben. Der Gouverneur (dessen Werth und Wandel seitdem ja hell genug beleuchtet worden ist) hat die Missionare, die er doch nicht für unbefangen halten konnte, aufgefordert, über Schmidt zu berichten. Und der Beamte, der aus allen Prozessen rein hervorging und Herrn Horn eines Ordens würdig schien, wurde schließlich nach Kamerun versetzt. Als er aus Togo abreiste, zeigte ihm der Flaggensalut, daß er die Achtung und Dankbarkeit seiner Landsleute mitnehme. Als er in Kamerun, unter schwierigen Umständen und ohne militärische Hilfe, in gefährlicher Gegend einen wichtigen Weg gebaut hatte, schrieb Herr von Puttkamer nach Berlin, der Mann müßte als Lohn für diese ungewöhnliche Leistung einen Orden bekommen, habe aber mit der Mission in Togo einen Konflikt gehabt. Jetzt ist er aus dem Reichsdienst geärgert. Gegen den Bruder Venantius in Klein-Popo, der beschuldigt ward, mit den vom Kirchenbauplatz gestohlenen Balken die Gunst eines schwarzen Liebchens bezahlt zu haben, schien ein Strafverfahren wohl nicht nöthig. Dem Pater Schmitz wurde auch in letzter Instanz zwar nachgewiesen, daß er „unverantwortlich" gehandelt habe und daß sein Wahrheitbeweis mißlungen sei, aber zugestanden, „daß er durch die intensive Beschäftigung mit der Anzeige und in blinder Verfolgung des von ihm erstrebten Zieles unter allmählicher Abtötung der Bedenken, welche er zuerst gegen den Inhalt seiner Anzeige gehabt haben mußte, schließlich unbewußt zu dem Glauben ihrer Wahrheit gelangt ist." So hat, im Namen des Kaisers, das Obergericht in Lome erkannt. Von Rechtes wegen. So hat der „im Interesse des Friedens" unternommene Feldzug geendet. Das ist ein Beispiel. Jahre lang ists so gegangen.

Wer trägt die Schuld? Prinz Arenberg ist dem Fürsten Bülow befreundet. Herr Roeren, der peacemaker, hat von dem Fürsten Bülow einen

Dankbrief erhalten. Die Herren von Richthofen, Stuebel, Prinz Hohenlohe waren sehr froh gewesen, wenn die Centrumshäupter sich zu traulicher Zwiesprache zu ihnen niederneigten. (Nur sie? Besprach der Kanzler mit den Arenberg, Spahn und Genossen nicht die sekretesten Sachen? Wurden in der Zeit des Tarifkampfes die Interessenten nicht an Herrn Müller-Fulda gewiesen? Horchte man im Reichsamt des Innern nicht immer gern auf die Wünsche der Herren Hitze und Trimborn?) It is a custom more honour'd in the breach than the observance. Ein Brauch, den das Streben nach einem Kryptoparlamentarismus allmählich einbürgern mußte. Eine Partei, die so stark ist und die Regirung so oft unterstützt hat wie seit sechzehn Jahren das Centrum, hat vollen Anspruch auf das Recht, an der Geschäftsleitung mitzuwirken; wirds am lichten Tag ihr unklug geweigert, dann sichert sie sichs in sternloser Nacht. Sie hat sichs gesichert. Der Regirung, der sie offiziell nicht angehört, im stillen Amtsstübchen zugeraunt: „Die Missionen scheinen Euch ein wesentliches Element Eurer Kolonialpolitik? Schön. Wir bekommen von den Missionen stets direkte Nachrichten über Eure Leute und wollen sie, um Euch ärgerlichen Lärm in der Presse zu sparen, nur Euch, nicht den Lauschern draußen übermitteln, wenn Ihr versprecht, ohne Zaudern jeder Fährte zu folgen, die wir Euch zeigen". Korruption darf mans nicht nennen. Die frommen Herren erstrebten nichts für sich; dienten auf ihre besondere Art einer ihnen heiligen Sache. Die Kolonialabtheilung war der locus minoris resistentiae; minimae. Der ungehemmt nachprüfende Blick fände den Virus vielleicht noch an mancher anderen Stelle. Jedenfalls wußten Alle längst, was geschah. Da kam vom Schinkelplatz her der neue Mann. Auch hier sich noch mit einem Aufsichtrath herumschlagen? Nicht nur mit dem Reichstag, der permanenten Generalversammlung? Nein. Als Herr Roeren wieder Togobeschwerden ins Amt gebracht hatte, rief der Kolonialdirektor sich Peter Spahn aus Kiel und Adolf Groeber aus Heilbronn zu Hilfe. „Schafft mir den Kölner vom Hals; ich werde selbst schon nach dem Rechten sehen". Doch der Oberlandesgerichtsrath ist nicht zu zähmen. Ubi pus, denkt Dernburg nun, ibi evacua. (Von Wärmewirkung scheint er nichts zu halten.) Rühmt sich gar: „Ich habe die Eiterbeule aufgestochen!" Und erntet lauten Applaus. Nur leisen freilich vom Kanzler. Dessen verzärteltes Ohr ward an so schrillen Lärm niemals gewöhnt. Der blieb nur in seiner Rolle, wenn er Oel auf die Brandung goß. Die Ruhe schien ja auch leicht wiederherzustellen; die Centrumsfraktion nicht geneigt, sich eifernd für Roeren und seine Mission zu engagiren. Von Tag zu Tag mußte die Schwierigkeit aber wachsen. Am achten Dezember sagte ich: „Wenn die Fehde gegen den schwarzen

Oberlandesgerichtsrath nicht eine vorbedachte politische Aktion war, dann war sie eine kaum glaubliche Unklugheit". Und schwieg dann, weil die Entscheidung mir nah schien. Fürchterliches war noch nicht geschehen. Der Kolonialdirektor hatte seine Bureaux gesäubert und war von Führern des Centrums, der Freisinnigen und Sozialdemokraten gescholten worden. Sieben Tage lang hatte der Reichstag geschimpft und gelacht; wehrlos angeprangerte Landsleute mit Schmutzklümpchen beworfen; in hitziger Sehnsucht dem Schicksal eines Geheimrathes nachgefragt (eines der schlimmsten von denen, die, so lange sie im Kolonialamt saßen, wie Missethäter behandelt wurden; just des Herrn von Hellwig, der, als Stuebels Mitschuldiger, die Tippelei zu verantworten hat); und mit der Ausstellung der „deutschen Kolonialgräuel" unseren Freunden in London, Paris, Rom eine unerhoffte Weihnachtfreude beschert. Darüber wundert sich bei uns Niemand mehr. Der Kanzler setzt sich an Arenbergs Krankenbett oder läßt, wie in Norderney, Spahn zu sich kommen und spricht: „Seid behutsam mit diesem wilden Bankmann; sonst zwingt Ihr mich in einen Sekundantendienst, den ich ungern leiste." Sie hätten auf die Mahnung gehört und in frommer Geduld der Stunde geharrt, da Absaloms Schopf sich in einer Eiche verfangen und sein Maulthier unter ihm weglaufen würde. Offener Kampf gegen das Centrum, weil es das von Oskar und Erni Gewährte nun weiterheischt? Gegen den stärksten Bundesgenossen? Wer träumt solchen Unsinn?

Kein Mündiger; noch am dreizehnten Dezembermorgen keiner. Abends war der Reichstag aufgelöst. Weil das Centrum für die Heimsendung der südafrikanischen Schutztruppen ein schnelleres Tempo verlangt hatte, als die Verbündeten Regirungen gewähren wollten. (Im Nachtragsetat wurde versprochen, vom ersten April 1907 an solle „die Stärke der Schutztruppen 8268 Köpfe betragen". Das Centrum forderte, das Oberkommando solle „alle Vorbereitungen treffen, um nach dem ersten April die Gesammtstärke der Schutztruppe auf 2500 Köpfe herabzumindern". Der Nachtragsetat heischte 29, das Centrum bot 20 Millionen.) Wirklich deshalb? Bis zum ersten April fließt viel Wasser durchs Sandbett des Swakop. Niemand weiß heute, wie das Schutzgebiet dann aussehen wird. Als Deimling sich zur Ausreise rüstete, glaubte er, im zweiten Quartal des Jahres 1907 schon in Deutschland einer Brigade befehlen zu können. Man wird sich verständigen. Das Centrum will (und muß) zeigen, daß es durch Roerens Privatschlappe nicht geschwächt ist; daß es noch einen Willen hat. Sonst wird es als gouvernemental verschrien und macht 1908 schlechte Wahlgeschäfte. Dem Bahnbau (Aus-Keetmanshop) hats in der Budgetkommission zugestimmt; den ganzen Nachtragsetat

kanns nur schlucken, wenn ihm freundlich zugeredet wird. Warum habt Ihr Diäten bewilligt? Seitdem sitzen die Bayern in Berlin und steifen die Fraktion zu mißtrauischer Würde. Doch man wird sich verständigen. Dazu ist ja der geruchlose Antrag Ablaß (Freisinnige Volkspartei) eingebracht. Auch der fordert „die Vorbereitungen zu einer erheblichen weiteren Verminderung der Schutztruppe.“ Fast das Selbe also wie der Antrag Hompesch (Centrum). Läßt dem Ermessen des Oberkommandos nur freieren Raum. Ein paar gute Worte des Kanzlers, die Rede eines wohltemperirten Generals aus der Großen Bude, ein sanfterer Ton aus der Kehle des Kolonialdirektors: und schnell kehrt Alles wieder zur alten Ordnung und die Römer stimmen, Mann vor Mann, für den Ablaß... Nein. Des Kanzlers Huldgestalt scheint vom Wirbel bis zur Zehe mit Eisenfarbe bestrichen. Er hat im Generalstab keinen Helfer geworben. Rauh klingts aus dem Munde der Kolonialexcellenz. Ists die List eines neuen Samniters, der neue Römer zwingen will, durch das Joch der Spieße in Gefangenschaft zu schreiten? Rache für Roerens Wuth? Das wäre eine Demüthigung vor versammeltem Kriegsvolk. Kann nicht geduldet werden. Wollen sehen, wers länger aushält. Wir sind in der zweiten Lesung. Wenn wir Kopf und Schwanz des Nachtragsetats retten, bleibt den Regirenden Zeit, die Sache zu überlegen und mit uns zu verhandeln. Die Regirenden wollen aber keine Zeit; haben es ungemein eilig. Zur Annahme des von Dernburgs Sympathien empfohlenen Antrages Ablaß fehlen vier Stimmen; mit etwas größerer Mehrheit wird der Nachtragsetat abgelehnt. Fürst Bülow verliest die aus Bückeburg datirte Kaiserliche Verordnung, die den Reichstag auflöst.

Wer trägt die Schuld? Herr Roeren hat, optima fide, sehr thöricht gehandelt. Die Centrumsfraktion hat ihn gebeten, sich in Strafprozesse und Disziplinaruntersuchungen hinfüro nicht mehr einzumischen; ihn sanft gewarnt, auf jedes Zornwort der steyler Patres aus Togo zu schwören; ihn verpflichtet, im Plenum zu erklären, daß es sich bei seinen Klagen und Anklagen um eine private, nicht um eine von der Partei zu vertretende Angelegenheit gehandelt habe. Das ließ sich benutzen. Man konnte den Lästigen isoliren und der Fraktion, die schon von ihm abgerückt war, öffentlich für die Unbefangenheit ihres Urtheils danken. Dann wurde, nach kurzer Kanonade, Alles bewilligt: der Nachtragsetat, die Eisenbahn, das Reichskolonialamt. Man wollte nicht. Schickte von all den Agenten, die sonst in den Centrumsthurm schlichen, diesmal keinen aus. Drohte nicht, wie alte Parlamentssitte fordert, früh und eindringlich mit dem Appell an die Wähler. Ueber das Septennatsgesetz war vor zwanzig Jahren vom vierten Dezember bis zum vierzehnten Januar ver-

handelt worden, hatte Moltke zweimal, Bismarck achtmal geredet, als Bundesrath und Kaiser sich zur Auflösung entschlossen. Jetzt ging Alles schnell. Blieb nicht hüben noch drüben zum Nachdenken Zeit. Niemand wußte, daß an das letzte Mittel gedacht werde. Jeder glaubte den Kompromiß gesichert. Die superi wollten nicht. Wollten den Bruch. Wider die Abrede kams noch an dem selben Tag, wo der Antrag auf namentliche Abstimmung gestellt war, zu den Hammelsprüngen. Man konnte die fehlenden Konservativen herbeirufen, die beurlaubten Centrumsgranden, die vier Welfen für die Logik des Antrages Ablaß gewinnen, den gesättigten Spahn und den gesänftigten Erzberger zum Palaver laden: und hats nicht einmal versucht. Wollte den Bruch.

Personalversicherung.

Als am vierzehnten November über die internationale Politik des Reiches verhandelt wurde, spendete nur der Vertreter des Centrums dem Kanzler ungeschmälertes Lob. Kein Schatten trübte die Freundschaft, die dem Grafen, dem Fürsten Bülow über manche Fährniß hinweggeholfen hatte. Militärvorlagen und Flottengesetze, Zolltarif und Finanzreform waren mit Centrumshilfe durchgebracht worden; wären ohne diese Hilfe nicht durchzubringen gewesen. Was ist seitdem geschehen? Das Centrum hat den Wunsch ausgesprochen, die südwestafrikanischen Truppen schneller, als das Oberkommando vorschlug, heimzurufen. Einen nicht allzu weisen Wunsch. Was zur Bändigung rebellischer Afrikaner nöthig ist, kann nur der auf dem Kriegsschauplatz Kommandirende bestimmen. Aber die Aufstände der Hereros und Hottentoten haben uns schon vierhundert Millionen gekostet. Vor einem Jahre schon ist dem Reichstag gesagt worden, der Krieg habe seine Schrecken verloren und Herr von Lindequist werde nächstens den Friedensschluß melden. Das vernahmen die vom Volk Erwählten im Dezember 1905. Und im Juni oder Juli 1907 soll eine Schutztruppe von 2500 Mann nicht stark genug sein? (Daß sie stärker bleiben müsse, weil die unzulängliche Leitung der internationalen Geschäfte uns zwingen kann, in Afrika eines Tages britische Ingerenz abzuwehren, wurde verschwiegen.) Immerhin: nur ein kleiner Zwist unter Freunden. Der Japaner wahrt auch in der Noth das Gesicht. Die Katholikenpartei will beweisen, daß sie sich nicht vor jedem strengen Wink von oben zu ducken braucht. An alle wichtigen Aufgaben ging man auch jetzt noch gemeinsam; noch unter dem Julmond. Was ist später geschehen? Nichts mehr. Doch Abertausende haben Herrn Dernburg zugejauchzt, weil er sich nicht unters Joch gebückt hatte.

Unter das Joch, in das ihn ein Centrumsmann zwingen wollte. Danach

also langt das Volk? Dafür kann sichs begeistern? Dernburg ist stark. Ein Arbeiter. Eine Persönlichkeit. Vielleicht ein Schöpfer. Noch aber hatte er ja nicht Zeit, was Rechtes zu leisten. War mit der Reinigung, der Desinfektion seiner Amtsräume beschäftigt. Und wird doch schon von Jubelchören gepriesen, wie Rheinbaben, Posadowsky, Miquel selbst niemals sie hörte. Die positive Leistung dieser Männer ist hundertmal größer als seine bisher; muß größer sein: denn er kennt ja das weite Reich noch garnicht, in dem er regiren soll. Und steht nach dem ersten Sprung dennoch vornan. Am Tag nach der ersten Rede ist sein Name in Aller Mund. Der Name eines Ministerialdirektors, dem Herr von Tschirschky vorgesetzt ist. Im ganzen Verlauf der Reichsgeschichte hat der Erfolg Keinen je so rasch gekrönt. „Endlich ein Mann!" „Der drückt den Pfaffen den Daumen aufs Auge." „Einer, der redet, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und sich nicht zum Sklaven des Centrums machen läßt." Sehr unangenehme Vergleiche. „Dem Kanzler kann die Tonart des Kolonialdirektors nicht gefallen." „Fürst Bülow lebt von der Gnade des Centrums und muß nun sehen, wie seine Patrone von Dernburg gezaust werden." Sehr unangenehm. Wer hätte geglaubt, daß die Katholikenpartei so verhaßt sei? So lange nach Windthorsts Tod noch immer die Vogelscheuche? Nur weil er sie mit derben Fäusten angepackt hat, ist der neue Mann populär. Von Schmitz und Wistuba, Schmidt und Kersting weiß die Menge nichts; kann auch nicht prüfen, auf welcher Seite das Recht, auf welcher das Unrecht ist. Ihr genügt, daß Kutten gelüftet werden und ein Schwarzer Hiebe bekommt. Längst hat sie den Anblick ersehnt. Giebts denn keine Möglichkeit, die Wonnen dieses Applauses mitzugenießen? Erster Versuch. „Der Herr Kolonialdirektor handelt genau nach meiner Instruktion." Lächeln; aus der Ecke sogar lautes Lachen. „Wenn Der thäte wie Du, würde er säuseln, schmunzeln, Kußfingerchen werfen, vor Missionaren und Missionargevatterschaft scharwenzeln. Der aber haut auf den Tisch und haucht die Kerle an, daß ihnen die Augen übergehen. Das stand wohl nicht in der Instruktion, die Eure Durchlaucht ihm gab." Also: auf den Tisch hauen, sich als lutherisch derben deutschen Mann zeigen, nicht mehr im Hofkleide des Diplomaten. Allzu schwer kanns schließlich nicht sein. Einen Pfaffenhammer wollt Ihr wieder? Wartet nur; sollt ihn bald haben.

Dankbarkeit darf nicht zur Kette werden. Arenberg und Genossen werden sagen: „Wir habens um ihn nicht verdient. Auf uns konnte er stets bauen; ohne uns wäre er mit all seinen Künsten lange schon in eine Sackgasse geklemmt. Und wir haben für Lebensretterdienst nicht einmal hohen Lohn gefordert. Daß der Nette, Höfliche, Bequeme auf seinem Platz blieb, war uns

genug. Und nun hebt er gegen die Treusten die Hand!" Laßt sie reden. Auch der große Vorgänger hielt dem politischen Geschäft Sentimentalitäten fern. Nach gethaner Arbeit wäscht man die Hände. Wenns nach persönlicher Sympathie ginge, wäre an eine Trennung von so lieben Freunden nicht zu denken. Aber die Sache wills; it is the cause, my soul. Roerens dummer Streich giebt einen brauchbaren Vorwand. Warum wirs so lange geduldet haben? Im Interesse des Vaterlandes, meine Herren, dem sonst das zum Leben, zur Erhaltung und Mehrung seiner Macht Nothwendige versagt worden wäre. Auch ist der Reichskanzler so schwer mit Pflichten belastet, daß er nicht alle Winkel inspiziren kann. Und die Zumuthungen haben sich in den Jahren unserer Kolonialnoth gesteigert. Hat Ihr Ohr das Bardenlied unseres großen preußischen Dichters vergessen? „Doch endlich drückt des Joches Schwere und abgeschüttelt muß es sein". So läßt sich die Schwenkung, der Angriff begründen.

Höchste Zeit ists. Das Prestige ist dahin. Ueberall glaubt man, dem Kanzler gehe die Sonne unter. Klagen über persönliches Regiment, Fehler der Diplomatie, Vereinsamung des Reiches. Brochuren und Artikel gegen den Kaiser; Spott über den Kanzler. Ueber seine Artigkeit, seinen Gehorsam, sein süßes Lächeln und versöhnliches Mächeln; über sein Schelmengrübchen sogar. Gehts im Text (und im Bild) so weiter, dann ist von den Wahlen nicht viel Gutes zu hoffen. Wenn man sie überhaupt noch erlebt. In der Familie des „weltfremden Aktenmenschen" spricht man schon ernsthaft von der Nachfolge, dem Umzug ins Kanzlerhaus. Oben und unten wird nach dem starken Mann ausgespäht. Das Kaliber ist nun ja zu sehen. Das Volk fordert liberalere Regirung. Die Intimsten sagens. Leute, die „mit der Volksseele Fühlung haben". Ists denn ein Wunder? In Rußland stirbt die Autokratie. Frankreich exmittirt die Bischöfe und macht die Religion zur Privatsache. Großbritanien wird von Radikalen und Sozialisten verwaltet. Allgemeines und gleiches Wahlrecht in Oesterreich. Soll unser Kaiserthum der letzte Hort der Reaktion bleiben? Undenkbar. Die Konsorten melden, unter der Eisdecke keime der liberale Gedanke; sobald man ihn ans Licht lasse, werde alle Unzufriedenheit weichen. Sehr glaublich. „Eure Majestät wollen erwägen, daß die Demokratisirung der Centrumspartei mit beunruhigender Schnelligkeit vorschreitet und die konservativen Elemente zurückdrängt. Das Ziel dieser Partei ist nicht mehr unseres; also können wir auch nicht mehr auf der selben Straße marschiren. Wir habens vielleicht schon zu lange gethan. Manche unerfreuliche Erscheinung der letzten Monate zeigt, daß die Regirung Eurer Majestät unter dem Odium dieser Bundesgenossenschaft zu leiden hat. Die

Kirchenfürsten kommen gegen die Demagogen nicht auf. Und daß auch auf Rom nicht immer zu rechnen ist, haben wir in diesem Herbst ja erfahren. Der deutsche Liberalismus ist bescheiden und höchst loyal. Er wird mit einem schmalen Plätzchen am Bundesrathstisch sehr zufrieden sein, keine unerfüllbare Forderung stellen und nie mehr, wie wirs vom Centrum jetzt erleben, den Versuch wagen, in die Kommandogewalt des Allerhöchsten Kriegsherrn einzugreifen. Eurer Majestät glorreiche Ahnen haben niemals gewartet, bis ihnen eine Erweiterung der Volksrechte abgedrungen wurde, sondern sie stets vorher aus freiem Willen gewährt. Alle Zeichen sprechen dafür, daß eine nationale Mehrheit, die von den Deutschkonservativen bis ans sozialistische Lager reicht, jetzt möglich ist. Wenn mein erhabener Herr zustimmt..." Die Probe von dem Gegentheil. Warum nicht? Das Ueberraschende macht Glück.

Am zwölften Dezember war Fürst Bülow ein verhöhnter, fast schon verlassener Mann. Rechts und links kaum Einer noch mit ihm zufrieden. Am dreizehnten Dezember, nach dem Knalleffekt der Auflösung, sah er sich als Heros wieder in die Glorie gehoben, hörte er sich als den Exponenten deutscher Hoffnungen preisen. Die ihm gestern, wie einem aufgegebenen Mann, den Rücken zugekehrt hatten, waren heute bereit, unter seinem Feldzeichen zu kämpfen. Weil über Nacht der Kampf gegen das Centrum als wichtigste Aufgabe deutscher Politik verkündet ward. Das einträglichste Geschäft, das der Kanzler erträumen konnte. Bringt die Reichstagswahl ihm eine Mehrheit, dann findet er sich, als Sieger, in einem ewigen Glanz. Kommen Centrum und Sozialdemokratie ungeschwächt ins Reichshaus zurück, dann kann er sich im Fall noch als Märtyrer des Freiheitsehnens drapiren. Im Fall? Je tiefer zwischen Bundesrath und Reichstag die Kluft, desto schwerer der Entschluß, den Reichskanzler wegzuschicken. Ein Meister persönlicher Politik konnte zum letzten Spiel um die Macht die Karten nicht schlauer mischen.

Fürst Bülow als Führer im deutschen Krieg wider das Centrum, von dessen Gnade er sechs Jahre lang Kanzler war. Hat die Partei ihm die Treue gebrochen? Nein. Sie half ihm im November noch über die Klippe der bassermannischen Interpellation; und hätte ihm weiter geholfen. Doch ihre Hilfeleistung war nicht stark genug, um ihn im Wintersturm halten zu können. Er fühlte sich gleiten und mußte fürchten, unter ungünstigem Gestirn hinzusinken. Da drang tröstend ihm eine unsanfte Stimme ins Ohr. Umheulte neben ihm Einen, der das Centrum zu schelten schien, der Beifall so laut wie Keinen seit Bismarcks Tagen. Die Wonnen dieses Applauses sollten nicht Einen nur laben.

Parole und Feldgeschrei.

Das Ueberraschende macht Glück; auch wenn Eitelkeit oder hysterische Ungeduld, nicht kühle Vernunft es entband. Mag in Marokko sich wiederholen, was vor siebenundvierzig Jahren in Italien erlebt ward, mag die Algesiras-Akte, das Dokument von unserer Zeiten Schwäche, so schnell werthlos werden wie einst die Friedensverträge von Villafranca und Zürich, mögen, wie 1859 Louis Napoleon und Victor Emanuel, jetzt Eduard und Clemenceau über die Beute verfügen: uns bekümmert all dies Trachten nicht mehr. Die Erinnerung an die Sünden der Regirenden ist eingesargt. Sie irrten, verfehlten den Weg, versäumten jede Gelegenheit: vergessen, verziehen. Höchste Pflicht ruft uns in den Heiligen Krieg. Hört Ihr die Hörner? Die Parole heißt: Wider das Centrum! Das gestern noch die festeste Stütze der Regirung war. Nun tritt sie vor das Volk hin und spricht: „Wer sich dieser Partei verbündet, ihren Männern seine Stimme giebt, schaufelt der Macht und Herrlichkeit unseres Reiches das Grab. Weicht, Deutsche, schleunig von ihr, wie von einer angesteckten Leiche! Seht uns an: wir, die hier vor Euch stehen, haben für die schwarze Schaar gethan, was wir irgend vermochten. Die Ruhstatt ihrer toten Führer bekränzt, der lebenden Würde erhöht. Und unser Lohn? Schande. Geschändet sind wir. Sagens heraus. Haben Jahre lang unerlaubten Verkehr geduldet; weil wir sehen wollten, bis in welches Riesenmaß die Frechheit wachsen könne. Wie die züchtige Frau, die den Nachstreicher ins Schlafzimmer, ins Ehebett nahm, lüstern stöhnend und selig stammelnd sich zweimal schwächen ließ und dem Müden dann Schimpfreden nachrief. Heute bringen wir unsere Schmach vor Dein reines Auge. Was das Reich brauchte, mußten wir in ekler Gemeinschaft mit dieser Partei bereiten; was sie uns zuraunte, ward uns Gesetz. Im Reich und in den größten Bundesstaaten stand sie uns zur Seite und weigerte seltener noch als die große Interessengruppe des Grundadels einem Wunsch die Erfüllung. Wir mußtens leiden. Drei Lustren lang. Kannst Du, edles Volk der Denker, all unser Elend ermessen?"

Nicht ganz so wirksam wie die Parole wird das Feldgeschrei sein. Ein Wort nur: „Südwestafrika!" Die Abgeordneten, denen nicht gesagt worden ist, daß wir drüben die Truppen brauchen, um im Nothfall, wenn uns neue Demüthigung angesonnen wird, den britischen Leun an der empfindlichsten Flankenstelle verwunden zu können, möchten die Kriegskosten mindern und die tapfere Jugend deshalb rasch heimwärts senden. Thorheit. Auf die paar Millionen kommts nun auch nicht mehr an. Aber kein „Eingriff in die Kommandogewalt des Allerhöchsten Kriegsherrn". Nur Wahrung des Rechtes, an der Be-

grenzung des Reichshaushaltes mitzuwirken. Ist die Zustimmung zum Etat, zu jedem Nachtrag nicht leere Form, hat der Reichstag nach der Verfassung das Recht, den Budgetentwurf abzulehnen, dann soll man ihn auch nicht schmähen, wenn er von solcher Befugniß Gebrauch macht. Weil das Centrum neun Millionen streicht, darbt drüben kein Mann; wird kein Roß, kein Reiter früher verfrachtet. Den Beschluß (dessen Widerruf leicht zu erreichen war) darf man dumm, doch im Ernst nicht gefährlich nennen. Und des Feldgeschreis Echo? Wer hat dem Reichstag die falschen Rentabilitätberechnungen für Südwest vorgelegt? Den Swakopmund versanden lassen? Durch Leutweins Abberufung die vorher zuverlässigen Withoois zur Rebellion gereizt und den Bantunegern, nach Jahrzehnten grimmiger Stammesfehde, die Hottentoten zum Kriege gegen Deutschland verbündet? Die Verträge mit Woermann und Tippelskirch abgeschlossen? Zu Nothstandspreisen Transportdampfer gechartert? Weder für eine die Wasserstellen verbindende Etapenstraße noch für andere Möglichkeit, die Schutztruppe zu verpflegen, gesorgt? Herrn von Trotha das Leben sauer gemacht? Die Mittel zum Bau der über den Baiweg zu führenden Eisenbahn, die er „als absolute Nothwendigkeit“ forderte, ein Jahr lang und länger, trotz immer dringlicher wiederholter Mahnung, nicht vom Parlament erbeten? Mit Abermillionen deutschen Geldes das britische Kapland gedüngt und so die Sehnsucht der Engländer, den Krieg ins Unendliche dauern zu sehen, noch erhöht? Wer that uns Dieses? Kein Roeren, Erzberger, Schaedler. Keine im Dunkel thronende Nebenregirung: Fürst Bülow und seine wackeren Gehilfen.

Fürst Bülow als Führer im deutschen Krieg wider das Centrum; Bülow Africanus als Verkünder des Feldgeschreis: „Südwest!“ ... Ein Anblick für lachlustige Götter. Immerhin gehörte Muth zur Uebernahme der neuen Rolle. Der Muth der Verzweiflung; und die Fähigkeit zu rascher Anpassung. Der Gestus wurde dem deutschen Kolonialdirektor, die Hauptphrase dem französischen Ministerpräsidenten entlehnt. „Wenn Sie die Krisis wollen, können Sie sie haben“. Zwei Tage vorher hatte Clemenceau seinen Klerikalen den Satz zugerufen: Si vous voulez la guerre, vous l'aurez! Damit aber auch dem Freund von gestern, dem Feind von heute eine gute Parole nicht fehle, sprach der Kanzler gelassen das Wort, das Gefühl und das Gewicht der Verantwortlichkeit sei nur bei der Regirung, nicht bei Parlamentsparteien zu suchen, zu finden. Dann verlas er nur noch die Ordre aus Bückeburg.

Aspekten.

„Die Aeußerungen des Reichskanzlers, die Parteien trügen keine Verantwortung, sie könnten Forderungen annehmen oder ablehnen, bekundet eine

Auffassung, die, dem fürstlichen Absolutismus vergangener Jahrhunderte angehörend, von dem Beamten eines modernen, konstitutionellen Staatswesens nicht vertreten werden sollte. Die Auflösung des Reichstages ist nach unserer Ueberzeugung ein Angriff auf dessen Stellung als selbständigen, in eigener Verantwortung handelnden, gleichberechtigten Faktors der Gesetzgebung. Nicht die Kommandogewalt des Kaisers, sondern das Budgetrecht des Reichstages bildet den Gegenstand des Streites." Das steht im Wahlaufruf der Centrumspartei.

Ob es wirken wird? Prophezeiung wäre närrisch. Sicher ist, daß die Römerlegion getrosten Muthes, fröhlich sogar in den Wahlkampf zieht. Sicher auch, daß die frohe Zuversicht nicht ganz grundlos ist. Nach ruhigem Ablauf der Legislaturperiode hätte das Centrum keine leichte Arbeit gehabt. Mitschuldig an der Mißwirthschaft, die des Reiches Ansehen geschädigt hat. Durch Konvenienz verpflichtet, auf den Rath der Kardinäle und Bischöfe zu hören. Genöthigt, mit den Nachbarparteien, mit der evangelischen Bourgeoisie in leidlicher Eintracht sich zu verständigen und die Schlachtfront gegen die Sozialdemokratie zu richten. Dazu die Schwierigkeiten im eigenen Gehäus. Agrarier, Großindustrielle, Proletariat. Bauernbünde und Gewerkschaften Im Norden wilde Polen, im Süden keltische Bayern vor dem Thor. Prinz Arenberg, Schorlemer, Thyssen und das schwarze Gewimmel der Kohlengräber: schwer unter eine Fahne zu bringen; wenn die Fahne nicht zum Angriff weht. Davor hatte man gebebt. „Die haben mitregirt", würde es heißen; „seht nun selbst, was dabei herausgekommen ist." Um üblen Schein zu meiden, wurde von Zeit zu Zeit sanfte Opposition gemacht; um den Wählern sagen zu können: „Das geschah nicht mit unserem Willen". Nun ist das Angstgespinnst zerflattert. Roms Donnerlegion ist wieder, was sie war. Kleiner Hader muß schnell verstummen. Jeder dem Papst nicht abtrünnige Katholik dem Centrum, das ringsum mächtige Feinde bedräuen, seine Stimme geben. Den höfischen Eminenzen vom Schlage Kopps wird die Wendung nicht gefallen. Deren Macht ist aber dahin; Pius selbst vermöchte nichts, wenn er Unterwerfung beföhle. Wie stehts? In Baden sind zwei Mandate gefährdet; mehr werden die Polen erobern; und vielleicht wird Köln diesmal genommen. Doch ist zu hoffen, daß der Säumigste vor die Urne tritt. Und keine Schonung der Kartellparteien, kein Kampf gegen die rothen Genossen. Im Kriege gilt Kriegsrecht. Et s'il faut duper, soyons fourbes, räth der Alte Fritz, nicht Einer aus Loyolas geschmähter Brüdergemeinde. „Wir haben mitgearbeitet, so lange es irgend ging. Um des Vaterlandes und unseres Glaubens willen geschwiegen und Schuld und Fehl oft mit dem Mantel der Liebe gedeckt. Wäre das Bürgerliche Gesetzbuch, die Heeresverstärkung, der Flotten-

bau, der Zolltarif ohne uns möglich geworden? Konnte dieses Regime der Plötzlichkeiten sich halten, wenn wir es nicht stützten? So dankt man uns. Schaart über Nacht, ohne unsere Vorhut zu warnen, die alten Feinde. Weil wir Gräuel, Thorheit und Trug redlich enthüllt haben; getreu unserem Bannerspruch: Mit Gott für Wahrheit, Freiheit und Recht!" Mit der Kampflust kehrt auch die Zucht zurück; und kann wieder den Sieg erzwingen.

Sicher ists nicht. Dem furor teutonicus ist schon höheres Wunder gelungen; und gegen die Römermacht ist er leicht aufzurütteln. Wer Leitartikeln und Parteiprospekten glaubt, kann schon jetzt nicht mehr zweifeln. „Ein Lenzwind fegt durchs Land." „Unter dem Schnee sprießt die Saat unserer Hoffnung." „Germaniens Leib ist vom unerträglichen Druck des Schwarzalben befreit." „Schon glüht im Ost das Morgenroth eines neuen Tages." „Wie Rußland, schütteln auch wir alte Ketten ab; wie Frankreich, jagen auch wir die Pfaffenschaft aus warmen Nestern". Adventistenchöre. Als nahe endlich nun das Tausendjährige Reich herrlichsten Friedens. Nach der Börsenusance werden die Aussichten escomptirt. Rußland wird zerfallen oder für ein Menschenalter mindestens noch ein selbstherrisch gelenkter Islam bleiben. Die Thaten der Combes, Briand, Clemenceau sind vielleicht nur Episoden und die älteste Tochter kehrt der Kirche zurück. Noch wankt der Stuhl Petri nicht; hat schlimmeren Sturm überstanden. Thut nichts; der Hinweis auf den Beginn einer neuen Weltaera macht sich immer gut. Und warum werden wir mit diesem Chiliastentraumbild beglückt? Weil Fürst Bülow am Eingang zur einundfünfzigsten Woche plötzlich erkannt hat, daß die Partei, deren Häupter er sechs Jahre lang zärtlich gestreichelt hat, des Reiches Erzfeind ist. Just in der Stunde (seltsamer Zufall!) erkannt hat, wo er fürchten mußte, vom Thrönchen geweht zu werden. Deshalb müssen alle patriotischen Männer sich jetzt verbünden; Schutzzöllner den Freihändlern, Junker den Demokraten, Semiten sogar den Antisemiten. Gestern nannte der Freisinnige den Landwirth Fleischwucherer, den Nationalliberalen Memme, Chamäleon, Handlanger der ostelbischen Städteplünderer. Heute stehen sie einträchtig in Reihe und Glied. Gestern schalten Dernburg und Ablaß einander wie einst homerische Helden. Heute ist Ablaß Dernburgs Waffengefährte. Changement à vue. Das Alles hätten wir nicht erlebt, wenn der Direktor der Darmstädter Bank nicht in die Kolonialabtheilung geholt worden wäre. Obs aber dauert? Ob mit dieser Schlachtordnung ein Sieg zu erfechten ist? Der Wähler glaubt Mancherlei. Am Ende auch, daß die bis Gestern Begünstigten heute wieder pechschwarze Reichsfeinde sind. Wer weiß? Manches Blatt im Buch der Geschichte lehrt, daß eine Dummheit Nützliches wirkte.

Credo.

„Ich schweige zu Vielem still, denn ich mag die Menschen nicht irre machen und bin wohl zufrieden, wenn sie sich da freuen, wo ich mich ärgere“. Goethe durfte so sprechen; so schweigen. Wer nur mit einer kurzen Zeitspanne des Wirkens zu rechnen, auf weithin nachhallendes Echo nicht zu hoffen hat, muß, ohne Furcht vor dem Aergerniß, für sein Glauben zeugen. Einen Hymnus auf den neuen Morgen, auf das Frühroth deutscher Bürgerfreiheit brächte ich auch noch fertig; und wäre gewiß, daß er Vielen behagte. Tadel und Spott werben nicht Liebe. Dennoch muß es sein. Dieses ganze Wintermärchen dünkt mich zum Heulen komisch; die Auflösung politischer Vernunft. Nun ists heraus.

Nie zog mich Neigung zum Centrum. Oft habe ich die Schmälerung seiner Macht gewünscht. Niemals freilich auch geglaubt, der Papst herrsche in Deutschland. Das Centrum ist längst eine Volkspartei und holt sich das Losungwort nicht über die Alpen. Der Wahlkampf wird den Zweiflern zeigen, was die Kirchenfürsten heute noch vermögen. Warten wirs ab; und vertagen bis dahin das Bekenntniß persönlicher Wünsche. Hier gehts ums Reich. Fast ohne Ausnahme halten alle ernsthaften Politiker die Auflösung für die That blinder, von Privatwünschen geblendeter Hast; auch unter den regirenden die ernsthaftesten. Die Parteien, die gegen den Centrumsthurm anrennen sollen, sind zum Kampf nicht vorbereitet; und ihre Kriegskasse ist leer. Die Zeit? Weihnacht im Kalender und in den Zeitungen: Fleischtheuerung und Kolonialskandal. Im kühnsten Traum konnten die Sozialdemokraten sichs nicht besser ersehnen. Wer denkt noch an sie? Jahre lang hörten wir, alle erhaltenden Parteien, die Parteien der Ordnung, müßten sich gegen die „vaterlandlose Rotte“ vereinen. Dieses Gebot sei wichtiger als jedes andere. Und die nützlichste Errungenschaft nachbismärckischer Tage, daß nun auch das Centrum dem Patriotenkartell angehöre. Vorbei. Wer am ersten Dezember gesagt hätte, der Kanzler werde gegen die schwarze Hundertschaft ins Feld rücken, wäre als Tropf ausgelacht worden. Zwölf Sonnenaufgänge: da wars Ereigniß; und auf dem Papiermarkt konnte man wähnen, Alldeutschland jauchze. Rief uns wirklich nicht höhere Pflicht? Sehr ernste Auseinandersetzungen hatten begonnen. Ueber den Machtbezirk des Kaisers, über die Führung internationaler Geschäfte wurde endlich offen gesprochen. Leis oder laut fast überall gesagt, so könne es, dürfe nicht weitergehen. Vorbei? Der Kanzler wird wieder gelobt wie einst im Mai seines Lebens; ist aber nicht schöner worden. Wenn Alles gut geht, bekommen wir schon im Januar einen liberalen Minister, einen liberalen Staatssekretär. Aber im Wahlkampf darf Pardon nicht gegeben werden. Nieder mit dem Centrum!

Erste Frage. Kann das Bild eines Bürgerkrieges, der Widerhall lauten Gezänkes die Schätzung der Reichsmacht draußen nicht abermals mindern? Wir müssen auf den Versuch einer Pression gefaßt sein, der um so eher möglich wird, je schwächer wir scheinen. Wir dürfen auch nicht von Seegewalt, Marinewünschen, germanischem Weltreich reden; wären nicht klug, wenn wirs jetzt thäten. Und jede Wahlschlacht reizt zu überschwingendem Pathos. Zweite Frage: Wars nöthig, die Intimität mit Rom, die in unserem Spiel doch ein Trumpf sein sollte (kein allzu hoher freilich war), gerade jetzt zu gefährden, in der Zeit der gallischen Separation? Nach des Sultans auch des Papstes Freundschaft zu kühlen, der in dunklen Stunden leichter als in hellen uneigennützige Treue belohnen kann? Dritte Frage: Warum, da Euch die Polen so arg zu schaffen machen, mußtet Ihr Euch nun den ganzen Heerbann der katholischen Kirche auf den Hals hetzen? Vierte Frage: Ist das Centrum zu vernichten, in dauernde Ohnmacht zu zwingen? Fünfte: Und könnt Ihr seine Schwächung auch nur wünschen? Sechste Frage: Was bleibt Euch, wenn die geschlagene Katholikenpartei, über die fromme Demagogen dann schrankenlos herrschen, in ihrer Wuth sich auf Jahre hinaus den Radikalsten verbündet und der Concern Windthorst-Grillenberger unter neuem Namen auflebt? Wer bewilligt Euch dann die nothwendigen Gesetze? Meint Ihr, die haine inassouvie überdaure den Sieg? Herr Müller-Sagan werde sich lange mit dem Grafen Kanitz, Herr Peltasohn mit Herrn von Liebermann vertragen? Und habt Ihr bedacht, was es hieße, wenn Ihr dann ins Joch zurückkriechen und die Bedingungen des übermüthigen Triumphators annehmen müßtet? Bedacht, wie Ihr in Eurem Canossa stündet? Sicher. Ihr nahmt Euch ja Zeit. Und lechztet nicht nach Applaus.

Ich hasse den Ankläger mit dem schlechten Gewissen. Auch wenn er so behend und so pfiffig ist wie in Israel die Leuchte aus Hanans Hohepriestergeschlecht. Hasse ihn wie Petrus den anderen Ananias, der laut gelobt hatte, den Ertrag seiner Güter der Gemeinde zu schenken, heimlich aber einen Theil des Geldes für sich behielt. Und preise nur den Dritten des Evangeliennamens, der über dem Eingang in die einundfünfzigste Woche steht, den Judenchristen aus Damaskus, der einem Blinden das Augenlicht wiedergab.

Johannes und Salome.

Sorge und Sehnsucht eines rathlos im Dunkel irrenden Stammes schafft sich, nach langem, von bangen Seufzern nur und von dumpfen Regungen zaghaft rebellischen Grolls unterbrochenem Schweigen, eine Stimme. Einem Einzigen gab der geizende Gott, zu sagen, was Alle in stummer Qual leiden, in eines Einzigen Seele wirkt die den ganzen Stamm bedrückende Last, wirkt das den Schwächeren krümmende Gewicht einer Sorge und einer Sehnsucht das Wunder müheloser Erkenntniß. Er hat das von Alltagsgeschäften erfüllte Leben der Stammesgenossen nicht mitgelebt, kennt die Welt kaum, der er zum Heil den Weg weisen will, hat die Lüste und Laster, die heimlich den Körper seines Volkes zernagen, nie in der Nähe gesehen und fühlt im Innersten dennoch, was diesem Volk fehlt, was in Thränen ihm Trost und in finsterer Wüste ein die Hoffnung herbeiwinkendes Licht werden kann. Woher kam ihm die Wissenschaft? Einer in kindlichen Vorstellungen lebenden Volkheit ist jeder Denker, der auf höherer Warte steht als der Troß und tiefer in die Klüfte der Menschenseelen hinabzuschauen vermag als das Gehudel im engen Thal, göttlichen Ursprunges; sie kennt nicht Weise, kennt nur vom Schöpfer aller Dinge entsandte Propheten: nur vom Himmel kann die Kraft stammen, die einen Einzelnen über die Menge erhöhte. Diese Gewißheit schmeichelt der Schwäche und beschwichtigt den Unmuth, der in Kleinen beim Anblick ragender Größe immer ewacht. Der von Gottes Gnade ein Amt und zum Amt die Stärke empfing, kann selbst den Kraftlosesten wohlgefällig sein, denn sie brauchen sich an ihm nicht zu ärgern, nicht neidisch auf ihn zu blicken, als auf Einen, dessen Willkür die Grenzen der Menschheit verrückte. Das haben die Priester früh erkannt und ihren Zöglingen, den Königen, die nützliche Kunde ins Ohr geraunt. Der im Lande der Stummen mit einer weithin tragenden Stimme Begabte spricht, spricht so furchtlos und laut, wie es die Pflicht ihm gebeut, und die um ihn wachsende Masse, die mählich nun auch wieder zu stammeln wagt, nennt ihn Jehochanan, den von Gott dem auserwählten Volke Geschenkten. Er aber weiß, daß auf keines Berges Höhe ein Gott ihm den Sinn seiner Sendung sagte, weiß, daß er in einsamem Wachen nach Wahrheit gerungen, in sternloser Nacht ein Lichtlein gesucht hat und daß ein scheuer Menschenfuß strauchelnd die schmale Straße ertastete, die den ganzen Stamm nun ins helle Land der Wahrhaftigkeit führen soll. Er ist einsam im Schwarm, denn leise frißt an seinem Glauben der Zweifel, ob er, von frommem Wahn nicht genarrt, den rechten Weg gewählt, ob er die eigene Kraft nicht zu hoch geschätzt

hat, da er sich zum Führer erkoren wähnte. Ganz sicher ist er, ganz fest im Glauben, nur, wenn er zur Reinigung ruft, wenn er nachspricht, was vor ihm heilige Männer verkündet haben. Ihnen will er ähnlich sein, weil nur die Vergangenheit Gewisses lehrt und kein Sterblicher Künftiges enträthseln kann. Seine Rede wird bitter wie die der Alten, sein Zorn waffnet sich, wie die Wuth der Ahnen einst, wider die Satten und Trägen, die reichen Schlemmer und Prasser, deren Leben leer ward und die aus den unersprießlichen Genüssen der Zeitlichkeit kein sehnsüchtiger Wunsch auf die Gletscher lockt, wo der Geist frei wird und frisch und fähig, Ewiges zu erfassen und in Ehrfurcht schaudernd des irdischen Lebens letzten Zweck zu empfinden. Der unfrohen Botschaft lauschen die Bedrängten, lauscht das kummervolle Heer der Kleinen, die nicht in Freiheit erwachsen, nicht an der Tafel der Freuden mitschmausen durften, und der Strahl, den sein eiferndes Wort in ihrem Auge entzündet, wirft in die von Zweifeln zerquälte Brust des Einsamen den ersten beglückenden Widerschein: und weckt das Wonnegefühl des zu großem Wirken Berufenen.

Doch das Frohgefühl währt nicht lange. Kann Der fröhlich sein, der das Gefolge zwar zum Zorn zu entflammen, in die Herzen aber nicht den Keim der zärtlichsten Regungen zu pflanzen vermag, der wohl weiß, was seinem Volke fehlt, dessen Blick das Fehlende aber ringsum vergebens sucht? Der Erbe des alten Prophetenmuthes rief zur Reinigung und zur Buße, denn nah sei, so sprach er, der Tag, da der höchste Richter die Seelen wägen und den reinen die Seligkeit bescheren werde. Das Volk glaubte dem Wort, that Buße und reinigte sich, aber der Tag des Gerichtes wollte nicht dämmern: Finsterniß lag über dem Land und kein Engel stieg mit tröstendem Gruß von der Himmelsfeste herab. Wenn die Weissagung trog? Wenn der edle Eifer des Predigers in der Wüste kein dünnes Hälmchen aus dem Erdreich zu locken, keinen winzigen Hoffnungschimmer herbeizuwinken vermochte und der Ewige spöttisch nur auf das irrende Mühen des kleinen Menschen herniederlächelte? Schon ermüdet in der Menge die Büßerwuth, schon murrt die anschwellende Schaar der Ungeduldigen ... Da dringt in das aufhorchende Ohr des unruhvollen Führers von fern her ein leiser Ton, wie von einer rein gestimmten Zither ein verflatterter Klang; Cymbeln und Schalmeien verstärken den Schall, der im Wachsen noch lieblich bleibt und sich mit nie gekanntem Reiz in den Sinn schmeichelt. Es klingt so zärtlich wie das Lied einer Mutter, die im Dämmerschein an des Kindleins Wiege singt, so hold wie der Lockruf der Liebenden, die ihres Knaben harrt, so weich wie das Schluchzen des ernsten Mannes, der sich der Thräne nicht schämt. Sorge und Sehnsucht schwindet den Lauschenden,

der letzte wehmüthige Seufzer verhallt, — und nun klingt es wie ein Hochzeitmarsch, wie der frohe Chor junger Stimmen, die den Bräutigam in die Kammer der Bebenden geleiten. Und der süße Zauber nie vernommener Töne weckt die schlummernde Natur aus der Winterdürre und es ist, als sei mit seinem Blüthensegen plötzlich der Lenz ins Land eingekehrt. Lange umdüsterte Mienen erhellen sich, die bange Spannung weicht, hoffend wenden die Blicke sich zum Wärme und Leben spendenden Licht und auf der feuchtenden Thränenspur erblüht, wie ein Knöspchen im Thau, ein Lächeln. Was kein wider die Sünder geschleuderter Fluch, was keine zornige Mahnung zur Buße wirkte, wirkt nun ein milder Frühlingsfeierklang: die Eisrinde schmilzt, die so lange die Seelen beengte, und mit der Hoffnung zieht wärmend Zärtlichkeit in die Herzen ein. Ist Das der angstvoll erwartete Tag des Gerichtes? Hat der hinter Wolkenschleiern thronende Gott, der bis ins vierte Glied Rache zu üben drohte, sich gesänftigt, in allumfassender Liebe den Schwächsten, den im frommen Werk Säumigsten gar sich geneigt? ... Den Einsamen überläufts; er wendet den Schritt aus dem Lager der Jubelnden und erlebt nun die stillste, die schwerste Stunde. Denn er erfuhr, wie das Wunder geschah, dessen Zeuge er staunend war. Ein Anderer hatte vollbracht, was er selbst vollbringen zu dürfen gehofft, ersehnt hatte, einem Anderen wies zum Ziel der Höchste die Richtung; ein anderes Werkzeug war erwählt worden, dem göttlichen Willen den Weg zu bereiten. Kennt Ihr den Schmerz Eines, dem zum großen Werk der Trieb und der Wille, aber nicht die Kraft ward und der nun sehen muß, wie der Stärkere mühelos schafft, wo sein eigenes Mühen unfruchtbar blieb? So mochte er die Menge fragen, die ihm früher folgte und die nun zerstiebt, da im Hochzeiterjubel der Bräutigam naht. Sie hätte ihn nicht verstanden, hätte ihn wohl gar einen Neidhart gescholten, der grollend seine Kraftlosigkeit begreint. In ihm bohrt nicht der Neid; er ist bereit und entschlossen, den Größeren innig zu lieben und durch diese Liebe sich von dem Fluch der Unfruchtbarkeit zu befreien. Aber er braucht Zeit, braucht Ruhe, um den Schmerz niederzuringen und im Innersten Klarheit zu finden: dann wird er, der schwach schien, der Stärkste sein, der Sichere, der sich anbetend beugen kann, ohne klein, ohne schwächlich zu scheinen. Er entschwindet dem Auge der zerstreuten Gemeinde. Doch dem Tapferen, der sich selbst überwand, folgt nachhallend der Ruhm: der Große, Glückliche, der Vollender des Werkes, preist, da er sich Ahnen sucht, ihn als den Wegbahner, den Brecher des alten Bannes, den Entbinder des neuen Glaubens. Und den Verschollenen, gegen den hastige Hände schon Steine erhoben, nennt die Stimme der Masse, nennt aufjubelnde Sehnsucht nun wieder Jehochanan, den dem auserwählten Volke von Gott Geschenkten.

*

Herodes der Große — eine Zeit, der Grausamkeit Größe schien, hieß den schlauen, gewissenlosen Emporkömmling groß — war im Wüthen gestorben. Ihn überlebte der aus Gold und Marmelstein gethürmte Prunkbau des jerusalemitischen Tempels und der Haß, den der Edomit, der Enkel heidnischer Askalonier, in die Herzen der Juden gesät hatte. Sein Reich zerfiel: statt des jüdischen Einheitstaates gab es bald die von Tetrarchen beherrschten Provinzen Judaea, Samaria, Galilaea, Peraea; und als der in Jerusalem schaltende Herodessohn sich gar zu übel aufführte, wurde er nach Gallien verbannt und ein römischer Prokurator zog in Judaea ein. Noch in dem zerstückelten Land lebte aber das Gefühl enger Gemeinschaft, das bis auf unsere Tage die Völker an Israel Aergerniß nehmen läßt. Wer nur die Evangelien kennt, kann sich von den Kämpfen, die den zerfetzten Leib dieses merkwürdigsten aller Völker damals in unruhigen Zuckungen umherwarfen, keine Vorstellung machen; die Evangelien geben einen vom milden Temperament der Betrachter sanft gefärbten Hintergrund, geben nur eine lyrische Krankenstubenstimmung, die sich wie feines, feuchtwarmes Nebelgespinnst um die Sinne schmiegt. Diese Stimmung lebte in der kränkelnden Welt Sems, aber sie füllte sein Leben nicht aus und die Geschichtschreiber haben, von Josephus bis auf Renan, gezeigt, wie wenig die Wirklichkeit dem friedsam idyllischen Bilde glich, in dessen Landschaft die Evangelisten die zarte Duldergestalt des Heilands gezeichnet haben. Leise bald und bald lauter tobte im Hebräerlande der Bürgerkrieg; der große Bedrücker war tot und die Hoffnung, mit den kleinen Tyrannen leichter fertig zu werden, ließ immer neue Parteien, Sekten und Gruppen entstehen, die Eins nur vergaßen: daß hinter den Kleinen schützend Roms Großmacht stand. Mochten die Juden mit ihren idumaeischen Fürsten hadern: Das waren Provinzkonflikte, auf die der stolze römische Bürger verächtlich lächelnd herabsah. Das Lächeln wäre freilich von der gerümpften Lippe gewichen, wenn er tiefer zu sehen und die geistige Entwickelung zu erkennen vermocht hätte, in deren Verlauf ein kleiner, kaum beachteter Stamm zum Vernichter des Römerreiches heranreifte. Doch weder Tiberius noch seine Landpfleger Valerius Gratus und Pontius Pilatus ahnten, daß hier das Innerste eines Volkskörpers Wehen erschütterten, aus denen dem für Jahrtausende wichtigsten Theil der bewohnten Erde ein neuer Glaube entbunden werden sollte; Keiner empfand, in Rom nicht und nicht im üppigen Palast der syrischen Prokuratoren, daß in der Massenpsyche der Söhne Abrahams eine Weltanschauung wurde, die den Römertrotz brechen, der Römermacht die Weltherrschaft entwinden würde, — waffenlos, mit einem Buch und dem brün-

stigen Glauben an dieses Buches frohe Botschaft. Und doch fehlten die Zeichen nicht, die selbst blöden Augen die Gefahr künden konnten. Dürfen wir aber, auch wenn wir die Erfahrungen hellerer Tage zum Maßstab unserer Forderungen machen, ernstlich erwarten, ein Verweser des fernen Caesars habe sich um das Treiben der Pharisäer und Sadduzäer bekümmert, der leisen Minirarbeit der Hellenisten nachgespürt und über die Wirkungen, die Platoniker und Bekenner der Stoa in der Stille auf Israels gierig lauschende Intelligenz übten, Berichte nach Rom gesandt? Von der einsamen Höhe, wo die Machthaber sich auf weichem Pfühl strecken, sieht man die Blasen nicht, die sich während eines Prozesses geistiger Gährung bilden. Ein vornehmer Römer hätte die Zumuthung lachend zurückgewiesen, er solle die unruhigen Köpfe ernst nehmen, die mit allerlei buddhistischer oder hellenistischer Weisheit da unten das Volk fütterten, oder sich gar für die Wunderlichkeiten interessiren, die irgend ein Hillel, Philon oder Apollonius von Tyana — und wie die Schaumschläger sonst heißen mochten — geschäftig den Darbenden vorsetzte. Das Alles war im Grunde ja ungefährlich und gehörte, als unpolitische Kurzweil der Müßiggänger, nicht zu der Pflichtensphäre der Verwalter. Rom war die Hauptstadt der Geisteswelt: was von Rom nicht anerkannt, nicht für den Erdkreis geweiht wurde, konnte nicht dauern; und der Judenstaat würde unter straffer Zucht schon wieder zur Ruhe und Ordnung gelangen. So denken die politischen Beamten noch heute, so haben sie damals gedacht, werden sie immer denken und niemals merken, daß unter der Oberfläche, die ihr hastig von der Höhe herabschweifender Blick überfliegt, eine Idee keimen, ein Gedanke zum Licht drängen kann, der morgen vielleicht den Kreis des Empfindens erweitern und eine neue, die kommenden Jahrhunderte beherrschende Vorstellung schaffen wird. Der Blinden Strafe ist ewiges Vergessen: ihre Namen und Titel wecken im Ohr später Geschlechter keinen Widerhall und die Blätter, auf denen ihre einst von gefälligen Dienern laut gerühmten Thaten verzeichnet sind, zerfallen in Staub. Die politischen Zettelungen, die in den Ländern der Tetrarchen und Prokuratoren kraftlos gegen die übermächtig Herrschenden wütheten, sind, wie das leichte Vollbringen ihrer Ueberwinder, längst in Nacht getaucht und der Gelehrte nur gräbt beim Schein seiner Lampe ihre kaum noch deutlich erkennbare Spur aus dem Schutt. Die Erinnerung an die geistigen Kämpfe der unvergleichlichen Zeit lebt befruchtend heute noch im Gedächtniß aller Menschen, in deren Bewußtsein je ein Windhauch des Christgedankens drang, und sie wird im Allerheiligsten, in der Kammer der ehrwürdigsten Schätze, fortleben, wenn der aus heißerer Zone stammende Gedanke selbst über Er-

wachsene keine Gewalt mehr hat und neben anderen verblichenen Jugendgewändern menschlicher Vorstellungmöglichkeiten sauber gebettet ruht. Der Geist, den die Kaiser und ihr Gesinde, die Könige und die Königischen gering schätzten, hat Rom besiegt, das Feuer, das im Osten entfacht ward, hat langsam erst und dann schnell, mit furchtbarem Prasseln, das prunkvoll übertünchte Gebälk der Römerherrlichkeit versengt und in Asche verwandelt.

Es war ein Feuer. Und ehe in Galilaea, auf Nazareths Höhe, das große Licht himmelwärts flammte, sah ein redlich suchendes Auge schon die Rauchsäule, die nicht vom jerusalemitischen Brandopferaltar in die Lüfte stieg und keinen Blutgeruch in die reine Höhe trug... Kann erhitzten Hirnen ein Rauchwölkchen entflattern? Kann die Kraft konzentrirten Denkens, das sich Tag und Nacht an einer nie erlahmenden Hoffnung reibt, ein Feuer entzünden?

Wenn das Empfinden einer Zeit welk wird, wenn die festen Grenzpfeiler, die dem Denken so lange unstetes Schweifen wehrten, zu wanken beginnen und in den Thurmzellen ringsum die Lichter, die der Sehnsucht die Richtung wiesen, eins nach dem andern verlöschen, dann überrennt im Dunkel die Vorstellung den müden Willen und ein Wunder wird möglich, weil es den von der Wirklichkeit Enttäuschten nothwendig scheint. Aus der Rathlosigkeit des Willens, der einer schwärmenden Vorstellung nicht mehr zu folgen, sie auch nicht zu bannen vermag, sind alle Krisen des Kollektivempfindens entstanden. Die im Brennpunkt des Lebens morsch gewordene Menschheit rastet erschöpft, blickt auf die durchmessene Bahn zurück und sieht in trüben, aus Blut und Unrath gemischten Lachen die geschichteten Leichen der Opfer, die während der langen Wanderung fielen. Ein wüstes Feld, das, so oft es überreichlich mit unreinlichen Menschlichkeitresten gedüngt ward, nun dürr scheint und mit dem Fluch ewiger Unfruchtbarkeit geschlagen. Kein Leuchtfeuer mehr, kein tief in den Boden gerammter Grenzstein, der auch dem Kurzsichtigen zeigt, was gut und böse, schön und häßlich, sittlich und unsittlich ist. Es ist, als müsse Alles neu gemacht werden; doch dem sehenden Willen zum Neuen gesellt sich nicht die Schöpferkraft. Die Menschheit wird vom Ekel vor sich selbst gepackt, sie wittert die Spur ihrer Thaten und den Pestdunst zerreißt nur der schrille Schrei der Verzweifelnden. Ein beträchtlicher Theil weiß sich auch mit dieser Lage abzufinden, fängt zu handeln an oder geht auf Leichenraub aus. Die aber, die nichts aus alten Tagen gerettet haben und die auch früher vielleicht sich am rasch errafften Händlervortheil nicht freuten, verbannen sich selbst jetzt in dumpfe Geistigkeit und all ihr Sinnen und Trachten sucht nur das neue, in der Finsterniß unfindbare Lebensziel. Ist dieses Ziel schon

erreicht? Mußte die alte Wahrheit zur Lüge werden, die alte Schönheit verblühen, weil der Weltuntergang naht und kein junger Tag je mehr Kains Enkel ans Licht locken soll? Oder kam nur die lange, finstere Nacht der Prüfung, der für die Bußfertigen bald ein noch unerschauter Glanz folgen wird? Ein Raunen erst, ein unruhiges Flüstern und Fragen; den gedämpften Chor der Zitternden übertönt da und dort eine starke Stimme, die Zeichen deutet und Kommendes kündet; und endlich ein von Angst und Schmerz noch durchbebtes Jubelgekreisch, als wären in einer Minute tausend Mütter von der lebenden Last erlöst worden, die ihr Schoß kaum noch tragen konnte. Es ist die Stimmung der Wehennacht; nach bangem, von Seufzern und wimmernden Klagelauten nur unterbrochenem Schweigen geschäftiges Kommen und Gehen, vergnügtes Schwatzen und bethulicher Eifer. Israel hat diese Stimmung öfter als irgend ein anderes Volk erlebt, denn seine Messiaswehen haben Jahrhunderte gewährt; doch nie kam die Stunde, da die Hebamme ihm das ersehnte Kind von der Nabelschnur schnitt, den Verheißenen, der Davids Krone aufs Haupt setzen und die große jüdische Theokratie gründen würde. Die Harrenden trog immer wieder die Hoffnung; sie hatten Augen und sahen nicht, hatten Ohren und hörten nicht... Durch Israels ganze Geschichte zieht sich der Kampf des Geistes gegen das unersättlich nach Genuß lechzende Fleisch, alle Führer des Volkes mußten mit dem Schwert ihrer Rede wider die Macht des Goldenen Kalbes streiten und schließlich entstand gar eine Gelehrtenkaste, die eines unsauberen Tempels gleißende Pforte bewachte. Vielleicht hat dieser Kampf die Sinne verwirrt, daß sie in ihrer Sehweite Werdendes nicht mehr erkannten. Als Israel seine besten Söhne verlor, glaubte es sich von argen Verräthern befreit und der Stunde näher denn je, die den Gesalbten in der Glorie enthüllen würde. Und doch lebten dem kleinen Hebräerstamm starke Geister und doch hat die selbe spekulative Kraft, die im Aufspüren und Erjagen irdischer Schätze so emsig war, mit nicht minder zähem Eifer sich ins Uebersinnliche gewagt. Sie konnte des eigenen Volkes Sehnen nicht stillen, aber sie gab der Welt, in die dieses Volk für immer zerstreut werden sollte, das neue Licht. In schwüler Luft kann die Kraft konzentrirten Denkens, das sich Tag und Nacht an einer nie erlahmenden Hoffnung reibt, ein Feuer entzünden.

„Denn siehe", so ließ der Prophet Maleachi den Herrn Zebaoth sprechen, „es kommt ein Tag, der brennen soll wie ein Ofen; da werden alle Verächter und Gottlosen Stroh sein und der künftige Tag wird sie anzünden und ihnen weder Wurzel noch Zweig lassen. Euch aber, die Ihr meinen Namen fürchtet, soll aufgehen die Sonne der Gerechtigkeit und Ihr sollt aus- und eingehen

und zunehmen wie die Mastkälber. Ich will Euch senden den Propheten Elia, ehe denn da komme der große und schreckliche Tag des Herrn. Der soll das Herz der Väter bekehren zu den Kindern und das Herz der Kinder zu ihren Vätern, daß ich nicht komme und das Erdreich mit dem Bann schlage."

*

Neunhundert Jahre waren verstrichen, seit Elias den letzten Seufzer that; aber noch immer wirkte in Israels besten Geistern, den Muth und die Hoffnung entfachend, die flammende Rede des heldischen Propheten von Gilead fort, der wider Ahab und Jesabel mit wildem Wort einst gewüthet und von des Karmels Höhe auf die Häupter der Trugpfaffen Bels den furchtbaren Fluch herabgesandt hatte. Der Gewaltige konnte nicht tot, nicht für immer dem Blick entschwunden sein; seinen Wandel begrenzte nicht die kurze Zeitspanne, die das Leben kleiner Menschen hienieden umschließt. Feurige Rosse, so ging die Sage, hatten im Wettersturm ihn einst gen Himmel getragen und er würde, wenn die Zeit erfüllet ward, wiederkehren. Dann erst nahte dem von Messiaswehen durchzuckten Volke das Heil: der Mann aus Thiebe schritt erhobenen Hauptes vor Jahwes Gesandten einher, der das jüdische Weltreich gründen und die Völker der Erde dem allerhaltenden Judengott unterwerfen würde. Jede teleologische Vorstellung muß zur Mystik führen, jeder Stamm, der sich zu besonderem Werk auserwählt glaubt, muß nach fruchtlosem Grübeln im Traumlande der Wunder anlangen. Israel glaubte in Inbrunst an seine mystische Berufung zur Weltherrschaft, das Auge schweifte suchend in die Glanzzeit der großen Propheten zurück und haftete in sehnsüchtiger Liebe an der vom Donner umtobten, vom Blitz umleuchteten Gestalt des Mannes, der den Feinden des Herrn Zebaoth ein Schrecken gewesen war und eher als irgend ein Anderer geeignet schien, nach dem Wort des Amos die zerfallene Hütte Davids wieder aufzurichten, ihre Lücken zu verzäunen und sie zu bauen, wie sie vor Zeiten gewesen ist. Ihm mußte Jeder gleichen, an dessen Wirken die Hoffnung des Volkes sich klammern konnte: wie Elias, fern von der Gemeinde, in den felsigen Klüften des Karmel gehaust hatte, aus denen er in Gewittern nur hervorbrach, um falsche Priester zu züchtigen, alte Throne zu zertrümmern und neue Kronen zu verleihen, wie er einsam gewesen war, ein Genosse wilder Thiere, der in dürrer Wüstenei karge Nahrung suchte und fand, so mußte Jeder fortan leben, der in der mythologischen Vorstellung des Volkes sich einen Führerplatz sichern wollte; und die fieberhaft bewegte Phantasie hatte die erste Stelle Dem bewahrt, der am Meisten dem Gedächtnißbilde des furchtbaren Richters und Rächers gleichen würde. Vielleicht war aus diesem

Eliaskult die Sekte der Essener entstanden, die an den Ufern des Toten Meeres ihr finsteres Wesen trieb, mönchisch lebte, blutige Opfer verwarf und eine besondere Art dualistischer Anschauung hegte. Ihr durften nur Männer angehören, die sich alle Freuden des Fleisches versagten, sich mit der einfachsten Kost begnügten, weltlichen Herrschern keinen Eid leisteten und auf die thierischen Wonnen des Fortpflanzungaktes verzichteten; sie zogen die Waisen auf, deren Zahl in der Zeit nie endender Kriege und Aufstände unübersehbar war, ergänzten durch diesen Nachwuchs die vom Tod in ihre Reihen gerissenen Lücken und richteten ihren Sinn nur auf das Pflichtgebot innerer Reinigung, als deren sichtbares Symbol die heiligen Waschungen der Leviten im Mittelpunkt ihres Gottesdienstes standen. Ob ein Theil ihrer frommen Sitten aus Indien stammte, ob buddhistische Mönche, wie Renan annimmt, lehrend und bekehrend bis nach Judaea vorgedrungen waren, ob von Babylon, das ein Herd des Buddhismus geworden war, ein Funke bis ins Jordanland fliegen konnte, darüber steht dem Laien ein Urtheil nicht zu; sicher ist, daß der von Bodhisattwa begründete Sabismus, der dem Gläubigen vorschreibt, den Leib zu bestimmten Stunden ins Wasser zu tauchen, mit dem Wasserkult der Essener eine auffallende Aehnlichkeit zeigt. In allen orientalischen Religionen waren Bäder und Waschungen wichtig, doch nie war ihnen unter den Israeliten die Bedeutung beigelegt worden, die ihnen die essenische Ordensregel gab; da wurde die Eintauchung des Leibes zur Taufe, die dem in den Schoß der Gemeinschaft Aufgenommenen erst die Weihe verlieh . . . Diesen neuen Ritus übernahm der Mann, der sein Wirken selbst an die Verheißung der alten Propheten knüpfte und in dem das Judenvolk bald den ihm wiedergeschenkten Elias sah. Es hieß ihn Jehochanan und das von griechischer Kultur berührte Abendland nennt ihn Johannes den Täufer.

Er trug nicht das weiße Gewand der Essener, nicht ihre Schürze und Hacke, war nicht so sanftmüthig wie sie gesinnt und enthielt sich nicht, nach ihrer Vorschrift, jeder Einmischung in weltliche Händel; doch näher als den großen politischen und sozialen Parteien der Sadduzäer und Pharisäer war sein Wesen diesem Orden verwandt, in den die tiefsten religiösen Kräfte der Judenheit sich geflüchtet hatten und der die Verinnerlichung des Gottesdienstes empfahl. Wer auf den Buchstaben der Evangelien schwört, wird in dem Asketenleben des Täufers nur die Erfüllung eines Nasiräergelübdes sehen. Aber der Mythos, den Lukas von Jehochanans Geburt erzählt, wird auf moderne Geister kaum noch eine Wirkung üben. Nach der altjüdischen Ueberlieferung war der Theil der Eltern an der Erzeugung besonders wichtiger Men-

schen häufig zu Gunsten der göttlichen Hilfe eingeschränkt worden: Männer, die nach dem Plan der Vorsehung im Leben des Auserwählten Volkes Großes vollbringen sollten, wurden oft als Spätgeborene, als Kinder greiser Eltern oder lange unfruchtbar gebliebener Mütter dargestellt; Isaak, Joseph, Simson und Samuel zeigen diese Neigung der hebräischen Sage, die alles Grobsinnliche, an den männlichen Beischlaf Erinnernde, aus dem von strengem Spiritualismus beherrschten Vorstellungbereich verbannte und Gottes übersinnliche Schöpferkraft im Frauenschoß das Zeugungwunder wirken ließ. Im Dämmerzwielicht der messianischen Legende, die der alten Ueberlieferung zum letzten Male neue Lebenskraft gab, mag auch die Mär von Zacharias, dem Priester, und seinem Weibe Elisabeth gewachsen sein, denen, da sie schon bei Jahren waren, die Gnade des Herrn noch Frucht schuf. Die Namen der Eltern nennt uns nur Lukas; von dem Ruhm des Sohnes aber war um das Jahr 28 nach christlicher Zeitrechnung Palaestina erfüllt. Johannes, der in oder bei der kleinen Patriarchenstadt Hebron das Licht der Welt erblickt haben soll, entwich früh aus der Heimath in die Wüste Juda und lebte zunächst in der Gegend, wo sich, westlich vom Toten Meer, die Essener niedergelassen hatten. Er trug ein dürftiges Kleid aus Kameelhaar, gürtete die Lenden mit einem Lederriemen, nährte sich von Heuschrecken und wildem Honig und glich äußerlich den anderen jüdischen Anachoreten, die das große Beispiel des Elias aus der Gemeinschaft der Brüder lockte. Doch er glich ihnen nicht im Innersten. Josephus, der erzählt, Johannes sei ein wackerer Mann gewesen und habe die Juden ermahnt, in Tugend, Gerechtigkeit gegen einander und Frömmigkeit sich durch einen Taufakt zu vereinen, der die Heiligung des Leibes bedeuten solle, schweigt, wohl um die nüchternere Weltanschauung römischer Leser nicht mit Wundergeschichten zu ärgern, völlig über die Messiasverkündung, die doch den Kern der Predigt des Täufers bildete. Was Johannes am Jordanufer sprach, war mit so inbrünstiger Sicherheit des Glaubens nie bisher noch in Israel verkündet worden. Er rief: „Thut Buße, das Himmelreich ist nahe herbeigekommen“; aber er forderte von den Büßenden eine wahre, nicht eine scheinbare Läuterung, eine Reinigung der Seele vor der Reinigung des Körpers, und er fuhr die Sadduzäer und Pharisäer, die befleckten Herzens zu seiner Taufe kamen, mit dem rauhen Rügewort an: „Ihr Otterngezücht, wer hat denn Euch gewiesen, daß Ihr dem zukünftigen Zorn entrinnen werdet?“ Dieser große Zorn, dessen Prophezeiung immer in seiner Predigt wiederkehrt, werde der verheißenen himmlischen Herrlichkeit vorangehen und die Sünder, die im Dienst des Herrn Säumigen, von ihren Sitzen schleudern, wie ein Axthieb den morschen Stamm

niederwirft. Dann aber werde der Herr Einen senden, der mit der Wurfschaufel die Tenne fegen, die Spreu in dem ewigen Feuer verbrennen und den Weizen in seine Scheune sammeln werde. Die Rede war an Gedanken nicht reich; sie bot ein paar einfache Moralvorschriften, heischte Mäßigkeit, sittsamen Wandel, Redlichkeit und menschlich demüthigen Sinn und wäre dem Volk gewiß nicht wohlgefällig gewesen, wenn der Prediger nicht gegen die herrschenden Gewalten gedonnert hätte, gegen reiche Priester und Schriftgelehrte, feiste Händler und die freche Genußsucht der Volksbedrücker. Sein Wort war nicht glimpflich, nicht sanft und zögernd wie das Wispern der Lauen; es dröhnte wie ein starker Posaunenstoß durch das Land. Er höhnte den Thorenhochmuth Derer, die sich stolz Auserwählte Söhne Abrahams nannten, und herrschte sie an, Gottes Gebot könne aus den Steinen am Wege Söhne Abrahams machen. Er traf mit dem härtesten Geißelschlag die im Besitzrecht Wohnenden und wies ihnen die Lasterspur ihres unreinen Wandels, den sie bald in furchtbarer Qual stöhnend büßen würden. Und er forderte, der Reiche solle seinen Schatz mit dem Armen theilen: „Wer zween Röcke hat, gebe Dem, der keinen hat; und wer Speise hat, thue auch also!" Das war im Geist der Essener gesprochen, die im Judäerland in Gütergemeinschaft lebten; doch diese friedfertigen Weltflüchtlinge hielten sich von jeder Einmischung in öffentliche Angelegenheiten, von jedem Versuch geräuschvoller Propaganda fern: und Johannes war ein rastloser Agitator. Daraus erwuchs ihm Erfolg und Verderben. Zu seiner Taufe drängten sich in Schaaren die Mühsäligen und Beladenen und Palaestina war rasch von dem Ruhm des Mannes erfüllt, der, nach der Sitte der Zeit, auch als Thaumaturg an Bresthaften seine Weihekraft bewähren sollte; aber auch die Obrigkeit wandte dem neuen, Unruhe stiftenden Treiben ihre Aufmerksamkeit zu. Sie sah, wie sie immer pflegt, nur die politische Seite der Sektenbildung. Eine erneute Messiasverkündung hätte sie nicht aus der trägen Ruhe gescheucht; den Regirenden ist es stets angenehm, wenn Einer der Menge sagt, sie solle geduldig des Heils harren und sich inzwischen von jeder sündigen Regung reinigen. Jetzt aber war ein Mann aufgetreten, der die Grundlagen der Staatsordnung angriff, geheiligten Institutionen die Anerkennung weigerte und mit mächtig aufrüttelnder Rede das Heer der Armen gegen die Reichen hetzte. Das durfte nicht geduldet werden. Die konservativen Interessen sind stets solidarisch. Waren nicht auch die Tetrarchen, die Römer reich, war nicht der Staatsbau errichtet, um ihnen im behaglichsten Stockwerk die Ruhe zu sichern? Sie konnten die ungefährlichen Essener dulden, aber nicht diesen Wühler, dessen wilde Brandreden die unverständige Masse im Taumelrausch umjauchzte.

Der verdächtige Mann mehrte durch kecken Wagemuth noch die Gefahr. Pilatus hatte ihm in Judaea freie Bewegung gegönnt; Herodes Antipas wurde von ihm zu ganz persönlichem Zorn herausgefordert. Der Tetrarch von Peraea und Galilaea hatte seine erste Gemahlin, eine arabische Fürstentochter, verstoßen und sich mit Herodias, dem Weibe seines vom Vater enterbten Bruders, vereint. Die große, Inzucht treibende Familie der Herodier hatte durch die gesetzwidrige Art ihrer Eheschließungen schon vorher oft den Unwillen der frommen Juden erregt; doch was jetzt geschah, schien unerhört. Johannes löste der Volkswuth die Zunge: er rief die Rache des Herrn Zebaoth auf die Häupter des blutschänderischen Buhlerpaares herab und wurde nicht müde, den Massen die Schmach des verruchten Bundes zu schildern. Das ward ihm zum Verhängniß. Der schwächliche Antipas hätte den sonderbaren Schwärmer, dessen fremd klingende Rede ihn interessirte, vielleicht gewähren lassen; Herodias aber war von anderer Art, war das echte Enkelkind des großen Wütheriches Herodes. Ehrgeiz hatte von je her ihr Thun bestimmt: sie war ihrem Oheim, dem sie wider ihren Wunsch vermählt worden war, entlaufen, weil dieser müßige, machtlose Sohn Mariamnes ihrem stolzen Sinn nichts zu bieten vermochte, und hatte sich dem Antipas gesellt, der, wenn ein starker Wille ihn lenkte, eines Tages vielleicht die Krone des Judenkönigs aufs Haupt setzen konnte. Und nun sollte ein ehrfurchtloser Wüstenprediger mit rauhem Wort in ihr feines Gewebe tölpeln und den lange heimlich gehegten Plan zerstören? Nimmermehr. Auf ihr Geheiß ward Johannes gefangen und, da er ungeschreckt fortfuhr, Antipas gegen den schlimmen Frevelbund mit der bösen Frau zu stacheln, in Machaerus enthauptet. Die reizende Salome, die junge, später dem Philippus vermählte Tochter der Herodias, tanzte vor dem Tetrarchen und erlistete von dem entzückt auf ihre Anmuth Blickenden, in Geburtstagsstimmung zur Gewährung jedes Wunsches Bereiten den Todesbefehl. Der Täufer wurde nicht das Opfer eines Frauenressentiments; er wurde als Politiker am Leben gestraft, weil er sich nach der begreiflichen Ansicht der Machthaber politisch versündigt hatte. Salome war nur das Werkzeug ihrer ehrgeizigen Mutter; und im dreizehnten Jahrhundert noch schrieb Jacobus de Voragine in seine Legenda Aurea, es habe sich bei dem Tanz um eine abgekartete Komoedie gehandelt, deren Zweck gewesen sei, den Tetrarchen von der Verantwortung für den Blutbefehl zu entlasten, von dem eine aufrührerische Erregung des Volkes zu fürchten war. Als sechs Jahre nach der Hinrichtung Jehochanans der kleine Sohn des Herodes von dem Vater seiner ersten Frau bei Machaerus geschlagen wurde, sah man darin allgemein die Strafe für das Verbrechen am hei-

ligen Prophetengeist. Später erst wurden aus abendländischen Vorstellungen in das Handeln der beiden Frauen allerlei neue Buhlerinnenmotive hineingetragen; Herodias wurde zur ruhelosen Gefährtin des Ahasver und ein volksthümlicher Spukglaube raunte in dunkler Spinnstube die Sage, Salome sei verdammt worden, in eisigem Wasser so lange die Bewegungen ihres mörderischen Tanzes zu wiederholen, bis die Eiskruste ihr den Kopf vom Rumpfe schnitt, den reizenden Kopf, dessen Lächeln einem Heiligen den Tod gebracht hatte. In diesen Legenden spüren wir den Wunsch, dem strengen Asketen die geile Lust üppiger Weiber entgegenzustellen und in grellen Bildern zu zeigen, wie der Geist vom Fleisch gemordet ward. Doch der Täufer wäre den Todesweg gegangen, auch wenn Herodias sich an seinem Wort nie geärgert hätte: er war verloren, weil er, als Sprecher der Armen, den Mächtigen Fehde schwor.

Er starb nicht zu früh, denn seiner Sendung Ziel war erreicht: sein Auge hatte Den gesehen, dem er der Wegbahner war, sein Ohr von dem Einen vernommen, der mühelos vollbrachte, was er selbst nur mit Worten zu malen vermochte. Es ist nicht leicht, ist wohl unmöglich, das Dunkel aufzuhellen, das über den Beziehungen des Heilands zum Täufer lagert. Sicher scheint nur, daß der jüngere Jesus sich von Johannes taufen ließ, seiner Spur predigend folgte und daß beide Männer in Frieden neidlos neben einander wirkten; nach der Erzählung des Vierten Evangelisten müßte man sogar glauben, Jesus habe in der Gemeinde des Täufers die würdigsten Jünger gefunden. Doch hier ist, mehr noch als bei den Synoptikern, die ganze Darstellung schon von später entstandenen dogmatischen Bedürfnissen gefärbt. Zwei Ueberlieferungen schlingen sich durch einander und schaffen Verwirrung: nach der einen that sich, da Johannes am Jordan Jesum taufte, der Himmel auf, der Geist Gottes schwebte über den Wassern und eine aus der Höhe herabhallende Stimme nannte den Galiläer den Heiland und Gottessohn; nach der anderen hat der Täufer fast bis an sein Ende gezweifelt, ob er in dem Galiläer den Messias sehen dürfe. Die beiden Ueberlieferungen lassen sich nicht vereinen, denn Johannes hätte nach der himmlischen Verkündigung an der Ankunft des Heilands nicht mehr gezweifelt und sein nun unnützlich gewordenes Wirken eingestellt; daß alles Bemühen, den Widerspruch aufzuheben, vergeblich blieb, hat Strauß bündig bewiesen. Doch von der kühlen Skepsis des Rationalisten flüchten wir gern wieder in das wärmere Land des Mythos und Ehrfurchtschauer beschleichen uns vor dem rührendsten Bild. Im Hochzeiterjubel war der Bräutigam genaht. Er sprach nicht mehr, wie der düster drohende Einsiedler, den Renan einen biblischen La Mennais nennt, nur von Gottes rächendem Zorn, er sprach

nun von Gottes unendlicher Liebe, der die Menschen unter einander nacheifern müßten. Liebe hatte auch Johannes gelehrt, aber Liebe nur zu den Reinen, schon Geläuterten, und eine Liebe, deren Reich erst nach dem großen, furchtbaren Strafgericht kommen werde. Auch der Täufer hatte den Weg in die Wohnstätten der Kleinen gesucht, der Darbenden, von den Machthabern beim Prunkmahl Vergessenen, aber er hatte zornig das Klassengefühl in ihnen aufgerufen, hatte das Kollektivempfinden der von den Sünden der Ueppigkeit nicht Befleckten sozial erregt und sich um das winzige Schicksal des Einzelnen kaum bekümmert. Jesus wandte sich an den Einzelnen, sah mit seinem sanften Blick in sein innerstes Weh und theilte mitfühlend mit ihm Leid und Lust; auch die Lust: denn er war heiteren Sinnes, wie nur ein Sicherer sein kann, und wußte, daß in dunkler Trübsal dem Menschen Nützliches nicht gedeiht. Der Starke rechnete mit der Menschenschwachheit und heischte von ihr nicht, was über die Kraft hinaus gehen mußte. Jenseits von der irdischen Grenze zeigte er ihr das Ideal, das in der Zeitlichkeit nicht zu verwirklichende, und rief: Mein Reich ist nicht von dieser Welt! ... Seinem Wort lauschten die Frauen und Kinder, die der finstere Wüstenprediger nicht für sich zu gewinnen vermocht hatte und die nun ein neuer, nie vorher erhörter Ton lyrischer Zärtlichkeit lockte. Der Stärkste ließ die Schwächsten fühlen, ihm sei nicht Menschliches fremd, er sprach zu ihnen in ihrer Sprache und in seiner Rede schwang doch ein so süßer Reiz, daß die Entzückten Engelzungen zu hören glaubten. Johannes hatte als Jude zu Juden gesprochen, als ernster Vollstrecker des mosaischen Gesetzes; Jesus sprach als Mensch zu Menschen: er brach den Hochmuthsbann des Auserwählten Volkes und weckte in einem in spröder Absonderung verkümmernden Stamm zum ersten Male das Verständniß für den Begriff der Menschheit. Vergessen war Hillel, war Sirachs Sohn, schnell vergessen war selbst der Täufer. Der Einzige war erschienen, der berufen ward, dem göttlichen Willen den Weg zu bereiten, und der lächelnd nun fand, was vor ihm so Viele in Trübsal und Thränen, seufzend und fast verzweifelnd, vergebens gesucht hatten. Nur der große Finder konnte den Menschheitbund stiften. Das Grab in Machaerus ist vereinsamt und um Golgatha weint eine Welt.

*

Vor neun Jahren habe ich in diesen Sätzen die Gestalt des Täufers, die Art seines dunklen Wesens und Wirkens zu zeichnen versucht; heute, in einem von widrigem Alltagshader entweihten Advent, gelänge mirs gewiß nicht besser: und ich möchte gerade jetzt an ihn doch erinnern. Noch einmal sagen, wie er ward; daß der Weg seines Erlebens nicht anders geendet hätte, wenn die Nau-

heit seiner Rede nicht einem jerusalemitischen Weibchen zum Aergerniß geworden wäre. Einer der großen Legenden, die durch die Jahrtausende im Bewußtseinsschatz der Menschheit glänzten, droht die Gefahr, verzierlicht und verkritzelt, verlindert und verwitzelt zu werden. Soll Salome uns den Täufer rauben? Der Wink eines Händchens den Schatten Johannis köpfen?

„Herodes hatte Johannem gegriffen, gebunden und in das Gefängniß gelegt von wegen der Herodias, seines Bruders Philippi Weib. Denn Johannes hatte zu ihm gesagt: ‚Es ist Unrecht, daß Du sie habest‘. Und er hätte ihn gern getötet, fürchtete sich aber vor dem Volk; denn sie hielten ihn für einen Propheten. Da aber Herodes seinen Jahrestag beging, tanzte die Tochter der Herodias vor ihnen. Das gefiel Herodi wohl. Darum verhieß er ihr mit einem Eide, er wolle ihr geben, was sie fordern würde. Und da sie zuvor von ihrer Mutter zugerichtet war, sprach sie: ‚Gieb mir her auf einer Schüssel das Haupt Johannis des Täufers!‘ Und der König ward traurig; doch um des Eides willen und Derer, die mit ihm zu Tisch saßen, befahl er, es ihr zu geben Und schickte hin und enthauptete Johannem im Gefängniß. Und sein Haupt ward hergetragen in einer Schüssel und dem Mägdlein gegeben; und sie brachte es ihrer Mutter“. Das erzählt Matthaeus; und fast mit den selben Worten berichtets der Zweite Evangelist. Herodias will ihre Rache (nicht, weil ihr welkender Reiz verschmäht, sondern, weil sie als Weib des Tetrarchen gekränkt und im Besitzrecht bedroht ward); und die erblühende Tochter ist nur ihr Werkzeug. Nichts von übersinnlicher, auch nichts von sinnlicher Liebe. Auf all den alten Bildern nicht, die uns das Festmahl des Herodes und den Tanz der Salome zeigen. Weder bei Giotto noch am Johannesportal von Notre Dame de Rouen. Auch auf der Leinwand Luinis, der die Tochter des Philippus so bös lächeln läßt, und auf dem Salomebild von Henri Regnault vermag ichs nicht zu finden. Die müden Sinne des Vierfürsten sollen von den Gertengliedern des Kindes aufgepeitscht werden. Von der strengen Männlichkeit des Heiligen wagt der Schoß dieser verwöhnten Weiber nicht zu träumen. Heine scheint mir der Erste, der die Zugkraft der Sage durch die Zuthat von Kantharidin zu steigern suchte. In der Johannisnacht, im Geisterzug des „Atta Troll“ läßt er, hinter der übermüthig keuschen Diana und der stets zu tollem Lachen aufgelegten Fee Abunde, uns Herodias sehen. Die Herodias, die er meint:

In den Händen trägt sie immer
Jene Schüssel mit dem Haupte
Des Johannes; und sie küßt es.
Ja, sie küßt das Haupt mit Inbrunst.

Denn sie liebte einst Johannem.
In der Bibel steht es nicht,
Doch im Volke lebt die Sage
Von Herodias' blutger Liebe.

Anders wär' ja unerklärlich
Das Gelüste jener Dame.
Wird ein Weib das Haupt begehren
Eines Manns, den sie nicht liebt?

War vielleicht ein Bißchen böse
Auf den Liebsten, ließ ihn köpfen;
Aber als sie auf der Schüssel
Das geliebte Haupt erblickte,

Weinte sie und ward verrückt ...

Das war ein Witz; einer der schrillen Witze, mit denen der frechste Prinz aus Genieland sich von dem Romantikerverhängniß zu lösen versuchte. „Wird ein Weib das Haupt begehren eines Manns, den sie nicht liebt?" Pour épater le bourgeois, konnte man kaum Wirksameres ersinnen. Und die Berufung auf Volksmären, die den Asketen von geilen Wünschen umbrannt zeigten, ließ sie wohl halten. Flaubert schritt, als Todfeind allen romantischen Spukes, in das Land schlichterer Ueberlieferung zurück. Seine Herodias (die Meisternovelle, die in dem flecklosen Bande Trois contes steht, ist noch immer zu wenig bekannt), hat sich nie auf das harte Lager des Täufers gesehnt; ist die geputzte und gesalbte Bestie, die nach dem Blute des Bedrängers lechzt. Und seine Salome (die auch, wie das Mägdlein am Johannesportal in Rouen, auf den Händen tanzt) kennt den Täufer kaum; kann seinen Namen, den die Mutter ihr einzuprägen bemüht war, kaum behalten. ‚Je veux que tu me donnes dans un plat la tête de ...' Elle avait oublié le nom, mais reprit en souriant: ‚La tête de Jaokanann!' Nichts von Liebe noch Brunst. Die Novelle war fast achtzehn Jahre alt, als Oskar Wilde und Aubrey Beardsley sie fanden. Wieder zwei genialisch Witzige; freilich aus anderer Zeit und Zone als der Dichter des Tanzbärenepos. Sie entlehnten der Kleiderkammer Flauberts das Kostüm. Konnten ohne starke Aphrodisiaka aber nicht die Mahlzeit bereiten, die sie ihren Gästen anrichten wollten. Judaea in Rokokostimmung; vor einem Weltuntergang, den das Morgenroth eines neuen Weltglaubens schon tröstend umdunstet. Eine packende, zwingende Vision; eine unverlierbare. Und ein grausiger Witz: der nackte Fuß eines lüsternen Mädchens zertritt die Riesengestalt des Täufers. Sollte das überreife Weib des Tetrarchen, wie in Heines Romantikersang, auch hier etwa Johannem begehren? Vieux jeu. Aus der feuchten,

sumpfigen Gruft, aus der Cisterne taucht ein entfleischter, seit Monden nicht gesäuberter Leib und spricht all die starken, gräßlichen Worte des Richters und Rächers, die den Kindersinn schrecken; und dieses Kind hört nicht: diese Salome sieht nur das blasse Fleisch, den rothen Mund, die schwarzen, zottigen Haare; und möchte den Mund küssen, in den wirren Strähnen wühlen, den bleichen Leib kosend betasten. Alle Wünsche begehren sie, ringsum alle; und sie begehrt nur den Einen, von Allen den Häßlichsten. Und da er die fluchenden Lippen dem Kuß weigert, muß er sterben. Je veux qu'on m'apporte présentement dans un bassin d'argent la tête d'Jaokanann! Das konnte nach den übersalzten Gerichten des Naturalismus dem Gaumen noch schmecken. Ein halbwüchsiges Mädchen, dem der Schauder das Weibgefühl weckt und den erwachten Trieb geschwind pervertirt. In den Fäulnißduft einer rasch sich zersetzenden Kultur dringt vom frisch gedüngten Acker her kräftiger, doch unlieblicher Ruch. Leise bebt die Erde. Männchen schmachten und drohen, töten sich selbst und morden den Nächsten, weil ein weißes Prinzeßchen ihnen nicht aufs Lotterbett folgt. Und der Arm eines schwarzen Riesen köpft den Täufer, der sich lebend nicht küssen ließ. Das war auf dem Bilde des Iren zu sehen. Dann kam Herr Richard Strauß, der Magus der Technik, und behängte, was fast allzu üppig schon prangte, mit feinen Tongespinnsten. Seitdem sitzt Salome auf dem Sagenthron... Unsittlich? Pictoribus atque poetis quidlibet audendi semper fuit aequa potestas. Den Spruch des Alten hat Boileau, der als Magister doch streng genug sein konnte, in die Versform gefaßt: Il n'est point de serpent ni de monstre odieux qui, par l'art imité, ne puisse plaire aux yeux. Unchristlich? In grellen Farben wird uns gezeigt, wie das Fleisch den Geist mordet. Weder unsittlich noch unchristlich.

Doch: zu klein. Der genialste Witz darf uns nicht den kostbaren Stoff der Legende zerbeizen. Des Täufers ernste Gestalt nicht in Salomes Schatten verkümmern. Wir fordern Johannem endlich zurück. Fehlt er, dann fehlt ein Unentbehrlicher in dem Bunde, der den Menschen das Christenthum gab. Drei Männer wirkten das Wunder: Johannes, dessen Wille noch im Erdbereich der alten Vorstellung erwachsen war und der in der suchenden Seele das Neue nur ahnte; Jesus, der aus dem alten Vorstellungbezirk schied, das Wort That werden ließ und die neue Lehre lebte, nicht nur kündete; und Paulus, der die Wildheit des jungen Bekenntnisses sänftigte, das den Mühsäligen und Beladenen ins Ohr gerufene Evangelium sacht den Bedürfnissen und Wünschen der Herrschenden anzupassen verstand und, mit der genialsten Kompromißkunst, von der wir je hörten, aus dem Sektenglauben eine Weltreligion schuf.

Den frühsten Bereiter des großen Werkes wollen wir nicht an eine blutbrünstige Mädchengeschichte verlieren. Nicht verschulden, daß später gespottet werde: Seht, wie eine jämmerliche Zeit den Mythos verpfuscht hat! Freut Euch an dem Witz, der auf Heines Spur neue Reizmittel fand, an der nicht gemeinen Kunst des Iren, der Zaubertechnik des Deutschen. Aber laßt nicht den Wahn aufkommen, Jehochanan, der von Gott selbst Gesandte, sei das Spielzeug hitzigen Weibvolkes gewesen und sei enthauptet worden, weil er nicht mit dem männernden Kinde das tétrarque parvenu buhlen wollte. Das wäre Entweihung. Das Schicksal des Täufers war groß und ward tragisch, weil er nicht zu schaffen vermochte, was er als nothwendig, als nahend empfand, und weil er ins Dunkel weichen mußte, da in der Glorie der starke Schöpfer erschien, dem er sorglich erst noch das Unkraut vom Pfade gejätet hatte. Ins Zwielicht einer werdenden Weltanschauung war er gestellt; und mußte der neuen Sehnsucht erster Märtyrer werden. Wäre es geworden, auch wenn er Herodias und ihre Tochter nie mit Augen gesehen hätte. Denn er erhob, als Sprecher der Armen, gegen die Macht seine Stimme. Damit war seinem zeitlichen Geschick der Weg gewiesen. Und seinem ewigen? Flauberts Essener ahnt die Wucht des Wortes: Pour qu'il grandisse, il faut que je diminue. Hört auch den Trost: „Er stieg zu den Toten hinab, um ihnen die Ankunft des Heilands zu melden." Einer, der sich freien Willens zum Opfer hinspreitete. Er mußte sterben. Die Weltleute, sagt Renan, erkannten in ihm früh den Feind und konnten drum nicht dulden, daß er lebe. Aber auch: „Daß er sich über kleine Menscheneitelkeit emporhob, sichert seinen Nachruhm und giebt ihm im Glaubenspantheon der Menschheit einen Platz, der keines Anderen zu vergleichen ist". Der soll ihm bleiben. Um Golgatha weint eine Welt und das Grab in Machaerus ist vereinsamt. Doch nie darf vergessen werden, was Johannes dem Stifter des neuen Bundes war. Das Feuer, dessen Schein bis in den Stall von Bethlehem flackerte. Der im Willen nur, nicht im Vermögen Starke, der auf die elende Wonne hastiger Rivalität verzichtet. Der ins Wasser springt, um den Nachen des rechten Menschenfischers nicht zu belasten. Sich bückt, wo ein Kleinerer sich aufgereckt hätte; und in solcher Bescheidung sich vom Fluch der Unfruchtbarkeit löst. Kein häßlicher Wunsch soll sein härenes Gewand beschmutzen. Heißt das geile Geheul aus dem Schlamm überschwemmter Judenheit endlich verstummen! Dann hört Ihr, wenn in stiller, heiliger Nacht die Glocke an die Geburt neuer Wollensgemeinschaft mahnt, durch das tiefe Summen und helle Tönen auch wieder die Stimme, die ernst, unzärtlich, düster einst die Menschheit zur Reinigung rief.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Berlin, den 29. Dezember 1906.

Silvester.

Der Erste.

Das Legendarium von dem Papst, der dem letzten Tag im Kirchenkalender des Westens den Namen ließ, ist seit Jahrhunderten vergilbt. Silvester saß elf Jahre auf Petri Stuhl, als in Nicaea die Kirchenversammlung tagte. Er hatte sie nicht einberufen und wurde nicht ersucht, ihre Beschlüsse zu bestätigen. Er hat auch Konstantin nicht vom Aussatz befreit, nicht getauft. Der Sohn des Konstantius und der Helena hatte, auf dem Marsch gegen das Heer des Maxentius, über der Mittagssonne am Himmel das Kreuz mit der Inschrift τούτῳ νίκα gesehen, ehe Silvester Bischof von Rom ward. Hatte, nach dem Bericht des Eusebius, auch schon vor dem entscheidenden Sieg an der milvischen Brücke die Helme, Schilde, Fahnen seiner Krieger mit dem Bilde des Kreuzes geschmückt, das, als das Werkzeug einer nur über Fremdlinge und Sklaven verhängten, einer schändenden Strafe, dem Römer der großen Zeit das Symbol tiefster Schmach gewesen war. Das Labarum, die gekrönte Kreuzlanze, von deren Querbalken eine die Bildnisse des Kaisers und seiner Kinder zeigende Seidenstandarte herabhing, wurde, unter dem Schutz von fünfzig bewährten Männern, den Legionen als Banner vorangetragen. „Durch dieses Zeichens Kraft wirst Du siegen!“ Ein neuer Glaube war in die Welt der Römer gekommen. Nomen ipsum crucis absit non modo a corpore civium Romanorum, sed etiam a cogitatione, oculis, auribus, hatte Cicero gerufen. Nun verbürgte das Kreuz kämpfenden Römern im Felde den Sieg. Das war nicht das Werk Silvesters. Und längst weiß man (oder glaubt wenigstens, zu wissen), daß Konstantin erst in Nikomedia, als er schon den Tod nahen fühlte, das Sakrament der Taufe erbat und empfing. Diese schwanke Wissenschaft genügt zur Widerlegung der Mär, der Kaiser habe, um

dem Bischof von Rom Heilung und Taufe zu lohnen, die Herrschaft über die urbs, über Italien und alle Provinzen des Westens den Statthaltern Christi für ewige Zeit überlassen und feierlich, im weißen Gewande des Neophyten, verkündet, er werde im Osten dem Imperium eine neue Hauptstadt gründen. Diese Donatio Constantini, deren Urkunde den Primat des Papstes anerkennt und erklärt, wo das Haupt der Kirche gebiete, dürfe keines Weltfürsten Wille Gewalt haben, bekleidete die römischen Bischöfe mit dem Purpur und der Macht der Imperatoren. Der Glaube an diese Urkunde, deren Inhalt im achten Jahrhundert, in der Zeit des Langobardenschreckens, durch einen Hilferuf Hadrians des Ersten bekannt geworden war, wurde von klugen Päpsten bald belächelt; war aber tausend Jahre lang der unverrückbare Fels, auf dem die weltliche Macht der Nachfolger Petri ruhte. Wars noch, als die dem Corpus iuris canonici einverleibte Urkunde von Laurentius Valla als gefälscht erwiesen, von dem Historiker Guicciardini und von Ariost verspottet war. Lange noch sollte, nach Gibbons Wort, das Gebäude stehen, dessen Fundament die Forscherarbeit in den Tagen der Wiedergeburt doch untergraben hatte. Auch die Konstantinische Schenkung, die in Gregors Politik noch so wichtig war, ruht nun bei anderem Trugwerk. Auch dieses Ruhms ist Silvester entkleidet.

Dennoch lebt sein Name im Bewußtsein der Christenheit. Trotzdem die Akten dieses Kalenderheiligen in Plunder zerfallen sind. Und er wird weiterleben. Denn er war der erste Bischof von Rom, der seine Macht an der eines Christenkaisers maß, gegen einen Christenkaiser Roms Souverainetät zu behaupten vermochte. Die Urkunde der Donatio Constantini ist von irgend einem Schreiber des Apostelhofes gefälscht worden. Durfte Dante, durfte Herr Walther von der Vogelweide nicht an ihre Echtheit glauben? Konstantin hat dem Papst ja wirklich den Westen überlassen. Vielleicht, wie Renan annimmt, weil seine Mutter (die in Nikomedia Wirthshausmagd gewesen war und, als Heilige Helena, längst nun kanonisirt ist) ihm die Herrlichkeit eines oströmischen Reiches in leuchtenden Farben gemalt hatte. Vielleicht, weil er empfand, daß der Orient, mit seinen in Kleinasien, in Syrien, Thrakien, Makedonien halb schon christianisirten Menschenmassen, ihm bessere Aussicht auf weite Expansion bieten konnte als das von unersprießlichem Theologengezänk erfüllte Westreich. Möglich auch, daß zwei Schlaue einander zu überlisten versuchten. Daß Silvester den lästigen Imperaten ostwärts drängen, der Erbe Caesars die Weltmacht Roms, das nicht mehr das Rom der Caesaren, das nun das Rom der Priester und Märtyrer war, einschränken und durch ein unvermeidliches Schisma schwächen wollte. Als Konstantin am Bosporus

sein neues Rom schuf, hat er zwei Kirchen, zwei Welten geschieden. Im Jahr 330 das Centrum geschaffen, das seitdem jedes Eroberers Blick auf sich zog: fünfzehnhundert Jahre lang der Punkt blieb, von dem aus die Menschenwelt zu bewegen, die Weltherrschaft zu erraffen schien. Silvesters Pontifikat ist die Grenzscheide zweier Epochen. Für manches Säkulum war der Papst nun Herr über den Kaiser des Westens. Und wie eine witzige Fügung wirkts, daß der Silvesterabend uns immer wieder in den Traum lullt, morgen müsse und werde der alten Erdfeste ein neuer Zeitabschnitt beginnen. Helenas kluger Sohn aber war Christ geworden, weil er in dem sacerdotium die festeste Stütze des neuen imperium erkannt hatte. Würde der Thron höher himmelan ragen als der Altar? Das war, vor und nach der Verfeindung der beiden Mächte, die Schicksalsfrage. In einem weltberühmten Gedicht stehen die Verse:

Lors Constantin dit ces propres paroles:
J'ai renversé le culte des idoles;
Sur les débris de leurs temples fumans
Au Dieu du ciel j'ai prodrigué l'encens.
Mais tous mes soins pour sa grandeur suprême
N'eurent jamais d'autre objet que moi-même;
Les saints autels n'étaient à mes regards
Qu'un marchepied du trône des Césars.
L'ambition, la fureur, les délices
Etaient mes Dieux, avaient mes sacrifices.
L'or des chrétiens, leurs intrigues, leur sang
Ont cimenté ma fortune et mon rang.

Der Zweite.

Ausgang des zehnten Jahrhunderts. Die Zeit der Kirchenaskese, deren Mittelpunkt diesseits von den Alpen das Kloster Cluny war. Zwei Ottonen haben die Herrschaft über das Papstthum zu erringen versucht. Beiden ists mißlungen. Ein dritter Otto, der Sohn der Griechin Theophano, reift heran. Noch ehe er mündig ist, lernt er Gerbert, den Erzbischof von Reims, kennen und wird, zunächst für kurze Zeit nur, sein Schüler. Gerbert, sagt Lamprecht, „stammte von niedrig gestellten Eltern her; er hatte, im Kloster Aurillac durch feine Bildung zu Großem vorbereitet, schon früh in seinen eminent französischen Eigenschaften Anerkennung gefunden: in der Klarheit und dem Schwung seiner Rede, in der besonderen Anlage für mathematisch-astronomische Studien, in der weltmännisch glatten Verarbeitung der antiken Bildungelemente." Der mündige Kaiser zieht gen Rom, ernennt seinen jungen Vetter Brun, den asketischen Sohn Ottos von Kärnten, zum Nachfolger Johanns des Fünfzehn-

ten und läßt sich von diesem ersten deutschen Papst krönen. Auf der Heimreise gewinnt der czechische Priester Adalbert, der aus den Seelenängsten seines prager Bisthums in die Klostereinsamkeit des Aventin geflohen war, das Herz des Jünglings. Der Kaiser läßt den frommen Weltflüchtling nicht von seiner Seite; theilt nachts sogar das Lager mit ihm. Doch der Martyrwahn treibt Adalbert bald vom Hofe des Freundes. In Polen, Pommern, Preußen predigt er den Heiden, den Lauen: und verblutet bei Danzig unter den Lanzen der Bedränger. Gerberts Zeit ist gekommen; der höfisch geschulte Humanist vollendet, was der Schwärmer begann. Die Universalmonarchie soll wieder aufleben, das Kaiserthum alle geistlichen und weltlichen Mächte läutern und nach der Reinigung um so sicherer beherrschen. Der Kaiser ist das Haupt der Christenheit. Sein Ziel: Renovatio Imperii Romanorum. So stehts auf seinen Siegeln. Keine Schranke hemmt den Willen des Kaisers... Otto kehrt nach Rom zurück; nur von Rom aus glaubt er dem Erdkreis gebieten zu können. Das Erzbisthum Ravenna ist nicht frei; kann der Kaiser deshalb etwa nicht darüber verfügen? Otto ernennt Gerbert zum Erzbischof. Macht ihn ein paar Monate später, nach Bruns Tode, zum Papst. Fand er ihm auch den Namen? Oder wollte der in Schmeichelkünsten erfahrene Franzos, als er sich Silvester den Zweiten nannte, den Protektor fein an die konstantinische Zeit erinnern? Wie Konstantin einst, so prunkt jetzt Otto mit seiner Demuth. Helenas Sohn wollte leben wie der schlichteste Jünger Christi und nach der Taufe sich nie mehr in Purpur kleiden. Theophanos Sohn nennt sich den Knecht der Apostel, pilgert zu Fuß auf den Monte Gargano und haust Tage lang als Büßer in einer Höhle. Trachtet aber, das Schisma zu enden, das Konstantin bewirkt hat. Denn der Oberkaiser, den er sich träumt, muß auch den Orient beherrschen; das Land aller Völker, die an den Heiland glauben. Ein Gott, eine Kirche, ein Reich. „Einst, wenn Wir aus dem Kerker der Zeitlichkeit erlöst sind, werden Wir in Gerechtigkeit neben dem Allmächtigen regiren." So spricht Otto. Spricht so ein Knecht der Apostel? „Unser Reich wird siegreich wie Trajans, verwaltet wie Justinians, heilig wie Konstantins sein". Nährte Demuth je so stolze Hoffnung? Missionare sollen den Gedanken des Weltkaiserreiches über die Erde tragen. Und der junge Kaiser, dem Deutschland zu eng ist, zieht ruhelos selbst durch die Lande. Nach Gnesen, zu Adalberts Grabstätte. Dort weiht er den Halbbruder des erschlagenen Freundes, einen Czechen, zum Erzbischof; giebt, ohne dem Wohl und Weh seiner Deutschen nachzufragen, den zwischen Gnesen, Breslau, Krakau wohnenden Slaven ein slavisches Kirchenhaupt. Dann gehts wieder westwärts: die Hand, deren Wink

die Christenheit schweigen heißt oder zur Wuth aufruft, muß das Gebein Karls des Großen betasten. Und von Aachen zum dritten Mal nach Rom. Silvester, der schon ein Jahr lang auf dem Apostelthron sitzt, kann unter dem Kreuzeszeichen gewiß jetzt den Kampf um die Heiligen Stätten des Ostens wagen. Plötzlich flackerts an allen Ecken des Reiches auf. Der Islam regt sich; die Langobarden drängen nach Norden; in Deutschland klerikale Verschwörung, in der Campagna offener Aufruhr. Otto wird in seiner aventinischen Pfalz belagert, entkommt, will eine deutsche Armee aus der Erde stampfen, durch ein Ehebündniß in Byzanz Hilfe gegen die Sarazenen werben, Venedigs Seegewalt für seine Sache gewinnen: und stirbt, ehe noch der Kampf um die Ewige Stadt begonnen hat, als ein verlassener, verachteter Mann auf dem Sorakte.

Silvester, der sich als Gerbert von Aurillac den Ruf eines Schwarzkünstlers erworben hatte und dessen Pontifikat dann ruhmlos blieb, hat den Kaiser nur um sechzehn Monate überlebt. Während er in Rom herrschte, war der Deutschenhaß zu fanatischer Wildheit emporgewachsen. Unter einem französischen Papst und einem Kaiser, der sich seiner Nationalität schämte und von dem Gerbert gesagt hatte, er sei genere Graecus, imperio Romanus. Ottos toter Leib wurde von Deutschen in die Heimath getragen. Ottos Reich schien nicht zu retten. Das Trachten nach der Universalmonarchie hatte den Kaiser seiner Nation entfremdet; und als er hoffte, sie werde ihm, dem von allen Seiten Bedrohten, den Arm waffnen, sah er sich enttäuscht. Otto dem Großen hatte der Papst und das römische Volk Treue gelobt. Otto der Dritte hat nach willkürlichem Ermessen zwei Päpste ernannt und doch nie über die Macht des Papstthumes geboten. Petrus war stärker geworden als Caesar. Das ist leicht zu erweisen; trotzdem Bryce behauptet hat, die Päpste hätten nur als Statthalter der Karlinge und Ottonen regirt. Schon die Geschichte eines Wortes zeugt gegen diese Behauptung. Paulus hatte an die Korinther geschrieben: „Ich bin der Geringste unter den Aposteln, als der ich nicht werth bin, daß ich ein Apostel heiße; denn ich habe die Gemeine Gottes verfolgt. Aber von Gottes Gnade bin ich, Das ich bin, und seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen, sondern ich habe viel mehr gearbeitet als sie Alle; nicht aber ich, sondern Gottes Gnade, die mit mir ist." Noch in Ephesus setzten die zum Konzil gerufenen Bischöfe die Worte Dei gratia vor ihre Titel; um in Demuth damit ihre Abhängigkeit von der Gnade Gottes zu zeigen. Seit die Macht des Papstes gewachsen war, hieß es: Dei et Apostolicae Sedis gratia. Und seit der Karlingerzeit wandten auch weltliche Fürsten die Formel an; gab es Kaiser und Könige von Gottes Gnaden. Die mußten auch vom Apostelthron Gnade er-

hoffen. Wer ist hienieden Gottes Vertreter? Der Papst. Wer krönt den Kaiser und kann ihn mit einer Bannbulle ächten? Der Papst. Petrus und Paulus hatten gesagt, nur Gottes Gnade wirke Gutes und Großes in ihnen. Ihre Nachfolger sprachen: Uns hat die Gnade Gottes erwählt und geweiht, also daß wir nur Gutes und Großes zu wirken vermögen. Von ihrer Gnadenfülle spendeten sie den Kaisern, die sich nicht zu hoch dünkelten, gegen Entgelt dann wohl ein Bruchtheilchen. Petrus war stärker als Caesar. Hats schon Konstantin geahnt und deshalb sein Heil vor dem Abend im Osten gesucht? Seit er den Legionen das Labarum vorantragen ließ, war er dem Erben apostolischer Gewalt unterthan; war die Zeit der Theokratie gekommen. Der Virus dieses Gedankens mußte nach und nach die Kraft jedes Reiches zerstören, das von dieser Welt sein wollte. Und der Zerfall der Gewebe wurde beschleunigt, wenn der Leib dieses Reiches sich gar in die Maße der Universalmonarchie zu recken strebte und dabei seinen Schwerpunkt verschob. Die Unterstützungfläche, das deutsche Land, blieb klein und das Gleichgewicht wurde labil ... Ottos brechendes Auge sah auf dem Sorakte das Kloster, das dem Heiligen Silvester geweiht ist, und konnte zum Kreuz emporröcheln: „Dieses Zeichen gab Dir den Sieg!" Sein Silvester hat kein Heer ins Sarazenenland geschickt. Als die Kreuzfahrer später dann nach Syrien kamen, schnitt ein Ritter, der gerade dort an die unheilvolle Nachwirkung universalmonarchischen Wahns denken mochte, in einen Stein, der unter Kastelltrümmern erhalten blieb, den Spruch:

Sit tibi copia,
Sit sapientia
Formaque detur;

Inquinat omnia
Sola superbia,
Si comitetur.

Der Dritte.

Dreißig Jahre nach Gerberts Tod hauste in Rom wieder die Pornokratie. Benedikt der Neunte trug, ein Knabe noch, die Tiara und besudelte den Apostelsitz mit der Unrathspur seiner Laster. Zwei Lustren lang ließen die Gegner der Tuskulanerpartei den unsauberen Buben gewähren: dann wählten sie einen Gegenpapst, der sich Silvester den Dritten nannte, von Benedikts Bande bald aber aus Rom gejagt und auf Geheiß der Synode von Sutri abgesetzt wurde. Er wird in der Reihe der Päpste nicht mitgezählt. Und kann des Thrones nicht viel würdiger gewesen sein als Benedikt. Denn dieser Bischof Johann von Sabina war reich, konnte Anhang erkaufen: und hat sich doch nur

acht Wochen gehalten. Was mit Geld damals in der Stadt der Kurie zu machen war, lehrt die Thatsache, daß Heinrich der Dritte im Jahr der Synoden von Sutri und Rom durch Bestechung das principatum in electione erwarb, das Recht, mit seiner Stimme bei der Wahl eines Papstes den Ausschlag zu geben. Ein dritter Silvester, der wirklich Herr der Kirchengewalt gewesen wäre, hätte zu dem Kaiser gesprochen: „Dieses Geld wird Dir nicht zinsen. Auch das Prinzipat sichert Dir und Deinen Erben nicht die Uebermacht. Sankt Silvester hat nicht vergebens gelebt. Da er, ohne gleißende Krone, mit dem großen Konstantin fertig ward, wird auch ein schwächerer Papst nicht unterliegen; bis ihm ein Gegner von caesarischem Wuchs ersteht. Wann aber entbindet man ein Riesenkind dem Schoß alter Fürstengeschlechter? Glaube mir, Heinrich, glaube der Erfahrung Derer, die vor mir meinen Namen trugen: nur die völlige Trennung Deiner von unserer Macht verbürgt Dir die ungeschmälerte Herrschaft über Dein weltliches Reich und schützt Dich vor Demüthigung. Nichts Anderes. Du magst Dich willig zeigen, träg sein oder zum vernichtenden Streich ausholen: wir sind gefeit und Du bleibst in Gefahr der Seele, des Besitzanspruches, der Hoheitrechte. Ueber uns ragt das Kreuz und uns ward die Verheißung: Hoc signo vinces! Ein Jahrtausend lang hat dieses Zeichen für uns gesiegt; und es wird weitersiegen. Stürme werden über Rom, über die alte Welt hinbrausen, große Ketzer werden an dem Gitter des Dogmengewölbes rütteln, Völker werden die Kette brechen, an die eine Erobererdynastie sie für immer geschmiedet wähnte: und unsere Macht wird verringert, unser Primat ein Kinderspott scheinen. Und Alles wird doch sein, wie es in den Tagen Silvesters des Ersten war. Ein Plebejer wird den Goldreif des Caesar Augustus aufs platthaarige Haupt stülpen, ein riesiger Barbar im Stahlhemd uns zur Fehde fordern: ihr Arm wird erlahmen, ehe er Einen aus unserer Mitte zu greifen vermochte. Mit keiner Reform, keinem auf dem Saumpfade der ratiocinatio gepflückten Heilkräutlein lockt Ihr die leidende Menschheit, der das Kreuz den Weg weist, aus unserem Bereich. Meinst Du, das Schicksal des Altars sei unlöslich dem des Thrones verbunden? Du würdest irren. Schon ahnt mein Ohr die frommen Stimmen, die in ekstatischem Ueberschwang den Bund der alten Kirche mit den neuen Lebensmächten heischen; deren Gellen uns mahnt, nicht den Herren mehr, sondern den Sklaven uns zu verbünden. Sieht Dein inneres Auge nicht das Gewimmel? Wir lassen die Kaiser und Könige ihrem wandelbaren Geschick, löschen von der Stirnmauer unserer Feste die schreckenden Worte universitas, antiquitas, unitas und laden die Massen in unser Schiff. War Jesus, unser Herr, mit den Mächtigen dieser Welt? Wandeln wir nicht

unterm Schild seines Gebotes, wenn wir den Waisen die Mutter ersetzen, die Bedrückten aus der Hörigkeit lösen? Nicht alte Münze nur gilt in Rom; auch mit der Neuerungsucht kann unsere Weisheit rechnen lernen. Trennung allein schüfe Dir Freiheit. Trennung Eures Staates von unserer Gewalt. Könnt und wollt Ihr in Eurer Rechtswirrniß aber den flinksten Büttel entbehren?"

Der harte Salier hätte der Warnung nicht gehorcht; oder nur mit höhnischem Lächeln. Er hatte Päpste abgesetzt und Päpste ernannt, zuletzt den Cluniacenser Bruno von Toul, der auf dem höchsten Kirchensitz Leo der Neunte hieß, und keiner hatte dem Kaiser das Kaiserrecht zu weigern vermocht. Nun saß Victor der Zweite auf Leos Stuhl und war glücklich, als Heim ich ihn zum Statthalter in Italien bestellte. Nein, heiliger Mann: Deinesgleichen fürchten wir Franken nicht. Doch drei Jahre nach Heinrichs Tod stößt Hildebrand die Bestimmungen um, nach denen die Papstwahl geregelt war. Die Kardinalbischöfe sollen fortan den Ausschlag geben, Klerus und Volk der Kirchenhauptstadt in die Schranken eines werthlosen Zustimmungrechtes gepferchtsein und der Deutsche König an dem Wahlakt nur mitwirken, wenn ihm (von einem Papst natürlich) das römische Patriziat verliehen ward. Und die Lateransynode sieht auf dem Haupte des Papstes zwei Kronen: oben die „Kaiserkrone aus Sankt Peters Hand", unten die „Königskrone aus Gottes Hand". Auf den Goldreifen stand es; und legitimirte den Bischof von Rom als den Empfänger und als den Verleiher aller Schwert- und Schlüsselgewalt. Das war Ostern 1059. Als wieder drei Jahre vergangen waren, hatte Erzbischof Anno von Köln Heinrichs zwölfjährigen Sohn in Kaiserswerth auf sein Schiff gelockt und aus der Kapelle die Heilige Lanze und das Königskreuz geraubt: auf den König also und auf die Reichskleinodien die Hand gelegt. Abermals drei Jahre. Dem Erzbischof Adalbert von Bremen, dann auch andern Bischöfen und Günstlingen werden vom König einträgliche Reichsabteien geschenkt. Hildebrand hat die Urkunde der Konstantinischen Schenkung herausgesucht und beweist, daß in Italien nicht souveraine Fürsten, sondern nur Lehnsmänner des Papstes möglich sind. Dem Deutschen König soll das Recht zur Mitwirkung an der Wahl und Investitur der Bischöfe genommen werden. Im Konzil von Mantua siegt Rom über das Königthum und die Kirche deutscher Nation. Im Jahr 1069 fordert Heinrich der Vierte die Scheidung von Bertha, der Savoyerin, die der Vater dem Fünfjährigen verlobt und deren Leib der Erwachsene in drei Ehejahren nicht berührt hat. Pier Damiani vereitelt, als Vertreter der Kurie, die Erfüllung des Wunsches. Im Lenz 1074 trägt Hildebrand, als Gregor der Siebente, die beiden Kronen. Ein Jahr danach läßt er das Verbot der Laieninvestitur beschließen. Im Jahr

1076 erläßt er die Bannbulle gegen den König und entbindet Heinrichs Unterthanen der Treupflicht. Am fünfundzwanzigsten Januar 1077: Canossa…

Molybdänomantie.

„Wider Rom!“ So heißt auch heute die Losung. Jeder Versuch, dem Volk eine andere vorzutäuschen, wird nutzlos bleiben; wirkt schon jetzt beinahe albern. Das Geld für Südwestafrika war zu haben. Bequem: um den Preis eines guten Wortes. Man wollte es nicht. Wünschte den Konflikt. Um die ruchlose Antastung eines Kommandorechtes zu rächen? War die monarchische Kommandogewalt in Frage gestellt, dann trägt die Regirung, trägt der verantwortliche Kanzler die Schuld. In Kriegszeit giebt es keinen Einspruch in die Machtsphäre des Kriegsherrn. Ist die Hottentotenjagd als Feldzug zu betrachten, dann war der Bundesfeldherr bei der Bestimmung der Truppenstärke nicht an das Votum des Reichstages gebunden. Wurde der Reichstag aber gefragt, dann war er auch zu Abstrich und Ablehnung befugt. Auf eine Frage steht die Antwort frei. Wer unumschränkte Gewalt hat, braucht nicht zu fragen. Wer um seine Stimme gebeten wird, darf sie auch weigern. Die Frage, die Kreditvorlage, nicht die Antwort wäre also eine Schmälerung des Kommandorechtes. Und das Sehnen nach Erlösung vom Joch einer Parteityrannis? Eine Spinnstubengeschichte. Starke Parteien haben sich immer und überall Einfluß auf die Regirungstellen zu schaffen vermocht; werdens überall und immer vermögen, so lange Hand von Hand gewaschen wird und dem Mann mit zugeknöpften Taschen nichts zu Liebe, gern was zu Leide geschieht. Wers nicht weiß, sieht die Welt aus der Baukastenperspektive. Daß Leute mit einem Makronenmagen die Reichsgeschäfte führen, Leute, die, wie der köpenicker Kommunalheld, wegen allzu hastiger Verdauung ein Bad nehmen müssen, wenn ein Privilegirter, hier Einer aus der Vierhundertschaft der Gekürten, ihnen eine krause Stirn zeigt, ist ja nicht gerade nöthig. Was bleibt? Der Wunsch, das Wahlgeschäft noch in den Tagen der Hochkonjunktur zu erledigen? In den Tagen des Fleischjammers, des ostmärkischen Schulkrieges, der Kolonialskandale? Unglaublich. „Wider Rom!“ Das war die Absicht. Wurde das Ziel erreicht, dann war die Last, Noth, Verdrossenheit von gestern vergessen.

… Am Silvesterabend blüht seit Urväter Zeit die Wahrsagerkunst. Gießt Blei aus dem Löffel ins Wasser und deutet dann, Ihr pfiffigen Molybdänomanten, die grauen Gebilde; deutet sie klug: Alldeutschland lauscht Euch.

Ein Greisenhaupt. Bärtig, mit zerrunzelter Haut und tiefen Augenhöhlen. Was bedeutets? „Der alte Schlaukopf ists, der so lange zur Sammlung gerufen hat. Der Grundherrn und Grubenbesitzer, Rom und Witten-

berg sogar versöhnen wollte, um eine Phalanx, eine Bürgerwehr gegen die Gesellschaftfeinde, die er aus seiner Jugend so gut kannte, zu bilden. Damit ists nun aus. ‚Keinem Nationalliberalen eine Stimme‘, heißt jetzt die Parole; und gehts nach dem Willen Deiner Erben, die alle Truppen gegen das Centrum zusammenballen möchten, bald auch: ‚Keinem Konservativen!‘ Dann holt in katholischen Gegenden die Sozialdemokratie aus jeder Stichwahl ein Mandat. Ruh, verstörter Geist! Kamst Du, um zu warnen? Zu spät. Dein Programm ist aufgegeben; wird von modernen Politikmachern gar nicht mehr erörtert. Dein Octavio, der von Allen im Lager Dir der Treuste war, ist von Deinem Schatten gewichen und waffnet sich für das Heldenstück, an die Spitze eines Centralwahlvereins zu treten. Ins Feuer den spukenden Greis!“

Barren; und ein Prägstock gleich daneben. Klümpchen dazwischen; ein ganzer Hort. „Jauchzet, alle Lande! Wir haben Geld. Die Bankenbeherrscher konnten, da einer von ihnen im Drang ist, nicht widerstehen. ‚Drinnen gefangen ist Einer!‘ Wir haben den Fonds und können getrost nun die Operation an Hödurs Gesicht wagen. Ein Germane, zwei Semiten. Das Reich rief und Alle kamen. Bald weicht die Finsterniß dem Licht. Denn wer die Wahlen macht, hat doch wohl auch das Recht, nachher mitzureden? Aus den Gräbern steigen Tote zu neuem Leben Der ungemein entschiedene Liberalismus marschirt unter der Reichsstandarte vornan. Willkommen, Haußmann und Broemel! Bist Du auch da, Fischbeck? Und liegt Eugen, Dein Fürst, noch auf der richtigen Seite? Nein: Ihr habt nie eine Forderung abgelehnt, die der Wehrhaftigkeit des Vaterlandes galt. Ihr gewährtet den Kolonien namentlich stets, was sie brauchten. Ihr dürft im ersten Glied gegen den tückischen Feind ins Feld rücken und nicht fragen, wie lange es her ist, seit er Eure Wunden verband und Eurer Schwäche die Krücken lieh. Die Sonne Homers und anderer citirbaren Geister lächelt auch Euch. Denn Eurer Leute Geld klingt im Kasten.“

Ein breitkrämpiger Hut. „Das Zeichen unserer Schmach. Ein Stück von Beelzebubs Livrei, in der Loyolas wilde, verwegene Jagd durch Germanien tost. Ahnt Ihr endlich nun, was auf dem Spiel steht? Welche Gefahr Euer vereinter Wille abwenden soll? Ermannt Euch: sonst kommen die Jesuiten! Das Bleiorakel zeigt Euch ihren Kopfdeckel, der so breit gewählt wurde, damit kein heller Strahl in die Hirne dringe. Geßlers Hut wäre daneben ein Popanz. Dem war nur Reverenz zu erweisen, wie dem Landvogt selbst. Dieser hier will einem ganzen Volk die Sonne nehmen. Freiheit, die es meint. Wollt Ihrs dulden? In Knechtschaft künftig dem Samen des Basken dienen? Nein? Dann schmettert, Ihr Hörner! Der Morgen tagt. Unter dem Generalissimus, der die Hälfte des Jesuitengesetzes für ein paar Kähne drangab, gehts gegen Loyolas Brut!“

Noch schlimmer. Gleichts nicht einer Mitra? Schweig jetzt, Augur; Dir ists nicht Ernst. Laß den Aeltesten die Deutung suchen. „Einer Mitra gleichts wahrlich! Und mir ist, als träumte darunter ein bleiches Priesterantlitz. ‚Warum treibt Ihr am Abend des Tages, der meinen Namen trägt, kindischen Unfug? Ist die Geschichte Euch stumm? Weil sie nicht immer Wahrheit kündet, künden darf, ein versiegeltes Buch? Lehrt sie mehr nicht als Zufallsgebild aus plumpem Blei? Eure Räthsel sind seit Aeonen gelöst. Der große Kaiser, der mir den Westen ließ, mußte ihn mir lassen. Mußte in unseren Wällen Schirm suchen. Nicht nur, weil schon er sonst, wie nach ihm der ins Hellenenland schwärmende Apostat, vom Galiläer besiegt worden wäre. Auch irdische Bedrängniß wies ihn zu uns. Er hatte Maxentius vor sich, andere Feindschaft in der Flanke und Gefahr im Rücken: und war verloren, wenn in den eigenen Reihen Zwietracht entstand; wenn Haß und Neid der Gegner auch nur hoffen durften, das Heer (und dann bald auch das Volk) des Imperators könne sich hadernd entkräften. Weil er stolz war und sich in ein Kondominium nicht schicken wollte, ging er, gab die Christenheit des Westens in meine Hand; und dachte, er könne mit gesammelter Kraft einst zu neuem Kampfe wiederkehren. Denn so kurz sah sein Auge nicht, daß es ihm einbildete, nach schrillem Fehderuf sei uns schnell die Herrschaft zu entreißen. Das haben nur kleine Kaiser gemeint; und sich an der Täuschung verblutet. Als in mein Steinbett die Kunde kam, endlich sei wieder ein Caesar erschienen, folgte rasch das Geraun, auch er habe in Rom um Waffenstillstand gebeten. Und Euer deutscher Held, der uns nie auf unserer Erde gesehen hatte und deshalb nicht kannte, hats nach hitzigem Irrlauf wie der letzte Imperator gemacht. Trennen könnt Ihr Euch von uns; nicht in enger Gemeinschaft uns würgen. Denn wir stellen Euch Wächter und ziehen Eure Kinder auf. Diese Wächter habt Ihr bisher stets gebraucht; in jeder Noth, jedem Besitzrechtsstreit nach ihnen gerufen. Habt Ihr Ersatz? Auch für die Kinderlehre? Harrt draußen die Mannschaft, die uns ablösen soll und die im Wollen, im Ziel so einmüthig ist, wie wirs waren? Und seid Ihr entschlossen, den Herrgott aus dem Staat zu scheuchen? Warum rüttelt Ihr uns sonst auf? Auch die Trennung, glaubt mir, will lange und still vorbereitet sein. Blickt übers Gebirg Eurer Grenze: nach zwölf Jahrzehnten scheints da endlich gelingen zu können. Ihr aber . . .‘

Ihr rümpft die Lippen und spottet des altmodischen Erfinders? Trinkt den Schlummerpunsch aus und kriecht, ehe die Glocke Zwölf schlägt, ins Bett!“

Das Glück des Schauenden.

Wettbewerb ist einer der Punkte, in denen handelndes und geistiges Schaffen zusammenstoßen, in denen augenfällig wird, wie nahe sie einander benachbart sind, wie viele gemeinsame Wurzeln sie haben. Es ist nicht die Lust am Wettbewerb allein, die beide Bezirke menschlichen Thuns verknüpft: noch in den geistigsten Ausläufern geistigen Trachtens ist eine Mitwirkung der gröberen Antriebe des handelnden Lebens zu verspüren. Am Nächsten liegt, beide Grundformen unseres Schaffens gegen einander abzuwägen auf ihre das Ich fördernden Werthe. Man wird an sich nicht erwarten dürfen, zu einem unumstößlichen Mehr oder Minder zu gelangen: denn herrschen, kämpfen, erwerben ist an sich so weit von allem Ahnen, Bilden, Forschen entfernt, daß ein allgemein giltiger Maßstab kaum zu finden ist. Wohl aber läßt sich begreifen, wie weit die eine oder die andere Form der Ich-Auswirkung freier oder gebundener, dem schaffenden Ich mehr oder minder lustvoll sei. Zwei große Unterschiede sind es, die zunächst ins Auge fallen: das Thun scheidet sich von dem Schauen, insofern es das Ich in spröderem Stoff ausprägt, insofern es seine Preise auf schwierigere, härtere und so im Augenblick wonnevollere Spiele setzt. Das geistige Schaffen aber ist dem handelnden überlegen, da es viel fesselloser ins Weite schweifen mag, da es nicht an Macht oder Gebot eines Anderen gebunden ist. Das Handeln spielt mit dem Menschen, das Schauen mit der Umwelt. Darin ist aller Gegensatz dieser Werthe begriffen.

Menschen sind schwer zu überwinden, die Bilder der Welt aber, die das Schauen entwirft, sind von leichtem Gespinnst. Wer Menschen durch die That überwunden hat, ist der Wirkung, die dem Handeln auf dem Fuße folgt, sicher, wie denn auch alle Belohnungen, die das Leben freilich mehr unserem genießenden als unserem schaffenden Ich bereit hält, den Handelnden in großen Mengen, den Schauenden aber kärglich genug zugemessen zu sein pflegen. Es ist wirklich die Geschwindigkeit das Zeitmaß des Lebens, des Thuns, das hier rascher ist, also dem leidenschaftlichen Wunsche, zu schaffen, weiter entgegenkommt.

Und dennoch ist das geistige Schaffen dem handelnden überlegen: denn es vereinigt in wachsender Wirkung den Einfluß auf diese lebendigen Menschen, auf ihr Bilden, Denken, Glauben und zuletzt selbst auf ihr Fühlen, ihr Wollen, ihr Handeln, mit dem feineren, zarteren Erzeugen seines eigenen Werkes. Wer Großes im Geiste bildet, vermag die Dauer und die Kraft seines Wirkens ins Unermeßliche zu steigern: was Alexander, Caesar, Napoleon zusammen an Nachwirkung ihres Thuns aufzuweisen haben, ist winzig, mit Dem verglichen, was Buddha, was Jesus hervorgebracht haben.

Man könnte sagen, das geistige Schaffen sei genußreicher, was die Wirkung angeht. Es bereite nur Genüsse. Aber einmal wird alles geistige Empfangen,

gleichviel, ob des Glaubens, ob des Bildens, ob des Forschens, zum Nachschaffen, wenn anders es Frucht bringen soll. Und mehr als Das: es schafft die Genießenden um. Der Glaube hat aus dieser Absicht nie ein Hehl gemacht, die Kunst wird in schamhafter Unabsichtlichkeit das Gleiche thun (denn vor einer ethischen Kunst mögen uns die Götter bewahren) und die Forschung wird Beides thun dürfen und sollen: sie wird still das Denken der Menschen umbilden, wenn sie belehrt; sie wird sie sichtlich und absichtlich umschaffen, wenn sie mit lauter Stimme befiehlt.

Diese Einwirkung theilt das geistige Schaffen mit dem Erziehen. Erziehung ist an sich und zuerst Handeln, Machtausübung; aber ihr wohnen, insofern sie unterrichtet und mit tausend Mitteln des Denkens Menschen zu formen trachtet, mehr geistige Urbestandtheile inne als jeder anderen Machtauswirkung. Und wie Erziehung die Wachsenden in gewollte Formen biegen will, so will alles geistige Erzeugen hohen Ranges die Fertigen, Reifen und doch in Wahrheit nie Vollkommenen in andere Bahnen locken. Wie Erziehung die zarteste und doch schöpferischste Ausübung des Machttriebes ist, so wirkt geistiges Schaffen leis und doch zwingend auf Die ein, die seine Früchte zu empfangen bereit sind.

Dieses Uebergewicht des geistigen Schaffens wird sich dann noch mehr steigern, wenn der Macht- oder Erwerbtrieb die Einschränkung, der Kampftrieb die Unterdrückung erfahren haben wird, die eintreten müssen, wenn die Schaffenslust erst inne geworden ist, wie sehr die Störung und Zerstörung fremden Lebens dem Lebenssinn und Lebensgrund ihres eigenen Daseins widerspricht. Denn dann bleiben nur so begrenzte Aeußerungformen des Macht- und Erwerbtriebes übrig, daß alle Wirkung ins Weite und Große nur dem geistigen Schaffen vorbehalten bleiben wird. Eben die Macht aber, die das geistige Schaffen ausübt, ist auch deshalb die lebenerhaltendste, da sie nur über Freie ausgeübt wird, da sie sich nicht an Knechte, sondern an Empfangende wendet.

Diese Ueberlegenheit ist in ihren wesentlichen Voraussetzungen schon heute vorhanden und kein eitler Selbstbetrug der Forschenden, Bildenden. Sie muß und darf schon heute ausgesprochen werden: nicht trotzdem, sondern weil ein schreiendes Mißverhältniß stattfindet in Ansehung der äußeren Werthung beider Formen des Schaffens. Der freie Forscher, der freie Künstler werden heute nicht nur nicht gefördert, sondern ständig gehindert, durch den kümmerlichen Entgelt, mit dem man auch die höchste Leistung lohnt, wenn sie sich den gerade herrschenden Ueberlieferungen und Uebereinkünften nicht unterwirft.

Das deutsche Volk, dessen Geistigkeit meist sehr unberufene Anwälte im Munde führen, läßt noch heute wie je seine größten Strebenden einsam auf rauhen Pfaden unbehütet gegen Wind und Wetter ihre Bahn laufen. Nietzsche mußte nicht allein die Druckkosten seiner Werke tragen, nein: auch den edlen Mann, der mit diesem Gold wie mit Kattun handelte, noch für das Lagern der un-

verkauften Bände entschädigen. Daß Nietzsche ungehört blieb, daß er sein Herz verhärtet und verzehrt hat in dieser Einsamkeit, wird als Schmach und Schande nie fortzuwaschen sein aus der Geschichte unseres Volkes. Und so fährt man fort, ohne das leiseste Bedenken: der größte unter den Dichtern deutschen Blutes, die heute leben, erhält von unserem Volk einen Entgelt, den man nicht dem letzten Schreiber einer Amtsstube zuwenden würde. Und Das geschieht, weil er, seiner Sendung treu, nicht der Oeffentlichen Meinung schmeichelt und ihr noch um keines Haares Breite Zugeständnisse gemacht hat. Kein Knopffabrikant, der heute nicht einen Stab von Gehilfen erhalten könnte, kein Amtsvorsteher im letzten Winkel des Landes, dem man nicht einen Schreiber zubilligte; aber ein Forscher hohen Ranges muß Groschen sparen, um seiner Arbeit nur die kleinste Hilfe zu werben.

So mannichfache Formen der Auswirkung unserer Schaffenlust auch Glauben, Bilden, Forschen darstellen: ihnen Dreien ist eine Mischung schöpferischer und nur nachschaffender Antriebe gemein. Sie Drei wollen das Bild der Welt in einem Spiegel fangen; sie Drei wollen aber auch, jedes in ganz verschiedenem Sinn, ein Neues, Eigenes, Freies setzen. Nachahmungtrieb muß in seinen letzten, feinsten Ausfaserungen in allen Dreien wirksam sein. Denn auch der Glaube stellt ahnend ein Bild der Welt neben die Welt, wie die Forschung es mit der Absicht genauer, die Kunst mit der spielerischen Nachahmung thut. Den Quell alles ganz Freien, Fessellosen in jedem der drei Bezirke stellt die Vorstellungs-, die Einbildungskraft des Menschen dar und sie ist unzweifelhaft auch der Born alles wahrhaft Schöpferischen in ihnen. Der Glaube sieht eins seiner höchsten Vorrechte darin, über die Grenze des Faßbaren, Wißbaren zu dringen, und Dies kann nur geschehen mit dem starken Flügelschlage der Phantasie. Er allein trägt alle hohe Kunst und leiht aller bauenden Forschung die Kraft, sich aufwärts zu heben über die Wirklichkeiten, einen Blickwinkel zu gewinnen, der weiter trägt als bis zu den Einzäunungen der engen Arbeitfelder beschreibender Wissenschaft.

Maß und Grenze aller Schaffenslust im Geistigen ist deshalb in Wahrheit gesetzt durch den Antheil, den die Vorstellungskraft am Werk des schauenden Ichs hat. Dies entscheidende Verhältniß trägt sogar über die Schranken fort, die der Glaube der frei schweifenden Willkür menschlichen Wünschens und Wollens setzt. Kein Zweifel: die Stufen der Entwickelungen des Gottesgedankens führen zu immer tieferer Demüthigung des Gläubigen vor der angebeteten Gottheit abwärts. Und dennoch erweist sich die Schöpferkraft des Ichs hier in umgekehrter Folge an der Steigerung des Gottesbildes. Die keimenden Götter der Menschheitjugend heben sich noch wenig über Menschenmaß: noch versagt man sich nicht einmal lächelnden Spott über sie. Aber sie wachsen und wachsen und werden immer mächtiger: der seltsame Name des altmexikanischen Gottes, der „Wir sind Deine Knechte“ heißt, sagt Alles. Der Gott der spätjüdischen Propheten

und der Christenheit läßt alle Schranken irdisch-menschlicher Art hinter sich und die Unermessenheit seiner Macht, die tiefste Demütigung der an ihn Glaubenden ist der eigentliche Stempel seines Wesens. Und dennoch wird man nicht zögern dürfen, von der steigenden Größe des Gottesbildes auf die steigende Stärke des den Gott ahnenden, also mit der Vorstellungskraft schaffenden, Ichs zu schließen.

Vielleicht bietet diese seltsam widerspruchvolle Entwickelung den stärksten Beweis dafür dar, daß die schaffende Lust der Vorstellungskraft die stärkste ist: denn indem sie immer neue, immer höhere Bilder der Gottheit erzeugt, überwindet sie alle die Scheu, die das handelnde Ich gegen die immer drückendere Herabminderung seiner eigenen Bedeutung, ja, seiner eigenen Bewegungfreiheit hegen muß. Unzweifelhaft greift hier eine ganz anders geartete Triebkraft unserer Seele ein: die Lust an der Hingabe; aber vielleicht haben die hohen Priesterschaften, die dieses Werk menschlichen Geistes vollbrachten, sich mehr noch vom Schaffensdrang als von dem Hingabetrieb des Ichs leiten und tragen lassen: denn eben Denen, die das Gottesbild schöpferisch steigerten, waren die Wonnen ihrer großen ahnenden Gedanken höher als die neue tiefere Demuth, die sie der gläubigen Menge ihrer Folger empfahlen. Muß aber wirklich auch das Haupt des Verkündenden sich dem Gotte, den er selbst gehöhet hat, nun tiefer neigen, so war Dies von je die beste Kunst der Priester: in Demuth zu herrschen.

Der Glaube enthebt sich mit dem in die Wolken steigenden Gott, ihn aufwärts tragend und doch auch von ihm emporgezogen, den niederen Wirklichkeiten. Er ist darin vorbildlich für alles schöpferische Thun des Geistes, daß er die Wirklichkeit sich unterwirft, indem er sie dem Gott unterwirft, oder sie ihm gar gleich setzt, sie in seine Person umschmilzt, umdichtet. Der Gott wird zum Herrn und zum Bild und Gleichniß der Welt. Diese äußerste der Vermenschlichungen, Verpersönlichungen, die menschlichem Sinnen gelungen ist, bedeutet zugleich eine letzte Möglichkeit des Umschaffens der Welt durch das schauende Ich. Und man vergesse nicht, daß im Glauben das Ich, was es nach Seiten der Unterwerfung unter dies aufgehöhte Gottesbild an Freiheiten, an Ich-Werthen aufgab, auf der Seite der leidenschaftlichen Freude an seinem Erzeugniß wieder errang. Denn indem es den Gott zwar einmal ahnend gewinnt, ihn dann aber gleichwie wissend glaubt, steigert es die Wonnen dieses Hervorbringens außerordentlich: zuerst zeugt es das Bild von Gott, dann ward ihm das Bild zur Wirklichkeit, zu einer Wirklichkeit von so furchtbarem Ernst, daß alle kleinen Wirklichkeiten der Erde, des Lebens, die der Verstand ergreifen kann, neben ihr zu einem Schattenspiel werden. Wahrlich: das im Geist schaffende Ich hat nirgendsonst sich in seinem Erzeugniß so hoch über die Welt erhoben, die es zuerst nur begreifen, nur widerspiegeln wollte, aber es geschah um den höchsten Preis, den das schauende Ich als ein zugleich handelndes zu vergeben hatte: um den Preis der schrankenloseſten Unterwerfung des eigenen

Willens unter die zum Gott gesteigerte Macht, die doch wieder nur ein gesteigertes Bild des eigenen Wesens und Wollens und zugleich — Räthsel der Räthsel — das in Eins gefaßte, zu Mensch und Willen zusammengedrängte Bild der Welt war. Nur in dem tiefsten der Glaubensschöpfer, in dem germanischen Ausdeuter und Steigerer des Christenthumes, in Meister Eckehart ist dies innerste Geheimniß des Glaubens, die Gleichsetzung von Ich und Gott und Welt, offenbar geworden.

Drei höchste Formen des schaffenden Schauens des Ichs sind hier zu scheiden: das Ich höht sich selbst im Bilde des Gottes, das es nach sich schafft; es blickt mit dem Auge eines allmächtigen Herrn auf die Welt, die es mit Einschluß seiner selbst ihm unterworfen hat. Zum Zweiten: das Ich verleibt dem höchsten Wesen die Welt selber ein. Zum Dritten: es begreift Gott und Welt als Erzeugnisse seines eigenen Vorstellens und zieht sie wieder in sein Selbst zurück.

Und ein dreifacher Grund ist es, der dies Alles so leidenschaftlich macht: erstens das Fürwahrhalten aller Annahmen, von dem der Glaube mit großem Rechte seinen Namen entliehen hat; die Verwandlung von Ueberzeugungen, die nur die Einbildungskraft gewann, in Wahrheiten, die der erfahrende Verstand in jedem Augenblick nachprüfen könnte, falls er nur Kraft genug dazu hätte. Dann die Verschmelzung des Schauens mit dem Handeln: das Ich erschaut den Gott, aber es macht ihn oder vielmehr die ihm zugemessenen Gebote zum Maßstab seines Handelns. Drittens: die Außerordentlichkeit des Glaubensbildes als einer Tat der Vorstellungskraft. Kein Kunstwerk der stärksten Meister hat je die Höhe erreicht, zu der der Gottesgedanke, die Gottesgestalt sich hebt.

Diese zwei ersten Merkmale sind es auch, die den tiefsten Unterschied zwischen glaubendem und bildendem Schaffen des Ichs begründen: der Kunst mangeln sie beide oder sind nur in schwachem Nachhall auf ihren Gefilden zu erlauschen. Aber diesen Verlusten steht ein Gewinn gegenüber: wohl giebt auch der Glaube ein Bild der Welt in dem Gott, der die Welt ist und zugleich der tausendfach gesteigerte Mensch ist, wohl ist das Bild in seinem letzten Ausmaß ein hoch über die Wirklichkeit erhobenes, also höchst schöpferisches, aber es ist mit der seltsamen und leidenschaftlichen Energie, die dem Glauben eigen ist, in einem Punkt, den Gott, zusammengezogen und dort zwar zu äußerster Kraft gesteigert, aber auch um Linie und Farbe gebracht. In dem lohenden Feuer der Gottesvorstellung hat die in ihm aufgehende Welt, das von ihm aufgezehrte Ich alle Bildhaftigkeit verloren. Und so unterfängt sich die Kunst wohl eines minderen, aber auch eines reicheren Amtes, in dem sie die Wirklichkeiten weniger leidenschaftlich, aber farbiger, mannichfacher, ausgebreiteter widerzuspiegeln trachtet. Wohl löst sie die furchtbar enge Berührung, in die der Glaube sein Erzeugniß zum Leben setzt: sie stellt das ihrige sachlicher, minder ichmäßig weiter von

sich, wohl verzichtet sie auf die Forderung, ihren Gebilden eine höhere Wahrheit zuzugestehen als den ihnen zu Grunde liegenden Wirklichkeiten; aber eben darum ist sie freier, fröhlicher, fesselloser: sie lacht der Sittlichkeiten, die der Gläubige drohend sich und den Anderen als schwere Bande des Thuns anlegt, sie tanzt und tollt über den grünen Boden der Erde und will aus jeder Blume und noch aus dem bitteren Kelch des Leides Freude saugen, sie will den kleinsten Theil der Welt lieber als ihr Ganzes abspiegeln und doch im Theil den Sinn des Ganzen auffangen, wie in einem Brennglase.

Aber wie in den Glauben, so schleicht sich auch in die Kunst der alte Widerpart aller Ich- und Schaffenslust ein, der Hingabetrieb mit seinen Lockungen süßer Demuth, die sich dem Schwachen oder dem Liebenden so gern in die Seele schmeicheln. Hier ist auch kein Zugeständniß möglich, das in der Maske der Unterwerfung herrische Höhung des Geistes erlaubte, wie im Glauben. Hier wird recht eigentlich die Welt mächtig über das Ich, das sich ihr gänzlich unterordnet. Du sollst mich nachahmen und kein anderes Vorbild haben neben mir: Das ist das einzige Gebot, das die Wirklichkeit dem Ich zuraunt. Und so entsteht in diesem widerspruchvollen Gewirr der irdischen Dinge das neue Räthsel, daß die Gebilde einer hingebungvollen Kunst von minderer Willkür sind als die des hingebungvollen Glaubens.

Doch wo die Lust am Schaffen siegt, wo das Ich nicht nachzubilden, nein, umzubilden, neu zu bilden trachtet, da erringt es sich die freieste Freiheit, da unterwirft es den Stoff seinem Gebot, der Form, oder, Glück alles Glückes, webt sich gar selbst das Märchengespinnst, dem es seine Farben, seinen Schein leiht und so in seligem Rausche trunken neben, außer, über der Wirklichkeit die Schönheit schafft. Allzu nah ist noch die wirklichkeitfernste Kunst an die Erde geknüpft und die Bande sind die Vorstellungweisen, die Grundformen, die wir von dem rings sich erneuenden Leben einschlürfen. Aber wird dieser Vogel Phantasie, dessen Flügel allein stärker sind als die Schwerkraft der Erde, nicht einmal noch in höhere Höhen steigen, nicht einmal noch mit seinen Fängen das Unbegreifliche ergreifen, nicht einmal noch das Wunder selbst in unsere tiefen Thale niederziehen?

Der Glaube will das Unwirkliche zur Wahrheit, die Kunst es zur schönen Lüge machen, die Forschung aber will Wahrheit, die wirklich ist. So scheint das forschende Ich am Stärksten gebunden, ja, gänzlich gefesselt. Es scheint ihm das Schaffen verwehrt, das Nachschaffen einziges Gesetz. Gemach: so stünde Alles, wenn alle Wirklichkeit sich an der Oberfläche ausspräche. Dann wäre genug, sie zu beschreiben, wollte man sie begreifen.

Nun aber liegen all ihre Gesetze verborgen in der Tiefe, ja, selbst ihre Oberfläche recht zu überschauen, bedarf es eines Aufstieges in das freie Luftmeer der Gedanken. Und wie die Kunst sich als Waffe gegen die Wirklich-

keit die Form schmiedet, so die Forschung den Begriff. Tausend Selbstherrlichkeiten, tausend Gewaltsamkeiten muß die hohe Forschung ausüben, um in diesem Kampf zu siegen. Keine dieser Schlachten ist endgiltig, keine führt zum Frieden, denn Friede wäre Nicht-Schaffen, wäre der Tod. Und Phantasie ist auch hier der treuste Bundesgenosse der Schaffenslust: sie hilft die Zusammenhänge erschließen, die kein erfahrender Verstand auffinden würde, sie fliegt über unerforschte Strecken voraus und wird so zum Führer auch der vorsichtigsten Wanderung, sie hilft der kleinsten wie der größten Forschung, indem sie für jedes Räthsel drei oder vier Lösungen bereit hält und so die richtige finden läßt. Aber weh der Forschung, die auf diese Helferin verzichten wollte: sie würde zum gleichen Knechtsdienst verurtheilt werden wie jene mindere Kunst: sie würde die Wirklichkeit abschreiben.

Ganz herrenmäßig aber tritt der Forscher dort auf, wo er den Menschen befiehlt und ihnen irgend ein „So sollt Ihr leben!" zuruft. Er wird dann zum Handelnden, ohne doch auf irgend eins der Vorrechte geistigen Schaffens zu verzichten. Die Forschung wird dann dem Glauben ähnlich, insofern auch er sich das Recht, das Thun der Menschen zu ordnen, fast im Anbeginn angemaßt hat. Aber sie verfährt hier schonender und mit größerer Ehrfurcht vor dem Leben der Anderen: sie räth nur, während der Glaube befiehlt, ja, droht.

Doch Forschen, wie Bilden, wie Glauben, ist noch in einem zweiten Sinn an den Menschen gebunden, da doch alle drei Formen geistigen Schaffens schon ganz dem Menschen zugewandt erscheinen. Die Schaffenden selbst binden sich unter einander, sei es durch Genossenschaft, sei es durch Ueberlieferung: sie binden sich zu Kirchen, Stilen und Schulen zusammen. Und so wird dem schauenden Ich noch ein zweiter Kampf um seine Freiheit zugemuthet: es wird dann am Stärksten sein, dann die Lust an der Auswirkung seines Selbst am Höchsten spüren, wenn es am Meisten sich, am Mindesten den Anderen folgt.

Nur eine Grenze ist hier gezogen; und die gilt freilich für alles Schaffen, das schauende wie das handelnde. Das Ich, sofern es wirken will, darf seiner Ichmäßigkeit nur so weit folgen, wie es die Anderen noch mit sich zu ziehen hoffen kann; nicht viele Andere und selbst die Wenigen nicht sogleich, aber so, daß sein Werk nicht unverstanden zu Grunde geht. Denn Dies will das Leben selbst von uns: wir sollen zeugen, nicht allein uns selbst umschaffen. Gesetzt, ein Forscher, ein Künstler schüfe Werke, die dem Geist seiner Zeit in Wahrheit um hundert Jahre vorauf eilten, und sie ließen ihn eben deshalb unberührt und unbeeinflußt, so bliebe sein Schaffen fast nutzlos.

Und vielleicht liegt in diesem Gebot des Zeugens die beste Gewähr dafür, daß die stärkste Kraft des Ichs, die Schaffenslust, über das Ich selbst hinaus, auf die Gattung weist. Denn das Leben will den Einzelnen und will die Gattung, das Leben will Beider Stärke. Also wirkt es im Ich das Wohl der

Gattung, nicht indem es ihm die süße Schwäche der Hingebung empfiehlt, nein, indem es seine ichmäßigste, ichsüchtigste Kraft aufruft: die Lust am Schaffen.

Ist dieses Ziel des Suchens erst erreicht, so lassen sich alle anderen Grenzfragen leicht von hier aus schlichten. In vier Formen wirkt sich der Ich-Trieb aus: in der Ich-Erhaltung, Ich-Liebe, in der Schaffenslust und im Genußtrieb. Daß Ich-Erhaltung, Ich-Liebe zu pflegen sind als die nothwendigen Vorbedingungen aller Schaffenslust, bedarf keines Beweises. Wie aber soll der Genußtrieb fahren, der an jedem starken Ich-Trieb so hohen Antheil hat? Daß er es ist, der die nothwendigen Verluste zu tragen hat, falls die Schaffenslust zum Gesetz des Handelns erhoben werden soll, davon ging diese Darlegung aus. Doch wollen wir Asketen sein, den hundert feinen und groben Puritanismen verfallen, die wir an jeder Sittlichkeit so hart tadeln? Das soll uns nimmermehr in den Sinn kommen. Wenn Schaffen gut ist, weil es uns Lust macht, und zwar die dauerndste, tiefste, stärkste: warum sollte Lust dann zu verurtheilen sein, wenn sie uns ohne Schaffen zufällt?

Es kann hier nur einen Weg geben: alle genießerische Ichsucht ist dann jedes Willkomms sicher, wenn sie der schaffenden Lust nützt; wenn nicht, nicht. Hier soll nicht alle Mannichfaltigkeit des Genießens ausgebreitet werden. Dies aber ist allen seinen Formen Leibes wie der Seele gemein, daß sie an bestimmte, oft sehr enge Maße gebunden sind und daß deren Ueberschreitung sich am Ich selbst rächt, also dem Ich-Trieb zuwider ist. Ein Leben, das nur dem Genuß dienen wollte, bedarf der peinlichsten Regelungen, der äußersten Selbstzucht. So weist die Natur selbst mit hundert aufgehobenen Händen auf den Weg, der vom Genuß zum Schaffen führt. Am Leibe, auf dessen Mahnungen zu lauschen, die beste Lösung jedes sittlichen Räthsels zu bieten pflegt, wirkt die gezügelte Lust der Sinne erhöhte Kraft, gesteigerte Neigung zum Schaffen. Also sei Dies das oberste Gebot: Trinke von jeder Trunkenheit und sei jedem Rausch ergeben, der Dein Schaffen steigert. Meide jede Lust, die heute oder morgen Deine stärkste Lust, die Lust am Schaffen, mindert. Und weiter: wie das Schaffen, so muß auch das Genießen des Ichs dem Verbot unterthan bleiben, daß kein Ich, kein Leben ein anderes Ich, ein anderes Leben störe oder zerstöre. Denn zum anderen Male: das Gesetz des Lebens ist das Leben selbst.

Mehr als Dies: auch für das Verhältniß des Ich-Triebes zu seinem Widerpart, dem Hingabe-Trieb, läßt sich von dem jetzt gewonnenen Höhepunkt aus die oberste Regel finden. Ehrt der Schaffende jede andere Quelle des Schaffens, so wäre der Gattung genug gethan, so weit die Erhaltung, nicht die der Schaffenslust allein anvertraute Förderung in Betracht zu ziehen ist. Doch will das Leben offenbar mehr von uns und in uns. Denn es gab uns den Trieb zur Hingabe, zur Anlehnung an den Anderen, zur Unterordnung unter den Anderen, ja, zur Opferung für den Anderen. Und damit dieser Trieb, der

so blind und oft vielleicht ganz zweckwidrig der Gattung dient, erhalten bleibe, wurde er in den mächtigeren, den Ich-Trieb, eingepflanzt. Aber seine Wurzeln, die ganz ichmäßigen Freuden am Hingeben, Dienen, Opfern, leiten im Bezirk des Ich-Triebes nicht auf die stärkere Schaffenslust, nein, auf die Lust am Genuß zurück. Denn es ist ein Genießen des Ichs, und sei es das zarteste, seelischste, das dem Opfer zum Preise gesetzt ist.

Und so folgt mit Nothwendigkeit, daß dieses Genießen der Regel alles anderen Genießens zu unterwerfen ist. Gegen dieses Genießen zu eifern, wäre nicht mehr, nicht minder thöricht, wie gegen jedes andere. Und wie sollten wir der Wollust der Seele nicht fröhnen dürfen, als die wir alles Lieben erkennen, da wir die Lust des Leibes nie anders einengen wollen, als um die Erhaltung des Lebens in uns und in den Anderen zu ehren und sicherzustellen? Allein: die selbe Schranke muß auch hier errichtet werden. Auch dieser zarteste und feinste Genuß soll nur so weit über uns Herrschaft gewinnen, wie er unser höchstes Gut nicht mindert: das Glück des Schaffenden.

Schmargendorf. Professor Dr. Kurt Breysig.

Politische Impressionen.

Enrichissez-vous! heißt heute: Denkt politisch! Eine Kaste, die nur der Bereicherung lebt, verarmt rasch. Unsere Bourgeoisie ahnt es nicht.

— —

Am elysischen Stammtisch der Philosophen klang es stöhnend: „Weiß denn Keiner einen guten Witz?" Da sprach Fichte mit ernster Miene: „Deutsch sein und Charakter haben ist ohne Zweifel gleichbedeutend". Alle wollten sich ausschütten und lobten, Thränen lachend, Fichtes trockenen Humor.

— —

Der Militarismus hat uns unsäglich viel genützt und geschadet. Daß Caprivi vor dem Monarchen stramm stand, wiegt vielleicht Sedan auf.

— —

„So macht Gewissen Feige aus uns Allen". Das wäre ein treffliches Motto für unsere Sozialgesetzgebung, insonderheit für den Entwurf über die Unrechtsunfähigkeit der Berufsvereine.

— —

Botschafter sind Telephone. Meinetwegen. Aber der Vorzug der Telephone ist, daß sie keine Reden halten.

— —

Verquickt doch nicht Moral und Politik! Eine Nation ist moralisch, wenn sie willig Gut- und Blutsteuer zahlt.

— —

Es ist ein Dogma unserer leitenden Männer, daß nur die Konservativen regiren können. Diese Ansicht ist charakteristisch für die herrschende Staatsauffassung. Gewiß: die Technik des Regirens wissen die Konservativen leidlich zu handhaben; an intellektuellen und moralischen Energien aber werden sie täglich ärmer. Trotzdem erhält sich das Dogma, denn unseren leitenden Männern erscheint die Technik als das Wesentliche.

— —

Politische Misere läßt sich ertragen: bleibt uns doch im trauten Männerkreis die Zote.

— —

Unser Publikum applaudirt den Faiseurs und pfeift die Dichter aus. Und dies Geschlecht ruft nach einem schöpferischen Staatsmann!

— —

Unsere auswärtige Politik ist schlecht, aber sie kann nicht gut sein. Der Grund ist der, daß wir nicht Krieg führen können. Den Haupttrumpf können wir nicht ausspielen. Das weiß die internationale Diplomatie. Aber das deutsche Volk weiß es nicht; und es thut gut, sich über die empörende Behauptung zu entrüsten und dann über sie nachzudenken.

— —

Kraft ist Kampfergebniß. Kein Wunder, daß eine schwache Regirung auch das Parlament schwächt.

— —

Politik läßt sich nicht lokalisiren. Von ihr heißt es: Tout se tient. Daß ein Staatsmann, der auf den sichtbarsten Gebieten fortwurstelt, auf irgend einem Theilgebiet Heroenarbeit vollbringen könne, ist ein psychologischer Irrthum.

— —

Durch Sachlichkeit — Bismarck bezeugt es — wurde Wilhelm der Erste zur Persönlichkeit. Wenn der Herrscher das Ich betont, erheben sich Millionen Einzelegoismen. Herrschen kann nur, wer dienen will. Regiren heißt: resigniren.

— —

Täglich höre ich, die Schule solle den Charakter bilden. Wenn ich auf eigene, als corpus vile gemachte Erfahrungen zurückblicke, erscheint mir die Forderung phrasenhaft. Genügt es nicht, wenn die Schüler lernen lernen und denken lernen?

— —

Ehrenjungfrauen.

Weiß wie Lilien, reine Kerzen,
Sternen gleich, bescheid'ner Beugung,
Leuchtet aus den Mittelherzen
Roth gesäumt die Gluth der Neigung.

So frühzeitige Narzissen
Blühen reihenweis' im Garten:
Mögen wohl die Guten wissen,
Wen sie so spalirt erwarten?

(Goethe: Chinesische Jahreszeiten.)

Eduard Goldbeck.

Industrie und Politik.

Wer die konvulsivischen Zuckungen aufmerksam verfolgt, die den Körper des Russenreiches erschüttern, wird, ohne in die allgemeine Phraseologie über dunklen Despotismus oder Völkerbefreiung zu verfallen, doch klar empfinden, daß die Dampfspannung in diesem großen slavischen Nationalitätenkessel nicht mehr den Ventilen entsprach, die für seine innere Regulirung nothwendig waren. Ob ein solches Ventil die Einberufung eines Centralparlaments, einer Reichsduma sein konnte, mag zweifelhaft bleiben. Voraussetzung des Wahlrechtes und unabweisbares Korrelat des allgemeinen Wahlrechtes ist die Volksbildung. Die nicht einheitliche Entwickelung unseres Volkes hat bei uns in der verschiedenartigen Gestaltung des Wahlrechtes im Reich und in den Einzelstaaten zu sehr verschiedenartig gestalteten Ventilen für die Lösung der Spannung geführt, die das öffentliche Leben und die wachsende Beschäftigung mit öffentlichen Dingen auch in den unteren Schichten immer wieder anhäuft. Die doktrinären Auseinandersetzungen über die Güte des einen oder anderen Wahlsystems, die Citirung des großen Meisterers deutscher auseinanderstrebender Entwickelung, der ja bekanntlich von dem preußischen Wahlsystem einmal als von dem elendesten gesprochen hat, beweist nichts gegenüber der Thatsache ihrer Existenz. Denn Bismarck war auch ein Meister des argumentum ad hominem oder ad hoc; und da er seine Reden dem Zweck unterordnete, auf den sie gemünzt waren, kann er heute von allen Parteien, von den Konservativen bis zu den Sozialdemokraten, gelegentlich als Kronzeuge citirt werden. Wenn man ihn nun einmal auch bei seinen politischen Antipoden mit Nutzen für die heutige Gestaltung unserer politischen Verhältnisse verwerthen will, so sollte man in erster Linie von ihm lernen, daß er seine Kombinationen niemals auf graue Theorie baute, sondern sich die Menschen ansah, wie sie in Fleisch and Blut existiren, und als Unterlage für sein Handeln niemals die Dinge nahm, wie sie sein könnten, sondern, wie sie sind. Als er, in den großen Tagen, die das Werk politischer Einheit krönten, dem deutschen Volk das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht geben zu können glaubte, hat er allerdings wohl einen Fehler gemacht: er nahm an, bei dem großen Kapital an autoritärem und monarchischem Gefühl, das im deutschen Volk stecke, würden Regirende und Regirte sich der Konsequenzen dieses Rechtes bewußt sein. Er hat das Instrument, bis er weggeschickt wurde, als guter psychologischer Diagnostiker immer mit kluger Meisterschaft benutzt. Von den heute leitenden Männern Aehnliches zu verlangen, wäre unbillig. Doch zwischen den Regirenden und der Masse, die mit sicherem Instinkt und unter systematischer Schulung durch die Sozialdemokratie dieses Werkzeug zu brauchen versteht oder die unter Führung katholischer Priester diese gefährliche Waffe sich

nutzbar zu machen wußte, giebt es wichtige soziale Schichten und Berufsstände, die fast eben so wenig wie die Regirung sich der unvermeidbaren Konsequenzen dieses Rechtes bewußt sind, die sich unweigerlich ergeben müssen, will man mit dem jetzigen Reichstagswahlrecht als mit einer gegebenen Thatsache rechnen.

Daß die intellektuell und sozial weit vorgeschrittene Klasse der Unternehmer bis jetzt so wenig verstanden hat, innerhalb der durch das Wahlrecht gezogenen Grenzen ihre Interessen in einem nach solchem Recht gewählten Parlament in der richtigen Weise zur Geltung zu bringen, muß Staunen erregen. Man wird einwenden, wir hätten ja allerlei Verbände, die über das Nützliche, oft über das Erlaubte hinaus ihre Auffassungen den Regirungen zu suggeriren, aufzudrängen versuchten und verständen. An den Wirkungen aber, die in richtiger Würdigung der Konsequenzen des allgemeinen Wahlrechtes sich für die Industrie als solche ergeben, sind deren Häupter bis jetzt vorübergegangen. Ich habe neulich hier gesagt, daß der Konstitutionalismus auch innerhalb der gewerblichen Organisation unaufhaltsame Fortschritte mache und machen müsse, daß viele Unternehmer aber immer noch die Anerkennung der Arbeiterverbände ablehnen. Diese Weigerung entstammt einer Auffassung, die vor vierzig Jahren vielleicht noch berechtigt, für die Anfänge unserer Industrie auch nothwendig und nützlich war. Aus dieser selben Auffassung ist in der Industrie vielleicht die Meinung entstanden, daß eine Beschäftigung mit der Politik, ein aktives Mitarbeiten auf dem Boden der Thatsache des allgemeinen Wahlrechtes etwas mit ernster industrieller Thätigkeit Unerträgliches sei. Man kann vielfach der Ueberzeugung begegnen, daß ein Unternehmer, der sich mit Politik aktiv befaßt, sein Geschäft vernachlässigen müsse oder mindestens nicht ernsthaft betreiben könne. Und noch nach einer anderen Seite hat man die Konsequenzen dieses Wahlrechtes in der Industrie nicht richtig zu erfassen vermocht. Die großen Arbeitermassen, die seit dem Entstehen der Großindustrie als mehr oder weniger einheitlich soziales Gebilde aufgekommen sind, haben instinktiv erkannt, daß die rein soziale Zusammenfassung sie nicht auf geradem Weg zu durchgreifenden Erfolgen führen könne. Wie ich neulich hier nachzuweisen versuchte, sind auch die Unternehmer, weil sie die Natur und voraussehbare Entwickelung der Arbeiterverbände nicht rechtzeitig erkannten, mitschuldig daran, daß der Kampf um den Arbeitmarkt und die Arbeitbedingungen auf dem Boden der Politik, der sozialdemokratischen Bewegung, ausgefochten wurde. Die Führung dieser industriellen Massen hätte dem deutschen Unternehmer zufallen müssen; er ist gebildet, fleißig, zäh, sparsam, und wenn er sich einmal, im Stolz auf seine höhere Intelligenz, ein Bischen überhebt, so wird er doch kaum jemals zum Tyrannen. Diese Führerrolle ist ihm entgangen. Die Verbände der Arbeitgeber und Arbeitnehmer stehen einander heute noch fast überall bis an die Zähne bewaffnet gegenüber.

Wer heute politisch mitarbeiten will, muß freilich Herr seiner Zeit sein; und will er im ersten Glied stehen, so muß er wohl gar dauernden Aufenthalt in der Reichshauptstadt nehmen Doch nicht an diese aktive Betheiligung dachte ich zunächst, als ich von den Konsequenzen sprach, die der Unternehmer aus der Thatsache des allgemeinen Wahlrechtes zu ziehen habe. Wie die Dinge heute liegen, ist der Kampf der Organisationen noch der normale Zustand. Da aber die Unternehmer der selben Branche einander als geschworene Konkurrenten gegenüberzustehen pflegen und viel später als die Arbeiter die Nothwendigkeit des Zusammenschlusses erkannt haben, sind ihre Verbände noch nicht leistungfähig genug. Nur mit großen persönlichen Opfern helfen sie sich über Strikezeiten hinweg. Ein einziger Outsider kann den ganzen Plan gefährden; und der Unternehmerverband muß, um dieser Gefahr zu entgehen, diesen schwächlichen Outsider, der vielleicht aus Existenzrücksichten zu kapituliren geneigt und genöthigt wäre, durch Subventionen bei der Stange halten. Die Strikestatistik zeigt freilich heute noch, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen; aber wer, zum Beispiel, die höchst lehrreiche Statistik durchliest, die die Tarifgemeinschaft im deutschen Buchdruckgewerbe als Grundlage für die Verhandlungen über eine Neuregelung der Lohn- und Arbeitverhältnisse veröffentlicht hat, sieht bald, daß, trotz allen Aussperrungen und allen von den Unternehmern siegreich überwundenen Arbeiteinstellungen, das Streben nach Verbesserung der materiellen Lage in ungeminderter Heftigkeit fortlebt. Dagegen helfen Einzelgefechte nicht viel. Der Unternehmerverband muß mit der Arbeiterorganisation verhandeln, sie an die Anerkennung realpolitischer Möglichkeiten und Nothwendigkeiten gewöhnen; aber auch dafür sorgen, daß alle Chancen, die das Wahlrecht dem Industriellen bietet, klug und zäh ausgenützt werden. Dazu genügt die Leistung eines größeren oder (meist) kleineren Beitrages nicht, der kurz vor den Wahlen einem Parteifonds zufließt. Die Industrie, die an dem Erwerb und an der Behauptung unserer heutigen Machtstellung nicht geringeres Verdienst hat als unser vom Sieg gekröntes Heer, muß, ohne zu knausern, die fünf Jahre einer Legislaturperiode zu unermüdlicher Wahrung ihrer Interessen benutzen. Das thun ja auch andere Schichten und Gruppen; auch solche, denen ein pekunäres Opfer schwerer wird.

Man klagt über den Niedergang des Parlamentarismus, man blickt mit einer gewissen Wehmuth auf die Zeiten zurück, da die Kopfarbeiter in den politischen Streit eingriffen; man klagt auch bitter darüber, daß bei all der Gesetzmacherei die Interessen der Industrie lange nicht so zur Geltung kommen wie die der Agrarier, des Centrums und der Sozialdemokratie. Warum aber läßt man den Dingen ihren Lauf? Die im deutschen Wirthschaftleben ökonomisch stärkste Gruppe hätte wohl die Möglichkeit und die Mittel, ihre Wünsche, so weit sie mit dem Gemeinwohl verträglich sind, durchzusetzen. Die absolute

Herrschaft über eine Partei könnte die Unternehmerklasse heute allerdings nicht mehr erreichen. Die wird sie aber auch gar nicht erstreben. Je mehr der politische Formalismus erstarrt, je rascher die Parteibildung sich der sozialen Schichtung anpaßt, desto nöthiger wird aber eine parlamentarische Klassenvertretung der Industriekapitäne. Was die Lohnarbeiter, die Kleingrundbesitzer und Bauern zu leisten vermochten, kann auch den Männern des Großgewerbes nicht unerschwinglich sein.

Der tausendmal prophezeite Krieg Aller gegen Alle wird trotzdem nicht ausbrechen. Das Leben, der Drang zum Wirken weist uns auf die Nothwendigkeit der Verständigung hin; und ein ruhiger Blick auf unsere Zustände lehrt, daß diese Pflicht hüben und drüben nur selten völlig verkannt wird. Auch drüben, im Lager der Arbeiterschaft, nicht; der zwischen Sozialdemokratie und Gewerkschaft fühlbare Gegensatz beweist es deutlich. Gewiß werden die Gewerkschaften sich nicht übermorgen schroff von der Partei trennen, unter deren Schirm sie erwachsen sind. Ihr Handeln zeigt auf Schritt und Tritt aber das Streben, vom unsicheren Boden einer Wolkenutopia auf das feste Land der harten Realität zu gelangen. Schon jetzt sind sie bereit, mit gegebenen Faktoren zu rechnen, den Traum von einer revolutionären Aenderung der Besitzrechtsnormen abzuschütteln und dem Unternehmer, der dem Lohnarbeiter nicht die Menschenwürde abspricht, zu geben, was ihm gebührt. Der Raum zu loyaler Verhandlung ist frei, die Stimmung ihr günstig. Und man dürfte hoffen, schneller, als es lange möglich schien, ans ersehnte Ziel eines dauernden Waffenstillstandes zu kommen, wenn im Reichsparlament den radikalen Vertretern der Arbeiter nicht doktrinäre Parteimänner und bei Unternehmerverbänden Bedienstete gegenübersäßen, die diligentiam prästiren und päpstlicher sein wollen als der Papst. Die Arbeiter verwenden ungeheure Summen zu einer Arbeit, die sie für „aufklärend“ halten. Warum thuns die Arbeitgeber ihnen nicht nach? Wenn sie, nicht nur unmittelbar vor den Wahlen, sondern während der ganzen Legislaturperiode, eine wirksame und weitausschauende Propaganda trieben, würde immerhin schon Etwas erreicht. Und vielleicht wäre ihre Strikekasse bald dann weniger belastet, als sies bisher war.

Die Industrie muß legitime und tüchtige Vertreter im Reichstag haben. Dann erst kann sie wirksam operiren. Dann erst würde auch das Reichsparlament das Bild unseres wirthschaftlichen Hochstandes getreu widerspiegeln. Ernste Arbeit ist nöthig. Mit der Einberufung von Wahlversammlungen und der Vertheilung von Wahlaufrufen und Stimmzetteln ist nichts Rechtes gethan. Auch während der Tagung muß rastlos gearbeitet werden. Und zu der Arbeit gehört Geld. Ein halbes (oder auch ein ganzes) Dutzend Millionen wäre leicht aufzubringen, wenn die modernen Großindustriellen sich damit die Möglichkeit sichern könnten, ihren Interessen, den lebensfähigen, berechtigten,

der res publica nicht feindlichen, Gehör zu verschaffen. Nicht durch den Mund altmodisch beschränkter Absolutisten, sondern durch die Rede und Kritik von Männern, die unsere Wirthschaft und ihre vielfach differenzirten Bedürfnisse gründlich kennen Wer agitirt heute? Centrum, Bund der Landwirthe, Sozialdemokratie. Die Industrie bleibt dem Kampfgewühl fern und überläßt Anderen die Sorge, demagogische Behauptungen als falsch und trügerisch zu erweisen. Auch sie muß sich endlich eine politische Organisation schaffen. Eine, deren Wirken bis in die dunkelsten Winkel reicht. Entschließt sie sich dazu, dann braucht die Uebermacht katholischer, agrarischer, sozialdemokratischer Agitation uns nicht mehr zu schrecken. In spätestens zehn Jahren würden die Erfolge sichtbar werden. Georg von Siemens wußte, was er that, als er die metallische Basis schuf, auf der, so lange der kluge Schöpfer lebte, der Handelsvertragverein sicher und stark ruhte.

Mancher Unternehmer denkt wohl, er und seine ganze Klasse brauche keine Partei und kein Parlament; viel schneller komme man ans Ziel, wenn man sich direkt an den Kaiser wende. Ein feines konstitutionelles Empfinden würde solchen Wunsch schon im Keim ausroden. Und glaubt die neue Aristokratie denn, mit der alten den Wettbewerb wagen zu dürfen? Ist sie sicher, stets bis an den Thron vordringen zu können? Sicher, daß jeder künftige Herrscher sie wohlwollend herbeiwinken wird? Hat sie noch nicht erkannt, in welchem Tempo wir aus dem Zustand freier Unternehmung in den gebundener übergehen, gebunden durch tausendfache staatliche, wirthschaftliche und öffentliche Beziehungen, die auch in einer schlecht verhüllten Despotie nicht leicht ignorirt werden können? Die Wirthschaftgeschichte Europas hat eine Entwickelung, wie die letzten vier Jahrzehnte sie uns gebracht haben, noch nicht gesehen. Die Männer, deren weitem Blick und dispositivem Talent wir diese Wohlstandssteigerung zu danken haben, können sich auch über ihre politische Pflicht nicht länger täuschen. Dem Privatunternehmer und seiner Klasse befiehlt das Interesse, auf dem durch das Allgemeine Wahlrecht umgepflügten Gelände sich eine strategische Stellung zu suchen. Wir brauchen die starken Köpfe der Großindustrie auch für die politische Arbeit, die nicht der Mittelmäßigkeit und Routine überlassen bleiben darf. Und wenn die jetzt abseits Stehenden, statt das Parlament, weils ihre Bedürfnisse nicht versteht, zu schelten, mit im Hohen Rathe des deutschen Volkes säßen, wären sie, mit ihrer Intelligenz, ihrem Sinn fürs Wesentliche, ihrer Verachtung bureaukratischen Zopfstils, unüberwindlich; und würden bald merken, daß die Arbeit fürs Vaterland auch ihrem besonderen Klasseninteresse lohnt.

Hannover.

Dr. Max Jänecke,
Mitglied des Landtages.

Lillis Fuß.

Ein schneeweißes Mäuslein
in molligem Häuslein:
Das ist Dein Füßchen in seinem Schuh.
Und ein übermüthig
und feuerblütig
und quecksilberquickes Ding dazu.

Es spitzt sich und reckt sich,
es neckt sich und streckt sich
in Lackschuh, Pantoffel und seidenem Strumpf.
Es ziert sich und zäumt sich
mit Bändern und bäumt sich
in tändelndem Takte, denn Tanz ist ihm Trumpf.

Auf sonnigen Wegen,
in Staub und in Regen
eilt es in gleichem sicheren Schritt.
Wie die wiegende Welle,
wie die schlanke Gazelle
gleitet und hüpft es in lautlosem Tritt.

In heißer Erregung,
in sanfter Bewegung,
in jubelndem Sprung und in Melancholie —
immer und immer
in ewigem Schimmer
singender Rhythmus und Melodie.

Im rauschenden Reigen
will ich mich neigen
nieder zu seinem Elfenbein
und schützender Schleier
und wärmendes Feuer
und Teppich und Brücke und Schemel ihm sein.

Helsingfors. Johannes Oehquist.

1906.

Wer den Blick über ein verflossenes Jahr gleiten läßt, sieht erst, welche kurze Zeitspanne ein Abschnitt von zwölf Monaten ist. Und doch drängen sich oft viele und verschiedenartige Ereignisse in den engen Rahmen zusammen; und das Gesammtbild sieht schließlich anders aus, als mans erwartet hatte. Vor einem Jahr schrieb ich, wir hätten eine Periode wirthschaftlichen Aufschwunges hinter uns, die nicht so bald ihresgleichen finden werde. Das Jahr 1906 hat mich Lügen gestraft; es war seinem Vorgänger nicht nur gleich, sondern noch erheblich überlegen. Auf dem Weltmarkt herrschte Hochkonjunktur. Die Berichte aus allen Industrien überboten einander an Glanz. Viele Betriebe, besonders in der Eisenindustrie und ihren Nebenbranchen, sind schon bis Ende 1907 mit Aufträgen versehen. Das gilt von Deutschland eben so wie von Amerika. Und nicht nur der Industrie ging es so gut; auch Handel und Landwirthschaft standen im schönsten Flor. Eins aber war sonderbar im Jahr 1906: überall gab es intensive Beschäftigung, doch fast nirgends ungetrübte Freude darüber. Neben der Segen spendenden Kybele stand die Göttin der Sorge. Am Meisten sorgte man sich ums Geld. Nie zuvor hatte solche Geldtheuerung geherrscht. Deutschland, England, Amerika sahen Rekordzinssätze. Bei uns wars die Folge des ungeheuren Kapitalbedarfes der Industrie, der ganzen Volkswirthschaft; in England schrieb mans den umfangreichen Goldexporten (nach Egypten, Nord- und Süd-Amerika) zu; und in der Union lags an dem nie zu stillenden Geldhunger einer rasch emporgeschossenen Industrie, einer bis an die Grenzen der Tollheit getriebenen Spekulation und an dem Mangel elastischer Notencirkulation. Zu der Sorge ums Geld kam die Furcht vor Arbeiterstrikes. Mit dem Lebensmittelpreis wächst ja auch der Wunsch nach höherem Lohn. Und die Arbeiter hatten gesehen, daß trotz den neuen Handelsverträgen mit ihren erhöhten Zollsätzen die Unternehmer sehr einträgliche Geschäfte machten. Merkwürdig, wie wenig man im vergangenen Jahr bei uns an die vorher so breit behandelten Folgen der neuen Handelspolitik gedacht hat. Nur ganz vereinzelt, aus einigen Grenzdistrikten, kamen Klagen, daß die Industrie zur Auswanderung gezwungen sei. Im Uebrigen Hinweise aufs kommende Jahr, das die Folgen der hohen Zölle erst deutlich hervortreten lassen werde. Auch in der Politik kams anders, als man dachte. In der zweiten Januarwoche hatte der preußische Finanzminister darauf hingewiesen, daß der „politische Himmel nicht ohne Wolken“ sei, und das ganze erste Vierteljahr hindurch lastete die Sorge um den Ausgang der Marokko-Konferenz auf den Gemüthern. Als dann endlich das Stichwort Algesiras von der Tagesordnung verschwand, glaubte man, der ruhmlose Handel sei endgiltig erledigt. Aber es kam anders: Marokko blieb „aktuell“, bis in den letzten Wochen die zwei philippischen Reden des neuen Kolonialdirektors und die Reichstagsauflösung mit ihrer Sensation alles Andere vergessen ließen. Der an der wirthschaftlichen Entwickelung interessirte Theil des deutschen Volkes hat die Auflösung des Reichstages, der ihm die neuen Steuern beschert hatte, nicht ungern gesehen; denn schlimmer kanns ja nicht kommen.

Die Klage über die Geldknappheit übertönte jeden anderen Nothruf. Herr Dr. Koch mußte sich in die Oeffentlichkeit flüchten, um alle gegen die Reichsbank und die ihr durch leidige Verhältnisse aufgezwungene Diskontpolitik gerichteten Angriffe abzuwehren. Er setzte sich mit Denen auseinander, die eine Abänderung des

Status der Reichsbank, die Einführung der französischen Goldprämienpolitik, die Erhöhung des Stammkapitals oder die Erweiterung der Steuergrenze bei der Notenausgabe forderten, und belehrte die Tadler, daß die Erhöhung des Diskonts das einzige Schutzmittel gegen die Schwächung des Metallbestandes der Bank die Geldpressung aber die Kehrseite des wirthschaftlichen Hochstandes sei. Erst durch die Ansammlung von Reichthümern könne eine Aenderung herbeigeführt werden. Die Reichsbank hat sich inzwischen durch veränderte Bestimmungen über den Giroverkehr und durch die Empfehlung eines Checkgesetzes zu helfen gesucht. Der Zorn der durch den hohen Zinsfuß Betroffenen war begreiflich. Die Reichsbank war mit einem Diskont von 6 Prozent ins Jahr 1906 eingetreten und mußte schon am zehnten Oktober wieder auf diesen Stand zurückkehren; nur bis auf 4½ Prozent war sie inzwischen heruntergegangen. Schon das Jahr 1905 hatte für ein an Geld knappes gegolten. Trotzdem herrschte damals sieben Monate lang ein Diskontsatz von 3 Prozent und der Jahresdurchschnitt betrug nur etwas mehr als 3¾ Prozent, also 1½ Prozent weniger als im Jahr 1906. Am achtzehnten Dezember 1906 stieg unsere Rate auf 7. Kein Wunder, daß die Wirthschaft seufzte. Aber die Reichsbank hatte nicht weniger Grund zum Klagen. Die letzte Septemberwoche brachte eine Steuerpflicht von 505 Millionen. Das waren noch 55 Millionen mehr, als der schlechteste Rekordausweis des Jahres 1905 gezeigt hatte. Die Anlagen im Wechsel-, Lombard- und Effektenverkehr stiegen vom Tiefpunkt im Juni (mit 901 Millionen) bis zum dreißigsten September auf 1762 Millionen, die Wechsel allein auf fast 1400 Millionen, einen bis dahin noch nie erreichten Betrag. Die starke Anspannung des Status ließ nur sehr allmählich nach; heute noch ist der Metallbestand um beinahe 100 Millionen niedriger als im Dezember 1905 und die Notendeckung bleibt (mit 57) um über 8 Prozent hinter dem vorigen Jahr und um 23 Prozent hinter dem Jahr 1901 zurück. Die außergewöhnlichen Geldmarktverhältnisse brachten uns auch eine sechsprozentige Diskontrate der Bank von England. Das englische Noteninstitut war über 5 Prozent während der letzten sieben Jahre nie hinausgegangen. 1899 war der Zinsfuß auf 6 Prozent erhöht worden, um den mit Beginn des Transvaalkrieges einsetzenden Goldstrom nach Afrika abzudämmen. Diesmal galt die Abwehr den Amerikanern. Auch nach Egypten strömte das Gold. Im Lande der Pharaonen ist in den letzten Jahren viel gegründet worden. Das Protektorat Großbritaniens hat im alten Gebiete der Pyramiden eine Aera des wirthschaftlichen Aufschwunges hervorgezaubert, die den ersten Kolonisatoren der Welt ein glänzendes Zeugniß ausstellt. Reges Wirthschaftleben aber erfordert großes Kapital; also mußten die Briten den Beutel aufmachen und hatten nur den einen Trost, daß alles Geld, das von der Throgmortonstreet nach Alexandrien und Kairo wanderte, ihnen schließlich doch wieder zufließen müsse. Die Bank von Frankreich, deren Rate nicht über 3½ Prozent hinausging, half der Schwester in England aus. Bei der Rücksichtlosigkeit, mit der Amerika alles erreichbare Gold an sich zog, war solche Unterstützung oft genug nöthig. Die Yankees saßen im Jahr des Heils 1906 tiefer denn je in der Geldklemme und ihr Schatzsekretär produzirte einen abenteuerlichen Plan nach dem anderen, um der Noth zu steuern.

In einem Punkt unterschied sich 1906 wesentlich von 1905. Die Börse brauchte weniger Geld. So sonderbar es klingen mag: trotz der schönsten wirthschaftlichen Hochkonjunktur gabs eigentlich keine Börsenkonjunktur. Die Spekulation

hielt sich brav; also war auch kein jäher Absturz, wie im Jahr 1900, zu fürchten. Die Spekulanten von Beruf wagten selten große Coups, weil als Folge der Geld-, Arbeiter- und Rohmaterialnoth doch immer eine Ungewißheit über der Börse lagerte. Und das Provinzpublikum stillte seinen Aktienhunger allmählich und gegen Kasse. Deshalb gabs 1906 auch keine Kursderoute. Emittirt wurde nicht so viel wie 1905. In der Zeit vom ersten Januar bis zum dreißigsten September 1906 wurden für nominal 2700 Millionen neue Effekten zur Zeichnung aufgelegt oder an der Börse eingeführt (gegen 3500 Millionen in der selben Zeit des Vorjahres). Auch diese Thatsache spricht für die ruhigere Haltung der Börse; noch deutlicher ein Vergleich der diesjährigen Kurse mit den ersten Notirungen nach Schluß des Jahres 1905. Der letzte Augusttag ist mit in den Vergleich hineingezogen worden, weil die Kurse um diese Zeit am Höchsten standen.

	2. Januar	31. August	15. Dezbr.
Deutsche Bank	243,90	240,25	241,40
Diskontogesellschaft	190,80	186.10	185,30
Dresdener Ba k	166,–	160,25	157,70
Handelsgesellschaft	173,—	172,—	173,30
Harpener	216,80	215,25	212,70
Bochumer	249,70	247,90	242,20
Laurahütte	249,20	245,70	244,70
Deutsch-Luxemburg	267,60	223,25	196,–
A. E.-G.	222,–	213,25	214,70
Packetfahrt	166,20	161,50	158,40
Lloyd	127,70	130,50	130,60
4% Russen von 1880	83,70	71,20	76,80
4% " " 1902	84,60	71,50	78,–
4½% " " 1905	92,70	86,10	90,60

Die Kurse sind seit Beginn des Jahres fast ausnahmelos zurückgegangen, obwohl draußen Hochkonjunktur herrschte. Damit ist der Beweis erbracht, daß die Börse schon bessere Jahre erlebt hat. Doch ist der Kursstand mancher Papiere noch immer höher als ihr innerer Werth. Wieder fiel eine Börsengesetznovelle in den Papierkorb. Mag sie Makulatur werden. Das Verbot des Terminhandels, auch das unbeliebte Börsenregister war geblieben; ob der neue Reichstag uns davon befreien wird? Die tollen Sprünge der newyorker Spekulanten wurden bei uns diesmal nicht mit so blindem Eifer nachgemacht. Nur auf dem Markt der Canada-Pacific-Aktien gings hoch her. Ihr Kurs stieg während des Jahres um 25 Prozent. Man hofft auf große Gewinne aus den Landverkäufen der Gesellschaft, deren Immobilienbesitz auf ungefähr 150 Millionen Dollars bewerthet wird, also größer ist als das rund 122 Millionen Dollars betragende Aktienkapital. Mancher hofft auch auf ein werthvolles Bezugsrecht; die Canada-Pacific-Bahn darf ihr Grundkapital ja bis auf 150 Millionen Dollars erhöhen. Kapitalserhöhungen amerikanischer Eisenbahngesellschaften sind in den Annalen der Börsen von 1906 überhaupt nicht selten. New York ist durch diese Transaktionen der großen Macher in einen chronischen Zustand fieberhafter Erregung versetzt worden, der sich in starken Kursschwankungen äußerte. Der Kapitalbedarf der Eisenbahnen hat die ohnehin schon abnorme Geldpressung natürlich noch erhöht. Der weiteren Entwickelung der Interessenkämpfe zwischen den amerikanischen Eisenbahnmagnaten sieht man mit einigem Bangen entgegen. Doch Amerika hat es noch immer

besser. Das Erdbeben in Kalifornien verschlang Millionen; aber die Union lehnte jede fremde Hilfe ab und verlangte nur, daß die Versicherungsgesellschaften die Policen prompt auszahlten. Die deutschen Versicherunginstitute, Feuer- und Rückversicherung, haben in San Francisco viel verloren. Noch heute weigern sich einige, die kalifornischen Schäden zu ersetzen; und die angesehenste Rückversicherungsgesellschaft, die Münchener, wehrte sich neulich sehr energisch gegen die Angriffe der amerikanischen Presse, die an Coulance Unbilliges fordert. Daß der Kampf gegen die Trusts und die Schwindelfrachtsätze der Eisenbahnen begann, ist für die Amerikaner sicher keine angenehme Erinnerung an das Jahr 1906. Ob die Anwendung der Antitrustgesetze Erfolg verspricht? Darüber wird vielleicht nach Ablauf des nächsten Jahres eher ein Wort zu sagen sein. Prophezeien ist nicht Jedermanns Sache. Davon können die Leute, die sich mit tausend Eiden für den finanziellen Zusammenbruch Rußlands verbürgten, ein Liedchen singen. Das Zarenreich zahlt seine Zinsen und die Kurse seiner Anleihen sind in der zweiten Hälfte des Jahres um ein hübsches Stück in die Höhe gegangen. Der deutsche Geldmarkt blieb spröde und gab direkt kein Darlehen an Rußland; indirekt hat sich deutsches Kapital aber an der in Paris aufgelegten fünfprozentigen Anleihe im Betrag von 2¼ Millionen Francs betheiligt. Wird Rußland im nächsten Jahr wieder verschlossene Thüren finden, wenn es bei uns anklopft? Man leugnet nicht mehr, daß auch das Zarenreich wieder eine günstige Wirthschaftkonjunktur erleben kann. Die Yankees lauern ja nur auf die Gelegenheit, sich in Moskau festzusetzen... Mit Amerika, Kanada und Spanien haben wir noch keinen Handelsvertrag. Hier heißts immer noch: Konvention oder Zollkrieg.

Den Banken brachten schon die hohen Geldsätze reichlichen Gewinn. Debitoren, Kreditoren und Depositen werden starke Zunahmen zeigen; und in den Effekten- und Konsortialgeschäften sind neue und alte Engagements mit Nutzen abgewickelt worden. Fusionen sind seltener geworden; die besten Rosinen waren ja schon aus dem Kuchen geholt. Einzelne Provinzinstitute sind mit ihrem Aktienkapital den berliner Großbanken näher gerückt. So die Bergisch Märkische Bank (75), die Rheinische Kreditbank in Mannheim (75), der Barmer Bankverein (60) Millionen, die Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft (65,70), die Essener Kreditanstalt (60 Millionen.) Da diese Institute alle zu berliner Banken in Beziehungen stehen, ist auch dadurch wieder die Kapitalmacht der Berliner vergrößert. Von den genannten Provinzfirmen sind kleinere Bankgeschäfte aufgesaugt worden. So übernahm die Rheinische Kreditbank die Firmen Julius Kahn in Pforzheim und A. Sulzberger in Konstanz; die Süddeutsche Diskontogesellschaft, die ihr Kapital um 5 Millionen erhöhte, das Bankhaus Weil & Benjamin in Mannheim; die Ostbank für Handel und Gewerbe in Posen gliederte sich die Bromberger Bank an; und zwischen der Deutschen Nationalbank und der Nordwestdeutschen Bank in Bremen kams zur Fusion. Die alten, stolzen Firmen S. Bleichröder in Berlin und Wm. Schlutow in Stettin verbündeten sich. Böses Blut machte wegen der Neuheit des Vorgehens die kommanditarische Betheiligung des Berliner Maklervereins an einem Bankunternehmen, der berliner Firma Veit, Selberg & Co.; und mehr Verwunderung als Freude erregte das erste Eindringen eines Waarenhauses in den Bankenbereich: Wertheim eröffnete eine Bankabtheilung. Die Großbanken wandten dem überseeischen Geschäft besondere Aufmerksamkeit zu. Der Concern Dresdener Bank-Schaaffhausenscher Bankverein erhöhte zu diesem Zweck sein Aktienkapital auf 325 Millionen. Die Deutsche Orient-

bank und die Deutsch-Südamerikanische Bank, die ihr Geschäft in Buenos-Aires und Mexiko eröffnete, sind von diesem Concern und von der Nationalbank für Deutschland gegründet. Die Deutsche Bank gründete die Mexikanische Bank für Handel und Industrie und gab dafür die Centralamerikabank in Guatemala, wegen der dortigen unsicheren Verhältnisse, auf. Die Darmstädter Bank empfing als Abschiedsgeschenk ihres (inzwischen zu hoher Berühmtheit gelangten und als Retter des Vaterlandes gepriesenen) Direktors Dernburg die Amerika-Bank, die mit 25 Millionen Mark gegründet wurde und dem Effektenaustausch zwischen Deutschland und Amerika dienen soll. Daß die alte Fuggerstadt, in ders noch vor zwei Jahren keine Aktienbank gab, 1906 gleich zwei Großbanken in ihren Mauern sah (die Dresdener Bank übernahm das Bankhaus Paul von Stetten in Augsburg und die Bayerische Filiale der Deutschen Bank die augsburger Firma Bühler & Heymann), mag als Kuriosum erwähnt werden. Hoffentlich bringt der neue Segen den Augsburgern auch Gewinn.

Der Industrie ists vortrefflich gegangen. Der Preis der Kohle und des Eisens stieg fast beständig. Dunkle Punkte gabs freilich auch: Arbeiternoth, drohende Strikes, Wagenmangel. Zum Glück ließ der Eisenbahnfiskus sich diesmal nicht lumpen: er hat so viele Güterwagen bestellt, daß die Industrie in einem Jahr die Aufträge nicht bewältigen kann. Die Bergwerk- und Hüttengesellschaften haben viel Geld verdient: Harpen, Rombach, Laura und Bismarckhütte gaben um 2, Bochum und Hösch um 3, Hörde und Phoenix um 5 Prozent erhöhte Dividende. Die Hohenlohewerke debutirten mit einer Dividende von 10 Prozent und auch Deutsch-Luxemburg suchte die sonst nicht besonders zufriedenen Aktionäre mit 10 Prozent zu trösten. Das Kohlensyndikat steht nur noch auf Stützen: Hüttenzechen und „Reine“ machen ihm das Leben sauer. Das Roheisensyndikat ist bis 1907 verlängert worden. Der Stahlwerkverband aber weiß noch nicht, ob er das Ende des nächsten Jahres erleben wird. Das Alte stürzt. Neue Kombinationen erstehen. Die wichtigste war die Vereinigung des Hörder Bergwerk- und Hüttenvereins mit dem Phoenix. In Oberschlesien schlossen Bismarckhütte und Bethlen-Falva-Hütte einen Bund. Eschweiler Bergwerk und Wurmrevier gelten als Verlobte; und Rombach ist auf der Brautschau. Gelsenkirchen bereitet eine völlige Fusion mit Rothe Erde und Schalke vor. Den einzigen größeren Ausstand hatte der Aachener Hüttenaktienverein Rothe Erde zu überstehen. Thyssen und Stinnes konnten ihren Einfluß weiter mehren; fast bei allen neuen Kombinationen in der rheinisch-westfälischen Montanindustrie haben sie die Hand im Spiel. Ungern sahen die Montangewaltigen die Errichtung von Hochofenwerken an der Wasserkante. Zu Stettin und Lübeck sind Gründungen in Emden und an der Unterweser, dort mit 12 Millionen Aktienkapital, hinzugekommen. Sehr betriebsam war die Internationale Bohrgesellschaft in Erkelenz, die mit 500 Prozent Dividende einen Weltrekord schauf. Und daß die Deutsch-Oesterreichischen Mannesmannröhrenwerke, ein Sorgenkind der Deutschen Bank, zum ersten Mal seit ihrem fünfzehnjährigen Bestehen eine Dividende geben konnten, durfte gewiß auch als ein Zeichen der Zeit gelten. Von der berühmten Hibernia und dem Krieg um sie werden wir auch 1907 noch hören. Der Fiskus will sich nicht zufrieden geben. An Verstaatlichungen könnte er doch genug haben. Die Gewerkschaft Hercynia war theuer. Das Schicksal des Kalisyndikats hängt nach wie vor dem Willen des Herrn Schmidtmann ab. Die Differenzen zwischen ihm mit Sollstedt auf der einen, Heldburg auf der anderen und dem Kalisyndikat auf der dritten Seite dauerten das ganze Jahr

hindurch. Mehr Glück hatte der Spiritusring, dem als Weihnachtgeschenk der Friedensschluß mit seinem schärfsten Gegner, der Ostdeutschen Spritfabrik, auf den Tisch gelegt wurde. Wilhelm Kantorowicz, der Vorkämpfer der Freiheit gegen das Kartell, mußte vor Isidor Stern nun doch die Segel streichen. Während die Spritfabrikanten und Brenner ihren Kampf um die Herrschaft auf dem heimischen Markt ausfochten, versuchten die Petroleumleute, der arg diskreditirten Standard Oil Company die Vorherrschaft auf dem Weltmarkt zu entreißen Sie gründeten die Europäische Petroleum-Union, die alle großen Verkaufsorganisationen Europas, mit Ausnahme der von Amerika ressortirenden, vereinigen will. Die enorme Steigerung der Kupferpreise, die fast aus dem Rahmen der allgemeinen Metallhausse herauswuchs, ist besonders der Elektrizitätindustrie fühlbar geworden. Trotzdem hatten die großen Unternehmen A. E.-G., Siemens & Halske, Schuckert, gute Abschlüsse; und Geheimrath Rathenau darf sich das Jahr 1906 nicht nur wegen der riesigen Abschlußziffern roth anstreichen: denn zum ersten Mal ist in der Generalversammlung die Dividendenpolitik nicht zum Gegenstande der Kritik gemacht worden. An dem Unternehmen, die Wasserkräfte der Viktoriafälle zur Versorgung des südafrikanischen Randminengebietes mit elektrischem Strom auszunützen, ist in erster Reihe auch die A. E.-G. betheiligt.

Das Jahr 1906 hat, Alles in Allem, so viele Hoffnungen erweckt, daß sein Nachfolger Mühe haben wird, die vom Vorgänger ausgestellten Wechsel prompt einzulösen.

Ladon.

Weimar.

Sachsen-Weimar-Eisenach hat eine Palastrevolution erlebt; eine unblutige. Dem jungen Großherzog Wilhelm Ernst, der nach kurzen Flitterwonnen ein Eheglück bestatten mußte, ist eine Freude genommen worden. Nicht mit brüsker Gewalt, wie man einem Kind ein Spielzeug aus der Hand reißt. Nein: hübsch sacht, unter schlau ersonnenen Vorwänden und mit Berufung auf die heiligen Interessen der Sittlichkeit und der Staatsraison. Die Sache ist wichtig; nicht nur für die im Großherzogthum Wohnenden, sondern für die ganze deutsche Kultur. Wichtig auch für die Beurtheilung der im Deutschen Reich leis fortwirkenden dynastischen Politik. Ein Rückblick wirds lehren.

Weimar sollte wieder ein Musenhof werden. Karl Alexander (der ein feiner, fürstlicher Mensch, nicht nur der Serenissimus mit den seltsamen Hirnschrullen und der schweren Zunge war) hatte die Tradition des Hauses gehütet. Wilhelm Ernst wollte neue Saat keimen sehen. Die an der Ilm heimische Goethe-Philologie wird leise und laut längst bespöttelt. Wars nicht möglich, die Zeuger neuer Schönheit ins Land zu ziehen? Ein Werdender wird immer dankbar sein. Der Kaiser liebt die junge Bildnerkunst nicht, hat sie (die er in ihren reinsten und stärksten Formen doch gar nicht kennt) in den Rinnstein ge-

wiesen? Um so besser für uns. Wir würden vergebens, wenn dem in die Mannesreife wachsenden Künstlergeschlecht in Berlin ein augustisch Alter erblühte. Da Alle aber, die der redselige Kirchenvater Sankt Anton nicht in die Sonne gebracht hat, dort im Schatten stehen, werden Einzelne, auf unseren Ruf, gern ins liebliche Thüringerland kommen. Sie kamen. Graf Harry Keßler, ein vornehmer, geistig polyglotter, von den Musen reichlich begabter amateur (ein charmantes Buch über Mexiko und schöne Aufsätze haben ihn auch in der Literatur bekannt gemacht), trat an die Spitze des Kuratoriums, dem die Museumsleitung anvertraut ist. Die Herren Henry van de Velde (dem auch der Gegner das Agitatorengenie nicht absprechen kann) und Ludwig von Hofmann verlegten ihren Wohnsitz von der Spree an die Ilm. Weimar wurde der Vorort des Deutschen Künstlerbundes, das Mekka der Artistenjugend. Und Keßlers Maecenatenheim herbergte manchen berühmten Gast. Der Großherzog sprach nicht viel (kompromittirte sich deshalb auch nicht, wie der Großvater oft in einer Kunstwerkstatt, durch ein wunderliches Wort), sah die Entwickelung aber mit stiller Freude. Mit noch sichtbarerer thats seine junge Frau Karoline. Die strahlte, wenn sie mit Künstlern plaudern, dem nie dozirenden Vortrag des Grafen lauschen konnte. Alles schien auf gutem Weg. Opposition gegen den Kaiser? Wer denkt daran? Caesar non supra grammaticos. Die Grenzen der Kunstrepublik hat selbst Bonaparte fast immer geachtet. Wie Wilhelm, so hat Wilhelm Ernst das Recht seines Geschmackes. Hie Begas, Werner, Ihne; hie Klinger, Hofmann, Van de Velde. Das kann uns kein Kaiser wehren; keiner veragen. Wir erneuen nur, was alte Tradition uns zuwies. Und gegen die Repräsentanten unserer Kunstpflege ist nichts einzuwenden. Graf Keßler, den schon die Großherzogin Sophie schätzte und auf ihrem Witwensitz wie einen Freund empfing, ist, mit seinem konzilianten Wesen, seiner an den nobelsten Mustern des achtzehnten Jahrhunderts geschulten Verkehrsmanier, wie geschaffen für die Vermittlung zwischen der höfischen und der artistischen Welt. Van de Velde spornt das Gewerbe zu neuer Thatenlust, neuem Leistungversuch. Die Gebildeten freuen sich der Anregung, des Lenzes, der eingezogen ist. Die Masse hofft, nicht ohne Fug, daß der Gewerbeexport und die Fremdenindustrie zunehmen und mehr Geld ins Land kommen wird. Und von Berlin ist keine Störung zu fürchten.

Keine? Unwillige Aeußerungen werden herumgetragen. Ists Klatsch? Ein preußischer Minister soll in Weimar gefragt haben, ob man allen Ernstes denn dort großziehen wolle, was in Berlin sub pollice imperatoris niedergehalten werde. Dementi. Bestimmtes ist nicht festzustellen. Der jähe Tod der jungen Großherzogin wirkt zunächst zwar wie ein Reif in der Frühlingsnacht. Karolinens Hilfe könnte einst fehlen, wenn fremde Ingerenz versucht werden

sollte. In dieser Frau war die musische Stimmung stärker als in dem Mann; aus ihrem leuchtenden Auge sah er das Land neuer Schönheit. Doch schon die Erinnerung hält ihn wohl bei dem Werk, das er an ihrer Seite begann. Und wer fragt in dem souverainen Großherzogthum, das jede dem Reich schuldige Pflicht gern erfüllt und dem Kaiser ohne Zaudern giebt, was des Kaisers ist, nach der berliner Witterung? Wer? Einer vielleicht. Herr Falconnet von Palézieux, der Oberhofmarschall des Großherzogs. Ein interessanter Herr; kein Dutzendhöfling. Aus der Schweiz, wo er das Handelsgeschäft erlernt haben soll, ist er nach Weimar gekommen. Und dieser Schweizer hats schon unter Karl Alexander zum Generaladjutanten, Generallieutenant, zur Excellenz gebracht. Energisch, wenns ihm nützlich scheint, sackgrob; und in großem Stil ehrgeizig. Als Oberhofcharge hinzukümmern, paßt ihm offenbar nicht. Er hehlt keinen Widerspruch, bückt sich niemals und zeigt durch Haltung und Rede, daß er nicht zum Hofgesinde gehört. Seine Kritik Allerhöchster Herrschaften hat den weimarer Salons oft das Gesprächsthema geliefert. In der Hauptverhandlung gegen einen Handschriftendieb sprach er als Zeuge über die verstorbene Großherzogin in einem Ton, der aus dem Mund eines aktiven Hofbeamten wohl noch nicht vernommen ward. Alles zittert vor ihm. Auch eine häßliche Lotteriegeschichte hat seine Stellung nicht gefährdet; trotzdem die Thatsache, daß ein gegen einen Beamten eröffnetes Strafverfahren ohne erkennbaren Grund eingestellt wurde, im Lande sehr böses Blut gemacht hatte und überall, ohne Angabe von Gründen freilich meist, in Privatgesprächen behauptet wurde, die Einstellung sei der Gnade des Oberhofmarschalls zu danken. Der Kampf wider diese Großmacht im kleinen Reich scheint Jedem zu schwer. Als Graf Wedel gestorben war, hatte Herr von Palézieux die Kandidatur des Flügeladjutanten Grafen Bylandt vereitelt und sich selbst die Oberhofmarschallswürde gesichert. Dem Kaiser, der für Bylandt gewesen war, ins Gesicht zu sagen gewagt, der Pflicht, für das Wohl seines jungen Herrn zu sorgen, könne kein anderes Bedenken ihn je entfremden. Dem Kaiser sogar; ein preußischer General. Der wird sich also auch nicht vor einem berliner Wink ducken. Ist mit der neuen Aera ja ganz zufrieden. Will einer zweiten Schaubühne Platz schaffen; sitzt neben Keßler im Kunstkuratorium; und freut sich der Gelegenheit, sich als connaisseur älterer Tafelbildkunst zu zeigen. Doch die Zeiten wechseln; nos et mutamur in illis. Der Mann, dem der ganze Hof den caesarischen Wunsch zutraute, im ärmlichsten Alpendorf lieber der an Macht Erste zu sein als im Kaiserreich der Zweite, sehnte sich plötzlich ins Weitere. In den Reichsdienst. Wollte in Petersburg Alvenslebens Erbe werden. Mit einem Sprung Botschafter auf einem der wichtigsten Posten; ohne je in der Diplomatie ernstlich gearbeitet zu haben.

Il se mettait sur les rangs; und seine Freunde waren bald überzeugt, er sei der rechte Mann für die Aufgabe und werde dem seit der Alkoholentwöhnung schwächlichen Nikolai und den verlüderten Großfürsten (wenns nicht anders gehe, durch patzige Grobheit) schnell imponiren. Der kühne Plan scheiterte. Herr von Schoen, auch Einer aus der Hofcarriere, bekam das Amt und der im Bereich des Nietzsche-Archivs akklimatisirte Uebermensch konnte seine Künste an den Gottorpern nicht erproben. Dünkte ihn, als er fort wollte, seine Position unhaltbar? Der Blick des Betrachters, auch des nächsten, sah sie nicht bedroht. Einerlei. Der Mann, der nach solchen Kränzen langte, mußte in Berlin mächtige Freunde haben; sonst wäre sein Trachten kindisch gewesen. Und diese Freunde mußten ihm eines Tages sagen: „Ihr Großherzog macht merkwürdige Sachen. Erst holt er sich die Leute, die der Kaiser nicht riechen kann, und jetzt sitzt er gar mit den Herren Max Klinger und Gerhart Hauptmann bis in die Nacht hinein bei der Cigarre und erzählt dann Jedem, ders hören mag, so schöne Stunden habe er noch nie erlebt. Glauben Sie, daß die Kunde nicht hierher dringt? Daß sie Seiner Majestät willkommen ist? Früher konnte mans noch für eine Marotte der jungen Frau ausgeben. Heute bleibts an Ihnen kleben. Denn einstweilen sind Sie der Oberhofmarschall des jungen Herrn. Wenns erst Graf Keßler ist ...“ Solches Wort verhallt nicht ohne Wirkung.

Graf Keßler hat nie nach einer Hofstellung gestrebt; hatte, um seine Unabhängigkeit zu wahren, jeden Entgelt für seine Arbeit abgelehnt und, wenn der weimarischen Kunstpolitik die Mittel fehlten, Subsidien geschafft. Er mochte denken, daß Oberhofmarschall Mancher, Harry Keßler nur Einer sein könne; und daß ein Hoftitel ihn um die werthvollste Geltung bringen müsse. Er freute sich, still an der Bereitung einer neuen Kunststätte mitarbeiten zu dürfen, an der Wiederherstellung eines der kleinen Kulturcentren, denen das alte Deutschland so viel zu danken hatte, und suchte, unter persönlichen Opfern, den Besitz des ihm anvertrauten Museums zu mehren. Rodin, der stärkste Plastiker unserer Tage, bot ihm, dem er befreundet ist, Handzeichnungen als Geschenk an. Der Graf dankte, sagte aber, die Rücksicht auf seine amtliche Stellung hindere ihn, so kostbare Gaben anzunehmen. Der Künstler entschloß sich, die Zeichnungen dem weimarischen Museum zu schenken. Als Antwort auf seine Meldung erhielt Keßler einen von dem Kabinetssekretär Freiherrn von und zu Egloffstein unterzeichneten Brief, der des Großherzogs Dank und Bereitschaft zur Annahme des Geschenkes aussprach. Die Meisterblätter wurden nach Weimar gebracht, ausgestellt: und ein Stürmchen entstand. Rodin, hieß es, verletze das Schamgefühl gröblich; besonders traurig sei, daß unter dem Protektorat eines deutschen Fürsten solche welsche Schweinerei sich breit machen dürfe; und so weiter

in der Banausentonart. Von einem „Zorn der Volksseele“ konnten nur Lügner schwatzen. Die vom Volk Abgeordneten erklärten, ihr Schamgefühl werde vom Anblick der Zeichnungen nicht verletzt; und die Philosophenfakultät der jenenser Hochschule ernannte Rodin zum Ehrendoktor. Man lachte über die Narren und Stümper, die in der Stadt Goethes mit dem Strickgarn Alter Jungfern die Kunst knebeln wollten; und rüstete sich fröhlich zu neuer That. Da trat plötzlich Herr von Palézieux auf den Plan. Fragte, sehr artig noch, ob das scandalum nicht zu vermeiden gewesen und ob der Graf der Zustimmung des Großherzogs (der inzwischen nach Indien gereist war) auch ganz sicher sei. Ganz sicher; ich habe in Paris ja den Dankbrief Seiner Königlichen Hoheit erhalten. Kein Mißverständniß? Der Oberhofmarschall will den Brief sehen. Ich werde ihn heraussuchen und aus meiner pariser Wohnung kommen lassen; übrigens hat Baron Egloffstein ihn ja unterzeichnet, muß also den Inhalt kennen. Das ists eben, verehrter Graf: Freiherr von und zu Egloffstein weiß gar nichts von diesem Brief. Die Sendung verzögert sich ein Bischen und Herr von Palézieux zeigt seine Ungeduld mit einer unter Kavalieren ungewöhnlichen Offenheit; Ungeduld und Mißtrauen. Weigert sich eines Tages, unter dem Vorsitz des Grafen Keßler im Kuratorium zu verhandeln, ehe die Angelegenheit geklärt sei. Deutet also an, der Museumsdirektor habe Unwahres gesagt und schlau manövrirt, um den Großherzog festzulegen. Endlich kommt der Brief. Der freiherrliche Kabinetssekretär muß reuig seinen Irrthum bekennen. Was nun folgt, spielt sich in dem Dunkel ab, das Ehrenhändel zu decken pflegt. Zu einer formellen Forderung scheints nicht gekommen zu sein; nur zu einer eventuellen. Der Oberhofmarschall soll keine schriftliche, sondern nur eine mündliche Erklärung abgegeben haben, die protokolirt wurde. Und den Brief des Kartellträgers (so muß man ihn ja wohl nennen), der diesen Thatbestand feststellte, hat der Hofsittenwächter als Beweisstück für eine Aktion gegen Keßler benutzt. So wird der Hergang von glaubwürdigen Männern erzählt. Sicher ist, daß Herr Falconnet von Palézieux, der an dem Konflikt allein Schuldige, zwar revozirt, den von einem Freunde des Grafen Keßler ihm zugestellten Privatbrief (ein amtliches Schreiben wäre ihm nicht von einem berliner Offizier überreicht worden) der Behörde vorgelegt und bei ihr für den Adressanten eine Rüge durchgesetzt hat. Das hat Graf Keßler mit seiner Namensunterschrift in der Zeitung „Deutschland“ bestätigt. Ob dieses Verhalten eines preußischen Generals gegen einen Kameraden (auch Keßler gehört der Armee an) der Sitte, dem geltenden Kodex entspricht, mag das deutsche Offiziercorps beurtheilen. Sicher ist auch, daß der Oberhofmarschall seinen Herrn in unzureichender Weise über die Vorgänge informirt hat. Denn als der Großherzog aus Indien heimkam, ließ er den Grafen,

in dessen Haus er sich vorher wohlgefühlt hatte, deutlich seine Ungnade fühlen. So deutlich, daß Keßler, der mit persönlichem Treugefühl an Wilhelm Ernst hängt, nach einer Anstandspause aus seinem Amt scheiden mußte. Kein Wort fürstlichen Dankes geleitete ihn. Die Pflege der Kunst wurde Herrn von Palézieux zugewiesen. Der uns über sein Programm nicht lange in Zweifeln ließ: er hat dem Deutschen Künstlerbund, dem Graf Leopold Kalckreuth, der Direktor der stuttgarter Akademie, vorsitzt und dessen Mitgliederliste die im deutschen Sprachbereich klangvollsten Namen umfaßt, für die Lenzausstellung die Benutzung der Museumsräume geweigert. Was verheißend begann, hat kläglich geendet. Muß es geendet haben? Will Wilhelm Ernst, wie dem Grafen Keßler, auch dem Volk seiner Sachsen das Ohr verschließen? Dem Volk, das jetzt murrt, Berlin habe über Weimar gesiegt? Ein Fürst ist stets leichter zu täuschen als irgend ein anderer Mensch. So einsam aber darf er nicht auf seiner Säule thronen, daß keine berathende, warnende Stimme bis zu ihm dringt. Der General hat den jüngeren Kameraden grundlos verdächtigt und den Brief, der (wahrscheinlich in der von militärischem Brauch für so ernste Fälle vorgeschriebenen Form) die Pflicht zu einer runden Revokation noch einmal betont hatte, freiwillig der zur Ahndung der Mandarinensünden berufenen Instanz ausgeliefert. Sobald der Großherzog diesen Thatbestand kennt, wird er, als Mann, als Fürst, als Soldat, nicht eine Stunde mehr zweifeln, wo die Schuld zu suchen, zu sühnen ist; wird er den Grafen, der ihm die Treue hielt, wenigstens hören.

Soll er ihn nie kennen lernen? Oder erst durch einen neuen Skandal, dessen Widerhall dann gewiß nicht in der Tiefe verklänge? Das darf nicht geschehen. Herr von Palézieux wird beweisen, daß er korrekt gehandelt hat (auch als er dem Großherzog empfahl, den Museumsdirektor Mißbilligung und Ungnade fühlen zu lassen) und daß der Vorwurf des Grafen ihn drum nicht belastet; oder wird seinen Platz räumen. Die deutsche Kunst „ward nicht gepflegt vom Ruhme, sie entfaltete die Blume nicht am Strahl der Fürstengunst“; und würde auch ohne weimarische Hofsonne weitergedeihen. Hat der Enkel Karl Augusts sich zu dem Ziel und den Mitteln berlinischer Kunstpolitik bekehrt: kein ruhig Wägender wirds ihm verargen. Weil ein von flinkem Verstand und bewundernswerther Willenskraft bedienter Ehrgeiz seinen Machtbezirk erweitern und sich gefällig erweisen möchte, sollen deutsche Künstler nicht eine flügge Hoffnung verscharren. Was 1817 Ereigniß ward, darf sich 1907 nicht wiederholen. Karl August hat rasch bereut, daß er sich von der Jagemann einlullen und zum Bewunderer artiger Pudelkünste erniedern ließ; rasch und für seinen Nachruhm dennoch zu spät. Spukt der Hund des Aubry noch durch Weimar?

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin
Druck von G. Bernstein in Berlin.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06576 3198

Digitized by Google